

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band VIII.

(Juli — August — September 1876.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Kerlich. — Amsterdam, Geffhardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, G. Ruquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolz. — Buenos-Aires, Jacobsen & Edderstedt. — Bularsch, Gottschel & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinapel, Chr. Roth. — Dorpat, G. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, D. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Jughirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Dolefschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Edderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Bang. — Neapel, Deffen & Rothsch. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odesa, Emil Bernab's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haer & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Rader. P. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Rymmel. — Rio de Janeiro, E. & G. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Goltjes. — San Francisco, J. B. Gilly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Bassebow. — Tiflis, G. Baerenshamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesch & Fried. — Wieda, G. Ahrens & Co. — Zürich, E. M. Edel.

Inhalts-Verzeichniß

zum

achten Bande (Juli — September 1876).

	Seite
I. Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. III. (Schluß.)	1
II. Reinhold Pauli, Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche	28
III. J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. III. (Schluß.)	60
IV. Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. III. (Schluß.)	84
V. Adolf Stahr, Wie aus einer Dichtung Geschichte wird	106
VI. Siegfried Kapper, Montenegro. Tagebuchblätter. VI. VII. (Schluß.)	116
VII. ****, Daniel Stern	128
VIII. E. S., Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert	135
IX. Alfred Woltmann, Thausing's Dürer-Buch	137
X. S. von Hellwald, Neue Schriften zur Kunde von Afrika	140
XI. Karl Frenzel, Das Jubiläum des Herrn von Hülßen. — Das Gastspiel des Meininger'schen Hoftheaters	148
XII. Rückblick auf die Orientwirren	156
XIII. Rudolf Lindau, Das Glückspendel. Novelle.	161
XIV. G. Nachtigal, Araber in Central-Afrika und Nomadenleben	182
XV. Louis Ehler, F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesammtausgabe seiner Werke	201
XVI. M. Jutrosinski, Die englischen Reviews	217
XVII. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. III.	238
XVIII. Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. IV. (Schluß.)	253

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XIX. ****, Lord Russell's Denkwürdigkeiten	269
XX. Wilhelm Scherer, Deutsche Puppenkomödien	275
XXI. Albert M. Sels, Ein Engländer über Heinrich Heine	279
XXII. Rudolf Elcho, Die Centennial-Ausstellung in Philadelphia	283
XXIII. R. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. I.	299
XXIV. A. Kammerz, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung	312
XXV. Literarische Neuigkeiten	323
XXVI. Marie von Olfers, Die Vernunfttheirath. Novelle.	327
XXVII. Friedrich von Hellwald, Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom	357
XXVIII. C. Ulrichs, Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller	375
XXIX. Adolf Laffon, Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften	391
XXX. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. IV. (Schluß.)	418
XXXI. Alfred Woltmann, Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München.	426
XXXII. Friedrich Gregffig, Die Ideale unserer Zeit.	451
XXXIII. J. von Hartmann, Zur Geschichte der modernen Kriegsführung	456
XXXIV. Wilhelm Scherer, Orthographische Nachwehen	460
XXXV. ****, Zeller's Petrusfage in französischer Uebersetzung	462
XXXVI. Paul de Lagarde, Abel's koptische Untersuchungen	464
XXXVII. R. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. II. (Schluß.)	468
XXXVIII. Literarische Neuigkeiten	487

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

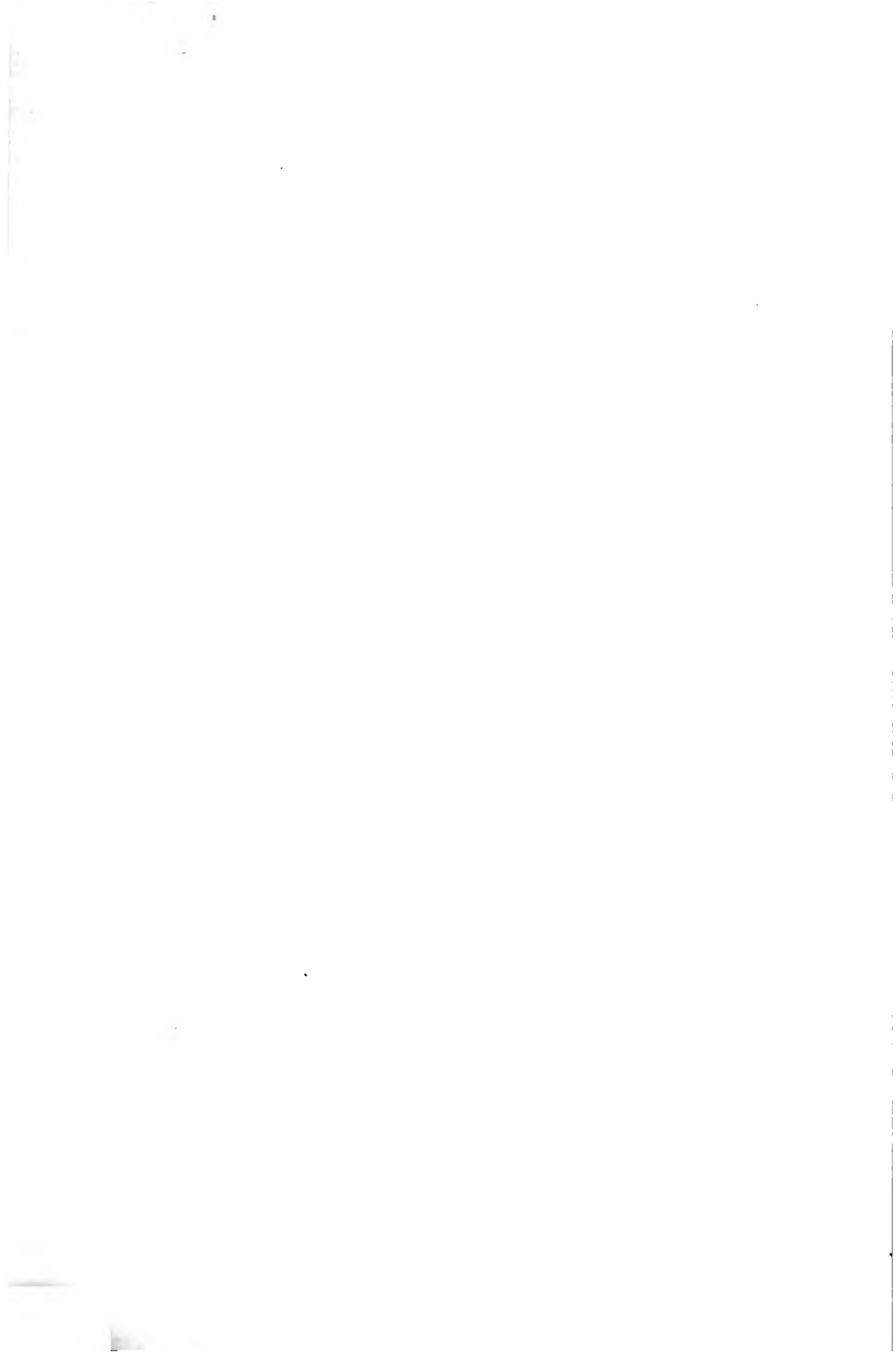


Zweiter Jahrgang. Heft 10. Juli 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Kerlich. — Amsterdam, Sehffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Willberg. — Basel, Chr. Mevri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, G. Ruquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobson & Edderstedt. — Bularsch, Gottschel & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, G. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, G. Voelcher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Jughirami. — London, A. Siegle. Irabner & Co. — Luzern, Dolefschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrich Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobson & Edderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Knoch. Ulrich Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff & Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haas & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. G. Schmiedorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Korabi. — Pisa, Ulrich Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Wiga, J. Deubner. A. Kummel. — Rio de Janeiro, E. & F. Baemert. — Rom, Roefcher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Geltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Zach & Fried. — Wiedo, G. Ahrens & Co. — Zürich, C. R. Gebel.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I. Julius von der Traun, Die Weibsfrau von Buchau. No- velle. III. (Schluß)	1
II. Reinhold Pauli, Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche	28
III. J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871; redigirt von der kriegsgeschichtlichen Ab- theilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Ge- schichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. Ein kritischer Versuch. III. (Schluß)	60
IV. Franz Dingeldey, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. III. (Schluß)	84
V. Adolf Stahr, Wie aus einer Dichtung Geschichte wird	106
VI. Siegfried Kapper, Montenegro. Tagebuchblätter. VI. VII. (Schluß)	116
VII. ****, Daniel Stern	128

Literarische Rundschau:

VIII. E. Z., Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert	135
IX. Alfred Woltmann, Haushing's Dürer-Buch	137
X. L. von Hellwald, Neue Schriften zur Kunde von Afrika	140

Berliner Chronik:

XI. Karl Frenzel, Das Jubiläum des Herrn von Hülsen. — Das Gastspiel des Meiningen'schen Hoftheaters	148
---	-----

Politik und Volkswirtschaft:

XII. Rückblick auf die Orientwirren	156
---	-----

Die Kesttiffin von Buchau.

~~~~~  
Novelle

von

Julius von der Traun.

~~~~~

(Schluß.)

Von dieser Stunde an war die Gewalt der Krankheit gebrochen. Die Kräfte des getrübbten Geistes stellten sich am frühesten ein, die des geschwächten Körpers sammelten sich aber nur langsam. Wochen vergingen, ehe Frau Louise das Lager verlassen, andere — ehe sie durch's Zimmer schreiten konnte. Noch immer hatte die Kesttiffin Allen außer dem Arzte und der Baronin Korporell den Besuch des Krankenzimmers untersagt. Letztere war jetzt erst recht in ihrem Fahrwasser, sie brachte Süpplein von der durchdachtesten Zusammensetzung, deren Geruch schon für sich allein gesunkene Nerven beleben mußte, junge Hühnchen, durch deren zarte, hellbraungebratene Haut das gelbgrüne Gefüllsel von gehackten Eiern und Erstlingskräutern leuchtete, und alle die bewährten Bissen, mit denen eine feine Küche die Kunst des Arztes und die sich wieder aufrichtende Natur vorsichtig unterstützt. Dame Korporell und Röschen saßen der Genesenden gegenüber, wenn sie ihre kleinen Mahlzeiten hielt, und zählten jeden Bissen von heute im Vergleich mit gestern, und waren so glücklich, wenn die Anzahl wuchs.

Die Stifzhofmeisterin berichtete täglich der Kesttiffin. Diese sendete jeden Morgen die besten Grüße, versagte sich aber selbst noch den Besuch, aus Gründen der Vorsicht, um jede ungewohnte Aufregung der Reconvalescentin zu vermeiden — wol auch aus anderen, die wir noch kennen lernen werden.

Der Monat März war schon weit vorgerückt, und da die Sonne immer wärmere Strahlen hereinwarf, ward beschlossen, Frau Louise in einem Rollstuhl auf den Bogengang hinaus zu bringen, damit sie sich wieder an die frische Luft gewöhne. Aber plötzlich brach ein heftiger Nachwinter los, noch einmal Schnee und Eis, es gab weiße Ostern. Ribiße und wilde Enten, die schon schaarenweise in das Schilf des Federsees gefallen waren, stellten ihre Wanderzüge ein, Finken

und Drosseln, die bereits in den Gebüsch des alten Gartens unten laut geworden waren, schwiegen erschreckt, und nur die ledigen Staare kämpften schnarrend um die Aflöcher, in denen sie zu nisten gedachten. Wenn auch der Schnee nach wenigen Tagen zerfloß, so gab es doch kalte Nächte, scharfe Luft, Märzenluft, und Dame Korporell verschob die Rollstuhlauseinfahrt in den Bogengang bis auf Weiteres. „Es ist ein tüdischer Monat,“ meinte sie, „und der Märzenhahn hat einen giftigen Schnabel. Nicht ohne Grund sagen unsere Bauern: März hat ein böses Herz.“

Endlich errang der Frühling den Sieg. Die ersten Tage des April holten das Versäumte wieder ein. Erfreulicher vielstimmiger Lirchengesang in blauen Höhen weckte die Schläfer der Thier- und Pflanzenwelt. Zu Fink, Drossel und Staar gesellten sich Rothkehlchen, Goldammer und Graßmücke und suchten ihre alten Wohnungen in Blüthensträuchern und knospenden Laubestronen; Kraniche und wilde Gänse zogen schreiend über die schwellenden Wälder hin, und Storch und Störchin richteten sich auf dem Giebelbache häuslich ein. Weilchen dufteten aus dem jungen Grase, März lilien, Seidelbast, Primeln und ihre Zeitgenossen erschlossen ihre Kelche, und an den blühenden Zweigen der Pflirschbäume schimmerte das erste Morgenroth des fruchtebringenden Jahres. Wenn aber die Nacht anbrach, flötete die Nachtigall ihr sehnsuchtsvolles Lied.

An einem schönen Mittage fuhr man Frau Louise in ihrem Rollstuhle in den Gang hinaus. Sie blickte fröhlich um sich, schlug die Augen zum Himmel auf, dann faltete sie die Hände. Im Dickicht des alten Gartens unten gurrte ein Turteltaubenpaar, und die Störche auf dem Ziegeldache oben klapperten vergnüglich. Röschen streute seiner Mutter duftende Weilchen in den Schoß, und der guten Dame Korporell quollen die Augen über. Es war ein sprachloses Dank- und Freudenfest. „Jetzt wird vielleicht doch noch Alles gut,“ sprach Louise und drückte ihr Töchterchen an's Herz.

Diese Ausfahrten in den alten Bogengang wiederholten sich nun täglich. Täglich besserte sich Louises Zustand. Schon vermochte sie an der Brüstung einige Minuten hinzuschreiten, schon waren die Gartenleute thätig, die Wege unten zu säubern und zu ebnen, eine baldige Ausdehnung der Spaziergänge war gewiß.

Eines Mittags kam die Aebtissin aus der Prälatur herüber, sie ließ sich einen Stuhl neben Louise stellen und wünschte der jungen Frau Glück und Heil zu ihrer Genesung. „Aber auch mir,“ fügte sie bei, wünsche ich Glück, daß mich ein barmherziges Geschick zur rechten Stunde an das Schneebettlein dieses braven Kindes und bald darauf an Ihr hilfloses Krankenlager führte. Was immer bis jetzt Ihr Schicksal, das ich ja nicht kenne, gewesen sein mag, mein Eintritt in dasselbe kann nur eine gute Wendung bedeuten, und was nur meine Hand und mein — Herz Ihnen zum Opfer bringen kann, liegt für Sie bereit.“

„O gnädigste Fürstin!“ erwiderte Louise und küßte, ehe diese es wehren konnte, die Hand Clotildens, „ich bin noch viel zu schwach, um die Tiefe meiner dankbaren Empfindungen auszudrücken. Werden andere Menschen von unsichtbaren Engeln beschützt, so hat mich ein sichtbarer Engel gerettet.“

„Hier ist Ihr Schutzengel!“ sagte Clotilde, indem sie Röschen zärtlich umarmte.“

„Für Alles sei Gott Preis und Dank!“ sprach Louise.

„In Ewigkeit, Amen!“ fügte die Stiftdhofmeisterin hinzu.

„Neben meinem ungemessenen Dante,“ nahm Louise wieder das Wort, „schulde ich aber Eurer fürstlichen Gnaden volle Aufrichtigkeit; von dieser Schuld muß ich alsbald mein Herz entlasten. Niemand weiß hier, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich gehen muß. Meine Weltverborgenheit hat ein Ende genommen. Zwar hat die Hand der liebevollsten Barmherzigkeit mich ihr entzissen, doch — mit ihr ist es vorbei. Ich muß zurück in die Welt, der ich entfloh — entfloh aus Stolz, Scham und Sorge, die aber — wie ich an Ihrem Eintritt in mein Schicksal erkenne — besser ist, als ich in meiner Unersahrenheit und Angst sie mir vorstellte. Fürstliche Gnaden, Sie sollen Alles wissen —“

„Heute nicht ein Wort von alle dem!“ unterbrach Gräfin Clotilde die Sprecherin. „Sammeln Sie Kraft, von Ihrer Abreise kann noch lange nicht die Rede sein. Ich werde Sie selber um Ihre Mittheilungen bitten, wenn der Arzt es mir versichert und ich selber sehe, daß Sie stark genug dazu sind. Denken Sie nicht an Ihre Vergangenheit, wir Beide haben es jetzt mit der Zukunft zu thun. Ich“ — setzte sie mit bewegter Stimme hinzu — „muß hoffen, daß die Ihrige freudenreich sein wird.“ Bei diesen Worten erhob sich Clotilde und ergriff Louizens Rechte: „Was haben Sie für eine feine Hand,“ sagte sie, dieselbe einen Augenblick betrachtend; dann küßte sie die Stirn der Genesenden, legte wie segnend die Rechte auf Röschens Haupt und ging in ihre Prälatur hinüber.

So leutselig und ohne Stolz auch die Dame Korporell war, es fiel ihr doch auf, daß ihre Fürstäbtissin, eine Dame in so hoher Würde und von so hochadeligem Stamme, so sans façon eine fremde Frau auf die Stirn küßte, deren Stand und Namen Niemand kannte, die ein Kind hatte und allem Anschein nach — keinen Mann. Die gute Dame hatte aber nicht bemerkt, daß die Aebtissin, als sie Louizens feine Hand lobte, nicht so sehr diese, als den Carneolring betrachtet hatte, der den vierten Finger dieser Hand schmückte. Es war derselbe Ring, der schon im Forsthaufe zu Brakenhofen Clotildens Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt hatte: derselbe Hahn, der auf dem Dornenzweige saß, dieselbe Freiherrnkronen darüber.



Wenige Tage nachher empfing die Fürstäbtissin den alten Landcomthur Kraft von Weitingen, der aus Allershausen herübergekommen war, um bei seiner verehrten Nachbarin sein langes Wegbleiben zu entschuldigen. Es war wieder das Zipperlein, das ihm weder zu fahren noch zu reiten erlaubt hatte. Es war ein langer, schmerzvoller Hausarrest. Jetzt sei es, Gott sei Dank, wieder besser und werde wol wieder eine Zeitlang vorhalten. Auch erzählte die alte Excellenz, was die Aebtissin wol schon vom Förster Buthart wußte, daß Baron Frikens Onkel verstorben und ihm seine Güter und auch Geld genug hinterlassen habe.

„Ich weiß,“ sagte Gräfin Clotilde, „Baron Friß ist nach Oesterreich gereist, um den schönen Erbsegen fröhlich in Besitz zu nehmen.“

„Na, fürstliche Gnaden,“ erwiderte der Landcomthur, „mit der Fröhlichkeit hat es wol seine gewiesenen Wege. Ich kann nur sagen, der reiche Erbfall war meinem Nessen ganz gleichgültig. Ich eiferte ihn an, nach Wien zu reisen und in den Dingen Ordnung zu machen; denn wenn ein lachender Erbe — und Friß ist seinem Onkel nie nahe gestanden — vom Erbgut fern ist, so bekommen mancherlei Sachen Füße und laufen dorthin, wohin sie nicht gehören. Er aber antwortete mir: Wenn ich schon reise und auch nach diesem Geschäft sehe, so ist es doch etwas Anderes, das mich in die Welt treibt. Ich hab' in ihr ein Glück verloren, das ich noch einmal suchen will. Finde ich es auch diesmal nicht, so lasse mir nur den Rittermantel der Ehelosigkeit schneiden, und all' mein Geld und Land mag der Orden haben. So oft das von Neuem bei mir einkehrt, was die Menschen Glück nennen, fällt die alte Last nur noch schwerer auf meine Seele. Ich fühle die Marter, aber ich trage keine Schuld; ich weiß, was es war, aber ich weiß nicht, was es ist. — Wenn er auf dieses Thema zu sprechen kommt, so frage ich ihn nie weiter; ich weiß, daß er nicht beichtet. Ich glaubte ihn zu Wien oder auf seinen Gütern, da erhalte ich vorgestern einen Brief von ihm vom Ufer des Bodensees. Er schreibt, sein Suchen sei bis jetzt erfolglos, doch müsse er noch einmal um den See herum. Es geschehe das hoffnungslos, doch unternehme er es nur darum, damit auch das geschehen sei. Wenn auch nicht zu Pfingsten, so werde er doch gewiß am Frohnleichnamstage zurück sein, in welcher Gemüthsstimmung, darum solle ich ihn nicht fragen. An Eure fürstliche Gnaden sendet er die ehrerbietigsten Grüße, und zum Schluß schreibt er: O wäre doch mein Schicksal so gütig, wie die schöne Aebtissin von Buchau!“

Eine hohe Röthe überflog Clotildens Antlitz. Ihre schönen Augen leuchteten freudig, freudig für jeden Fall. „Excellenz, wir lassen es beim alten Brauche,“ sagte sie schließlich zum Landcomthur. „Sie kommen, wie seit Jahren, und begehen mit uns die Festlichkeiten des Frohnleichnamstages. Und wenn Baron Friß von seiner Reise zurück ist, so bringen Sie ihn mit.“

~~~~~

Clotildens Besuche bei Louise hatten sich häufig wiederholt. Die beiden Frauen standen sich nahe, wie alte Freundinnen, obwol Louise sich die zärtliche Zuneigung der Aebtissin aus Theilnahme und barmherziger Menschenliebe allein nicht vollständig zu erklären vermochte. In den Gesprächen, die sie führten, übernahm Clotilde die Rolle der Erzählerin. Die Geschichte, die Besitzungen und die übrigen Verhältnisse des Stiftes Buchau, der Zustand und die Menschen der kleinen Reichsstadt, in der es seit den grauen Tagen Kaiser Rudwig's des Frommen seine Thürme und Dächer erhebt, das Alles gab Rawestoff für viele, viele Stunden; am lebhaftesten aber war die Unterhaltung, wenn Clotilde auf die Lebensgeschichte, die Eigenart und Gewohnheiten ihrer Stiftsdamen zu sprechen kam. Wie frisch waren da die Farben, wie zutreffend und nicht selten scharf die Pinselstriche, mit denen Clotilde die Bildnisse malte von der grauen Stiftshofmeisterin herab bis zum blonden Nestvögelchen Sibonie. Ueber die

Priorin von Gundelfingen und die strengblickende Baronesse Besserer schlüpfte sie mit einer kurzen, gutmüthigen Beleumdung hinweg.

Eines Abends spät, es war in den ersten Tagen des schönen Monats Mai, kam Clotilde in den alten Garten herunter, um der Arbeit des Gärtners nachzusehen; denn sie hatte den Befehl gegeben, der Freundin zu Liebe und Freude diese längst vernachlässigten Anlagen auf's Neue zur früheren Schönheit zu erheben. Der Gärtner hatte seine Schuldigkeit gethan. Aus der Marmorgruppe des Bassins sprang ein heller Wasserstrahl und erfrischte das die Felssteine umrankende Immergrün. Feiner weißer Riez bedeckte die Gänge. Die dunkelgrünen Säume und Schnörkel von Buchs um und in den Blumenstücken waren scharf und nett beschnitten, darin blühte an Blumen, was nur die frühe Jahreszeit gestattete. Die verwilderten Buchenwände hatte die unerbittliche Schere in die Grenzen der altfranzösischen Etiquette zurückgeschnitten. Das Beste hatte die Natur gethan. Büsche und Bäume schimmerten im jungen Laubschmuck, oder prangten noch in der letzten Pracht vollausgeblühter Blüthen, die in den letzten Stunden ihres Wonnelebens ihre süßesten Düfte verhauchten, wenn aber der Abendwind daran rührte, als rothiger Schnee in die stillen Gartengänge zu fallen begannen.

Droben in den blauen Aetherwogen fuhr das smaragdene Schiffelein des wachsenden Mondes, die Sonne war in die Wälder gesunken, und das junge Silberlicht malte die Schattenrisse der schwankenden Blumen und Zweige auf den erhellten Weg.

Vor dem Dürst an der Seemauer sah Clotilde Köschen beschäftigt, Blumen zu pflanzen. Als sie aber gegen die Treppe einbog, die in den Bogengang hinauf führte, kam ihr Louise entgegen.

„Das ist zu viel gewagt!“ rief Clotilde. „Alles ist noch lange nicht erlaubt. In so später Stunde und in so früher Jahreszeit noch im Freien zu sein, taugt nicht für Ihre junge Gesundheit. Der Mai hat einen guten Ruf, wie die Jugend, aber eine unbewachte Stunde in beiden kann dem Leben eine unheilbare Wunde schlagen.“

Louise seufzte tief auf bei diesen Worten, über die Clotilde, welche dieselben ohne jede Nebenabsicht gesprochen hatte, nachträglich selber erschrak. Sie suchte sofort den Eindruck ihrer Unachtsamkeit zu verwischen. Sie führte Louise, welche, in sich gelehrt, mit sich geschehen ließ, was Clotilde wollte, in das Zimmer hinauf, das bereits die Physiognomie einer Krankenstube verloren hatte und ganz heiter und traulich aussah. Die beiden Frauen nahmen auf dem Canapee Platz; Louise wollte Licht machen, Clotilde aber bat, das zu unterlassen: es sei so traulich, in der Dämmerung zu plaudern, und der Mond scheine ohnehin so klar durch die Fenster herein, deren Kreuz und Rahmen ihre Schatten so artig auf die Diele zeichnen. Dazu schwatzte sie angelegentlich von jenen kleinen Dingen, die ein Frauenherz so leicht zerstreuen und beschäftigen: von Kleibern und dem, was dazu gehört.

„Sie müssen jetzt,“ sagte sie, „den Schlafrock und das Nachthäubchen ablegen. Sie sind gesund und bald stark genug, in die Welt zurückzukehren, verstanden — in die Welt und nicht mehr in den Wald, wohin Sie ja nicht

gehören. Wir müssen neue Kleider anschaffen für Sie, und auch Röschen muß aus seinem Sandjäckchen heraus."

"Garderobe für mich," erwiderte Louise, "ist in meinen Koffern, die durch Ihre Güte von Brakenhofen herübergebracht wurden; Kleider und alles Uebrige, reichlich und standesgemäß."

Clotilde stutzte.

"Über mein gutes Kind," fuhr Louise fort, "hat nie was Rechtes am Leibe gehabt; es war bis jetzt ein Walbmädchen, und das darf und kann es nicht mehr bleiben. Sie haben Recht, wir müssen zurück in die Welt. Das Siegel ist gebrochen, aber ich zitt're vor dem Inhalt des Briefes, den ich nun entfalten und — lesen muß."

"Muth, Muth," sprach Clotilde, "was kann denn Böses drinnen geschrieben stehen? Ihr Herz drückt keine Schuld, das zeigt Ihr Auge. Bauen wir auf Gott. Bauen Sie auch auf mich! Louise — ich weiß Nichts, und vielleicht weiß ich schon Alles."

"Gott im Himmel, gnädige Frau!"

"Wir können den Satz auch umkehren," fuhr Clotilde fort: "Ich glaube Alles zu wissen und weiß vielleicht — Nichts. Nur noch ein Stein fehlt zu meinem Bau; finde ich diesen nicht, so scheiden wir und fragen uns nie wieder."

"Ich finde es begreiflich," nahm Louise das Wort, "daß Sie sich über mein räthselhaftes Erscheinen, über mein verborgenes Vorleben seltsame Gedanken machen, aber, fürstliche Gnaden, wissen können Sie nichts. Es ist ein undurchdringlicher Schleier gefallen zwischen mir und ihm —"

"Und ihm?" fragte mit Nachdruck Clotilde.

"Und ihm!" versetzte ruhig Louise. "Sie werden hören."

"Wer ist dieser Er?"

"Ich weiß es nicht, meine Wohlthäterin, Ich kenne weder seinen Namen, noch seine Heimath. Er war ein Soldat, das ist Alles, was ich von ihm weiß."

"Ich verstehe!" rief Clotilde entsetzt aus. "Sie sprechen von den Schrecken des Krieges, von einem fluchwürdigen Verbrechen —"

"Nichts von alledem!" erwiderte Louise. "Ich spreche von einem liebewürdigen Jüngling, von zwei jungen Herzen, welche die Welt vergaßen, und die sich beide, das ist mein Glaube, wol nicht mehr vergessen, aber — ach! — nicht wiederfinden können. Vielleicht ist er todt — er war ja ein Soldat!"

"Schonen Sie sich, Louise!"

"Seien Sie ohne Sorge. Ich fühle mich gesund und wohne jahrelang allein mit diesem Gedanken. Bald schlägt meine Scheidekunde aus diesem Hause edler Menschenliebe. Gnädige Frau, Ihr mildes Herz erleichtert mir meine Pflicht, hören Sie meine Geschichte: Ich bin das einzige Kind des kaiserlichen Reiterobersten Philibert Freiherrn von Dornhahn. Unsere Familie stammt aus dem Schwarzwalde, wo noch ein Städtchen, das oberhalb Horb liegt, aber längst von unserer Familie gekommen und jetzt württembergisch ist, unseren alten Namen führt. Schon mein Großvater war in kaiserlichen Diensten und im dreißigjährigen Kriege zu reicher Beute gekommen; er hatte sich in Unterösterreich eine schöne Herrschaft nächst dem Donaustrom gekauft. Ich habe ihn nicht

mehr gekannt, ebenso wenig als meine Mutter, die bald nach meiner Geburt starb. Sie war ein ungarisches Edelfräulein von Somogy, das mein Vater aus dem Türkenkriege heimgebracht hatte, als er von der Verfolgung des von Wien weggeschlagenen Belagerungsheeres Kara Mustafa's wieder nach Oesterreich zurückkam. Mein Vater sagte oft von ihr: sie habe heißes Blut gehabt und sei ganz anders gewesen, als deutsche Frauen. Von mir sagte er, ich gleiche ihr nur wenig, und das sei ihm eben recht. Ich wurde auf dem Schlosse meines Vaters erzogen, doch — ich muß es gestehen — mehr wie es einem Knaben, als wie es einem Mädchen zukommt. Lesen, schreiben hatte ich bald begriffen, die Lehren der katholischen Religion, die mir der Ortspfarrer vortrug, nahm ich willig in mich auf und dachte nie darüber nach, wie das einer gläubigen Christin gebührt. Die Hauptlehrgegenstände waren aber Reiten, Schießen, Fechten; in der Kunst, einen Kahn zu lenken und richtig mit Angel und Netz zu fischen, war ich bald eine Meisterin. Der Jäger, der Hoffischer und ein alter Wachtmeister, der als Castellan bei meinem Vater das Gnadenbrod aß, waren meine Lehrer, eine rüstige Matrone, die schon bei meiner Mutter Kammerfrau gewesen, war in allem Uebrigen meine Führerin, Pflegerin und Wächterin. Rüdte mein Vater in's Feld, oder mußte er aus anderen Ursachen für längere Zeit das Haus verlassen, so änderte sich meine freie Lebensweise mit einem Schlage. Jäger, Fischer und Wachtmeister verschwanden aus meiner Nähe, es wurde mir kein Pferd gestattet, ich durfte über den Schloßgarten nicht hinaus, und Frau Mechthild, so nannte sich meine Aja, blieb meine einzige Gesellschaft. Als der Kaiser in den letzten Krieg mit den Bayern und Franzosen verwickelt wurde und mein Vater mit seinem Regimente zu dem Heere des Prinzen Eugen stoßen mußte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist wieder ein Anfang wie 1631 und das Ende nicht abzusehen.“ Er verkaufte seine Herrschaft an der Donau, er meinte: „Der Krieg wird die Güter billiger machen; erlebe ich den Frieden, so laufe ich wohlfeil wieder ein.“ Wenige Tage vor dem Ausmarsch eröffnete er mir, daß er mich mitnehme in's Feld. „Hinter der Fronte,“ sprach er, „gibt es immer sichere Städtlein, Du bist wohl beritten, muthig und leicht beweglich, Du sollst immer in Sicherheit, aber auch in meiner Nähe sein, mein geliebtes Kind. Ich muß von Zeit zu Zeit in Deine treuen blauen Augen schauen, wer weiß, wie lange die meinen noch offen stehen. Wir Soldaten haben unsre Ahnungen, und es schwant mir: alle Kugeln des nächsten Krieges fliegen nicht an mir vorbei.“ Ich suchte seine düstern Gedanken zu verschweigen, mußte aber sammt Frau Mechthild dennoch mit in's Feld. Wir wurden in allerhand Ortschaften am Rhein, Main, in Franken und in Schwaben untergebracht; als aber im September 1703 die erste Schlacht bei Hochstädt für die Kaiserlichen verloren gegangen war, sendete uns mein Vater unter guter Bedeckung in eine hübsche Stadt am Bodensee, deren Namen ich nicht nenne, damit kein Unberufener die Spuren Desjenigen finde, der nicht gefunden sein oder selbst nicht suchen will. Als wir aus dem Stabsquartier meines Vaters wegzeigten, ritt dieser eine gute Strecke neben unserm Wagen mit. Als er endlich zurückreiten mußte, hielten wir an, ich stieg aus und er saß ab, um uns noch einmal recht herzlich zu sehen. Er führte mich unter einen Baum und

übergab mir ein offenes Schreiben, das die Adresse trug: An den Wohlgelehrten und Gestrungenen Herrn Johannes Bolland, Elterherr der Kaufmannschaft und des Rathes der Reichsstadt Ravensburg. „Wenn mir oder Dir nach dem Rathschlusse Gottes etwas Außerordentliches widerführe, zu dessen Bewältigung Dein Verstand oder Deine Mittel nicht zureichen, dann wende Dich an diesen braven Mann, meinen alten Freund. In seinen Händen liegt mein Vermögen, das Dir eine standesmäßige Zukunft in der Welt sichert, er wird an Dir handeln, wie ein Vater.“ Als er die letzten Worte sprach, quollen seine Augen über. Ich aber hing an seinem Halse und sagte: Ach lieber Vater, wie ist mir das Scheiden von Dir so hart. „Laß das Weinen,“ sagte er, „habe immer Gott vor Augen, und wir sehen uns wol fröhlich wieder.“ Darauf nahm er mich auf seine Arme, trug mich wie ein Kind in den Wagen, küßte mich, und wenige Secunden darnach hörte ich nur noch den Hufschlag des fortsprengenden Pferdes. Ich hatte nichts mehr von ihm, als seine Thränen, die auf meinen Wangen lagen.“

Von Rührung übermannt, hielt die Erzählerin inne; Clotilde hatte ihre Hand ergriffen, die sie zärtlich in die ihrige schloß. Louise begann von Neuem: „Halte Gott vor Augen! — es ist anders gekommen, gnädige Fürstin! Als wir an unserm Bestimmungsort anlangten, erwartete uns am Stadthore eine Magd, die sich auswies, daß sie von Herrn Bolland von Ravensburg für uns gemiethet sei. Sie führte uns in ein kleines, wohl eingerichtetes Haus, das Herrn Bolland's Eigenthum war. Es hatte eine schmale Fronte auf einen kleinen Platz, die freundlichsten Stuben aber sahen in einen engen, langen Garten, der nahe an das Seeufer hinausreichte, von dem es ein Rest der alten Stadtmauer schied. Hier lebten wir einsam, und ich verließ nur an Sonn- und Feiertagen das Haus, um die Kirche zu besuchen. Die übrige Zeit vertrieb ich mit Lesen, Nadelarbeit, griff wol auch sonst im Hause zu und schrieb fleißig Briefe an meinen guten Vater, aus dessen Handschriften ich erfuhr, wie sehr der Krieg, der mit wenig Glück für die kaiserlichen Waffen geführt wurde, ihn mit seinen Dragonern zwischen Main und Rhein umhertrieb. Der Winter brach herein, mein Vater mußte nach Wien, an den neuen Plänen und Ausrüstungen für das nächste Jahr mitzuarbeiten. Eines Morgens erzählte unsere Magd, als sie vom Markte kam, es hätten sich einige junge kaiserliche Officiere, die bei dem Falle Breisach's schwer verwundet in französische Gefangenschaft gerathen waren, ranzionirt und wären jetzt zu ihrer Heilung hier eingetroffen, denn in der Stadt, die wir damals bewohnten, lebte ein weit und breit berühmter Wundarzt. Ich bedauerte die jungen Leute, doch sah und hörte ich nichts von ihnen, und so floß der Winter ereignißlos vorüber. Es war schon lange wieder Sommer geworden, mein Vater war beim Heere, und ich lustwandelte in unserm Garten. Ein Gitterfenster, das in ziemlicher Höhe in der alten Stadtmauer angebracht war, und das ich wol früher oft bemerkt hatte, ohne etwas dabei zu denken, erregte meine Aufmerksamkeit. Von da oben, dachte ich mir, müsse eine herrliche Fernsicht über den See hin auf das gegenüberliegende Land sein, und ich ließ mir eine hölzerne Treppe und oben daran einen kleinen Söller bauen, auf dem ich an einem Tischchen sitzen und hinausblicken konnte. Hier saß ich nun oft, wenn

die Schweizeralpen hinter Rorschach herüber im Richte der untergehenden Sonne rosig glühten und das Abendläuten von den Kirchtürmen über die plätschernden Wellen geflogen kam. In jenen Abendstunden, wenn so Alles um mich her harmonisch sich zur Ruhe neigte, Wellengeräusch und Vogelstimmen ihr sanftes Schummerlied sangen, fühlte ich mich zum ersten Mal in meinem jungen Leben einsam, ausgeschlossen von einem allgemeinen Glücke, das mir in jeder Blume, in jedem Falter, in jedem Gartenvöglein zu leben schien. Diese Ausgeschlossenheit schien mir ein großes Unrecht, das mir widerfahre, und beunruhigte mit Gefühlen, die ich früher nie empfunden, mein Herz und mein Blut. Zwischen der Mauer, die unsern Garten begrenzte, und dem Seeufer war nur ein schmaler Steig. Das Ufer war hier mit niedrigen Erlen- und Weidenbüschen bewachsen, dafür aber wuchs außen an unserer Gartenmauer eine Gruppe von Rußbäumen, deren Zweige in der Höhe meines Gitterfensters sich zur Laubekrone ausbreiteten. Als ich eines Abends auf dem Söller wieder meinen Platz eingenommen hatte, der mir nicht mehr so friedlich war, wie in den ersten Tagen, gewahrte ich gerade unter mir am Ufer einen jungen Mann sitzen, der angelte. Er trug ein gelbes Koller mit rothen Aufschlägen, wie ich das öfter schon an kaiserlichen Reitern gesehen hatte. Neben ihm lag eine leichte Tuchmütze, am Hinterhaupte des Anglers sah ich eine schmale seidene Binde geknüpft, wie bei Einem, der eine heilende Stirnwunde noch vor Staub und Luft verwahrt. Wenn er aber die leere Angel zog und dabei ungeduldig den Kopf wendete, konnte ich die Binde vorn kaum gewahren, denn seine schwarzen Haare fielen lockig und seidenreich über seine Stirn herab. Es war ein blaßes, vornehmes Antlitz und eine vornehme Gestalt. Ich saß still oben in meinem Versteck und paßte, ob er sein Fischlein fangen würde. Ach — fürstliche Gnaden — er fing es wirklich! Plötzlich zog er seine Angelschnur. Als er das Gewicht seiner Beute fühlte, schleuderte er dieselbe heftig in die Höhe, zu heftig, denn sie nahm vom Rucke einen weitausgreifenden Schwung, und im nächsten Augenblick hing das zappelnde Forellchen an einem Rußbaumzweige, gerade vor dem Gitterfenster, hinter dem ich lauschend saß. Der junge Mann sah empor und erblickte mich. Seine Hand fuhr an sein Herz und seine Wangen rötheten sich. Dann sprang er auf den Rußbaum zu, und eh' ich mich besinnen konnte, saß er vor mir in den Zweigen. Er machte die Schnur los, zog behutsam die Angel aus den Riemen und schleuderte das Fischlein weit hinaus in den See. „In dieser Stunde,“ rief er aus, „soll keinem lebenden Wesen Unheil widerfahren, in der ich so großes Heil erlebe!“ griff durch's Fenster nach meiner Hand und drückte sie feurig an seine frischen Rippen. Mich übergoß eine unbekannte Gluth. Er ließ meine Hand nicht los, und unsere Augen konnten sich nicht trennen. Wir waren auf einmal unten im Garten beisammen; wie es geschah — davon habe ich keine Erinnerung; wie lange er bei mir war, dafür habe ich kein Maß; was wir sprachen — ich weiß es nicht; was wir thaten — ich kannte es nicht. Als ich am andern Morgen, wie aus einem Fiebertraum, in meiner Stube erwachte, stand Frau Mechtild vor meinem Lager und erzählte: „Heute Nacht ist Jemand in unsern Garten eingebrochen. Die Thür des Pförtchens, das an den See hinausführt, liegt zertrümmert, aber gestohlen wurde im ganzen Hause Nichts.“

Ich drückte mein Gesicht in das Kissen und weinte, ich klagte über Unwohlsein. „Ich muß den Zimmermann herbeischeiden, daß er sogleich eine neue, feste Thür macht,“ sagte Mechthild und trippelte davon. Ich verließ tagelang, so hell auch die Sonne draußen schien, meine Stube nicht; ich aß und schlief nicht mehr und hätte mich im Mittelpunkte der Erde verbergen mögen. Eines Tages erzählte unsere Magd, es war ein Julitag des Jahres 1704: heute am frühen Morgen sei ein Trompeter mit Depeschen aus dem Hauptquartier des Prinzen gekommen, alle Truppen müssen eilig an die Donau hinauf, dem Churfürsten von Bayern und seinen Franzosen entgegen. „Haben Sie denn nicht an allen Ecken trompeten gehört?“ fragte sie mich. „Alle Soldaten sind mit Sach und Pack angetreten, auch die jungen Officiere, die Winters über sich hier von ihren Wunden heilen ließen, sind aufgefessen, und eben jetzt reiten sie alle aus dem Städtchen. Auch nicht ein Troßbube ist zurückgeblieben.“ Mein Blut erstarrte, doch wußte ich in meiner Unschuld nicht — warum? Ein Gedanke quälte mich Tag und Nacht, es war der Gedanke, meinen Vater wiederzusehen. Ich fühlte, daß Etwas zwischen mich und ihn getreten war, in jener Stunde, die ich noch immer nicht verstand. Wenn ich das theure Antlitz meines Vaters im Traume sah, fuhr ich schreiend auf vom Schläfe. Da kamen auf einmal Freudenboten von der Donau herab, Prinz Eugen und Marlborough haben den Churfürsten und seine Franzosen bei Hochstädt auf's Haupt geschlagen, jetzt sei der Feind überwunden und ein langer Friede gewiß. „Jetzt kommt Dein Vater!“ rief es vortwurfsvoll in meinem Herzen — aber meine Seelenangst war — leider — umsonst. Statt meines Vaters kam sein Freund aus Ravensburg und brachte mir die Kunde von seinem Tode. Er war bei Hochstädt als Sieger gefallen und in der dortigen katholischen Pfarrkirche beigesetzt. So groß früher meine Furcht war, nur noch größer war jetzt mein Schmerz. Ich reiste mit Herrn Volland auf meines Vaters Grab, ich legte den Mund auf seinen Grufstein und rief hinab um seine Verzeihung, und doch kannte ich damals noch nicht den ganzen Umfang meiner Schuld. Herr Volland schlug mir vor, sein Haus in Ravensburg zu theilen; er war in dem Testamente, das mein armer Vater in seinen Händen zurückgelassen hatte, zu meinem Vormund bestellt. Ich schlug seinen Antrag aus und bat ihn, dort in dem stillen Hause, wo ich die Botschaft vom Tode meines Vaters empfangen, abgeschieden von der Welt um ihn trauern zu dürfen. Mein Vormund gestattete das, ich hatte aber nur die halbe Wahrheit gesagt. Mußte ich denn nicht hoffen, daß Der, welcher mich dorten verlassen hatte, mich dort wieder suchen werde?! Ach! Monate vergingen, und er kam nicht wieder! Inzwischen änderte sich so Vieles in meinem Befinden, daß Frau Mechthilden die Augen aufgingen und sie aus Pflicht ihres Gewissens mir unerfahrenem Mädchen erklärte, daß ich ein Kind unter meinem Herzen trage. Was nun folgte, ist kurz erzählt. Der, den ich erwartete, kam nicht, und ich weiß nicht, bei welchem Namen ich ihn rufen soll. Ich erkaufte Mechthildens Schweigen mit Gold, an dem es mir nicht fehlte, verließ unbemerkt das Haus, das ich bisher bewohnt hatte, reiste nach Ravensburg, mit meinem Vormund die Angelegenheiten meines Vermögens zu bereiden; meine Kammerfrau sendete ich mit einem weiteren Geschenke und einem guten Reise-



gelbe zu den Ihrigen nach Böhmen. Herr Volland fragte mich, ob ich wieder in das Städtchen, in dem ich seit meines Vaters Tode mich aufgehalten, zurückzukehren gedächte, weil er, wenn dieses nicht meine Absicht wäre, für sein Haus dorten einen geschickten Handwerksmann als Käufer habe. Ich eröffnete ihm, daß ich entschlossen sei, nach Wien zu reisen, wo eine Schwester meiner Mutter lebte; an eine Rückkehr in jenes Seestädtchen dachte ich keineswegs. Mein Vormund, dem mein Zustand verborgen war, gab mir einen seiner Kaufmannsbedienten mit, der mich auf meiner Reise bis Ulm und donauabwärts hätte begleiten sollen; welches Ereigniß aber diese Reise im Bratenhofer Forsthaus unterbrach, das werden fürstliche Gnaden wol schon längst vom alten Burkhart erfahren haben. Möge Gott ferner mich und mein Kind so milde schützen, wie Sie, meine Wohlthäterin, mich beschützt und gerettet haben. Wie kann ich Ihnen genug danken, nie ich und niemals auch die, welche das Beste von Ihnen empfangen, meine vaterlose Tochter. Und so gestatten Sie mir noch in dieser Woche meine Abreise als Ihre ewige Schuldnerin."

"Liebe Baronesse," entgegnete die Aebtissin, „davon kann noch keine Rede sein, denn das, was sie mir erzählten, erweckt meine Aufmerksamkeit in höherem Grade, als Sie sich wol denken mögen. Was ich soeben hörte, muß ich erwägen und — benutzen. Das Frohnleichnamsfest müssen Sie noch bei mir zubringen. Darauf muß ich bestehen, und wenn Sie glauben, mir verschuldet zu sein, so zahlen Sie mit der Erfüllung dieses meines dringenden Wunsches. Wir wollen Röschen in Rosen kleiden und ich denke, es soll ein Freudentag werden für die Kleine und — auch für Sie! Für Sie!" wiederholte Clotilde mit einem Seufzer, küßte Louise auf den Mund und verließ das Gemach.

Der Mond war unterdessen höher heraufgezogen und die fortgeschrittene Dämmerung gestattete ihm die vollste Stärke seines Lichtes. Als Clotilde aus der Thür trat, stand Röschen auf der obersten Stufe der Treppe, die aus dem Garten heraufführte, von Silber übergossen, märchenhaft, wie in einer Glorie. Die Kleine ahnte aber nichts von dem Strahlenglanze, der sie umfloß, und ordnete einen Strauß Bergißmeinnicht, den sie gepflückt hatte. Clotilde trat hinzu und fragte: „Wem bringst Du diese schönen Blumen?"

„Wem denn sonst, als meiner lieben Mutter? Es sind Bergißmeinnicht. Die liebt sie so sehr. Sie sagt, diese blauen Sternchen bedeuten, daß man die Menschen, die man liebt, auch nicht vergessen soll.“

„Das bedeuten sie Vielen," versetzte Clotilde, „aber vielen Anderen bedeuten sie: Vergiß!"

Röschen schlug erstaunt ihre braunen Augen auf und sagte: „Das verstehe ich nicht, schöne Frau. Aber ich werde diesen Strauß in zwei Hälften theilen, die eine bringe ich meiner Mutter und die andere gebe ich Ihnen. Ist's so recht?" Damit reichte sie den einen Theil der Aebtissin, die tief ergriffen das Kind küßte und mit raschen Schritten den Weggang verließ.

Mit der andern Hälfte des Straußes sprang Röschen fröhlich in das Zimmer ihrer Mutter hinein.



## 8.

Die römisch-katholische Kirche hat das Frohnleichnamäfest zur Feier der wunderbaren Verwandlung des von Jesu gesegneten Brodes in den wahren Leib des Gottmenschen eingesetzt. Es ist das jüngste der katholischen Kirchensefte, kein anderes erfreut sich solcher Beliebtheit bei Jung und Alt, kein anderes wird mit so viel weltlicher und natürlicher Pracht begangen. Was ist der Grund dieser Vorliebe? Ist es seine Jugend, welche die christlichen Herzen zu diesem Benjamin hinzieht? Kaum, denn dieser Benjamin ist jetzt weit über ein halbes Jahrtausend alt. Ist es der Zauber des Mystariums, dessen Andenken es gewidmet ist? Schwerlich, denn die Katholiken sind die Darstellung dieses Geheimnisses im täglichen Messopfer gewohnt; obendrein sterben die meisten von ihnen, ohne je über dasselbe nachgedacht zu haben. Ich glaube, der Grund liegt in dem Umstande, daß dieses Fest in die höchste und letzte Blüthe des Frühlings fällt, in jene berausenden Tage, wo der beginnende Sommer seine ersten Früchte in die vollen Kränze der Gärten und Fluren schiebt, in die lieblichsten Tage des Jahres, in denen die Natur voll Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer Schönheit sich selbst zu genießen scheint und Alle stürmisch an ihr trunkenes Herz reißt. Rosenbüsche und Rosenbäume, alle Gärten, Wiesen und Waldesgründe bieten ihren Blumenschmuck, all' das niedrige Volk der Sträucher und Hecken athmet Wohlgeruch, und selbst die ernste, uralte Linde, die ungezählte Geschlechter der Menschen neben sich in die Erde versinken sah, blüht und duftet jetzt. In diesen Tagen duftet der blühende Wein, der Sorgenbrecher und Tröster des armen Sterblichen, und durch die Halme des Afers, auf denen unser tägliches Brod wächst, blickt still verheißend die blaue Kornblume — Wein und Brod, das wohlverstandenste Mystarium alles Menschenlebens! Als ob es nicht genug sei an den Blumen der Erde, flattern nie so reichlich, als in diesen Tagen, die „Blumen der Luft“, die bunten Schmetterlinge, ja selbst die ersten Schwaden des frisch gemähten Grases, die jetzt schon auf den Wiesen liegen, hauchen ihren letzten Lebensathem duftend in die stillen Rüste.

Das Festofficium des Frohnleichnamstages ist ein liturgisches Meisterwerk des berühmten Kirchenlehrers Thomas von Aquino, voll lieblicher Sinnigkeit und ergreifender Andacht. Der Priester in seinem reichsten Kirchenschmuck, unter einem von würdigen Mitgliedern der Gemeinde gehobenen Baldachin, trägt die Monstranz, meistens in Form einer glänzenden Sonne aus edlem Metall, in deren Mittelpunkt auf halbmondförmiger, nicht selten von Edelsteinen funkelnder Fassung die geweihte Hostie steht, durch die Gassen, umgeben von dem ganzen Clerus der Stadt, des Bischofthums oder des Stiftes, umrauscht von Musik und Lobgesängen. Umwirbelt von Weihrauch, umgeben von Allen, welche dem Wohnorte Würde und Glanz verleihen, über sich flatternde Fahnen und Standarten, neben und vor sich glänzende Waffen und flammende Lichter, auf frischgemähtem, noch duftendem Grase, auf das voranschreitende Mädchen Rosenblätter streuen — so schreitet der fungirende Priester (der Officiator) zwischen Menschenreihen, die bei seinem Herannahen in die Kniee sinken, zwischen Häusern, die mit Blumengetwinden, grünen Zweigen, Teppichen, Lichtern, Heiligenbildern und wehenden Flaggen prangen, weihevoll dahin. Vier Altäre sind im Orte

aufgerichtet, deren schönster Schmuck wieder die Blumen des Tages, vor allem Rosen und weiße Lilien sind. An jedem dieser Altäre macht der Zug Halt. Der Officiator stellt die Monstranz in den Tabernakel, den sinnige Hände mit Weizenähren und Weinlaub bekränzt haben, der Diakon singt eines der vier vorgeschriebenen Evangelien, hierauf folgt bei jedem Altare ein anderes Gebet, eines, daß der Herr wegwende die Geißel seines Zornes von den Sündern, die anderen: daß er den Herzen seiner Diener jenen Frieden gebe, den die Welt nicht geben kann; daß er segne die Früchte des Feldes und die Sicherheit der Grenzen, daß er seine Diener verschone mit Seuchen und Wasserfluthen, mit Stürmen der Luft und der Seele, daß er sie schütze vor Krieg, Tyrannei und solchen Gefahren. Hierauf erhebt der Officiator wieder die Monstranz, segnet mit einem ergreifenden Segensspruche, der leider auch lateinisch gesprochen wird, so daß das Volk ebensowenig davon versteht, als von den vorausgegangenen schönen Gebeten, noch einmal die andächtige Menge, und unter dem Klange prächtiger Hymnen nimmt die Procession von Neuem ihren Fortgang, bis zurück in die Hauptkirche, von der sie ausging, wo die Feierlichkeit am Hochaltar schließt.

Welche Pracht bei diesem öffentlichen Umzug in Residenzstädten, an Bischofs-sitzen, in Ortschaften entfaltet wird, wo reiche Stifte und Klöster sich erheben, werden sich unsere Enkel vielleicht kaum mehr vorstellen können: Monarchen und ihr Hof, Cavaliere und Damen, strahlend in Diamanten und flimmernden Stickereien, dahintwogend in Federschmuck und Spitzenfluth, Kriegs- und Kirchenfürsten, Clerus und Künste, Garden und Bettelmönche, Ordensritter und Büchsen-spanner, Bürgermeister und Lakaien — welch' ein buntes Bild! Aber nicht minder schön und jedenfalls weihetvoller ist das Fest, wenn der arme Dorfpfarrer aus der einzigen Häuserreihe den Zug hinausführt in die Gemarkung, wo die Altäre, einfache bedeckte Tische mit einem Crucifix, wenigen Lichtern und desto mehr Blumenzier, der eine am Feldbrunnen der Gemeindeweide, der andere beim alten Rußbaum, wo der Markstein steht, der dritte bei der Feldcapelle des heiligen Leonhard, und der vierte an der stillen Friedhofsmauer, ihren Platz haben. Neugierige stehen oder knien nicht an der Straße, denn die ganze Einwohner-schaft ist ja im Zuge mit, aber die blauen Chanen im Rorne und die namenlosen Blumen am Wege neigen das Haupt, wenn die fromme Schaar vorüberwallt.

Der aller schönste Schmuck dieses Frühlingsfestes sind jedoch die Kinder. Den Blumen gesellen sich die Kinder, das ist eine naturgemäße Allianz. Der Frohnleichnamstag ist ein Kinderprangtag. Die kleinen dicken Vuben in ihren Feiertagsröcklein, eine Schärpe von Seidenband, Flor oder frischem Blumen-geflecht über die Schulter oder einen Blumenkranz am Arm, wenn sie im Chore so wacker ihr unverständenes Gebetlein herausschreien — sind die herzigen Bengel nicht zum Küssen? Und nun gar die allerliebsten Mädchen, diese sechs- bis neun-jährige Eitelkeit, weißgekleidet in schlichtem Sinnen mit schmalem farbigen Bändchen, oder in feiner Seidengaze, in lustigem Tüll oder Spitzengrund, gepunkt mit Stickerei und breiten Atlasstreifen, aber beide Rangclassen geschmückt mit den Blumen, die für Alle blühen! Diese Mädchen gehen zunächst vor dem Walddachin, unter dem der Priester das hochwürdige Gut trägt, und streuen

Blumen und Rosenblätter auf seinen Weg. Die armen und die reichen, man sieht es an ihrer ehrfurchtsvollen Geschäftigkeit, sie empfinden das Weihevollere ihrer Mission; sie streuen und streuen, nur selten ordnen sie etwas an ihrem Buße, aber sie sprechen auch nicht das leiseste Wort. Sie wagen nicht den Blick zur heiligen Hostie zu erheben, aber ihre heitere Miene zeigt, das blutige Geheimniß am Beginne der Leiden Christi, dessen Andenken das heutige Fest gründete, wirft noch keine Schatten in ihre Kinderseele. Nicht der mit Wunden bedeckte Reichthum des Erlösers heiligt in diesem Augenblick ihre Herzen; der Heiland, der ihrer Anbetung vorschwebt, ist noch jung wie sie selbst, ist das liebe Christkind, das freilich zu Weihnacht die wenigen Reichen prächtiger beschenken muß und daher bei den vielen Armen nicht mehr so viel vermag, so daß bei diesen oft nicht mehr als ein paar Äpfel, eine Handvoll Nüsse, ein Pfefferkuchen, oder eine dürftige Puppe abfällt. Aber Kinder rechnen nicht, am allerwenigsten die armen, und beide, die reichen und die armen, streuen heute mit gleich liebevoller Andacht Blumen auf den Weg des Gottes ihrer Kindheit.



Wir kehren zu unserer Erzählung zurück. Es ist ein blauer, sonnenprächtiger Morgen. Die Frohnleichnamsprozession, die aus dem Städtchen zurückkehrt, tritt eben durch das hallende Steinthor in den großen Hof des Damenstiftes Buchau. Hier war der reiche Altar aufgeschlagen, an dem das letzte Evangelium gesungen und der letzte Festtag dem Volke im Freien gespendet werden sollte. An der rechten Seite, unten an den Stufen des Altars, standen die Stühle und die Betpulte für die Stiftsdamen, oben an der Thronstuhl der gefürsteten Aebtissin, Alles mit blauem Sammet überzogen, mit silbernen Sternen gestickt. Gegenüber waren die mit blauem, silberdurchwirktem Seidenstoff bedeckten Kirchenbänke für die Honoratioren, die im Zuge gingen. Nach den Zünften und Schulen mit ihren Fahnen und Standarten kam die Hofcapelle des Stiftes, der Kellerdiener in blauer Vitrée trug auf seinem Rücken die Kesselpauken, die der Kellermeister mit bewährtem Lacte schlug. Von den silbernen Trompeten der in den Stiftsfarben prangenden Musiker wehten von schweren Silberfrangen eingefasste Prunktücher, auf denen das Stiftswappen, von dem Fürstenhute gekrönt, in bunter Seide gestickt war. Nach den Musikern traten in schwarzem Amtskleide der gestrenge Stiftsrichter, zu dem die hereingeströmten Bäuerlein, meistens Grundholden des reichen Stiftes, nicht ganz ohne Scheu emporblickten, und die übrigen Beamten des Hauses, lauter respectable Perrücken; ihnen folgten drei reichgekleidete Pagen, von denen der mittlere das strahlende Capitelkreuz, die beiden andern aber blumenbekränzte Wachsfadeln trugen. Und nun erschienen paarweise die Stiftsdamen selbst in ihrer ebenso prächtigen als kleidsamen Ordens-tracht, die wir schon am heiligen Dreikönigstage in der Stiftskirche bewunderten. Neben der Aebtissin gingen als Assistentinnen die zwei jüngsten Damen, die blonde Baronesse Sidonie, welche auf einem Rissen die Fürstenkrone, und die schwarze Gräfin Romana, welche ebenso das große, in goldbeslagenes Schildpatt gebundene Brevier trug. Unter der Inself, die auf dem Haupte Otildens glänzte, quollen die wunderbaren Locken der schönen Frau hervor und flossen

in sanften Wellen über den silberbrokatenen, mit Hermelin verbrämten Mantel hinab, dessen Schleppe zwei Pagen trugen. In der Rechten, an deren Zeigefinger, über den Handschuh gezogen, der große diamantene Prälatenring funkelte, trug sie den silbernen Hirtenstab. Unmittelbar nach der Fürstin kamen die Kirchentnaben, die mit kleinen silbernen Glöden im Tacte läuteten, die weißgekleideten Mädchen, welche Blumen streuten, unter ihnen Röschen, einen Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht in den jungen Locken, in einem feinen Kleide, das sich von den Anzügen ihrer Begleiterinnen gar sehr unterschied, wie ein rechtes Fräuleinskleid. Die Aebtissin hatte es heute Morgen Frau Louise hinüber geschickt — die Mädchen alle blickten bestrebt auf die unbekannte Genossin, auf das vornehme fremde Kind. Röschen ließ sich aber nicht irre machen und streute die Rosenblätter ihres Rörchchens unverbroffen auf den Weg des alten Pfarrers Benignus, der die Monstranz trug, während seine Diakonen die silbernen, blauwirbelnden Weihrauchfässer vor ihm schwangen. Hinter dem Baldachin zogen Bürgermeister und Rathsherren der alten Reichsstadt Buchau, mit ihnen an gern gewährter Ehrenstelle der Landcomthur von Allershausen in feierlicher Tracht mit panathirtem Ordenskreuze und einer staunenswerthen Wolkenperrücke, neben ihm in voller Parade der kaiserliche Dragonerrittmeister Friedrich Baron von Kehltingen, der keine Perrücke trug. Doch, wo immer der Zug vorüberkommen mochte, alle Blicke hingen nur an der fürstlichen Frau, die in hoheitsvoller Anmuth, als wäre sie der eigenen Schönheit unbewußt und allen Sinnen dieser Welt entrückt, einem unnahbaren Sterne gleich, vorüber schwebte.

Unterdessen war der Zug am Altar angelangt. Die Zünfte und Schulen bildeten einen Halbkreis, in dessen Mitte die Hofmusiker mit dem Chöre und die Stiftsbeamten sich aufstellten. Die Aebtissin nahm ihren erhabenen Sitz ein, die Assistentinnen Romana und Sidonie legten das Brevier und die Krone auf das Betpult vor sie hin, nahmen die Insel von ihrem Haupte und den Stab aus ihrer Hand. Die andern Damen verfügten sich an ihre Plätze; der Stiftshofmeisterin von Korporell war es sehr heiß, sie fuhr sich einmal um das andremal mit dem Spizentuche über die Stirn und die gerötheten Wangen.

Der Stiftspfarrer war unter dem Baldachin heraus vor den Altar getreten, hatte die Monstranz darauf gestellt und kniete mit seinen Diakonen, um die heilige Hostie anzubeten. Tiefes Schweigen herrschte im weiten Schloßhofe; die Tauben und die Schwalben saßen regungslos auf dem Dache, Storch und Störchin in dem Siebelnefte droben senkten beschaulich den Kopf und rührten keine Feder, nur der Hofbrunnen plätscherte leise, als müßte er daran erinnern, daß auch das Heiligste den Lauf der Zeit nicht hemmt.

In der Bank der Honoratioren hatte, der Aebtissin gegenüber, Baron Frik seinen Platz gefunden; sein Brevier vermochte sein Auge nicht zu fesseln. Immer wieder erhob sich sein Blick zur schönen Clotilde, welche die Lider senkte. So bald jedoch er seine Augen niederschlug, gingen ihre auf und raubten in scharfer Hast einen kurzen, beseligenden Anblick. So spielte lange das unentdeckte Spiel. Als aber das Evangelium gesungen war und der Priester betete: „Herr, mache an uns Deine Barmherzigkeit offenbar!“ und die Diakonen antworteten: „Und lasse zu uns kommen Dein Heil,“ da barg Clotilde ihr Gesicht in den gefalteten

Händen, und als Pater Benignus weiter betete: „Herr, gib Deinen Dienern jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann,“ da wogte krampfhaft ihre Brust, ein lauter Seufzer drang über ihre Lippen, betroffenen blickten ihre Damen auf sie, Dame Korporell langte nach ihrem Riechfläschchen, und Baron Friß, der Clotilde nicht aus dem Auge gelassen hatte, war nahe daran aufzuspringen, denn die arme Frau schien auf ihren Knien zu wanken.

In diesem Augenblick war die Function am Altar bei ihrem Schlusse angelangt. Pater Benignus ergriff die Monstranz, und während er damit die Form des Kreuzes in die Luft zeichnete, sprach er mit rührender Innigkeit den uralten Segensspruch: „Der Segen des allmächtigen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sinke herab auf diesen Ort, die Früchte seiner Felder und auf seine Bewohner, und bleibe bei uns Allen in Ewigkeit — Amen!“ Wunderbar widerhallte die Stimme des Greises in dem von Menschen gefüllten, todtstillen Stiftshofe. Als er das letzte Wort gesprochen, stieg er die Altarstufen herab, die schweigende, unbewegliche Menge bekam wieder Leben, und wimmelnd ordnete sich von Neuem der Zug. Die Träger hoben und schwenkten auf's Neue die Fahnen, die Schulen stimmten die vorigen Hymnen an, die silbernen Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, Baroness Sidonie drückte die Insel auf das Haupt Clotildens, Gräfin Romana gab den Hirtenstab in ihre Hand, die schöne Aebtissin von Buchau hatte ihre Fassung wieder gewonnen, in würdevoller Pracht und Demuth schritt sie dem Baldachin voran, und als sie an Baron Friß vorüber kam, schlug sie die Augen nieder und schenkte ihm keinen Blick.

Ganz anders hielt es Röschen, das vor dem Baldachin Blumen streuend einherging, und auf einmal überrascht in Baron Rehlingsen's bekannte Züge schaute. „Ah!“ — rief die Kleine, „das ist ja der Herr im Schlitten, dem der Wind die Pelzmütze nahm! Ei — guten Tag!“ Damit reichte sie ihm lächelnd eine volle Rose aus ihrem Körbchen und sprang in die Reihe der andern Mädchen zurück. Friß betrachtete die Blume; eine seltsame Erregung überkam ihn und unwillkürlich drückte er sie an seinen Mund. Es war ihm, als träten Röschens Züge gebieterisch zwischen sein Herz und Clotildens reizendes Bild, beide scheidend, und er wußte nicht, wodurch? Dieses unschuldsvolle Lächeln hatte ihn schon einmal beglückt, er aber wußte nicht, wo? Wieder begann jenes Etwas seine Seele zu martern, von dem er sich nicht sagen konnte, was es ist!

Da fühlte er sich am Arm gefaßt und Onkel Sandcomthur raunte ihm in's Ohr: „Friß, wo hast Du Deine Gedanken? Mache vorwärts und halte die Procession nicht auf!“ Wie ein Träumender ließ sich der junge Mann vom Plaze führen, und bald darauf war der ganze Zug in den weiten Räumen der Stiftskirche verschwunden. Nur noch ein dreimaliger Tusch von Pauken und Trompeten, der das Fest beschloß, klang heraus.

Die Menge verließ sich, der weite Hof war seiner alten Einsamkeit zurückgegeben. Ungeört, wie sonst, klapperten im Neste droben die Störche, pfeilschnell durchkreuzten wieder die zwitschernden Schwalben die Luft. Der heilige Bann, der noch vor wenigen Minuten hier auf Allem lag, war gebrochen; lauter

rauschte der alte Brunnen, und die weißen Tauben flogen vom Dache nieder auf seinen Rand und erholten sich vom Drang und Zwang des Festes durch einen frischen Trunk.



Damit ihnen nach den Anstrengungen des Tages nicht härter geschehe, als den durstigen Tauben des Daches, waren nicht nur der Landcomthur und sein Neffe, Pater Benignus und seine Diaconen, Bürgermeister und Rath des Reichsstädtchens, sondern auch sämmtliche Stiftsbeamte, die der Procession beigewohnt hatten, von der Aebtissin zur Hostafel geladen, welche in jenem prächtigen Gartensaale gedeckt war, in dem wir während Frau Louisens schwerer Krankheit Köschen an Sidoniens Seite Ulmerzwiebad und Matronen knuspern sahen. Die gesammte Dienerschaft war in ihren Galalivreen; draußen auf der Terrasse, welche in den See hinausgebaut ist, hatten in der Nähe des kühnenden Springbrunnens die Hofmusici Platz genommen und vollführten eine stattliche Tafelmusik: alte Motetten, Gaillarden und Sarabanden. Auf dem See erschienen zahlreich Rähne, in denen sich die Buchauer mit Weib und Kind dem Genuß des über die Wellen wehenden Wohllautes der Instrumente hingaben; im Speisesaale war bei festlicher Stimmung ehrerbietig gedämpfte Fröhlichkeit, am Ufer draußen aber brannten die jungen Bursche nach uralter Sitte die schweren Eisenböller los, daß es an den Stadtmauern und am Waldesfaum weithin nachdonnernd widerhallte.

Wieder saßen an der Seite Clotildens der alte Landcomthur und sein junger Neffe, es kam aber zu keinem intimen Gespräch, die Tafel war, so zu sagen, zu officiell, die Gesellschaft war zu zahlreich und zu gemischt. Clotilde war einsilbig, verschlossen, nur mit Mühe entriß sie sich von Zeit zu Zeit ihren außerhalb der Tafelrunde schweifenden Gedanken, um an Diesen oder Jenen ein Wort der Höflichkeit zu richten; auch Baron Frik war in sich gekehrt; neben seinem Teller lag Köschens Rose, nach der er immer wieder griff. Baroness Sidonie saß diesmal viel zu weit von ihm entfernt, als daß sie ihn aus seiner Versunkenheit hätte herausplaudern können.

Nach der Tafel, die nach damaliger Sitte der zahlreichen Speisengänge, der dazwischen fallenden Musik und des hergebrachten Ceremoniells wegen lange genug gedauert hatte, wurden Eis, Kaffee und Viqueure auf der Terrasse servirt, und der Abend war schon angebrochen, als die letzten Gäste sich hinaus complimentirt hatten. Auch der alte Landcomthur, dessen Zipperlein die Nachtluft schmeute, hatte bereits Abschied genommen, die Hofmusiker hatten ihre Instrumente zusammen gepackt und sich in die Kellerstube hinüber begeben, wo der Bessertwein ihrer harnte. Die Stiftshofmeisterin von Korporell übernahm in der Silberkammer den kostbaren Tafelschmuck, die andern Damen hatten sich lustwandelnd in den entfernteren Gartenanlagen zerstreut.

Die Aebtissin und der Baron Frik saßen in einem der offenen Pavillons, die in den See hinausragten.

„Ich erwartete,“ sagte Clotilde, „lieber Baron, Sie heute, nach so langer Trennung, als Ritter des deutschen Ordens wiederzusehen. Daß dieses nicht geschehen ist, ich gestehe, es schmerzt mich beinahe. Unter dem Schutze eines

uns Beiden gemeinsamen Gelübdes hätte ich Sie mir näher gerückt gefühlt, so aber ist Ihr Ritterschlag unterblieben. Sie sind noch reicher geworden, als Sie waren; Sie durchirrten die Welt, keines von uns weiß, warum? Sie kommen trübe und einsilbig, verschlossener als früher zurück, und die am freundschaftlichsten an Ihnen hängen, wissen nicht, ob Ihnen ein Glück und welches Ihnen noch zu bauen wäre.“

„Theuerste Fürstin,“ erwiderte Frik, „ich will Ihre Anklage durch meine Aufrichtigkeit entkräften. Denke Niemand daran, mir noch ein Glück zu bauen, mein Loos ist schweigen und — vergessen. Jede Zukunft ist mir gestorben, und nur der Fürst des Lebens, der Tod, kann mich von meinen Qualen befreien. Ich habe mir das Wort gegeben, die Geschichte meines Unglücks nicht mehr über meine Lippen kommen zu lassen. Aber in diesem Unglück lag ein Glück, das ich wie ein Trunkener im Unbewußtsein genoß, und das nicht lautlos in die Gruft des Vergessens versinken darf. Lassen Sie mich, edle Frau, das Geheimniß meines Glücks und Mißgeschicks in Ihrem schönen Herzen begraben, in dieser getheilten Ruhestatt, damit das Andenken an eine — ach, nur Eine! — glückliche Stunde, an einen durch meine Schuld gefallenen Engel nicht spurlos verschwinde und verhalle.“

Clotilde horchte in athemloser Spannung, sie erwiderte kein Wort. Zwei natürliche Begierden kämpften in ihrem Herzen: die — Andere zu beglücken, mit der — selber glücklich zu sein.

Frik fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Ein französischer Reiter hatte mir unter den Mauern von Breisach seinen Säbel tief in die Hirnschale gehauen, nach Tagen erwachte ich im dortigen Festungsspital, gefangen und auf den Tod verwundet. Ich genoß bei meinen Feinden der umsichtigsten und liebevollsten Pflege, meine kräftige Jugend war mit mein bester Arzt, und als ich transportabel war, wurde ich gegen einen von den Kaiserlichen gefangenen Officier ausgetauscht und hatte meine Freiheit wieder. Ich benutzte dieselbe, mich nach Lindau im Bodensee zu begeben, wo ein berühmter Wundarzt lebt, dem so viele Verwundete ihre vollkommene Heilung verdanken. Kaum war ich aber dort angelangt, so brach meine Wunde, deren Narbe meine Haare noch heute nur schlecht zu verbergen im Stande sind, von Neuem auf. Getrennte Knochen splitter, die mit verheilt waren, drangen heraus, ich hatte noch ein langes Siechthum und manche schmerzliche Operation zu überstehen. Das währte den ganzen Winter lang, erst im Spätfrühling 1704 vermochte ich mein Krankenlager zu verlassen, erst im Augustmonat kehrten mir Kraft und Lebenslust wieder; nur der Vorsicht halber trug ich noch eine Seidenbinde über der Stirn. Prinz Eugen sammelte bereits seine Truppen an der Donau, und ich erwartete mit Ungeduld den Ruf in's Feld. Um diese zu beschwichtigen, borgte ich mir Bücher aus, ich kaufte mir eine Laute und sang dazu, ich zeichnete die schönen Rußbäume, die zu Lindau an der Stadtmauer stehen; aber das Alles vermochte mein gelangweiltes und durch die endlich wiedergekehrte Gesundheit desto feuriger flammendes Blut nicht zu beruhigen. Endlich verfiel ich auf den Gedanken, die Ungeduld durch Geduld zu vertreiben; ich beschloß, dort, wo die alte Stadtmauer ganz an den See heraustritt und keine Seele vorübergeht, mit der Angel zu



fischen. Es ging leidlich. Es war an einem stillen Sommerabend, das Plätschern der silbernen Wellen, das Flüstern der Winde in den Weidenbüschen neben mir und in den dichten Kronen der Nußbäume droben hatten mich in ein gedankenloses Wohlsein gewiegt, in jenen Zustand, in dem, zumal in jungen Menschen, die Flamme des Lebens so ruhig brennt. Da fühlte ich es an meiner Angel unten zucken, das rothe Korkfögelchen an der Schnur begann jenen lustigen Tanz, der dem einsamen Fischer so willkommen ist. Ich zog mit allzu großer Hast und so flog im weiten Bogen das Fischlein über meinem Haupte weg, und ich fühlte an der gespannten Schnur, daß es irgendwo droben hängen geblieben war. Meine Augen verfolgten meine Beute — dort hing das zappelnde Forellchen an dem rostigen Gitter eines Fensters, das man einst, weiß Gott zu welchem Zweck, durch die alte Stadtmauer gebrochen hatte. Ein junger Nußbaum machte es mir möglich, zu meinem Fischlein hinauf zu klettern; als ich aber oben war, blickte durch das Gitter ein schönes Mädchen mir entgegen. Ich weiß nicht, was wir sprachen, ich sehe nur noch den Blick ihrer schönen Augen, der den Grund meiner Seele traf, oder — um vielleicht wahrer zu sprechen — die Wogen meines heißen Blutes stürmisch emportwühlte. Ich weiß nicht mehr, wie ich in den Garten kam, ich glaube, es war eine schwache Pforte, die keinen Widerstand leistete; ich war wie in einem jener süßen Morgenträume, wo Alles willig unsern Wünschen sich neigt. Die Schöne lag in meinen Armen — es war ein vollständiger Sieg, in dem der Sieger — zu spät wurde er es inne — die Ruhe seines Lebens — o Fürstin, ich will es offen sagen — die Ruhe seines männlichen Gewissens verloren hatte. Damals aber galt mir nur die Lust des Augenblicks, die Furien der Zukunft umschwebten noch ungesehen mein Haupt. Als mir der Mond am Seeufer hinab in meine Wohnung leuchtete, piff ich selbstzufrieden lockere Weisen, zuletzt stimmte ich halblaut ein Schelmenlied an, dessen letzter Vers lautet:

Ach, das ist ein fröhlich Kriegen,  
Wo die Liebe führt das Schwert,  
Und das Herz, das wir besiegen,  
Keine Freiheit mehr begehrt.

In meinem Quartier stach ich noch eine gute Flasche Meersburgertwein aus und schlief sorgenlos ein. Am nächsten Abend ging ich wieder an die Stelle, wo ich Tags zuvor so glücklich geangelt hatte. Ein alter Zimmergeselle zimmerte dort eine neue Pforte, das Fenster oben und der Garten unten — beide waren leer. Das Ding schien mir lustig. Entweder, dachte ich, ziert sich das Bürgerding, oder Frau Mutter kennt das rasche Vögelchen von früher und läßt eine bessere Thür machen. Ich dachte wenig mehr an das Abenteuer, um so weniger, als von der Donau herab die Kunde erscholl: jetzt geh' es bald an eine Hauptaction, Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough gedenken den falschen Churfürsten von Bayern und seine Franzosen niederzulegen. Und in der That traf nach zwei Tagen ein Trompeter des Prinzen in Lindau ein, und schon am andern Morgen ritten wir Dragoner alle aus dem Stadthor und marschirten an die Donau hinauf. Ich schied ohne Abschied, ich blickte nicht zurück. Die Gittige des Ruhmes umtrauschten mich, und als mir die Schöne am Gitterfenster

plötzlich einfiel, strich ich mir lächelnd den Schnurrbart und meine Gedanken flogen über sie hin zu anderen Dingen. Diese lustige Erinnerung war mir wie ein Blüthenzweig, der über eine Gartenmauer herüberhängt, den man im Vorüberreiten bricht, auf seinen Helm steckt und später verloren hat, man weiß nicht wie, nicht wo. Wir waren bei der Armee eingetroffen. Die Bayern und Franzosen standen uns gegenüber; kaum hatten sich unsere Pferde ausgeruht, ging es in den Feind. Es war die Schlacht bei Hockstädt, wir — die Kaiserlichen — schlugen den Feind auf's Haupt. Ich war mit bei Jenen, die ihn über Blenheim hinaus verfolgten, auf der Flucht zerstreuten und in die Donau sprengten. Als wir unsere Aufgabe gelöst hatten, ritten wir über das Schlachtfeld in unsere Aufstellung zurück. Tote und Verwundete beider Heere bedeckten den Weg. Aerzte und Mannschaft waren um die letzteren bemüht. Ich sah nicht vom Pferde hinunter, es war zu grauenhaft. Als wir über einen zerstampften Sturzacker ritten, hörte ich eine schwache Stimme am Boden wimmern: „Jesus Maria! ist denn kein Mensch vorhanden, der mir das Blut stillen kann!“ Ich blickte hinab und gewahrte einen mir unbekannten Oberst der kaiserlichen Reiterei, der, das bleiche Haupt auf eine Erdscholle gebettet, aus einer tiefen Brustwunde die letzten Wellen seines scheidenden Lebens vergoß. Ich sprang aus dem Sattel, hielt ihm meine Feldflasche vor und sagte: Um Gotteswillen, was befiehlt mein Herr? „Nehmt den Ring von meinem rechten Zeigefinger,“ stammelte er mühsam, „bringt ihn meiner Tochter — mit meinem letzten Gruß — mein letzter Segen ruht darauf — sie müsse glücklich sein —,“ hier versagte ihm die Stimme. Wo finde ich das Fräulein? fragte ich wieder. Er deutete mir, sein Haupt empor zu heben, damit er leichter spreche. Ich erfüllte seinen Wunsch, er that einen tiefen Athemzug, aber statt der Worte brach ein dunkler Blutstrom über seine Lippen. Er war todt. Ich legte sein Haupt auf die Scholle zurück, zog den Ring von seinem Finger, legte denselben in meine Börse, doch ohne jede Ahnung, wie ich mich des erhaltenen Auftrages entledigen könnte. Am andern Morgen wurde ich in's Hauptquartier berufen, wo ich mich dem Prinzen vorstellen mußte. Dieser spendete mir hohes Lob für meine Haltung in der gestern so glorreich gewonnenen Schlacht und beehrte mich mit dem Auftrage, als Courier gewisse Depeschen an den kaiserlichen Hof nach Wien zu bringen. Dort würden meine Verdienste ihre Belohnung und meine Qualitäten eine neue Bestimmung finden; er hoffe, mich bald an der untern Donau wiederzusehen. Dort gelte es, den Türken einen Frieden abzurufen, wie wir das gestern den Bayern und Franzosen gegenüber glänzend und unfehlbar gethan. Ich eilte nach Wien, überreichte meine Brieffschaften, divertierte mich eine Zeitlang in der lustigen Kaiserstadt, bekam nach einiger Zeit meine Bestimmung nach Szegedin, wo ich meine Beförderung zum Rittmeister und eine Schwadron braver Dragoner erhielt, mit denen ich zwischen dem rechten Ufer der Theiß und dem linken Ufer der Donau in Sumpf- und Flachland, gegenüber von Peterwardein, zu operiren hatte. Ich hielt die äußerste Linie der staffelförmig formirten Aufstellung, es war ein ebenso beschwerlicher als gefährlicher Vorpostendienst. Zwischen den Schärmüßeln mit den feindlichen Patrouillen und den pfeifenden Kugeln, welche uns die langen Serbier- und Albanerflinten nicht selten aus unwahrnehm-

baren Hinterhalten entgegen sendeten, lag unsäglich lange Weile. Von der trostlosen Oede dieser von Sand, Morästen und pflegelosem Ackerboden bedeckten Ebenen haben Sie, gnädige Frau, keine Vorstellung. Dürftiges, sonnenverbranntes, graues Gebüsch, heiseres Schilf, die zerbröckelten Lehmwände eines Szallas, in dessen Hürde die Schafe vor dem Wolfe zittern, während die wilden Schäferhunde ihr warnendes Gebell dem nimmerfatten, schleichenden Heerdenfeinde hinaus schicken, hie und da ein einsamer Pappelbaum oder eine Gruppe von Weiden, die wie verzweiflungsvoll über ihre Verlassenheit die knorrigen Arme gegen Himmel strecken — so sieht dort die Welt aus. Wenn man aus dieser ungastlichen Stille an die hörbar fluthenden Wellen der Donau oder der Theiß hinauskommt, so ist es, als spräche Einem ein Freund an. In der Einsamkeit lernt man Sprachen verstehen, denen unser Ohr früher verschlossen war. Oft, wenn ich des Nachts meine Vorpostenkette abgeritten hatte und an die Donau gekommen war, verschmähte ich es, in mein Quartier zurückzukehren. Ich sattelte mein Pferd ab und ließ das treue Thier neben mir weiden, ich selber nahm den Sattel zum Rißen und ruhte wie der Araber in der Wüste: über meiner Mütze nur die Sterne. Da war es, wo die Wellen mit mir plauderten ganze Nächte lang, bis der dumpfe Ruf der Rohrdommel im Sumpfe verstummte, die Regenpfeifer pfeifend aus dem Schilf rauschten und der blutrothe Saum des östlichen Himmels die Wiederkehr des Tages verkündete. Ganze Nächte plauderten mit mir die Wellen und ich — ich plauderte mit ihnen. Sie sangen mir auch die Lieder meiner Kinderstube vor, die süßen Alpenweisen meiner norischen Heimath, und ich — stimmte erinnerungsfelig ein und sang mit ihnen. Gnädige Fürstin, Sie lächeln nicht! Das zeigt mir die ganze Schönheit Ihrer Seele! So wunderbare Stimmen erklangen mir im Wellengeräusch, sanft, treu und beschwichtigend. So hätte deine Mutter zu dir gesprochen, dachte ich damals, wenn sie nicht gestorben wäre, bevor du sie verstehen konntest! Einmal lag ich wieder so unterm niederfunkelnden Sternenhimmel, es war eine schwüle Sommernacht, im fernen Westen zuckten blaue Blitze, aber die Wellen plauderten lieblicher mit mir, als je. Und dennoch hatte ich nicht das friedliche Herz wie sonst, es lag eine Bangigkeit in meiner Brust, wie ein schlechtes Gewissen, und aus den Wellen sprach eine Stimme, die ich zuvor nie vernommen. Sie war so hold! — es war nicht Ihre Stimme, Fürstin. Die hatte damals noch nie an mein Ohr geklungen — die Stimme zitterte wie voll freudiger Ueberraschung, zuletzt zerfloß sie auf meinen Lippen wie ein langer Kuß. Ich wühlte in meinem Gehirn nach dem Namen dieser Stimme. Es war eine Frauenstimme — welche? welche? Ich starrte hinauf in die Sterne, durch deren Diamantenglanz sich die ersten Strahlen des Frühroths flochten. Ich sann und sann — da baute sich über mir ein Bild aus fernen Landen in der Luft. War es die spät erwachende Erinnerung, die es formte, war es die Luftspiegelung auf jenen unabsehbaren Tieflandsebenen (Delibab nennt sie der Ungar) — genug — es war der Rand des Bodensees, wo ich unter den alten Rußbäumen mit der Angel fischte, es war die braune Stadtmauer, das Gitterthor, und durch das Gitter blickte — sie. Es war ein strafender Blick, er forderte mein leichtsinniges Herz zurück. Meine Ruhe war verloren, und ich habe sie seit dieser

Stunde nicht mehr gefunden. Wo ist deine Schöne? rief ich aus. Im Elend? Aus dem Vaterhause gestoßen? vielleicht mit deinem Kinde, das hungert?"

„Fritz! beruhigen Sie sich.“

„Ich rief meinem Pferde, warf ihm den Sattel auf den Rücken, schwang mich hinauf und raste über die Haide, ich wußte nicht, wohin. Da traf ich drei oder vier meiner Leute im Kampf mit etwa zwanzig streifenden Spahis; das war eben die rechte Kühlung für mein Blut. Ich arbeitete wie ein Tiger, unsere Schüsse hatten die Vorpostenkette alarmirt, meine Trompeter bliesen, um auch die Fernsten an die Stelle der Gefahr zu rufen. Als aber die Braven zu uns stießen, wälzten sich die Feinde in ihrem Blute, und nur das kleinste Häuflein von ihnen fand sein Heil in der Flucht. Noch zwei Jahre fort währte es, bis zum nächsten Waffenstillstand, er brachte mir den schmerzlich ersehnten Urlaub. Ich reiste unaufgehalten nach Lindau im Bodensee. Mein erster Gang war zu den alten Rußbäumen, wo ich das Forellchen gefangen hatte; die halbverfallene Stadtmauer, das Gitterfenster droben, es war Alles wie damals. Das Gartenpförtchen jedoch war offen, und als ich mit bebendem Herzen eintrat, fand ich Alles verändert. Der verwilderte Zwinger war in ein nettes Blumen- und Gemüsestück mit Buchbaumhecken und einem Springbrünnlein verwandelt; es sah recht kleinbürgerlich aus. Gegen das Haus hin sah ich lange Stücke frisch gefärbten Zeuges zwischen Stangen ausgespannt, vom Hausdache hingen in dichter Reihe blaue Leinwandtücher flatternd bis zum Boden herab. „Also ein ehrfamer Färber“ — sagte ich zu mir, ging durch das Stadthor zurück auf den Platz, um von dort aus in das Haus zu treten. Auf der Bank neben der Thür saß ein freundlicher Mann in blauer Schürze, mit blauen Händen, der wohlgemuth sein Pfeifchen schmauchte. Ich bot ihm einen guten Morgen und fragte ihn, ob das sein Haus sei. „Allerdings,“ antwortete er, „und ich bin ein Blaufärber.“ „Das kann ich mir wol denken,“ erwiderte ich, „und seid Ihr schon lange der Besitzer?“ „Es mögen ein anderthalb Jährchen sein,“ versetzte er. „Von wem habt Ihr das Haus gekauft?“ fragte ich weiter. „Von einem Schreiner; der hat's nicht lange behauptet, ging zuletzt mit Weib und Kindern in die Welt.“ „Und wißt Ihr nicht, wohin Euer Vorfahr sich gewendet?“ forschte ich weiter. „Darnach müßt Ihr den Wind fragen, der auf allen Landstraßen weht. Wer weiß, wo der alte Saufaus umflammt. Seine Dirnen laufen wol irgendwo mit den Soldaten. Was kann auch einen so feinen Officier das Lumpenvolk kümmern!“ So verabschied mich der Spießbürger. Ich dankte ihm für seine Auskunft und ging meines Weges. Das Herz war mir leicht. Wenn's nichts weiter ist! dachte ich. Als ich aber spät Abends am See draußen spazieren ging, fingen die Wellen wieder an, mit mir zu plaudern, ich hörte wieder die unnennbar holde Stimme, ich sah wieder die reinen Augen, ich fühlte wieder das Herz an meinem schlagen, das ich betrog. Wie von Furien gepeitscht, reiste ich nach Wien zurück. Ich kundschaftete Jahre lang nach allen Seiten, aber wer will ein in der Welt verschwundenes Mädchen erfragen, von dem er nichts weiß, als daß es — ein Mädchen ist! Jetzt, gnädige Frau, kennen Sie meine Geschichte. Bald sehe ich im Geiste eine verworfene Dirne in Soldatenschkenken schwelgen, bald erblicke ich ein einsames Grab, zu seinen

Füßen den kleinen Grabhügel eines Kindes, bald schwebt eine edle Frauengestalt heran und winkt mich verzeihend an ihr Herz. Das Ende sind immer Thränen und Verzweiflung. Doch will ich ganz aufrichtig sein. Einen Talisman besitze ich. Wenn ich ihn betrachte, richtet er meine Hoffnung wieder auf. Er hängt mit meiner Geschichte gar nicht zusammen, es ist der Ring, den ich dem todtten Reiteroberst auf dem Schlachtfelde von Höchstädt vom Finger zog, auf dem der letzte Segen des Vaters ruht für die Tochter, die ich nicht finden konnte. Wenn ich das Wappen auf demselben betrachte, dann adeln und verklären sich immer wieder die verzerrten und verdunkelten Bilder meiner Erinnerung zu unschuldsvoller Anmuth. Es ist vielleicht auch das nur eine Täuschung, aber ich bewahre sie als den einzigen Schatz meines verarmten Lebens."

"Wo haben Sie diesen Ring?" fragte hastig Clotilde.

"Ich trage ihn, eben wie einen Talisman, immer in meiner Börse. Hier ist er."

Clotilde griff nach dem Goldring, in dessen Carneol ein Wappen geschnitten war. Es war dasselbe Wappen, das schon an Frau Louizens Finger Clotildens Aufmerksamkeit in so hohem Grade erregt hatte: derselbe Hahn, der auf dem Dornenzweige sitzt, dieselbe Freiherrenkrone darüber. Clotilde war erschüttert. Thränen der Freude oder — des Entsetzens füllten ihre Augen.

"Meine Geschichte," sagte Baron Friß, "hat Ihr Herz bewegt, gnädige Frau. Wie schmerzlich ist mein Schicksal! Ich kann nicht fröhlich sein und weiß nicht, was ich beweine. Ist es ein Mißton, der mich mit einem schönen Echo äfft? Ist es ein gebrochenes Herz, das mich bei Gott verklagt? Ist es ein unschuldiges Kind, das, elternlos in die Welt hinausgestoßen, nach wenigen Jahren darband und verachtet den Urheber seines Daseins verflucht?! Von heute an werden Sie mich ganz verstehen, wenn ich sage: es martert etwas meine Seele und ich weiß nicht, was es ist."

Clotilde, die, in die Betrachtung des Ringes versunken, die letzten Worte kaum vernommen haben mochte, steckte jetzt den Goldreif mit feierlichem Ernst an den vierten Finger von Frißens rechter Hand, machte kaum merkbar das Zeichen des Kreuzes über den Stein, wie eine gute Christin den Leichenstein eines theuern Verstorbenen segnet und sprach mit zitternder Stimme: "Ihre Geschichte hat mich tiefer erschüttert, als Sie je ahnen dürfen. Verlassen Sie das Stift nicht, bevor ich zurückkomme. In einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen. Diese letzte Stunde gönnen Sie mir noch. Dann habe ich Ihnen etwas zu sagen. Nach diesen Worten erhob sie sich und verließ mit unsicheren Schritten die Terrasse. Baron Friß wollte ihr folgen, aber auf eine entschieden abweisende Bewegung ihrer Hand blieb er staunend zurück.

~~~~~  
Er wußte nicht, was er von dem Benehmen Clotildens zu denken habe. Wäre der durch seine eigene Erzählung von Neuem aufgeregte Schmerz über seine geheimnißvolle und ungelöste Vergangenheit minder aufrichtig und nur ein gewöhnliches Maß von Eitelkeit in ihm vorhanden gewesen, seine suchenden Gedanken würden bald die richtige Erklärung gefunden haben. Baron Reßlingen gehörte aber zu jenen selbstlosen Naturen, die immer nur mit Anderen und

nie für sich selber rechnen, und so blieb ihm das beinahe stürmische Scheiden der Aebtissin, da er sein eigenes Selbst damit nicht in Verbindung brachte, vollkommen unerklärlich. Grübelnd und ohne zu wissen, welchen Weg er nahm, stieg er über die breite Treppe in den alten Garten hinab, der zwischen der Terrasse und jenem Bogengang sich ausbreitete, an dem Frau Louizens Zimmer lagen. In einer laubigen Nische der beschnittenen Buchenwände fand er Röschen auf einer Steinbank sitzen. Er blieb stehen, die Kleine gewahrte ihn nicht. Sie war noch in demselben Schmutz, in dem sie heute Vormittags im Festzuge vor Pater Benignus Blumen gestreut hatte, sie trug noch dasselbe weiße Fräuleinskleid mit vornehmen Spitzen und seidenen Schleifen, derselbe Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht duftete noch in ihren Locken. Ihre Hände lagen gefaltet auf ihren Knien, ihre Lippen bewegten sich, als sprächen sie ein leises Gebet. Die Dämmerung war stärker geworden, schwache Mondesstrahlen zitterten über ihre zarte Gestalt. Baron Rehlingen vermied jede Bewegung, um sie nicht zu stören. Endlich bekreuzte sie sich und hob das andächtig gesenkte Köpfchen empor. Ueberrascht blickte sie in Rehlingen's mit dem Ausdruck väterlichen Wohlwollens ihr zugeneigtes Antlitz. „Ah! Sie sind es wieder!“ rief sie mit liebevoller Freude und streckte ihm die kleine Hand entgegen.

„Was hast Du denn eben gemacht?“ fragte der Baron.

„Ich habe gebetet!“ antwortete die Kleine. „Oft, wenn ich allein bin, fühle ich mich nach all' dem Leid, das jetzt vorüber ist, so zufrieden, daß ich mir selber sagen möchte, wie glücklich ich bin und mit meiner Mutter noch zu werden hoffe. Aber ich bin ein dummes Kind, es fehlen mir die Worte und auf einmal bete ich, ich weiß nicht wie.“

„Und was für ein Gebet sprachst Du soeben?“

„Herr, ein Gebet wie die andern, welche man mich bis jetzt gelehrt hat, war es eben nicht. Es war viel Dank und es waren viele Bitten, alle für meine liebe Mutter, und zuletzt bat ich Gott, er möge uns von jetzt an immer nur Gutes senden, und als ich aufblickte, da standen Sie vor mir.“

Rehlingen wußte nicht, was für ein neues Gefühl ihn bei diesen Worten der Kleinen überkam. Unwillkürlich legte er seine Hand wie segnend auf das Haupt des Kindes, die Kleine aber zog dieselbe herab an ihren Mund und küßte sie, während ihre braunen Augen voll Vertrauen zu ihm emporblickten. „So,“ sagte sie, „und jetzt gehen wir zu meiner Mutter.“

„Was fällt Dir ein?!“ erwiderte Rehlingen. „Zu so später Stunde! Ich kenne ja Deine Mutter nicht.“

„Das ist nicht möglich,“ sprach Röschen, „Sie müssen sie kennen, denn meine Mutter kennt Sie gewiß.“

„Deine Mutter mich?!“

„Waren es ja doch Sie, der am Morgen des heiligen Dreikönigstages in einem prächtigen Schlitten mit einem alten Herrn, der eine lange Perrücke trug, von Allershausen herüber fuhr. Ich weiß es noch wie heute, es war sonniges Wetter, der Schnee glänzte auf den Ästen und die Kohlmeisen pfften. Meine Mutter und ich gingen zwischen der Straße und dem Seeufer spazieren. Als Ihr Schlitten vom Allershausener Wege in die Buchauerstraße einbog, riß Ihnen

ein Windstoß die Pelzmütze vom Kopfe. Sie sprangen auf, griffen zurück und haschten sie noch im Fluge. Inzwischen war Ihr Schlitten vorbeigehuscht, immer ferner klingelten die Schellen Ihrer Pferde. Mir war das Alles neu, ich blickte freudig nach. Endlich wendete ich mich meiner Mutter zu, ich meinte, sie müsse das Alles mit dem gleichen Vergnügen mit angesehen haben, wie ich. Aber zu meinem Schrecken war ihr Gesicht todtensblaß geworden, mit starren Augen blickte sie Ihrem Schlitten nach, sie zitterte; plötzlich ergriff sie meine Hand und schlug hastig den Heimweg ein. Doch bald wurden ihre Schritte immer langsamer; als wir schon nahe am Brakenhofer Forsthause waren, blieb sie stehen, faßte mich am Kinn, bedeckte mich mit Küssen und rief: „Oh! Oh! wäre es wirklich! Wäre es möglich!“ Lange blickte sie mit freudigen Augen auf mich, als hätte sie mir das Allerbeste zu sagen — sie sprach aber keine Silbe weiter, fuhr sich mit der Hand über die Augen, schüttelte traurig den Kopf und führte mich wieder vorwärts. Ihre Kniee wankten, nur mühsam schleppte sie sich bis zu unserer Hausthür, dort lehnte sie sich an den Pfosten und sammelte Kraft. Nach einer Weile stieg sie mühsam die Treppe hinauf, und wir waren in unserm Zimmer. Hierauf folgte die monatelange Todeskrankheit meiner armen Mutter, die sie wol schwerlich überstanden haben würde, wäre ich Nachts nicht durch den Wald gelaufen, um Kirschlorbeeröl und Senfmehl, und hätten mich nicht Morgens Sie und die gute alte Frau, die mich in ihren rothen Shawl wickelte, und die schöne Frau Aebtissin an der Straße gefunden. Und jetzt wollen Sie meine Mutter nicht besuchen, an deren Leiden doch nur Sie allein schuld sind?! O, sie hat mir das selber gesagt.“

„Deine Mutter?!“ rief Baron Rehlingen erschreckt.

„Sie wußte damals selber nicht, was sie sprach. Es war in jenen Tagen, wo sie in Fieberträumen lag und sinnlose Sätze vor sich hinmurmelte. Nur den Einen Satz wiederholte sie immer klar und deutlich, und wenn sie den gesprochen hatte, wurde sie ruhiger und lächelte vor sich hin; so lauteten ihre Worte: „Es war ein fremder Soldat — weiter nichts!“

Unter diesen Reden hatte die Kleine den Baron, der ihr widerstandslos gefolgt war, über die Treppe hinauf in den Bogengang und an die Thür ihrer Mutter geführt. Sie drückte auf die Klinke und trat mit ihrem Begleiter in das Zimmer. Reife zog sie hinter sich die Thür wieder zu.

In demselben Augenblick erschien Clotilde auf der obersten Stufe der Pracht-treppe, die von der Terrasse in den alten Garten herabführt. Ein Hauch von heiliger Ruhe umfloß ihre hohe Gestalt, ein freudiges Lächeln schwebte auf ihren Lippen; sie stieg in die Blumengänge nieder, wie eine huldreiche Göttin, die aus dem Rathe der Götter zur Erde eilt, erkorenen Sterblichen ein freudiges Geschick zu verkünden. Der Kampf war zu Ende gekämpft, der Eigennuß des Herzens war überwunden. Clotilde hatte die Pflicht erkannt, das gesundene Glück, das ihr ein Zufall so reizend und verschwiegen angeboten, der Eigenthümerin, die es verloren hatte, redlich zurückzustellen.

Sie durchschritt den Garten; keine Spur von Dem, welchen sie suchte. Sie ging in den Bogengang hinauf, um auf die Terrasse zurückzukehren. Als sie

an Louisens Thür vorüber kam, hemmte sie den Schritt. Ein leises Schluchzen tönte heraus, sie hörte hastig hingehauchte Worte, die sie nicht zu verstehen vermochte — endlich jauchzte Louisens Stimme: „So bist Du es wirklich, mein Geliebter!“ Und Fritz erwiderte: „Und dieser Engel ist mein Kind!“

Clotilde trat in das Zimmer. Der Mond schien durch die Fenster herein, deren Kreuz und Rahmen auf die Diele zeichnend, wie an jenem Abend, als Louise die Geschichte des Glücks und Mißgeschicks ihrer Jugend erzählte. Louise saß jetzt wieder auf demselben Sopha, aber zu ihren Füßen kniete Fritz und barg das Haupt in ihrem Schoße. Röschen hatte die Spitze des Zeigefingers auf die Schulter des Knieenden gelegt und rief der Aeltestin entgegen: „Der fremde Soldat hier ist mein Vater! o freue Dich mit mir, Du schöne, gute Frau!“

Fritz und Louise erhoben sich. Ströme des Dankes flossen über ihre Lippen, mehr noch als ihre Worte priesen ihre stummen, seligen Herzen die Schöpferin ihres Glücks. Clotildens Antlitz strahlte im Triumph des verschwiegenen Entfagens. „Baron Rehligen,“ sprach sie, „ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, doch vergessen Sie nicht in dieser Stunde des Glücks, Louise den Ring zu übergeben, auf dem der letzte Gruß und der letzte Segen des Vaters ruht, der in Ihren Armen starb. Dieser Segen bleibe bei Euch Dreien, mit ihm der Segen des allmächtigen Vaters des Himmels und der Erde! — Meine Segenswünsche, die Segenswünsche eines schwachen Weibes werden Euch immerdar begleiten. Mir hat das Schicksal die Pflicht auferlegt, die Verlorenen zu finden, die Getrennten zu vereinigen. Ich erfülle diese Pflicht. In meiner Rechten vereinigt Eure Hände. Ich halte sie — so ist es gut, und“ — setzte sie mit leiserer Stimme hinzu — „was noch mehr ist: so ist es besser!“

Am andern Vormittage wußten alle Stiftsdamen das lange verborgene Geheimniß. Gegen Mittag kamen sie alle in Louisens Appartement, wünschten der neuentdeckten Baronesse und ihrem Bräutigam Glück und erstickten fast das in stiller Freude blühende Röschen, von dessen nächtlicher Heldenthat sie erst jetzt vernommen, mit Umarmungen und Küssen. Sidonie kam selten mehr von Röschens Seite. „Unser Weisammensein,“ sagte sie, „kann ohnehin nicht mehr lange dauern und ich habe das seltene Kind zu lieb.“

An den Onkel Landcomthur zu Allershausen und an Herrn Volland in Ravensburg wurden Boten entsendet. Louisens Koffer wurden ausgepackt, sie enthielten einen reichen Staat, an dem von kundigen Händen das etwa Fehlende oder Verlegene in Stand gesetzt wurde. Ein Goldschmied brachte von Ravensburg herauf den reichen Familienschmuck, um ihn im Beisein der Besitzerin nach dem heutigen Geschmack zu ordnen und zu fügen; inzwischen schnitten und nähten zwei Näherinnen unter Oberleitung der Dame Korporell und nicht ohne eingreifende Thätigkeit Sidoniens von Imhof die neue Garderobe Röschens, das nun aus der schlichten Hülle eines Waldmädchens zum reichsfreiherrlichen Schmetterling sich entpuppen sollte. Baron Fritz war nach Wien und von dort auf seine Güter gereist, um an beiden Orten Alles zum Empfang und zum Aufenthalt seiner jungen Gattin vorzubereiten.

Mitte Juli war er zurück und der Morgen des Hochzeittages brach an. Die Aebtissin und alle ihre Damen, der alte Landcomthur von Weitingen, Herr Bolland im stahlgrünen Atlasrock und rother gestickter Treffentweste, nicht minder der alte Förster Burkhart von Brakenhofen, in demselben Waidmannsstaate, in welchem er seinerzeit das strenge Verhör vor der Aebtissin bestand, umgaben den Traualtar. Der Probst des uralten Welfenstiftes Weingarten ob Ravensburg, derselbe freundliche Geistliche, der ein goldenes Kreuz trug und mit Herrn Bolland damals in's Forsthaus gekommen war, um Röschen zu taufen, vollzog die Trauung; er war ein Jugendfreund von Louisens bei Höchstädt gefallenem Vater. Stiftspfarrer Benignus, der unter dem wohlbegründeten Widerspruch Röschens Louisen einst die Sterbesacramente gereicht hatte, assistirte dem Prälaten. Mit brennenden Wachsfackeln bildeten die in Blau, Weiß und Silber gekleideten Pagen der Aebtissin Spalier.

Die Hochzeittafel fand im Gartensaale an der Terrasse statt. Schon früh am Nachmittage wurde sie aufgehoben, sie verlief ziemlich schweigsam, nur Röschen und Sidonie fanden des Plauderns kein Ende. Das Brautpaar zog sich zurück, um sich in die Reiskleider zu werfen. Inzwischen war die vierspännige Postkaise in den Stiftshof gefahren, denn das junge Paar gedachte heute noch Biberach zu erreichen und morgen die Reise nach Ulm und von dort nach Wien fortzusetzen. Der Postmeister hatte seine vier besten Braunen vorgelegt, die ungeduldig scharrten, als das junge Paar nach zahllosen Umarmungen, Abschiedsküssen und Segenswünschen in den Wagen stieg, wo es sammt dem kleinen Röschen unter all' den Blumensträußen, mit denen man es bedeckte, kaum Platz fand. Förster Burkhart hatte der Kleinen ein Sträußchen Waldblumen aus jenem Theile des Forstes in die Hand gedrückt, aus dem ein Aeh in der entscheidenden Winternacht sie an den Rand der Straße geführt hatte.

Immer wieder drängten sich die Abschiednehmenden von Neuem an den Wagenschlag; da gab der Landcomthur dem Postillon ein Zeichen, der rückte sich im Sattel zurecht, die Peitsche knallte: fort rollte der Wagen, der die Langgeprüften mit ihrem treuen Kinde nach so vielen Winterstürmen und Frühlingserfrosten dem schönen Sommer und fruchtreichen Herbst ihres Lebens entgegen-trug. Die Zurückbleibenden winkten und wehten mit den Tüchern, Röschen war von ihrem Sitze aufgestanden, hielt beide Arme emporgehoben und grüßte, bis der Wagen durch das Stiftsthor rasselte und in den Staubwolken draußen verschwand. Die Hochzeitsgäste im Stiftshofe blickten den Verschwundenen nach, bis in der Ferne der letzte Ton des Posthorns verklang.

Da erwachte Clotilde wie aus einem Traum. Sie warf die Schleppe ihres Seidenkleides über den Arm und gab so das Zeichen zum Aufbruch. Die Herren verbeugten sich ehrfurchtsvoll, die Damen knigten tief in den Sand.

Clotilde erwiderte diese Abschiedsgrüße mit würdevoller Anmuth und zog sich schweigend in die Gemächer ihrer einsamen Prälatur zurück.

Thomas Cromwell, der Hammer der Mönche.

Von

Professor Reinhold Pauli in Göttingen.

Noch stehen Erforschung und Darstellung der englischen Geschichte im sechzehnten Jahrhundert weit zurück gegen die Epoche der Stuarts und der Republik, der Restauration und Wilhelm's III. Die Ergebnisse der welthistorischen Kämpfe um das Verfassungsrecht haben seither für die Gegenwart ungleich mehr Anziehung geübt, als die gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat im Zeitalter der Tudors, durch welche die bereits von institutionellen Schranken eingehegte Krone, sobald sie in diesem Inselreiche sich selber an die Stelle des Papstes setzte, nach allen Richtungen kirchlicher Verwaltung und Gerichtsbarkeit supreme, absolute Macht gewann. An sich schon wird die Erkenntniß eines solchen complicirten Staatswesens durch seine Doppelnatur erschwert. Und wie viel mehr erst durch den unendlichen Reichthum und die Zerstreuung der in Betracht kommenden Berichte über alle Länder des Abendlandes. Abgesehen von manchen tüchtigen Vorarbeiten und Versuchen hat denn auch eine wissenschaftliche Sichtung der ungeheueren Quellenmasse erst neuerdings mit dem tiefigsten aller Regestentwerke begonnen, von dem freilich nach bald zwanzigjähriger Arbeit heute noch nicht einmal zwanzig Jahre der Regierung Heinrich's VIII. vorliegen. *) Man kann demnach die Gründe ermessen, weshalb der härteste Schlag, der Rom je versetzt wurde, und zwar gerade durch den genannten König, weshalb gar das Helbenthum, mit welchem das elisabethanische England der Gewalt und Tücke des in der Weltmacht Spaniens wurzelnden Jesuitismus begegnete, ihre verdiente Würdigung in der Geschichtsschreibung bisher auch nur annähernd nicht haben finden können.

Sediglich die einleitende Periode, die Administration des Cardinals Wolsey, ist in jenen großartigen Vorarbeiten fest abgeschlossen und wartet der Meisterhand, die einen so anziehenden Vorwurf plastisch zu gestalten vermag. Ueber

*) Letters and Papers foreign and domestic of the Reign of Henry VIII arranged and catalogued by J. S. Brewer, M. A. Seit 1862 bis jetzt 4 Theile in 7 mächtigen Bänden die Jahre 1509—1528 umfassend nebst einem 8. Bande: Introduction and Appendix 1875.

denjenigen, welcher alsdann das Schisma staatsrechtlich durchführte und zuerst sich an die Spitze einer reformatorischen Partei zu schwingen wagte, über Thomas Cromwell, den „Hammer der Mönche“, läßt sich Gleiches höchstens in Bezug auf seine Anfänge behaupten. Während der zehn Jahre, in welchen er die rechte Hand Heinrich's VIII. war, bleibt der Historiker einstweilen auf die noch im Urzustande vorliegenden Materialien angewiesen. Füllen doch die beim Staatsproceß dieses Ministers mit Beschlag belegten und im großen Staatsarchiv zu London bewahrten Actenstücke nicht weniger als 52 starke Bände. Dazu kommt nun aber, daß sein Bild nur in starker Verbunkelung überliefert ist, weniger weil die gewaltige Gestalt seines jüngeren Namensvetters, des Protector's Oliver, der Betrachtung im Wege stand, als weil die Erinnerung an ihn selber von der Wuth der Gegensätze nicht verschont blieb. Römische und anglikanische Orthodoxie findet in dem tragischen Ausgange des vertwegenen Neuerers die Kistkammer voll schwerwiegender Gründe, um ihn durchweg zu verdammen, während das blindgläubige Puritanerthum an der Hand des feurigen Martyrologen John Foxe ihn ohne Weiteres zu den Blutzeugen eines freien, auch dem Staate auftragenden gottseligen Gemeindelebens zählen möchte. Aber gerade in unseren Tagen verdient der Mann nicht minder als die Sache, für die er stritt und litt, aus den zahlreichen echten Beweisstücken wiederum zur Anschauung gebracht zu werden. Und Nichts ist lohnender, als den wirklichen Spuren dieses merkwürdigen Lebensweges bedächtig nachzugehen.

Die Familie stammte aus Lincolnshire, einer feld- und wiesenreichen Gegend, doch fehlen die heraldischen Nachweise, ob sie mit den Lords Cromwell zusammenhing, welche, allerdings derselben Graffschaft angehörig, mindestens schon unter Johann auftreten, von Eduard II. zum Parlament geladen und in der Folge Peers des Reichs wurden, bis ihre Schwertmagen im Jahre 1471 ausstarben. Thomas aber wurde vermuthlich gegen die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert, denn jede nähere Zeitangabe fehlt, zu Putney, damals einem Dorfe im Norden von London, nicht eben wohlhabenden oder sonderlich angesehenen Eltern geboren. Der Vater war nach den Einen ein Eisenhändler oder gar Grobschmied, nach den Anderen, was wahrscheinlicher, ein Tuchsheerer. Die Mutter wenigstens hatte außer den Beziehungen zu Lincoln auch Gebatterschaft in Derbyshire. Sie soll ihren Mann früh verloren und sich abermals, wie das die Zunft mit sich brachte, an einen Tuchhändler verheirathet haben. Wie der Knabe erster Ehe aufgewachsen, wo sein aufgeweckter Sinn die erste Bildung erhalten, ist völlig dunkel. Seine Jünglingsjahre aber umspielt von orthodoxer wie puritanischer Seite ein Stück Roman, von dem jedoch nur wenig Thatsächliches übrig bleibt, wenn man den Prüffstein historischer Kritik anlegt.

Cardinal Reginald Pole, der seinen Stammbaum auf das Königthum des Hauses York zurückführte, und im Dienste der Curie den Kampf wider Heinrich VIII. aufnahm, kannte und haßte Cromwell aus Herzensgrund. In Italien erfuhr er, daß sich derselbe in jungen Jahren dort als Söldner und Kaufmannslehrling umhergetrieben, bis er des Abenteuerns müde heimgekehrt sei, um als Anwalt Geschäfte zu machen. Viel ausgeschmückt jedoch begegnet dieselbe Erzählung später unter Elisabeth in John Foxe's protestantischen Märtyrern, aus-

drücklich zurückgeführt auf Bandello, dessen Novellen zu Lucca im Jahre 1554 erschienen waren. Den großen Bankier Francesco Frescobaldi in Florenz, dessen Haus von Alters her in Lombard Street zu London eine Commandite besaß, spricht eines Tags ein junger Engländer um ein Almosen an, welcher abenteuernd nach Italien gerathen war und im französischen Heere — man erfährt nicht, ob unter Ludwig XII. oder Franz I. — Kriegsdienste gethan hatte. Sein offener Blick erweckt das Vertrauen des Kaufmanns, der ihm ein Pferd und 16 Ducaten zur Heimreise schenkt. Viele Jahre später reitet Lord Cromwell einmal zu Hof, als er unter den Vorübergehenden betagt und sorgenvoll seinen Florentiner Wohlthäter erkennt. Denn das große Geschäft war zurückgegangen und eine in England ausstehende Forderung von 15,000 Ducaten hatte den alten Mann genöthigt, die weite Reise anzutreten. Cromwell hat ihn alsbald in sein Haus aufgenommen und nicht nur jenes Almosen mit Zinsen bis zu 1600 Ducaten reichlich zurückgegeben, sondern auch alle Schuldsforderungen des Italieners in England eintreiben helfen. Man sieht, es kommt dem puritanischen Bewunderer vorzüglich darauf an, den hochherzigen Edelmuth dieses energischen Staatsmannes der Reformation zu feiern. Darum hängt er denn auch sofort eine andere Anekdote an, die man in London erzählte, wie Cromwell bei Aufhebung eines Klosters — das Karthäuser-Stift zu West Eshene, dem heutigen Richmond an der Themse, scheint gemeint — an der Tafel sitzend einen armen Pfortner oder Glöckner als alten Bekannten herzlich begrüßt und zu der Umgebung gesagt habe: „My Lords, sein Vater war mein guter Freund und hat mir einst im Glend manchmal zu essen gegeben.“ Also immer wieder im Contrast des Glücks der Rückblick auf eine darben- und bewegte Vergangenheit und neben dem gegenwärtigen Wohlsein warme Menschenliebe, ein Charakterzug, der auch aus authentischen Brieffschaften Bestätigung erhält.

Nicht minder aber werden durch Briefe ebenfalls frühe Beziehungen Cromwell's zum Auslande bekundet. So wenig es fest steht, daß er in Kaufhäusern zu Venedig und Antwerpen als Factor beschäftigt gewesen, er unterhielt in der Folge nicht nur viel auswärtige Correspondenz, sondern war vertraut mit fremder, namentlich italienischer Literatur. Ging seiner Bildung auch die humanistische Grundlage ab, so soll er doch Dank einem trefflichen Gedächtniß die von Erasmus angefertigte lateinische Uebersetzung des Neuen Testaments auswendig gewußt haben. Im Jahre 1530 erinnert ihn Edward Bonner, der später unter der blutigen Maria als Bischof von London und rückfälliger Papist einen so bösen Namen gewann, an sein Versprechen, einen guten Italiener aus ihm machen zu wollen. Er möge ihm daher nun auch Petrarca's Triomfi und den Cortegiano des Castiglione leihen. Im Jahre 1537 macht Lord Morley dem Geheimsiegelbewahrer Cromwell ein Geschenk mit Machiavelli's Florentiner Geschichte und fügt hinzu: „Ich habe Eure Lordschaft oft sagen hören, daß Ihr mit den Florentinern vertraut seid und ihre Factionen und Sitten persönlich kennen gelernt habt.“ Die letzte Angabe erscheint um so bedeutsamer, als Reginald Pole es Cromwell geradezu als Verbrechen vortwirft, daß er ihm einst empfohlen habe, den Machiavelli zu studiren. Solche Notizen eröffnen in der That eine höchst merkwürdige Perspective, während die Anekdoten, daß er im

Gefolge des englischen Botchafters Sir John Russell der Schlacht bei Pavia beigewohnt oder gar drei Jahre später unter dem Connétable Bourbon mit Benvenuto Cellini um die Wette die Mauern Rom's habe erstürmen helfen, als unhaltbar verworfen werden müssen, denn ungefähr um das Jahr 1520 erscheint er mit Sicherheit in London ansässig, verheirathet und in gedeihlichen Umständen. Während der nächsten Jahre wohnt er in Fenchurch Street. Seine Correspondenten reden ihn als worshipful, right worshipful, gentleman an. Mehrere vergessen nicht sich auch seiner Frau Elisabeth, geborenen Wyths, und deren Mutter, einer ausgezeichneten Frau, zu empfehlen.

Nichts aber fesselt mehr als die bunte Mannigfaltigkeit der Geschäfte, die er in Folge der nun immer zahlreicher werdenden Briefe betreibt. Zu den frühesten Documenten gehört unstreitig ein Anschreiben der ver Wittwen Marquise Cécilie von Dorset, die ihrem Sohne Lord Leonard Grey aus ihrem Eigenthum ein Bett und eine Anzahl Zelte besorgen läßt. Ueber das Erbe des minderjährigen Grafen von Oxford wird Cromwell um ein Gutachten angegangen. Hauptsächlich aber sind es doch Kaufleute, mit denen er als Consulent in handelsrechtlichen Processen zu thun hat, Hanfagenossen mit deutschen und flandrischen Namen, Portugiesen, welche von Mitgliedern der Corporation der Merchant Adventurers eine Schuld eintreiben wollen, ein großer italienischer Bankier Antonio Bonvisi (freilich kein Frescobaldi) und Engländer, welche in Flandern, Frankreich oder Spanien Handel treiben. Ihre Zeilen athmen meist unbedingtes Vertrauen, mitunter fast schwärmerische Liebe für einen Mann, dessen Persönlichkeit und Umgangsformen in der That einen eigenthümlichen Zauber gehabt haben müssen. Ein gewisser John Greke, Mitglied der Tuchmacherinnung (Merchant Taylors), der, als Karl V. im Sommer 1522 von England aus nach Spanien zurückkehrte, als Factor nach Bilbao ging, schreibt von dort am 17. Juli an Cromwell unter der Anrede: *carissimo quanto homo in questo mondo* und betheuert seine unaussprechliche Sehnsucht nach ihm. „So wahr ich ein Christ bin, noch nie in meinem Leben habe ich nach kurzer Bekanntschaft eine so innige Zuneigung gefaßt; wie Feuer wächst sie täglich. Gott weiß, wie schmerzlich mir die Trennung geworden ist. Wenn ich an unser geistliches (ghostly) Wandeln in Eurem Garten gedenke, so möchte ich schier verzweifeln.“ Und Cromwell macht ihm gerade im folgenden Jahre freimüthig Mittheilung über allgemeine politische Angelegenheiten.

Er selber war nämlich, wie sich jetzt ergibt, Mitglied des denkwürdigen Parlaments, welches im Frühling und Sommer 1523 über die von Cardinal Wolsey geforderten Subsidien zur kräftigen Förderung des an der Seite Kaiser Karl's wider Frankreich unternommenen Kriegs verhandelte. Auch hat sich der Auszug einer Rede gefunden, in welcher er den leitenden Staatsmann und den Sprecher des Unterhauses, den berühmten Sir Thomas More, eifrig unterstützt. Aber in Erinnerung an die Vergangenheit und in loyalem Gefühl für die unlängst erst befestigte Dynastie rath er dem Könige dringend ab, durch persönliche Uebnahme des Oberbefehls oder gar durch Erneuerung der alten Eroberungspolitik in Frankreich sich unberechenbaren Wechselfällen auszusetzen. Mit echt englischem Vorurtheil hegt er die Besorgniß, ob nicht ein französischer Krieg, ehe

er nur drei Jahre gedauert, die klingende Münze aus dem Lande ziehen werde, so daß man gezwungen sei, „wie vor Alters“ wieder aus Leder zu prägen. Scharfblickend setzt er in das mit dem Kaiser geschlossene Kriegsbündniß nur geringes Vertrauen. Von ganz besonders treffender Schärfe indeß zeugt sein Rath, lieber Schottland anzugreifen. Denn es heiße:

„Wer Frankreich will gewinnen,
Mit Schottland muß beginnen.“

Es ist die alte Politik Eduard's I., die ja in der That mit mehr oder weniger Erfolg hernach vom Hause Tudor aufgenommen wurde. Ueber die hoch-erregten Debatten schreibt Cromwell nun am 17. August 1523 seinem begeisterten Freunde Croke: „In der Annahme, daß Ihr unsere laufenden Neuigkeiten wissen wollt — denn man sagt ja: ‚Neuigkeiten erfrischen die Lebensgeister‘ — sollt Ihr wissen, daß ich gleich Anderen in einem Parlament ausgehalten habe, welches siebzehn ganze Wochen gedauert hat, wo wir über Krieg und Frieden, Streit und Murren, Reichthum und Armuth, Wahrheit, Falschheit, Gerechtigkeit, Billigkeit verhandelt haben, und wie in unserem Königreiche das Gemeinwohl am besten ausgerichtet und erhalten werden könne. Schließlich haben wir gethan, wie unsere Alvordern vor uns, d. h. so gut als wir vermochten, und aufgehört wo wir begonnen . . . Wir haben des Königs Hoheit so hohe Steuern wie noch nie zuvor betwilligt.“ Daß Cromwell um dieselbe Zeit auch an der Verwaltung der Stadt London Theil hatte, ergibt sich aus seiner Unterschrift zu kaum minder interessanten, von dem Ward (Quartier) von Bradstreet am 21. December gefaßten Beschlüssen.

Seine Berufsgeschäfte kann man am besten aus zahlreichen Entwürfen von eigener Hand zu verschiedenen gerichtlichen Eingaben abnehmen. Da gilt es für seine Klienten Schulden eintreiben, Anleihen aufnehmen, Pfandbriefe umsetzen, Kauf und Verkauf besorgen. Wertwürdiger Weise begegnet unter den Objecten bisweilen noch Tuch, jedoch vorzüglich kostbarer Goldstoff, aber auch Geschmeide und außer der fahrenden Habe immer mehr liegende. Alle möglichen Leute, darunter der eigene Schwager, wenden sich an ihn, um durch seine Vertretung ihren Landbesitz vortheilhaft an den Markt zu bringen, oder damit er in einer Handelsdifferenz den Schiedsrichter abgebe. Er war also nach Allem als viel gesuchter Anwalt beim Willigkeitsgericht, für Erbschaften und Testamente bei den Doctors Commons und ähnlichen, nicht nach dem gemeinen Recht entscheidenden Tribunalen thätig.

Schon aber stand er in näheren Beziehungen zu dem gewaltigen Cardinal, dem der lebensfrohe Heinrich VIII. um diese Zeit noch mit unbedingtem Vertrauen die Zügel der Regierung überließ. Man weiß, wie sie beide zwar als echte Jünger der Staats- und Kirchenlehre des Thomas von Aquino jede Abweichung vom orthodoxen Dogma als strafwürdige Häresie betrachteten, aber an den mächtigen Regungen des Humanismus in Kunst und Literatur ihr Gefallen fanden und in dem faulen, üppigen, schmarozenden Mönchthum, das Dank den frommen Schenkungen eines Jahrtausends Grund und Boden des Landes überwuchert hatte, das vornehmste Hinderniß jedes wirthschaftlichen und intellectuellen Fortschritts erblickten. So stand denn Erasmus, der Protagonist im

Kämpfe gegen monastische Verbummung, bei ihnen in hoher Gunst, während König Heinrich bekanntlich selber in schwerer scholastischer Rüstung Martin Luther bekämpfen zu können meinte und dafür von der dankbaren Curie den noch an den Titeln der englischen Krone haftenden Ehrennamen eines Defensor fidei erhielt. Ja, Clemens VII. ertheilte Wolsey, als er ihn in der Legation für Britannien bestätigte, durch eine besondere Bulle in Gnaden die Vollmacht, eine Anzahl im Schlaraffenthum verkommener klösterlicher Stiftungen einzuziehen, um aus ihren Mitteln große akademische Anstalten zu errichten und dadurch seinen stolzen Namen in alle Zukunft zu verewigen. Für die intricate Auseinandersetzung bei Auflösung von zwanzig bis vierzig solcher frommen Häuser und der Uebersetzung ihrer Einkünfte auf den neuen, educatorischen Zweck bot sich nun aber dem Cardinal kein gewiegter Agent, als Thomas Cromwell. Wird doch schon im Herbst 1520 in einem bei der Curie zu Rom anhängigen Rechtshandel auf ihn recurrirt. Seit der Visitation des Jahres 1523 erscheint er vollends im öffentlichen Dienst, wie eine Menge von ihm ausgehender oder an ihn gerichteter Schreiben darthun. Kein Instrument in Betreff des Klosters von St. Frideswide zu Oxford und der anderen condemnirten Stifter, auf dem nicht sein Name in erster Reihe begegnet. Alle Welt wendet sich mit Gesuchen und offen, der Sitte der Zeit gemäß, mit reichen Geschenken um feil werdende Beneficien an ihn, den einflußreichsten Rath Wolsey's.

Dem entsprechend wächst denn auch sein Ansehen in allen Stücken. Durch königliches Patent vom 1. October 1524 ist er zum Master of the Jewel House eingesetzt. Von seiner reich ausgestatteten Wohnung, die er um den Frühling desselben Jahres von Fenchurch Street zu den Augustiner Brüdern (Austin Friars) — heute noch ein ungemein belebtes Geschäftsviertel der City —, verlegte und mit einer stattlichen Front nach Throgmorton Street zierte, der späteren Drapers' Hall, hat sich ein höchst merkwürdiges Inventar vorgefunden, datirt vom 26. Juni 1527. Cromwell besitzt, diesem urkundlichen Verzeichnisse zufolge, selber die kostbarsten Juwelen und Kleinode, eine Menge silberner Geräthe, Möbeln, Betten, Kleider, gewirkter Teppiche aus prächtigen, werthvollen Stoffen. Wahre Kunstgegenstände aber deuten auf den geläuterten Geschmack des Eigenthümers, denn unter den Oelgemälden begegnet außer einem Christus, einer heiligen Jungfrau, St. Christoph und St. Antonius ein großes Altarblatt, auf dessen Goldgrund die heiligen drei Könige von Köln dargestellt sind, eine Lucretia Romana und Kaiser Karl, ohne Frage seltene Stücke jener rheinisch-niederländischen Schulen, die in unseren Tagen durch die Brüder Boisseree wieder zu verdienten Ehren gekommen sind. Sie deuten, wie auf Cromwell's Kunstsinne, vorzüglich auf seine festländischen Beziehungen. An mehreren Stellen seines Hauses hat der loyale Mann Wappen seines Königs und des Cardinals, der wißbegierige Zeitgenosse der folgenschwersten geographischen Entdeckungen große Weltkarten angebracht. Jeder Blick in diesen Haushalt fällt auf geordneten Wohlstand und ein behagliches Dasein, dessen eifrigem Schöpfer das Leben in jeder Beziehung zu glücken scheint. Er vor Allen gehört zu jenen hervorragenden Erscheinungen, an denen das sechzehnte Jahrhundert in England so reich ist. Neue Männer bürgerlicher und echt nationaler Herkunft sind berufen, nicht

nur den in den Rosenkriegen fast untergegangenen Adel normännisch-französischen Ursprungs zu ersetzen, sondern den erhöhten, an den Staat gestellten administrativen Anforderungen zu genügen.

So ist denn Cromwell mit einer, namentlich auch finanziell bedeutenden Geschäftsführung betraut. Aus dem Verschlagen alter, unersprießlicher Gütermassen sollen neue, Nutzen schaffende Anlagen hervorgehen. Man sieht gleichsam unter seinen Händen die Stiftungen Wolsey's, das Collegium zu Ipswich und insbesondere jenes unendlich reich ausgestattete Institut zu Oxford emporwachsen, das heute Christ Church College heißt. Neben Lieferungen für die Bauten und die innere Einrichtung, neben Kauf und Verkauf, den Einzelheiten der Verpflegung und Verwaltung interessiert am meisten der lebendige Verkehr mit dem Decanaten, seinen Clerikern und Scholaren. Hatte Thomas Cromwell auch in der Jugend keine Universitätsbildung empfangen, so war er doch unendlich befähigt, alle Mittel und Wege zu ergreifen, durch welche er selber, so wie seine Zeit geistig gefördert werden konnte. Wie anziehend sind da unter Anderem auch die Spuren seines Umgangs mit dem großen Londoner Drucker Richard Pynson, der wieder auf vertrautem Fuße mit den englischen Humanisten und deren Freunde Erasmus stand. Einmal vermittelt er zwischen ihm und John Palsgrave, dem bekannten Präbenden der St. Paulskirche, der die erste systematische französische Grammatik für Engländer verfaßte, die darauf bezügliche buchhändlerische Uebereinkunft. Ganz besonders aber nimmt er Antheil an den neuen Studien in Oxford und Cambridge. Zahlt er doch bedürftigen jungen Leuten an beiden Orten aus eigenen Mitteln Stipendien. Im Jahre 1528 hat er seinen Sohn Gregory in die Pembroke Halle nach Cambridge geschickt und läßt sich regelmäßig über seine Fortschritte von dem Tutor John Chekyng berichten, der gelegentlich auch über literarische Erscheinungen, wie über die von Erasmus besorgte Ausgabe des Augustinus, Mittheilung macht.

Da wäre es denn in der That seltsam, wenn Cromwell ohne Kenntniß der die deutsche Welt ergreifenden Thaten und Schriften Luther's geblieben wäre, von denen letztere seit einigen Jahren namentlich in den Waarenballen der Stahlhofskaufleute, der Hansagenossen, mit denen er nachweislich in Verbindung stand, eingeschmuggelt wurden. Dem suchte die Regierung nun allerdings durch ein allgemeines Verbot zu begegnen, zumal nachdem Tyndal, dem Vorgange des Mönchs von Wittenberg folgend, das neue Testament in's Englische übersetzt und zu Antwerpen gedruckt hatte, nachdem in London die „Christlichen Brüder“ und an beiden Landesuniversitäten begeisterte Jünglinge sich dem mächtigen Andränge erschlossen. Zu Anfang 1526 hielt Thomas More persönlich in der Gildehalle der Deutschen, dem Stahlhof, Hausfuchung, und im nächsten Jahre erfolgte in der Diöcese London eine ansehnliche Reihe von Processen, wobei jedoch die der Häresie Bezichtigten im Ganzen glimpflich wegkamen. Und wie konnte das Eindringen der reformirenden Tendenzen vom Continent nur irgend wie wirksam verhindert werden? Sicherlich berührten sie dann auch den viel beschäftigten und geistig sehr aufgeweckten Mann, der in Austin Friars wohnte, aber in seiner engen Beziehung zum Cardinal und als loyaler Unterthan sich vorsichtig hütete, im Verkehr mit Solchen ertappt zu werden, welche sich der Hin-

neigung zu der verfolgten Lehre verdächtig machten. Nur ein einziger aus jenen Tagen stammender Brief in seiner Hinterlassenschaft erscheint compromittirend. Am 27. August 1527 schreibt der Vertraute Lyndal's, Miles Coverdale, an Cromwell aus Cambridge: er würde gern zu ihm kommen, wenn es gewünscht werde, und meldet, daß ein Magister zugleich des Todtschlags, der Ketzeri und des Diebstahls angeklagt werde. Ein etwas weniger gefährliches theologisches Interesse wird durch die freundlichen Beziehungen zu Florentius Wolusenus, dem Verfasser der berühmten Schrift „De animi tranquillitate“ bezeugt. Jedenfalls wußte Cromwell unbeirrt durch verfängliche Zeitläufte zu steuern, die sich auch wieder besserten. Seine Verdienste, namentlich um das große Werk in Oxford, dessen rasches Gedeihen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, hatten ihn der Art in der Gunst des Cardinals befestigt, daß ihn derselbe auch mit anderen wichtigen Aufträgen, z. B. mit Besorgung des Münzregals, betraute, welches ihm als Bischof-Pfalzgraf von Durham zustand. Das hinderte ihn jedoch noch keineswegs, wie bisher seinem Berufe als Anwalt nachzugehen und die Verbindung mit Klienten aller Art oder mit auswärtigen Geschäftsfreunden zu pflegen. Mehrere von ihnen zeigen sich zugleich ihm und Wolsey durch gewisse Artigkeiten, z. B. durch Uebersendung von Wildpret und anderen Delicatessen, erkenntlich. Niemand schreibt im Jahre 1528 häufiger als Stephan Vaughan, der aus Antwerpen eingehend von der allgemeinen Weltlage, den Fortschritten der Franzosen in Neapel oder dem Eintreffen kaiserlicher Gesandten berichtet, daneben aber auch den Ankauf einer dauerhaften eisernen Geldkiste vermittelt und niemals unterläßt, sich Cromwell's Mutter, als seiner ganz besonderen Gönnerin, zu empfehlen. Er ist derselbe, der einige Jahre später, zum Ritter erhoben, im Dienste Heinrich's VIII. die Mission an die Genossen des Schmalkaldischen Bundes macht. Dann begegnet wieder Joachim Hochstetter, ein Mitglied der wohl bekannten Augsburger Firma, den ein Proceß mit dem Londoner Hause Gresham nach England gebracht. Ueber seinen Besuch bei Wolsey in Hamptoncourt berichtet er an Cromwell in italienischer Sprache.

Ueber dies Stillleben indeß wie über den wirthschaftlichen und politischen Zustand des Reichs im Allgemeinen zogen längst dunkle Wetterwolken herauf, die von verschiedenen Seiten zunächst die überragende Stellung des allmächtigen Cardinals zu vernichten drohten. Geistliche und weltliche Stände grollten dem aus niederer Sphäre über sie alle emporgestiegenen Prälaten, der, seit er ihnen im Jahre 1523 eine Einkommensteuer von 20 Procent hatte aufbürden wollen, der Wiederberufung eines Parlaments aus dem Wege ging. Mit der Gentry und den ebenfalls Grundbesitz erstrebenden Kaufherren stand seine Regierung auf gespanntem Fuße, je mehr sie der Güterschlächterei und dem Bauerlegen zu Gunsten von Latifundien, der Einhegung großer Schafristren entschieden, aber vergeblich entgegenzutreten suchte. Ihr Credit sank vollends, als der Krieg in Frankreich, erbärmlich geführt, die Staatsmittel rasch erschöpfte und Wolsey, persönlich dem Kaiser grollend, nach der Besiegung und Gefangennahme Franz I. bei Pavia seine alte Lieblingspolitik, ein Bündniß mit Frankreich, wieder aufnahm. Wohl hütete er sich vorsichtig, nachdem der Friede von Madrid alsbald wieder gebrochen wurde, England nun auch ohne Weiteres für König Franz

das Schwert ziehen zu lassen; meinte aber, durch Scheidung König Heinrich's von Katharina von Aragon, der er überdrüssig geworden, schon weil sie ihm keinen Sohn geschenkt hatte, die dynastische Verbindung mit Karl V. und den Widerstand einer spanischen Partei bei Hofe auf immer zu zerstören. Wenn nur sein Herr nicht an den schönen Augen Anna Boleyn's unendlich mehr Wohlgefallen gefunden hätte, als an einem französischen Ehebunde.

Indem des Königs Wille feststand, Anna, die sich nicht, wie Wolsey wähnte, als seine Maitresse hergab, zur Gemahlin zu erheben, schürzte sich der Knoten überaus verhängnißvoll. Der Herzog von Norfolk und seine Sippe, den Boleyns verschwägert, entwand dem Cardinal bereits den obersten Einfluß. Die Bischöfe bestanden auf einem regelrechten Verfahren bei der römischen Curie. Dem Kaufmannsstande war durchaus nicht darum zu thun, einer engen Einigung mit Frankreich zu Liebe die einträglichen Beziehungen zu den spanisch-habsburgischen Territorien daran zu geben.

Man weiß, wie bringend Heinrich's geheime Angelegenheit Papst Clemens VII. nahe gelegt wurde, so lange er, von spanischen und deutschen Eroberern eingeschlossen, auf der Engelsburg saß; mit wie schwerem Herzen er sich im Jahre 1528 dazu verstand, die Cardinäle Wolsey und Campeggio zu einem Ehegericht über Heinrich VIII. und Katharina abzuordnen. Dagegen verwandelte sich des Königs unendliche Huld gegen seinen obersten Diener bereits in Argwohn. Machte er ihn doch im Juli desselben Jahres eigenhändig aufmerksam, wie sehr das Volk wegen der Säkularisationen murrte, die, dem Gemeinwohl entgegen, lediglich der Ruhmgier des Cardinals dienten. Und während dann die Legaten im Sommer 1529 zu Blackfriars über König und Königin zu Gericht saßen, glichen vollends Kaiser und Papst ihren Streit aus. Letzterer, der bereits von einem Monat zum anderen den Dispens zur Scheidung hingehalten, lud nunmehr endlich Kläger und Beklagte vor sich nach Rom. Damit aber war nicht nur Heinrich's Geduld, sondern auch die Zähigkeit erschöpft, mit welcher sich der ihm so lange vertraute Rathgeber an jedem Strohhalme, der noch Rettung vor dem Versinken zu bieten schien, zu klammern suchte. Am 18. October wurde durch die Herzöge von Norfolk und Suffolk Wolsey das große Staatsiegel abgefordert, um demnächst einem Laien, Sir Thomas More, übertragen zu werden, zugleich aber auf alle seine Schlösser und Reichthümer Beschlagnahme gelegt, er selber auf das Landgut Esher verwiesen. Während von allen Seiten Zorn und Rachedurst über das Haupt Dessen zusammenschlugen, den Clemens VII. noch zum Generalvicar der römischen Kirche ernannt hatte, und der nun in kläglichster Verkürzung nur noch zu der Gnade des Königs aufblickte, wurde, was er so lange vermieden, alsbald ein Parlament berufen, um nicht nur Heinrich's persönlichste Angelegenheit, sondern eine ganze Fülle zwischen Thron und Altar entstandener Differenzen der eigenwilligsten Lösung entgegenzuführen.

Dies denkwürdige Parlament, welches während der nächsten Jahre in mehreren Absätzen die tiefst greifende Revolution über das Reich bringen sollte, wurde am 3. November bei den Dominicanern (Blackfriars) eröffnet, nachdem des Königs Anwalt, auf Grund des Statuts vom 16. Richard II. (1393), den von seiner Höhe herabgestürzten Prälaten des Vergehens wider das Verbot des

Praemunire hatte bezichtigen müssen. Merkwürdig, dieselben schweren Strafen, mit denen einst im 14. Jahrhundert weltliche und geistliche Stände den dreisten Anspruch der Curie, die fetten Kirchenpfünden Englands durch ihre Creaturen zu besetzen und insbesondere die jurisdictionellen Kompetenzüberschreitungen Rom's zu ahnden trachteten, wurden jetzt dem Cardinal angedroht, weil er kraft seiner, ehebem doch auch dem Könige so hoch willkommenen, Legatengewalt über kirchliches Eigenthum frei geschaltet und seine kirchenrichterliche Autorität über die königliche emporgehoben hätte. Das Haus der Lords, wo sich von Anfang die größte Erbitterung wider ihn gesammelt, hat sich nicht gescheut, die Klage in 44 Artikeln umständlich zu erhärten, damit für alle Zeiten ein abschreckendes Beispiel statuirt werde. Als jedoch, zu Anfang December, das Verfahren an die Gemeinen weiter ging, fand Wolsey an zwei bisherigen Dienern treue, dankbare Fürsprache. Dr. Stephan Gardiner, der jüngst noch Botschafter bei der Curie gewesen und nunmehr daheim als Staatssecretär fungirte, wußte immer noch seinen kläglichsten Rufen nach Erbarmen das Ohr des Königs zugänglich zu machen. Und Thomas Cromwell vor Allen war hierbei nicht nur der Zwischenträger, sondern trat, von seinem Plaze im Unterhause aus, muthig als Vertheidiger des Gefallenen auf. Ein Augenzeuge erzählt, wie er zugegen war, als Cromwell, der verheißt, das Ding zu biegen oder zu brechen (to make or mar, sein Lieblingsausdruck), in Escher zu Pferde stieg, um in's Parlament zu reiten. „Schon nach zwei Tagen,“ heißt es weiter bei Cavendish, Wolsey's vertrautem Biographen, „kehrte er mit freudigerem Antlitz zurück und sagte mir, ehe er zu Sr. Gnaden eintrat, daß er es gewagt, seinen Fuß dahin zu setzen, wo er vertraue, in Kurzem, ehe Alles abgemacht, besser angesehen zu werden.“ Es war ihm denn auch in der That gelungen, jene Anklagebill Stück für Stück zu widerlegen, so daß sie von den Gemeinen verworfen wurde. Er rettete dadurch nicht nur seinen alten, sich wie ein zertretener Wurm windenden Herrn vor der Verurtheilung auf Hochverrath, sondern gewann durch seine Handlungsweise in manchen Kreisen, und nicht zum wenigsten bei Heinrich VIII., welcher ritterliche That in jeder Gestalt zu schätzen wußte, Respect. Darum wünschte er freilich keineswegs Jenen, der in seinen letzten Briefen ihn als „meine einzige Zuflucht“, „mein Erretter aus unerträglicher Angst“ anflehte und ihm doch schwerlich völlig traute, zu restituiren.

Cardinal Wolsey hat vielmehr gegen Verzicht auf seine bisherige Gewalt, insonderheit auch auf die stolze Residenz zu Yorkhouse (dem späteren Whitehall), die königliche Verzeihung und zugleich die Erlaubniß erhalten, sich in sein nord-englisches Erzbisthum zurückzuziehen. Sobald jedoch die unerbittlichen Gegner wittern wollten, daß die volle Schuld Heinrich's sich ihm wieder zuneigen beginne, haben sie mit Erfolg das Gerücht auszusprengen gewußt, daß er in Rom dessen Excommunication betreibe. Noch einmal wurde er belangt und starb elend und würdelos, am 29. November 1530, in seiner Herberge beim Abt zu Leicester, als man ihn eben gefangen von York nach dem Tower brachte. Schon aber ging ein beträchtliches Stück der Gewalt, die er vormalig besessen, zunächst noch wenig bemerkt, an Denjenigen über, der in den Augen Vieler, treuer und mannhafter als Keiner, die ihm erzwiesene Schuld vergolten zu haben schien.

Seine Freunde zumal hielten auch ihn verloren. Allein jene edle Treue hatte nicht nur in der Pflicht der Selbsterhaltung, sondern in der eigenen Förderung ihre Grenze. Auch fand Cromwell in dem Grafen von Bedford und dem Juristen Sir Christophor Hales einflußreiche Fürsprecher bei dem so leicht Argwohnen schöpfenden Könige. Sein Ansehen wurde nicht mit dem des Cardinals begraben und schlug gerade bei Hofe — man sieht das bereits aus dem letzten Verkehr mit dem alten Gönner an der Aufrechterhaltung der großartigen Oxfordster Stiftung — feste Wurzel. Wer könnte seine Hand zumal in der resoluten Gesetzgebung verkennen, die sich sofort scharf und bestimmt wider Rom und die Kirche zu richten begann?

In heftiger Beschwerde über die geistliche Gerichtsbarkeit, durch welche die königliche Prärogative brach und der Bevölkerung unerträgliche Lasten auferlegt wurden, hatten die Gemeinen den König als den „einzigen souveränen Herrn und Schirmvogt seiner geistlichen und weltlichen Unterthanen“ angerufen. Ein Ruf, der ihm gerade jetzt besonders lothend klingen mußte, da sich das Einverständniß zwischen Papst und Kaiser in allen Angelegenheiten der Christenheit kund gab. Die Erklärungen des römischen Consistorium und die bedenkliche Wendung, welche die Ehefrage inzwischen genommen, ließen darüber keinen Zweifel. Andererseits aber legten Parlament und Krone, nicht minder geeinigt, dem englischen Klerus, der ein ganzes Jahr lang je in den beiden Häusern der Convocationen von Canterbury und York tagte, dasselbe Vergehen wider die alten, den Staat schirmenden Statuten zur Last, an welchem unlängst der Cardinal zu Schanden geworden. Eben weil sie seine Legatengewalt anerkannt, galt die Kirche für mitthuldig, die althergebrachte und erst neuerdings unterwühlte Oberhoheit der Krone außer Acht gelassen zu haben. Vergebens bot die Synode aus dem kirchlichen Reichthum ein hohes Sühngeld. Heinrich verweigerte die Annahme der ihm hingehaltenen Summen, sowie die Amnestie, so lange er nicht auch zugleich als „der alleinige Protector und das oberste Haupt der Kirche und des Klerus von England“ anerkannt würde, ein politischer Meisterzug, welcher in der That der Jüngerschaft machiavellistischer Doctrin alle Ehre machte. Vergebens haben sich die Bischöfe und Procuratoren der Geistlichkeit gewunden und gesträubt. Gegen die Einfügung der höchst dehnbaren Formel: „so weit es nach Christi Gesetz erlaubt ist,“ haben sie schließlich am 11. Februar 1531 in düsterem Schweigen diesen neuen Zuwachs der königlichen Titel und damit eine ungeheuere absolutistische Steigerung der säcularen Gewalt hinnehmen müssen. Ungemein bezeichnend hatte gerade Cromwell, der um diese Zeit bereits in Briefen als Secretär oder einer vom Rathe des Königs angerebet wurde, die Aeußerung fallen lassen, daß mittelst des Praemunire, mit Bloß und Art des Hochverrathsprocesses im Hintergrunde, die Geistlichen einfach und leicht aus halben in ganze Unterthanen verwandelt werden könnten. Kein Anderer als er hatte an höchster Stelle den gescheuten Rath ertheilt.

Bei den nächsten Schritten, die von der Geistlichkeit weit mehr freiwillig geschehen, ist seine Hand viel weniger erkennbar. Indem der Klerus gegen das Herankluthen häretischer Lehre und Luther'scher Literatur in dem Könige thatsächlich seinen Schirmherrn erblickte und sich an seine Huld klammerte, drängte

er selber im eigenen Interesse aus dem Rahmen des einen, großen, allgemeinen Instituts heraus. Man hat daher gar nicht nöthig, Cromwell den Vorwurf zu machen, daß er vorzüglich seinem geldbedürftigen Herrn eine überaus ergiebige Quelle eröffnet habe, als im Jahre 1532 die Landeskirche aus freien Stücken das Parlament anging, die Annaten und ersten Früchte, jene reichen Sporteln bei allen kirchlichen Erhebungen, statt wie bisher nach Rom, in den königlichen Fiscus abzuführen. Wie hätte man da nun nicht auch zu der erst völlig abschließenden Einigung wider die oberste geistliche Jurisdiction zu Rom gelangen sollen, deren Mißbräuche sich in den intimsten Beziehungen des Privatlebens fühlbar machten und den heftigsten Klagen der weltlichen Stände den triftigsten Anlaß boten. Dadurch, daß sich die Bischöfe an gemeinsamen Berathungen theiligten, gelang es nun in der That, das Gebiet des canonischen Rechts gleich dem gemeinen Landrecht der Krone zu unterstellen, der Curie den ganzen bisherigen Instanzenzug abzuschneiden und statt dessen die Appellationsordnung einer nationalen Kirche aufzurichten, in welche keine auswärtige Macht einzureden haben sollte. Jedem Versuch, dies dennoch zu thun, namentlich auch Interdict und Bann, wurde im Voraus wiederum das furchtbare Statut des Praemunire entgegen gehalten. In der ganzen kirchlichen Verwaltung stieg somit Heinrich VIII. als souverän empor, so daß nunmehr jene Clausel, kraft welcher zuerst der Klerus betrogen wurde, seinen Naden zu beugen, von selbst fortfiel. Unmöglich konnte nun aber der mit solcher Machtfülle ausgestattete Monarch der Ladung des Papstes Folge leisten, welche, wie eifrig auch die Jahre her über die Ehescheidung weiter verhandelt wurde, wie nahezu möglich auch bisweilen unter den Abwandlungen der europäischen Politik eine Verständigung erscheinen mochte, doch niemals zurückgenommen worden war. Von allen reformatorischen Sähen fand jener paulinische, daß Jedermann der Obrigkeit unterthan sei, die Gewalt über ihn hat, namentlich durch eine Schrift des als Keger verfolgten Tyndal beim Hofe am frühesten Eingang.

Gerade die Geliebte, die nur der Eigenville zur Gemahlin erheben konnte, Anna Boleyn, spielte das Buch dem rechtgläubigen Verehrer in die Hände. Nachdem er sich bereits im Januar 1533, zunächst geheim, mit ihr vermählt hatte, kam es durch den neuen Erzbischof Thomas Cranmer bekanntlich in aller Form am 23. Mai zu der Ehescheidung von der Infantin. Dieser eigenthümliche Mann, bis dahin weder Protestant noch eigentlich Theolog, sondern weit eher von hervorragenden juristischen Anlagen und Neigungen, hegte die Ueberzeugung, daß Heinrich's Heirath mit Katharina, weil sie einst mit seinem älteren, aber in jungen Jahren verstorbenen Bruder, dem Prinzen Arthur von Wales, vermählt war, von Anfang an nach biblischem wie canonischem Recht null und nichtig gewesen, so daß sie auch nachträglich durch den von Julius II. erteilten Dispens nicht hätte gut geheißen werden können. Diese, der päpstlichen Unfehlbarkeit stracks zuwiderlaufende Erklärung hatte Cranmer noch persönlich, nicht ohne einen gewissen Eindruck zu machen, am Hofe Clemens' VII. vertreten, der ihn nicht nur zum Pönitentiar von England ernannte, sondern ihm auch noch das erzbischöfliche Pallium verlieh. Darüber aber wurde er vollends, sobald Heinrich ihn durchschaut hatte, das Organ, um mittelst des

neuen einheimischen Kirchenrechts im Widerspruch mit Rom jenen ersten Ehebund zu lösen und hinterdrein die Verbindung mit Anna zu segnen. Als jedoch der öffentliche Unmuth über ein so empörendes Verfahren sich auf den Kanzeln zu regen begann, ist Cranmer, der Autokratie des Königs entsprechend, hart und gewaltthätig dagegen eingeschritten. Obwol im Geheim mit einer Nichte des Nürnberger Pfander verheirathet und nicht ohne Beziehung zu den Lutheranern, blieb er doch entschieden Anglikaner. Wol hielt er zu der neuen Königin, die natürlich ihre Huld den Anhängern einer neuen Lehre zuwandte, so weit sich eine solche in England überhaupt festsetzen konnte, während die Vertheidiger der alten die Partei der schändlichen verstoßenen Infantin ergriffen. Aber von Cranmer so wenig wie von Thomas Cromwell läßt sich behaupten, daß sie damals den am orthodoxen Dogma festhaltenden König in das Lutherthum hätten hineintreiben wollen.

Wol aber gelangte vor Allem unter der Leitung dieser beiden, sofort einander nahe tretenden Männer das Schisma zum legislativen Abschluß, der nicht nur dem bisherigen Hinhalten Roms ein Ende machte, sondern mit dem offenen Bruch auch die reagirenden Tendenzen im eigenen Lande wach rief. Die Krönung Anna's, die Taufe der bereits im September geborenen Elisabeth, durch Cranmer vollzogen, erschienen als brutale Herausforderung an Papst und Kaiser. Von beiden appellirte nun auch England an ein allgemeines Concil. Aus langen, heftigen Debatten im Geheimen Rathe gingen im Frühling 1534, während der heilige Stuhl, wieder zwischen Karl und Franz schwankend, sich langsam und ungern zu den Sentenzen anschickte, durch welche Katharina's Ehe als die einzig rechtmäßige bezeichnet und König Heinrich mit dem Bann bedroht wurde, nachdem alle Stationen in Parlament und Convocation durchlaufen, die fertigen Acten hervor, in welchen der König von England, kraft seines Supremats, an die Stelle des Papstes trat und jede Unterordnung des Inselreichs unter Rom fortan fortfiel. Indem zugleich der Reichthum, die Selbstverwaltung, die eigene Jurisdiction der einheimischen Kirche, bis dahin die mächtigste Schranke gegen weltliche Willkür, gleich jedem anderen öffentlichen Amt, dem Königthum unterworfen wurde, fügte sich Alles einem maßgebenden Gedanken, der mit Sicherheit auf die an italienischer Quelle geschöpfte Staatskunst Cromwell's zurückgeführt werden kann. War nun aber bis dahin die volle Bedeutung der Suprematsacte unter der verzehrenden Gluth der Ehecheidungsfrage versteckt geblieben, so gab sich mit der gewaltsamen Lösung derselben sofort zu erkennen, in welche Knechtschaft die Bischöfe durch die königliche Ernennung gerathen, wie Convocation und geistliches Gericht entweder zum Schweigen verurtheilt waren oder nur beschließen durften, was die Krone vorschrieb, welch' ungeheurer Zwang den Gewissen angethan wurde. Die Idee von der Omnipotenz des Staats, welche dem Secretär von Florenz vorgeschwebt, hier war sie mit voller Energie in's Leben getreten, und furchtbar dann auch die Kraft, mit welcher sie Diejenigen, die ihr aufzufagen wagten, niederschmetterte.

Da die Administration, welche Wolsey ersetzt hatte, Sir Thomas More und Genossen, Curie und Kaiser nicht zu einer Verständigung in der Ehefrage zu bewegen vermocht hatten, da eine ganz andere Reform als die humanistische

des Erasmus die Oberhand gewonnen, hatten sie aus den Aemtern scheiden müssen. Jetzt kamen gar Mitglieder des königlichen Rathes mit dem Supremat in Conflict, sobald sie dem Statut gemäß eidlich erhärten sollten, daß die Verbindung mit Katharina schriftwidrig und von vornherein in sich nichtig gewesen sei. Schon als im Jahre 1533 die sogenannte Nonne von Kent, welche längere Zeit unter Beistand einiger Franciscanerbrüder als Stigmatisirte betrügerisch Wunder gethan und bei Wiedervermählung Heinrich's ihm unmittelbaren Untergang geweissagt hatte, Dank dem Einschreiten Cromwell's entlarvt und zur Verantwortung gezogen wurde, hatten der geistvolle More und der beschränkte Bischof Fisher von Rochester, der schon in den entscheidenden Sitzungen der Convocation nicht geschwiegen, zu erkennen gegeben, wie tief sie noch in mittelalterlichen Vorurtheilen staken und wie sie sich mit nichts aus der Gemeinschaft der Kirche wollten losreißen lassen. Jedoch auf Cromwell's lebhaftes Verwenden hatte sich jener zu einer Abbitte bereit gefunden und des Königs Verzeihung erhalten, während der Bischof die zum Tode verurtheilte Betrügerin für eine Heilige erklärte, ohne freilich von der durch sie verkündeten Insurrection etwas wissen zu wollen. Indes, obwol verurtheilt, war auch er, fast wider Willen, begnadigt worden. Sobald nun aber allen Unterthanen, geistlichen und weltlichen, der Eid auf den Supremat unter Androhung der Strafe des Hochverraths zur Pflicht gemacht war, vermochten beide in ihrem Gewissen sich dem nicht zu fügen und starben, der Verschwörung und des Verraths bezichtigt, im Sommer 1535 mit den Mönchen der Londoner Karthause um die Wette als Märtyrer ihres katholischen Bekenntnisses, welches, abgesehen von der supremen Jurisdiction, auch das ihres Königs war.

Angeichts des tiefen Eindruckes jedoch, den diese Hinrichtungen in ganz Europa, im Reich, in Frankreich und ganz besonders in Rom hervorrufen mußten, sah sich Cromwell nun allerdings genöthigt, seinen Herrn in einem Schreiben an Cassale, einen italienischen Agenten, der noch immer in Rom thätig war und seine Berichte in lateinischer oder italienischer Sprache an ihn richtete, eingehend zu vertheidigen. Da heißt es, daß Se. Majestät wegen ihrer Handlungen nur Gott Rechenschaft zu geben habe, dem er immerdar in Wort und That zu gehorchen verlange. Wäre dagegen das verbrecherische Vorhaben Jener unbefraft geblieben, so wäre der König ja wegen unbehinderter Verbreitung einer Ansteckung zum äußersten Verderben der Nation seiner Pflicht uneingedenk geworden. Während nun aber Papst Paul III. nach Bann und Interdict griff, um den schismatischen Fürsten von der übrigen christlichen Staatenwelt zu isoliren, mußte dessen kühnen Minister da nicht mitunter das Gefühl unmittelbarster Verantwortlichkeit beschleichen?

Gerade um diese Zeit sehen wir Cromwell auch äußerlich so rasch von Stufe zu Stufe auf schwindelnde Höhe emporsteigen, daß Freunde wie Baughan zu grauen begann. Sie verhehlten sich nicht, er könne an Gewinnsucht und Herrschgier, an der eigenen Wertwegenheit zerschellen. Jetzt war er in der That der allmächtige Minister. Im August 1533 suchte ein alter verdienter Beamter, Brian Tuke, der seit Jahren dem Postwesen vorstand, durch ihn, den vielgewandten Secretär des Königs, der eben auch auf Lebenszeit zum Schatzkanzler

ernannt worden, eine sicherere Uebermittlung von Briefen und Staffetten herzustellen. Fortan sind die diplomatischen Berichte aus Rom und Deutschland, aus Flandern und Dänemark wesentlich an ihn gerichtet, dem bei Leitung der auswärtigen Angelegenheiten langjährige Verbindungen zu Statten kamen. Im October 1534 wurde er zum Master of the Rolls, im folgenden Jahre zum Vicegerenten und Generalvicar, d. h. zum Stellvertreter des Königs in allen kirchlichen Sachen, erhoben. Eben jetzt erhielt die, vorzugsweise durch seine Einsicht und Kraft geförderte Gesetzgebung in allen nach Innen und Außen zielenden Richtungen ihre thatsächliche Ausführung. Indem er durchschaute und ergriff, wovor Andere zurückbehielten, schuf er überall Bewegung und Fortschritt. Allein von vornherein hatte ihn sein Loos doch vor einen Abgrund gestellt; denn das Geschlecht, das er zu beherrschen und zu führen bestimmt war, konnte ihn nur fürchten und hassen. Die Vornehmen und die Kirchenmänner, wie sehr sie auch um seine Gunst buhlten, bei ihm um setze Pfanden betteln gingen, scheuten noch mehr als einst vor Wolken vor diesem despotisch umwälzenden Emporkömmling zurück. Ueberzeugungsvolle Protestanten, wie der offenerzige Bischof Latimer oder der fast puritanisch eifrige Stephan Vaughan, der vom Auslande her stets einen regen Briefwechsel mit ihm unterhielt, stießen sich an der Indifferenz und dem berechnenden Verfahren des Staatsmanns, welcher sich hütete, ohne Weiteres auch einer vom alten Bekenntniß abweichenden, in ihren Ursprüngen unenglischen Reformation Thür und Thor zu öffnen, oder es für gut fand, selbst unwürdige, verdächtige Persönlichkeiten im Kirchendienste zu befördern. Cromwell wußte nur zu wol, daß, ehe sich der Nation eine neue Form des Glaubens vorschreiben ließ, die Träger des alten getriebelt und stumm gemacht werden mußten. Mit genialem Griff legte er daher die Hand auf die Kanzel. Alle Aeriker, hoch oder niedrig, durften hinfort nur unter königlicher Vollmacht predigen, die jeden Augenblick entzogen werden konnte. Bis auf Text und Tendenz ihrer Rede war Alles und Jedes vorgeschrieben, so daß sie, wie gegen die Usurpation des Papstes, bei jeder ferneren Wendung einzig und allein als die gehorsamen Mundstücke des absoluten Willens reden sollten. Durch solche Werkzeuge, meinte er, würde der König allmählig an neuer Lehre einführen, was er für Staat und Kirche, im engsten Bunde geeinigt, zuträglich hielt. Einer Verjüngung des Glaubens durch evangelische Frömmigkeit, durch ernstes Studium und öffentliche Erziehung, oder gar aus spontanen Regungen des Volks heraus, hat sich Cromwell nie erschlossen. Und doch sah er sich genöthigt, eben jetzt bei den deutschen Protestanten, Fürsten und Städten eifrig um ein Bündniß zu werben, während sein König nicht anstand, mit Jürgen Wullenweber und Marx Meier, den vertwegensten Agitatoren des Augenblicks, anzuknüpfen, als sie daran gingen, von Lübeck aus wider Kaiser und Papst Nord-europa umzuwälzen.

Es war im Herbst 1535, als Karl V. und Franz I. nach erbitterten Kämpfen sich wirklich einmal verbünden zu wollen schienen, indem jener seine Base Maria, die verstoßene Erbin des französischen Throns, einem französischen Prinzen zur Gemahlin bot. Noch hatten die Genossen des Schmalkaldischen Bundes ihr Verhältniß zum Könige von Frankreich nicht abgebrochen. Es hieß

sogar, daß sie durch ihn wieder mit der Curie versöhnt werden könnten. Gar sehr also mußte Heinrich VIII. darum zu thun sein, diese neue Potenz, mit der bereits Alle rechneten, an sich heranzuziehen. Beide Theile waren denn auch der Meinung, sich auf das allgemeine Concil, wie es Papst Paul III. hinhielt, nicht einzulassen. Man verhandelte dagegen lebhaft um ein Schutz- und Trutzbündniß, und König Heinrich verpflichtete sich, im Kriegsfall gegen die von den Deutschen zu Wasser und zu Lande geleistete Hilfe bedeutende Summen zu zahlen, wofür jene ihn zum Protector ihres Bundes erheben wollten. Selbst bessere Beziehungen des Königs zu Melancthon und Luther sollten angebahnt werden. Wenn nur eine Verständigung über das religiöse Bekenntniß, welches jenen Lebensfrage war, möglich gewesen wäre. Dort hatten Obrigkeiten und Unterthanen nicht nur eine Menge allgemeiner Mißbräuche abgestellt, sondern aus innerstem Bedürfniß, von ihren Theologen berathen, ein völlig neues Kirchenwesen aufgerichtet. Von England aus aber mußte Cromwell im Auftrage seines Herrn schreiben: „Der König betrachtet sich als den gelehrtesten Fürsten in Europa, dem es nicht ansteht, sich ihnen zu fügen, der vielmehr erwarten kann, daß sie es thun.“ Christi Lehre wollte nun freilich auch er mit Gut und Blut verteidigen, sich aber von keinem Sterblichen vorschreiben lassen, was er und sein Reich zu glauben haben sollten. Auch die Oberhoheit des Kaisers wurde, namentlich von Stephan Gardiner, entgegengehalten, obgleich ihm in Deutschland Fürsten und Städte wahrlich nicht in ähnlicher Weise untergeben waren, wie jetzt die englischen Stände dem Tudor-Könige. Andererseits beklagte sich Cranmer gegen Cromwell über die eigenen Bischöfe, die ihre Genugthuung nicht verhehlten, daß, obwohl Jahr und Tag verhandelt wurde, und man Willens schien, jeden Theil bei seinen Bräuchen und Ceremonien zu belassen, ihr König in Sachen der Lehre mit den Lutheranern schlechterdings nicht einig werden konnte.

Nichtsdestoweniger führte der diplomatische Verkehr zu einer tiefer greifenden Annäherung. Auch am englischen Hofe nämlich hatte die Ueberzeugung Wurzel geschlagen, daß die Grundlage wirklicher Kirchengemeinschaft einzig und allein in der Schrift vorhanden sei. Waren schon die wichtigsten Beweise wider die finanziellen und jurisdictionellen Ansprüche der Curie der Bibel entnommen, so erfüllte der König eben im Jahre 1535 sein Versprechen, die verbotene Uebersetzung des in den Niederlanden als protestantischer Märtyrer sterbenden Tyndal durch eine autorisirte, in allen Kirchen zu Jedermanns Benützung aufliegende zu ersetzen. Der Cambridger Theolog Miles Coverdale, der bereits im Zusammenhange mit Cromwell begegnete, hatte, unter Cranmer's Schutz, jene bisher verfolgte Version durchgesehen und verbessert. Auf dem Titelblatte des stattlichen Druck's sieht man den König auf dem Throne und Cranmer und Cromwell, wie sie das Buch an Priester und Laien austheilen. Unter königlichem Privileg erschien gleichzeitig die erste Zusammenstellung eines englischen Gebetbuchs. Gleich dem Erzbischof, der sich immer mehr als Anhänger weiter gehender Reform zu erkennen gab, dachte eine Gruppe evangelisch gesinnter Männer, welche neuerdings die Bischofsstühle einzunehmen begann, der kühne Latimer von Worcester, Fox von Hereford, der, an der Spitze der Gesandtschaft

zu den Schmalkaldenern, nicht anstand, den Papst als Antichrist zu bezeichnen, Hilsey von Rochester, Goodrich von Ely, Barlow von St. Davids. Es war in der während des Juni und Juli 1536 tagenden Convocation von Canterbury, daß man zu Beschlüssen schritt, die denn doch das englische Kirchenwesen dem deutschen näher zu rücken verhießen. Cromwell selber nahm, nicht ohne Aufsehen zu erregen, als Vertreter der obersten Kirchengewalt zur Seite des Erzbischofs Plaz und ließ sogar durch den gelehrten Schotten Alexander Aleffe, der in Wittenberg gewesen, die dortige Lehre vortragen, nach welcher nur noch Taufe und Abendmahl als Sacrament betrachtet wurden. Wol hatten sämtliche Bischöfe, auch Erzbischof Lee und die Convocation von York, obschon mit Widerstreben, des Königs Supremat beschworen; doch fehlte viel, daß die Mehrzahl, zu der auch Gardiner von Winchester gehörte, das Gerüst der sieben Sacramente hätte fahren lassen. Trotzdem wurden, auf Heinrich's Befehl, zehn Artikel eingebracht, deren fünf erste hinsichtlich der Bibel und der Glaubensbekenntnisse der alten Kirche, des Sacraments der Taufe, Buße und Communion, der Rechtfertigung durch den Glauben mit der Augsburger Confession übereinstimmten. Was außerdem noch conservirend über Anbetung der Heiligen, Bilderdienst, Ceremonien und Fegfeuer verfügt wurde, geschah lebiglich, um die Widerstrebenden festzuhalten und bei der Beschlußfassung eine ansehnliche Mehrheit zu erzielen. Die ausführenden Erlasse Cromwell's als Generalvicar gingen doch wieder deutlich darüber hinaus; denn sie richteten sich gegen Wallfahrten und Wunderglauben und bezweckten, die Disciplin der Gemeinde vor Allem auf den Gottesdienst in der Muttersprache zu begründen. Selbst der gemeine Mann sollte sein Vaterunser, die zehn Gebote und den Glauben auf Englisch lernen. Man war also auf dem besten Wege, die Reformation zu popularisiren, während das Parlament fortfuhr, das Staatsrecht des Reichs mit immer stärkeren Wällen wider römische Sturmläufe zu umgeben.

Und felsenfest stand mittlertweile der gewandte Vorkämpfer in der Gnade seines eigentwilligen, launenhaften Herrn. Am 29. Juni war er, an Stelle Thomas Boleyn's Grafen von Wiltshire, zum Geheimsiegelbewahrer eingesetzt worden. Am 9. Juli wurde er durch Patent als Lord Cromwell unter die Peers erhoben, am 18. im Sitzungssaal des Parlaments vom Könige zum Ritter geschlagen und ein Jahr später, am 26. August 1537, in Windsor unter die Genossen des Hosenbands aufgenommen. Um dieselbe Zeit galt es aber auch, die mächtigsten Truchburgen, die immer noch verschont gebliebenen Klöster und Convente, von Grund aus zu brechen, dasjenige Unternehmen, durch welches sein Name in gutem wie in bösem Klang am meisten fortlebt.

In unversöhnlichem Gegensatz zu dem Institut des mittelalterlichen Monasticismus stand schon der humanistische Aufschwung. Noch entschiedener wandte sich der Drang nach religiöser Besserung von den Stätten der Schlemmerei und der Unzucht ab, über die in allen Ländern, und in England wahrlich nicht zum wenigsten, der Leumund längst grauenhafte Dinge erzählte. Es wuchs die Erkenntniß, daß eine Besitzmenge, die mindestens ein Fünftel des Reichs bedeckte, den meisten Pflichten der Welt enthoben und nur mit Vorrechten ausgestattet, welche für heilig galten, in wirthschaftlicher Beziehung sich

zum größten Nachtheil des öffentlichen Wohls in solchen Händen befände. Endlich standen unbescholtene, ernstgläubige Klostermänner wie die Londoner Rathhäuser aus innerster Ueberzeugung vorn an im Kampfe wider den königlichen Supremat und starben als die Protomartire der katholischen Kirche. Wie viele Gründe, nach allen diesen Richtungen sämtliche Stifter einer strengen Visitation zu unterwerfen. Indem der Staat nun aber, zumal auch den Bischöfen gegenüber, kraft seiner Neuordnung das unbehinderte Recht dazu beanspruchte, indem Cromwell sehr gemessene Instructionen ausarbeitete, war doch ursprünglich nur Abstellung von Mißbräuchen, und keineswegs Auflösung ohne Unterschied in Aussicht genommen. Aber seine Commissare, die sich alsbald über Grafschaften und Sprengel vertheilten, meist moderne, der Pietät gegen das Mönchthum entwachsene Geister, waren geschickt gewählt, ihre Vollmachten weit gefaßt, das Ergebniß zunächst bei der großen Mehrzahl der Klöster der Art, daß durch die Untersuchung die ärgsten Gerüchte fast ausnahmslos bestätigt wurden. Und selbst wenn nur die geringere Hälfte von dem wahr gewesen, was in Hunderten von Berichten an Cromwell über die Entfremdung von den ursprünglichen Absichten der Fundatoren, über den Bruch der Gelübde der Armuth und der Keuschheit durch Aebte und Aebtissinnen, Mönche und Nonnen, mitunter durch unmittelbare Enttappung höchst drastisch aufgedeckt worden, sie genügte, um den Entschluß vollständiger Unterdrückung reifen zu lassen. Wie oft führte die Abfassung von Inventaren über Silberzeug und Juwelen zu der Entdeckung von Diebstahl, zu fraudulenter Vorenthaltung und selbst thätlichem Widerstande. Als mancher Orten Männer und Weiber, der Klosterzucht und der Heuchelei überdrüssig, sich ehrlich nach Befreiung sehnten und gar oft ein in jungen Jahren erzwungener Eintritt nachgewiesen wurde, hat man allen Mönchen unter 24, allen Nonnen unter 21 Jahren ohne Weiteres die Entbindung von ihren Gelübden anheim gegeben. Den Congregationen, die noch beisammen blieben, schärften die Visitatoren mit dem Gehorsam gegen das supreme Haupt von Kirche und Staat strenge Befolgung der Regel und namentlich ein Verbot des, vorzüglich von den Bettelorden betriebenen, Vagirens ein. Als im Frühjahr 1536 das Parlament — noch immer das im Jahre 1529 gewählte — zusammentrat, legten sie den Gemeinen ihren Generalbericht in Gestalt eines „Schwarzen Buchs“ vor, wonach auf Grund der Thatfachen, und mitunter dem eigenhändigen Eingeständniß der Betreffenden zufolge, höchstens ein Drittel des gesammten Klosterwesens als nicht überführt gelten konnte. Demungeachtet und trotz der populären Abneigung, die wider die reguläre Geistlichkeit auch auf der einst so klosterfeligen Insel um sich gegriffen hatte, erhoben sich noch einmal heftige Debatten. Man schreckte doch vor der Sprengung so vieler durch Jahrhunderte geheiligten Associationen zurück. Wie vielen Repräsentanten der Fundatoren und Benefactoren schlug nicht das Gewissen! Ein Staatsmann wie Cromwell, ein echt reformatorischer Bischof wie Latimer, hegten noch den Gedanken Wolsey's, das Gut corrupter und verurtheilter Orden für die Zwecke des gereinigten Gottesdienstes und des Unterrichts, namentlich des höheren, beisammen halten zu können, wie ja die monastischen Collegien von Oxford und Cambridge die Visitation als besserungsfähig bestanden hatten. Allein der Instinct

der Laien, dem wesentlich entscheidend auch Erzbischof Cranmer huldigte, überwand die gerechtesten Bedenken, und dem Zuge der Zeit gemäß am leichtesten, wenn sie von Alerikern erhoben wurden. Die Habucht der weltlichen Großen und die Idee, die Einheit des Reichs auch dadurch zu fördern, daß so viele bisher exempte Territorien fortan die Lasten und Pflichten theilten, trugen den Sieg davon. Schon im März kam die Acte zu Stande, die, bis auf geringfügige Ausnahmen, zu Gunsten der Krone alle solche Häuser unterdrückte, welche weniger als 200 Pfund jährlich abwarfen. Die Inassen sollten entweder in den nicht verurtheilten großen Häusern untergebracht oder mit Jahrgeld abgefunden werden. Mit den ersten Anfängen eines Armengesetzes und eines neuen Strafrechts, wie sie nothwendig aus Beseitigung der alten wirthschaftlichen Unterlagen der Milbherzigkeit und Arbeit erwachsen mußten, beschloß das denkwürdige Reformparlament seine umwälzende Thätigkeit.

Merkwürdig, unmittelbar mit seinem Ausgange bäumten sich in den tief verleckten Schichten der Bevölkerung elementare Kräfte des Widerstands auf, um dem Könige und allen Denen, die mit seiner Billigung so gewaltige Neuerungen förderten, hemmend in den Weg zu treten. Da hatte sich kurz zuvor die furchtbare Katastrophe Anna Boleyn's ereignet. Was die Ursache der raschen Entfremdung des einst so heiß für sie erglühten Königs gewesen; ob die erst neuerdings aus dem Geheimbündel (*Baga de secretis*) hervorgegangenen Proceßacten mehr ergeben, als die brutale Willkür, mit welcher der selbstherrliche Tudor die Freiheit der Gerichte und die Unantastbarkeit der Geschworenen seinen höchst eigenen Zwecken und Begierden dienstbar zu machen wußte, ob der Unglücklichen wirklich Ehebruch oder gar Blutschande nachgewiesen werden kann, das soll hier nicht in Betracht kommen. Genug, noch am Maitage war die Königin zu Greenwich der Mittelpunkt des Festes gewesen, arglos, während das Weil bereits über ihrem weißen Nacken schwebte. Am folgenden Tage wurde sie in den Tower abgeführt. Am 19. fiel ihr Haupt dort auf dem grünen Rasen. Schon Tags darauf vermählte sich Heinrich VIII., der Blaubart, mit Lady Jane Seymour. Welche Stellung aber nahmen zu diesem entsetzlichen Hergange die Träger der Reformation? Erschien ihr Werk nicht von Grund aus erschüttert, da Diejenige vernichtet wurde, unter deren königlichem Mantel in der That eine Strömung protestantischen Lebens Schutz und Förderung gefunden?

Daß Anna nun freilich eben darin der eigenen Avertwandtschaft, dem Hause Norfolk, viel zu weit ging, ist bekannt. Auch war es nur zu natürlich, wenn die Anhänger der alten Lehre, wahrscheinlich auch Bischof Gardiner, der neuerdings die Zurücksetzung vor Cromwell schwer ertrug, gerade diese Schirmen des Gegentheils zu entwurzeln trachteten. Der schwache Erzbischof war erst hinzugezogen worden, als das Verfahren bereits in vollem Gange war, und löste alsdann willenlos, tief erschüttert die Ehe, von der Anna selber gestand, daß sie nicht rechtlich geschlossen worden, er, der gleich Matthew Parker und anderen jüngeren, später von Anna's Tochter Elisabeth hervorgezogenen Geistlichen doch nimmermehr von der Schuld überzeugt sein konnte, welche die Gerichte constatiren mußten. Dagegen handelte Cromwell, um diese Zeit, wie es heißt, „des Königs Ohr und Sinn“, durchweg entschlossen, wie er gewohnt war,

und diesmal nur zu gewiß unter der Nothwendigkeit der Selbsterhaltung. Höchst unflug nämlich hatte die Königin ihn zum Feinde gemacht, indem sie behauptete, daß er und seine Leute unter dem Deckmantel des Evangeliums das Klostergut in Stücke schlugen, um sich selber zu bereichern, ja, daß er der Bestechung auch durch die unwürdigsten Personen zugänglich sei. Also er oder sie mußte fallen. Da hat er denn den keimenden Argwohn seines Herrn geschürt und, indem ohne Frage er selber den tödtlichen Schlag vorbereitete und als Staatssecretär in Person die Königin gefangen nahm, über seinen Nebenbuhler von der entgegengesetzten conservativen Richtung triumphirt. Gerade in die nächsten Monate fallen die schon erwähnten Rangerhöhungen als untrügliche Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit. Und gerade durch sein Verfahren hielt er auch, noch ärgeren Drohungen gegenüber, den König an der Ausführung der neuen Gesetze fest. Es war wahrlich nicht so leicht, einen Fürsten, der doch die Augen weit offen hatte und mit gewaltigem Instinct immerdar der Wendung der Dinge voraus war, über den ungeheueren Zuwachs an Macht, den ihm der Gang der Ereignisse gewährte, stutzig zu machen.

Längst gährte es bedenklich in den nördlichen Sprengeln des Reichs, wo sich die Gemüther unendlich schwer aus dem allgemeinen hierarchischen Zusammenhange losreißen und nicht begreifen konnten, wie so Manches, was bisher als verdammungswürdige Ketzerei gegolten, nun plötzlich, auf Geheiß der weltlichen Obrigkeit, dem Heil der Seelen zuträglich sein sollte. Trotz aller Resolutionen in Parlament und Convocation hielt die große Menge von Geistlichen und Laien zum Papst, und wollte von dem Supremat der Krone wenig wissen. Trotz aller Schäden, welche die Visitation der Klöster aufdeckte, ließ sich Vornehm und Gering nicht irre machen. Denn seit vielen Generationen hingen ja diese Institute, fast ein jedes wegen seines besonderen Cultus, mit der andächtigen Verehrung der Menge, mit Versorgung und Dankbarkeit der Armuth eng zusammen. Und nicht minder hergebracht waren für Ritterschaft und Adel die vielverschlungenen Beziehungen von Pacht und Lehn, die bequeme Verpflegung alter Diener in der dem Geschlechte verbundenen Foundation, sowie die behagliche Unterkunft jüngerer Söhne, die das Ordensgewand angelegt. Aus Anhänglichkeit an das bisherige Dasein, und fest entschlossen, den Urhebern der Umwälzung das Handwerk zu legen, schreckten die verschiedenen Classen selbst vor Aufruhr nicht zurück. Wie an Waffen fehlte es auch nicht an Leitung von Oben und Außen. Nachdem in den ersten Tagen des Octobers die Bewegung in Lincolnshire ausgebrochen, nahm sie einige Wochen später in Yorkshires einen höchst bedenklichen Aufschwung. Die Hauptstadt der nördlichen Kirchenprovinz öffnete ihr die Thore. Lord Darcy, der einst noch gegen die Mauren von Granada das Kreuz getragen hatte, bot ihr in dem festen Pomfret Castle eine bedeutende Stütze; Robert Aske, ein rechtskundiger Advocat, erschien neben ihm als der eigentlich geistige Leiter. Sechs kurze Artikel, die wahrlich nicht das Mindeste mit denen der deutschen Bauern gemein hatten, formulirten, für den gemeinen Mann verständlich, die Forderungen wider die Krone dahin, daß sie die Klöster nicht antaste, die vom Parlament genehmigten Subsidien nachlasse, vom Clerus nicht Zehnten und Annaten erhebe, die jüngste lehnsrechtliche

Verordnung widerrufe, das gemeine Blut, das in den geheimen Rath eingebrungen, ausstoße und die häretischen Bischöfe entferne. Man sieht, es galt die Wiederaufrichtung des alten, zwischen Kirche und Staat bestehenden Verhältnisses und die Austreibung aller Derer, die daran zu rütteln gewagt, insonderheit Thomas Cromwell's. Bewaffnete Massen, die bis zu 30,000 Mann anschwollen, sollten auf einem Anmarsch gegen London durch „die Pilgerfahrt der Gnade“, wie man es hieß, den Willen der Reaction erzwingen.

Und wirklich, angeichts der Gefahren, welche das Regiment auch vom Festlande und von dem aufständischen Irland umlagerten, sind im königlichen Rathe Stimmen laut geworden, die zur Umkehr riethen. Allein Heinrich VIII. blieb fest. Derb und entschieden wies er die Artikel von Horncastle zurück. Er habe nie gelesen oder gehört, daß die Rätthe des Fürsten durch das gemeine, unwissende Volk bezeichnet worden wären, und nun gar durch „die roheste und viehischste Grafschaft des Reichs“. Gottes und Menschen-Gesetz fordern, dem Könige zu gehorchen, statt ihm zu widersprechen. Doch berief er sich ausdrücklich auf die im Parlament vollzogene Gesetzgebung und wollte allenfalls genehmigen, daß ein solches nach York berufen werde. Und in der That, der Aufstand bebte doch vor dem Neuesten zurück, sobald ihm auch im Einzelnen ein Entgegenkommen hingehalten wurde. Das versatile Genie Cromwell's sann auf Mittel, wie die Abteillande zwar den Mönchen entrisen bleiben, aber statt in Domänen umgewandelt zu werden, Arm und Reich zu Gute kommen könnten. In einem eigenhändigen Entwurfe schlug er vor, die Meinung der Stände zu hören, durch Verbreitung gedruckter Glaubensartikel dem Volke zu Gemüth zu führen, daß des Königs Absicht, die Einheit der Religion zu wahren, an den bisherigen Fundamenten derselben nicht im geringsten rüttle, aber freilich auch durch Einsetzung starker Behörden und sogar durch Besatzungen den Norden des Landes bei Gehorsam zu erhalten. Als indeß, trotz alledem, das Vertrauen nicht wiederkehren wollte und vielmehr neue Gewaltthaten geschahen, hielt sich der König seinerseits von aller Zusage entbunden. Da schritten im Frühling 1537 seine Heerführer mit aller Kraft ein. Lord Darcy, Aske und andere Häufelührer aber endeten auf dem Blutgerüst.

Und war es nicht hohe Zeit, so energisch dreinzufahren, da mittlertweile abermals von einem Angriffsbündniß zwischen Karl V. und Franz I. gemunkelt wurde und Papst Paul III., welcher längst die Bannbulle ausgemergelt hatte, den Augenblick gekommen meinte, sie zu vollstrecken? Ein Engländer von vornehmer Herkunft war ausersehen, die Sentenzen der Kirche zu verkünden, die großen Mächte der Zeit gegen den schismatischen König zu einen und ganz besonders Land und Leute, die sich in Nordengland für den alten Glauben erhoben hatten, zur Ehre Gottes in ihrem Widerstande anzufeuern.

Man weiß, daß Reginald Pole, ein Enkel jenes Herzogs von Clarence, den einst der eigene Bruder Richard III. um's Leben bringen ließ, sich lange der besonderen Gunst seines Vetter's, König Heinrich's, zu erfreuen gehabt hatte. Nicht genug, daß er für die humanistischen und theologischen Studien, denen der talentvolle Jüngling in Italien und in Paris oblag, liebevoll Sorge trug, er hatte ihn zu Wolsey's Nachfolger in den reichen Sprengeln von York und

Winchester ausersehen. Wenn Pole sich nur von der Rechtmäßigkeit der Scheidung von der Infantin und des königlichen Supremats hätte überzeugen können! Alle Versuche einer Verständigung wurden über dem Schisma zu Schanden. Von der Heimath ausgestoßen, barg sich jener fortan unter den Mantel der Kirche, bis, nicht ohne sein Widerstreben, der Papst ihn hervorzog. Zum Cardinal erhoben, wurde er jetzt zu Anfang 1537, um die Christenheit zu besänftigen und wieder zu einigen, nach Frankreich und den Niederlanden abgefertigt. Er verfehlte nicht, den Wetter auf dem englischen Throne von seinem Herannahen pflichtschuldigst in Kenntniß zu setzen. Durch seine Vollmachten, durch eine ausführliche Druckschrift getraute er sich noch immer, die schwankende Ueberzeugung seiner Landsleute, ja vielleicht des Königs selber, wieder aufzurichten.

Alein, wie viel fehlte doch, daß die Herrscher Spaniens und Frankreichs sich jemals ehrlich verträgen. Der Kaiser, ohnehin mit dem farnesischen Papste gespannt, stand, seit dem Tode Katharina's, den Ehehändeln des Tudor's wieder ferner. Seine Länder wollten den friedlichen Handelsverkehr mit dem Inselreiche nicht missen. Ein Ausgleich mit der Curie und Frankreich hätte König Heinrich den deutschen Protestanten vollständig in die Arme treiben müssen. Noch aber war die Lage der europäischen Christenheit an keiner Stelle der Art, daß der Kaiser einer rücksichtslosen Restauration der Hierarchie hätte die Hand leihen dürfen. Eine Uebereinkunft mit dem Papste, zumal hinsichtlich des allgemeinen Concils, stand noch in weitem Felde. So fiel es denn den englischen Geschäftsträgern in Paris und Brüssel nicht sonderlich schwer, dem Cardinal Pole die Wege zu verlegen. Cromwell aber, sein persönlicher Feind, der sich jüngst gegen Bischof Latimer gerühmt hatte, er würde Pole das eigene Herz essen machen, hielt nicht nur alle Fäden der heimischen Politik fest in der Hand, sondern hatte seine geheimen Agenten selbst in der zum Theil englischen Reisegesellschaft des Cardinals. Nachdem er schließlich seinem Herrn die Berweise über Pole's Beziehungen zu den nordenglischen Rebellen verschafft, hat dieser jede Nachsicht fahren lassen. Der Wetter wurde zum Hochverräther erklärt, ein Preis von 50,000 Kronen auf seinen Kopf gesetzt. Da gleichzeitig verlautete, englische Truppen würden Carl V. wider Franz I. zu Hilfe ziehen, wich er bestürzt, ohne in Brüssel Zutritt gefunden zu haben, von Cambray nach Lille bei Seite und wurde bereits im April nach Rom zurückgerufen.

So war denn sowol die katholische Empörung in England wie die päpstliche Aggression wider das Reich mit denselben diplomatischen Künsten erfolgreich abgeschlagen. Aber eine tiefer greifende Wirkung, und zwar nach entgegengesetzter Seite, sollte die Niederwerfung dieser aus einem Princip stammenden Gegensätze denn doch hervorrufen. Zunächst entschied sie wider die bis dahin von der Auflösung verschonten großen und mächtigen Klöster. So lange noch eins derselben aufrecht steht, lautete der Rath des gewaltigen Ministers, ist der Thron nicht sicher. Der König war, bei der grenzenlosen Verschwendung, die an seinem Hofe herrschte, über die bisherigen Erfolge der Commission enttäuscht. Die Vertheidigungsanstalten des Reichs bedurften höherer Summen. Auch gab es kein geeigneteres Mittel, die murrenden Stände vor unliebsamer Erhöhung der Subsidien und gleichzeitig die Bedenken vieler Gewissen vor unheiligem Kirchen-

raub zu bewahren, als Hinweisung auf die Gefahren, von denen Allesamt bedroht wurden, sowie auf die Schätze, die durch umfassende Säkularisation, um allen möglichen Bedürfnissen und Begierden zu genügen, flüssig gemacht werden könnten. Damit ließen sich denn auch die Bedenken, die gar manches aufrichtige Gemüth hegte, und die jüngst noch im Parlament laut geworden, am einfachsten aus dem Wege räumen.

Auch in diesem Stücke waren doch von Anfang an nicht anders, als bei der Aufrichtung des Supremats, höchst unreine Motive im Schwange. So lange es galt, den frommen Schwindel aufzudecken, der vieler Orten mit Wunderquellen, augenverdrehenden und blutenden Heiligenbildern und ähnlichem heuchlerischen Spul getrieben wurde, und der schaal gewordenen Lüge die Maske herunterzureißen, kam Cromwell's Verfahren einer Rettung durch die heilende Hand des Arztes gleich. Vergebens suchte der Prior von Canterbury in inständigen Anschriften zu verhüten, daß der mit Zuvellen bedeckte Schrein des Nationalheiligen Thomas Becket zer schlagen würde. Ueber der Zerstörung dieses Monuments erwies sich auch dem blödesten Auge, daß für Ausplünderung der dummgläubigen Massen mit Hilfe geistlicher Gaukelei die Zeit vorüber sei. Allein, welche Excesse der Habgier und der Verschleuderung rief nicht die Aufhebung der großen Stifter unter Denen hervor, die sie seit 1537 in's Werk setzten!

Wer hätte sie nicht kommen sehen? Sagte doch ein Anhänger der alten Kirche: die Kleinen seien nur wie Dorngestrüpp gewesen, während die großen wie morsche alte Eichen da ständen. Freilich regten auch jetzt wiederum weder die Bischöfe noch die Convocation einen Finger für die Regularen, welche seit Jahrhunderten auch von ihnen exempt sein und nur unter dem Papste hatten stehen wollen. Dem Sturme schutzlos preisgegeben, sind sie von einer geriebenen Staatskunst gefällt worden. Oft ließen sich die Mönche, sobald nur die Commissare nahten, durch Jahrgelder abfinden. Seltener geschah es, daß einige, aus innerster Ueberzeugung, mit der Rutte auch die verfehlten Gelübde abthaten. Aber es gab auch Aelte, welche, stolz auf die Vergangenheit und die mächtigen Verbindungen ihres Hauses, kein Mittel, keinen Ausweg unversucht ließen, um die Gunst des ärgsten Feindes zu erkaufen. Ihnen vor allen gegenüber zeigt sich denn auch die schreckenvolle Gestalt Cromwell's aus seinen eigenen Documenten besonders grell beleuchtet. Wie er seinen Boten und Dienern gestattete, zuzugreifen, wo nur Klostergut auf der Straße lag, so war Aufschub oder gar Milde rung des Verhängnisses käuflich zu haben von Denen, die dennoch, wie der Fisch an der Leine, weiter zappelten. Nicht nur, daß sie ihm Wildpret und andere Herrlichkeiten sandten. Der reiche Abt von Glastonbury hat ihm noch ein Patronat, einigen seiner Leute Armenpfründen im Kloster übertragen. Und als es dann trotzdem an ein Zer schlagen der ungeheueren Herrschaften ging, wie bettelten da habgierige Laien, vornehm und gering, bei dem allmächtigen Minister, der, wie sein König und Herr, ohne eine Abgabe kaum irgend Etwas gewährt zu haben scheint. Unzart, derb, aber freilich der Sinnesart der Zeit gemäß, war das Verfahren. Aus einem, noch nicht veröffentlichten, Notizbuche Cromwell's geht hervor, daß Grafen und Bischöfe, ja die Königin Johanna selbst, ihn mit hohen Summen verpflichteten.

Kleinere Beträge wurden ihm gelegentlich in einem Paar weißer Handschuhe, in einem Taschentuche, in Börsen aus schwarzem Sammet oder scharlach Atlas, „unter einem Kissen im mittleren Fenster der Gallerie“ zugesteckt. Die Gründe einer solchen Bereicherung von Seiten des durch eigenen beharrlichen Fleiß längst wohlhabenden Mannes liegen keineswegs fern ab. In die Peerage erhoben, forderte er behufs Ausstattung seiner Familie noch viel nachhaltigere Hebel zum Reichthum, und ging darin, indem ihm nach Art von Emporkömmlingen jedes Mittel recht war, zahllosen Strebern der Zeit mit dreistem Beispiel voran. Auch Cromwell hat sich nachweislich in acht Grafschaften aus den Abteilanden ansehnliche Gütercomplexe verschafft, wie ja gleichzeitig, und Dank vor allen ihm, die Häuser Russell, Seymour, Paget, Cecil u. a. m. an säcularisirter Beute aus ritterbürtiger Gentry zu einer neuen Nobility emporstiegen. Eben so wenig aber ging die Krone leer aus, sondern ließ sich im Gegentheil einen namhaften Zuwachs der Domäne gern gefallen. Sorgfältige Berechnung ergibt, daß im Ganzen 643 Klöster und Convente, 90 Collegien, 2374 Cantoreien mit einem Jahresertrage von £ 152,517. 18. 10 (damaligen Geldes) eingezogen und zer schlagen worden sind. Was bedeutet gegen die Verschleuderung des ergibigsten, zum Theil immer noch best bewirthschafteten Bodens der Insel die Ausstattung fünf neuer, von Heinrich VIII. aus alten Abteien errichteten Bisthümer; oder der Aufwand, den der König, stets befürchtend, daß ein fremder Feind landen könne, und wohl wissend, daß Lords und Gemeine, um nur nicht die Steuern zu erhöhen, damit einverstanden sein würden, aus dem eingezogenen Eigenthum Anderer für den Bau von Kriegsschiffen und Vertheidigungswerken an der Küste machen mußte! Unendlich viel weiser sind da doch in Deutschland Fürsten und Städte, als sie lutherisch wurden und zugleich mit den Klöstern auch die katholische Hierarchie beseitigten, zu Werke gegangen. In den meisten Fällen hat man dort die reichen Erträge von Grund und Boden sorgfältig gehütet und sie nun erst recht Kirche und Schule zufließen lassen.

Aber noch ein anderer Charakterzug Cromwell's kam in den Hergängen der Jahre 1538 und 1539 zu voller Erscheinung. Wenn alle Künste der Ueberredung und Bestrickung nicht halfen, so beehrte er vor keinem Mittel der Tücke und vernichtender Gewalt zurück. Nicht umsonst hatte er in der Jugend sich in Italien umgesehen, nicht umsonst die Lehren Macchiavelli's erfaßt. Mit den Medici, den Borgia, den Este um die Wette wußte er durch schmetternden Schlag die Opfer zu treffen, die geschickt und hinterhältig ihm ausweichen oder ähnliche Künste aufbieten wollten. Und eine unfehlbar vernichtende, nur allerdings auch zweischneidige Waffe hatte er selber ja seinem Herrn seit 1529 in die Hand gedrückt. Der Supremat war, mit Hilfe des alten Praemunire-Statuts, allen widerstrebenden Kräften abgerungen, und daran hing das Beil des Hochverrathsgesetzes, wodurch, seit den Tagen der Edwards, schon so Mancher, der im Wege stand, gefällt worden. Das hat nun auch die stolzen Aebte von Reading und von Glastonbury, den Prior von St. John in Colchester, im Ganzen 59 Klosterleute, die nicht entkommen konnten, einen Kopf kürzer, sie aber auch gleich Fischer, More und den Rathhäusern zu Märtyrern des Glaubens gemacht, deren Blut zum Himmel schrie. Man schaudert vor dem umsichtig

entschlossenen, kaltblütigen Manne, wenn man in den Auszügen aus den eigenhändigen Aufzeichnungen blättert, die er im königlichen Rathe oder im Parlament zur Hand zu haben pflegte. Zeile für Zeile handeln sie von Confiscation und peinlichem Verfahren, von Folter und Hinrichtung jener Bekenner, von Verfolgung der Papisterei und zwangsweiser Aufrichtung der Tudor-Kirche. Das Praemunire und der Hochverrath sind die Säulen, zwischen denen sie in die Allmacht des Reichs aufgeht. Cromwell hat dabei, so weit wir sehen können, leidenschaftslos, ohne persönliche Riebe oder Haß gegen Diejenigen, welche er vernichtet, lediglich aus Princip gehandelt, das fürchterliche Blutgericht geradezu in ein System gebracht. Sein Terrorismus ähnelte weder dem der Widertäufer noch der französischen Septembermänner. Aber mit blutigen Schreckmitteln, auch wenn sie von starker, staatsmännischer Hand angelegt wurden, ließ sich doch nimmermehr der Glaube einer Nation in neue Bahnen zwingen.

Noch eine andere Wirkung aber hatte jene in ihrem eigenen Ungefühm gehemmte Reaction, an der nun vollends deutlich wird, wie wenig der staatskluge Generalvicar Heinrich's VIII., trotz der puritanischen Vergötterter, den Protestanten beizurechnen ist. Sein Lebensweg hatte ihn nicht zum Forscher gemacht, dem durch Lesen und Nachdenken die Augen über die Irthümer der Vergangenheit hätten aufgehen können. Die Abwesenheit einer tieferen classischen Bildung äußert sich vielmehr auch darin, daß er bei Aufhebung der Klöster nie und nimmer Sorge trug, die Bücherschätze, die doch seit Jahrhunderten an mancher Stelle angesammelt worden, vor Zerstreuung und Untergang zu bewahren. Durchaus ein moderner Mensch, hatte er dagegen frühe an einem Zweige süd-europäischer Literatur Geschmack gefunden, die, wie umgestaltend auch im Uebrigen ihre Tendenz, doch das Gebiet des Glaubenslebens kaum streifte. Freilich hat Cromwell der englischen Bibel erfolgreich das Wort geredet und den einen oder anderen Landsmann gar wohl gekannt, der vom Geiste Luther's oder Melancthon's ergriffen worden. Aber er hat diese Beziehungen mit der ihm eigenen Vorsicht nicht nur geheim zu halten gewußt, sondern in seinem Testament, das er noch als Wolsey's Diener im Juni 1529 entwarf und fünf oder sechs Jahre später wieder durchsah und ergänzte, die hohen Legate für Seelenmessen nach seinem Tode unbedenklich fortgeführt. Man kann zweifeln, ob er aus Aberglauben, aus der noch kaum erschütterten Gewohnheit oder wiederum aus Klugheit dabei beharrte. Als Politiker theilte er jedenfalls die Ueberzeugung seines Herrn und Meisters, daß wegen Differenzen in der Lehre der Herrscher und sein Volk nicht auseinander kommen dürfen. Jene „Pilgersfahrt der Gnade“ hat Heinrich VIII. nicht zurückgesehen von dem Entschluß, allen seinen Unterthanen die Bibel nahe zu bringen, die ja lehrte, daß Alle ohne Unterschied der Obrigkeit unterthan seien. Auch wurde unbekümmert mit Aufräumung der Klöster fortgefahren. Aus demselben September des Jahres 1538 datiren denn auch gemessene Befehle Cromwell's, die heilige Schrift in allen Kirchen aufzulegen und die Gebeine Becket's, einerlei, ob echt oder unecht, aus der Welt zu schaffen. Aber eine Reihe anderer Decrete huldigte auf's bestimmteste dem katholischen Glauben, von dem das Volk nicht lassen wollte. Streng sollten, nach wie vor, die alten Ceremonien des Kirchendienstes und die Ehelosigkeit der Priester beobachtet

werden, Gebote nach dem Herzen entschiedener Anglikaner, denen sich aber jene lutherisch angehauchten Bischöfe nicht minder fügen mußten. Das Königthum übte eine Censur gegen fremde und einheimische Publicationen, unendlich viel wirksamer als je zuvor die Hierarchie.

Während jedoch Heinrich VIII. mit großem, selbstherrlichem Geschick, trotz ihrer Divergenz, den Bruch mit Rom und die alte Orthodoxie zu verbinden wußte, hatte sein Minister vor Neidern und Gegnern im königlichen Rathe tagtäglich mehr auf der Hut zu sein. Da standen ihm und einigen anderen neugeschaffenen Peers, dem Erzbischof Cranmer und ähnlich denkenden Prälaten die Herren von altem Adel, wie jene Herzöge von Norfolk und Suffolk, und die Mehrheit des Episkopats, vor allen Gardiner von Winchester und Bonner von London, gegenüber, welche der Uebertragung der Gewalt vom Papste auf den König und der Unterdrückung der Klöster nicht widersprochen hatten, aber mit Begier auf jede Härese lauerten, zu welcher Herz und Gefühl Andere hinreißen konnten, die nicht, gleich ihnen, in der alten Doctrin wurzelten. Es kam hinzu, daß Heinrich VIII., thomistisch geschult, die besondere Heiligkeit des Priesterthums niemals daranzugeben vermochte und mit bezeichnender Vorliebe die bischöfliche Würde durch Förderung des gottesdienstlichen Amtes in den Kathedralen zu stützen beflissen war. Mit unvergleichlichem Instinct traf er, vollkommen richtig, die in den bestimmenden Kreisen der Nation vorherrschenden Gedanken, die sich keineswegs von den hergebrachten Formen los sagten. Im monarchischen und im nationalen Interesse Ruhe und Frieden gebietend die Mitte zu halten zwischen Rom und Wittenberg, erschien dem Fürsten als sein vornehmstes, höchst persönliches Ziel. Und ihm suchte sein erster Rath, der mehr als sein anderer die Dinge so weit gebracht, nach Kräften zu folgen, so lange ihm die aufrichtig hassenden Rivalen nicht das Vertrauen des überaus argwöhnischen Gebieters entzogen.

Wie viel hing da nicht auch in Tagen, in welchen die freiheitsrechtlichen Grundlagen der englischen Zustände von despotischen Kräften weit überwogen wurden, von den Neuwahlen zum Parlament ab, die sich im April 1539 vollzogen! Selbst aus der in diesen Stücken recht dürftigen Ueberlieferung schimmert der Kampf der beiden Factionen deutlich hindurch. Cromwell hat, als Großsiegelbewahrer und Schatzmeister, als Generalvicar mit ganz ungewöhnlicher Machtbefugniß ausgestattet, wo er nur konnte, diesen Einfluß spielen lassen, um seine Creaturen in's Unterhaus zu bringen, und durfte hoffen, den Auffassungen, wie er sie im Einklange mit dem Könige hegte, die Majorität zu sichern. Das neue Parlament hat denn auch in der That die Unterdrückung der letzten großen Stifter legalisirt, aber nicht minder einen Glaubensauschuß eingesetzt, der, obwol jene beiden Schichten in ihm vertreten waren, die berücktigten sechs Artikel, „die Peitsche mit sechs Riemen“, zu Beschluß erhob, wonach Transsubstantiation und Entziehung des Laienkelchs, Ehelosigkeit der Priester und Gültigkeit von Keuschheitsgelübden, Privatmesse und Ohrenbeichte unabänderlich fortbestanden, nachdem Krone und Reich dem Bischofe von Rom noch so derb aufgesagt hatten. Schwerlich konnte das nach dem Wunsche Cranmer's oder Latimer's und der Minderheit der Bischöfe sein, die von der altgläubigen

Mehrheit ihrer Brüder überstimmt wurden. Daß Cromwell weder im Ausschusse noch im Oberhause gegen letztere durchdrang, steht fest. Indes fehlte ihm nicht nur jede Neigung zu theologischen Distinctionen, sondern er fügte sich der reactionären Strömung, wahrscheinlich ohne viel inneres Sträuben, geschmeidiger als die Kleriker seiner Partei, denen doch das Gewissen zu schlagen begann.

Die fürchterlichen sechs Artikel hat Heinrich VIII., so lange er lebte, nicht antasten lassen, obwohl seine ganze Politik auch fernerhin starken Abwandlungen ausgesetzt blieb, deren auswärtige und einheimische Fäden sich meist wirr verstrangen. Um so schärfer jedoch spähte das wachsame Auge und faßte der sichere Griff seines ersten Raths, bis auch dessen Maß voll war, und das Verhängniß, das er kühn herausgefordert, auch ihn jäh ereilte. Längst wurde jede dem herrschenden Despotismus widersprechende Aeußerung auf Hochverrath gedeutet. Um so gefährlicher, je näher dem Throne sie sich hervorgetragt.

Bald nachdem der Schrein Thomas Becket's und mit ihm die höchsten Truggebilde römischer Hierarchie zertrümmert worden, hatte Paul III. endlich den Bannstrahl wider Heinrich VIII. geschleudert, der nunmehr als faules Glied vom Leibe der Kirche abgehauen sein sollte. Gleichzeitig veröffentlichte Cardinal Pole seine bereit gehaltene Schrift mit einer an den Kaiser gerichteten Apologie. Darin wurde Cromwell den ärgsten Räubern und Mördern beigezählt, der Botschafter des Teufels, ein Satan in Menschengestalt genannt. Vom Festlande, von Schottland her sollte das Reich angegriffen werden, Irland an Spanien und die Curie Anschluß finden. Wahrlich, zu Lande und zu Wasser hatte sich der dem Fluche der Christenheit Preis gegebene Tudor zur Wehr zu setzen und tief in den mit Klofterraub gefüllten Beutel zu greifen. Bei einer prunkvollen Musterung, welche im Mai 1539 über die bewaffneten Mannschaften der Hauptstadt gehalten wurde, sah man in kostbarster Rüstung auch Lord Cromwell nebst seinem Sohne Gregory und seinem Neffen Richard ihre Geschwader vorüberführen. Wenige Monate zuvor waren zwei Sprossen altköniglichen Geschlechts, der Marquis von Exeter, ein Enkel Eduard's IV., und Lord Montague, der Bruder Pole's, nebst Einigen von der Sippe der Nevils hingerichtet worden. Ersterer, dem Geheimsiegelbewahrer seit der „Pilgerfahrt der Gnade“ höchst verdächtig, hatte nicht nur gepraßelt, die Schurken aus der Umgebung des Königs abthun zu wollen, sondern es wurde ihm zur Last gelegt, daß er, nachdem Karl V. jeden Gedanken eines Ehebundes mit dem Hause Tudor von sich wies, mit der Hand der Lady Mary ein besseres Anrecht auf den Thron, als das Heinrich's VIII. selber, geltend zu machen und zugleich die alte Kirche wieder aufzurichten gedenke. Die Verwandtschaft mit Pole genügte, daß auch seine alte Mutter, Clarence's Tochter, die Gräfin Salisbury, eingekerkert und einem gleich schrecklichen Ende vorbehalten wurde. Mit verhängnißvollem Griffel hatte Cromwell bereits weitere Verfügung auch über ihr Loos in seinem Notizbuch angemerkt.

Ginstweilen jedoch beschäftigten ihn vorwiegend Verhandlungen, die mit den deutschen Protestanten wieder aufgenommen worden. Eigenthümlich, sie traten jedes Mal in den Vordergrund, sobald die katholischen Weltmächte über die eigenen Spannungen einig zu werden und dem schismatischen Reiche von Eng-

land das so oft verheißene Verderben bereiten zu wollen schienen. Höchst bedenklich freilich konnten sie sich für die Partei gestalten, die um dieselbe Zeit in Parlament und Convocation, was das Glaubensbekenntniß betraf, vor den orthodoxen Neigungen des Königs und den überwiegenden Tendenzen altgläubiger Bischöfe den Kürzeren zog. Andererseits hatten Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen, die gleich ihren geistlichen Berathern niemals den Argwohn unterdrückten, daß es sich in England allein um staatliche und höchst nebensächlich nur um religiöse Zwecke handelte, sich lediglich durch die seit dem Frieden von Nizza vom Papste zwischen Karl V. und Franz I. angebahnten engeren Beziehungen bestimmen lassen, ihre Theologen und Juristen nach England abzufertigen. Statt aber der lutherischen Glaubensformel freudig entgegenzukommen, zeigte sich der König stolz und unnachgiebig, und sahen die Botschafter vielmehr die sechs blutigen Artikel zu Stande kommen. Wenn Landgraf Philipp eigenhändig dem Könige rieth, vor Widertäufeln auf seiner Hut zu sein, so hinderte jetzt weder Cranmer noch Cromwell, daß Engländer auf den Scheiterhaufen geschleppt wurden, deren Lehre im Grunde die Luther's war.

Im October 1537 bereits war Johanna, die dritte Gemahlin Heinrich's, nachdem sie endlich ihm den ersehnten Sohn geschenkt, im Kindbett gestorben. Der König selber dachte nach einer Weile an eine auswärtige Verbindung, und verschiedene Damen sind dabei in Betracht gekommen. Statt jedoch der Herzogin von Mailand seine Hand zu bieten, wozu aus guten Gründen der Kaiser noch seine Unterstützung verhiess, machte sich die tiefe Entfremdung von demselben um die Zeit seiner Reise durch Frankreich auch darin geltend, daß die Wahl Heinrich's schließlich auf Anna von Cleve fiel, die dem Hause Sachsen nahe verwandt war, deren Bruder im Widerspruch gegen den Kaiser Geldern behauptete. War das nun auch im Einklang mit einer schon früher auftauchenden Politik, so fragt sich doch sehr, ob selbst Cromwell im Stande gewesen wäre, seinen wählerischen Herrn durch eine Heirathsintrigue an den Protestantismus zu ketten. Das Unglück wollte vielmehr, daß, als Anna am 27. December 1539 in Greenwich landete, die Gefahr eines spanisch-französischen Bundes bereits wieder vorüberzog, während König Heinrich sehr wenig Lust verspürte, an den Schmalkaldenern hängen zu bleiben, die sich eben, ihrem neuen Genossen, dem Herzoge von Cleve, zu Liebe in bedenkliche Weiterungen wegen Gelderns einließen. Dazu kam dann die persönliche Enttäuschung dieses Kenners weiblicher Reize, dem beim ersten Anblick seiner Braut die Wirklichkeit keineswegs der bildlichen Darstellung entsprach. Und Cromwell war in der That schon vorher gemeldet worden, daß sie nicht gerade durch Schönheit einnehme. Sollte er, der die eigene schwindelnde Lage scharf überwachende Mann, diesen Wink leichtfertig für sich behalten haben? Mußte er nicht seinen eigentwilligen Fürsten gewähren lassen, dem wahrhaftig keine Macht der Welt die Wahl einer Gemahlin vorschreiben durfte? Weil jedoch diese Ehe nun einmal, aus Gründen der Allianz, entschieden populär war, hat Heinrich sie am 6. Januar 1540 durch Cranmer einsegnen lassen. Weil ihm dieselben Gründe aber schon nicht mehr in Betracht kamen und seine Aversion gegen die Königin täglich wuchs, sagte er selbständig

den Gedanken, sich auch ihrer zu entledigen, dabei aber, soweit davon überhaupt noch die Rede sein konnte, die Formen des Anstands zu wahren.

An sich nun freilich war dadurch die Stellung Cromwell's nicht mehr als schon ohne sie gefährdet. Es erfolgte im Gegentheil am 18. April, als greifbares Zeichen der damals noch wirksamen königlichen Huld, seine Standeserhöhung zum Grafen von Essex und gleichzeitig die seines Neffen Richard zum Ritter. Gleichwol zitterte ihm der Boden unter den Füßen; denn nicht nur das deutsche Bündniß, das er eingefädelt, zerbröckelte ihm in den Händen, während der König sich neuerdings eifrig mit Frankreich befreundete, sondern seine Widersacher, der Herzog von Norfolk, Bischof Gardiner und Genossen, die er aus dem königlichen Rathe verdrängen zu können meinte, eroberten Schritt für Schritt den verlorenen Boden zurück. Schon wurde von einer Heirath des Königs aus dem altgläubigen Hause Howard gemunkelt. Ein verzweifeltes Ringen der Parteien bildete die Unterströmung des seit dem 12. April versammelten Parlaments. Vergebens entwickelte Cromwell in einer Rede vor den Lords, wie England Einheit des Glaubens bedürfe, der sich von papistischer und häretischer Lehre gleich fern hielt. Vergebens sorgte er mit gewohntem Eifer für starke Wehr des Reichs zu Wasser und zu Lande. Was ihm dann freilich Sir Thomas Wriothesley, ein Mitglied des Geheimen Raths, dringend anempfohl, die Geschäftigkeit der Ehescheidung des Königs von Lady Anna auf sich zu nehmen, dazu war er schlechterdings außer Stande. Denn gerade in diesem Handel hatten seine Widersacher die verwundbare Stelle erspäht, wo ihr Dolch treffen mußte. Aus dem begehrenden Blick, welchen Heinrich auf die Richte Norfolk's, Katharina Howard, richtete, zuckte der Wetterstrahl, welcher Denjenigen, den er zehn Jahre hindurch mit so ungeheueren staats- und kirchenrechtlichen Erfolgen hatte schalten lassen, niederstürzte.

Mit den Herren von altadligem Geblüt, wie sehr auch alle und jede den ehemaligen Sachwalter für sich auszunutzen gesucht, hatte er sich nie zu stellen vermocht. Die Kleriker, die nicht so wollten wie er, hatte er seine harte Hand fühlen lassen, so daß beide Kreise diesen Abenteurer niederer Herkunft, der sich unersättlich an dem ihnen viel eher zukommenden Gute in maßlosem Brunt erging, noch ärger haßten, als einst den stolzen Cardinal. Bischof Gardiner, der damals doch mit ihm zugleich Wolsley gedient, verachtete in ihm vollends den Miteraten, und wußte ihm am Ende nun doch, mit klerikalen Anschlägen von der alten erprobten Art, den Wind abzufangen. Die Ordnung, welche Cromwell im Lande aufrichtete, war in dauernden Schrecken ausgeartet, der Friede draußen, statt gesichert zu sein, von stetem Schwanken in den Allianzen bedroht. Das definitive Scheitern des Projects, seinen Herrn an die Spitze eines romfeindlichen, in Europa mitsprechenden Bundes zu stellen, schlug bei Heinrich, die unterschiedslose Hinrichtung von Römlingen und Protestanten beim Volke dem Faß den Boden aus. Dem Könige leuchtete eine Combination nicht ein, als deren Bestiegung sein Minister die Ehe mit der harmlosen Anna betrachtete. Die Londoner, aus denen er doch selber hervorgegangen, waren sichtlich an ihm irre geworden, so daß sie bei seinem Sturz aufjubelten.

Es war am 10. Juni, als der von allen Seiten aufgesammelten Rache freier

Lauf gelassen wurde. Eine Morgen Sitzung des Parlaments war vorüber. Nachmittags jedoch war der Geheime Rath zusammengetreten, als sich der Herzog von Norfolk mit den Worten erhob: „My Lord Esser, ich verhafte Euch wegen Hochverraths.“ Während die Collegen ihn der ärgsten Vergehen ziehen, wurden ihm die Insignien des hohen Ordens, den er trug, von der Brust gerissen, er selber unmittelbar aus der Rathskammer in das Verließ des Towers geschleppt. Statt nun aber auf dem umständlichen Wege Rechtsens zu verfahren, wurde das rasch treffende Instrument des Attainder gewählt, wie es, nicht etwa von Cromwell selber, sondern von Eduard III. stammend, in den nicht minder graujamen Tagen Heinrich's VIII. gäng und gebe war. In Ermangelung näherer Beweise beruht es auf einer moralischen Ueberzeugung der Schuld, die jetzt gegen Cromwell darin gipfelte, daß er, Kerkern wohlgesinnt, auf eigene Hand Staatsverbrecher in Freiheit gesetzt, ihre orthodoxen Ankläger dagegen niedergehalten, daß er sich durch Erpressung bereichert und den Edelgeborenen des Landes schändlich mitgespielt habe. In den gesetzmäßigen Formen eines Statuts wurde Wahres und Falsches hastig zusammengeköpelt, um die schwere Verurtheilung auf Verrath und die damit verbundene Corruption des Bluts herbeizuführen. Schon nach einer Woche stand es allein beim Könige, ob er den Diener noch schützen wollte, dessen volle, wahre Schuld er allein mittrug. Erzbischof Cranmer besaß in der That niemals einen Einfluß über den Herrscher, gleich dem Gefallenen, obwohl er für den „Freund“ am 14. ein inständiges Wort einlegte und an das Verbrechen dessen nicht glauben wollte, „den Ew. Majestät so hoch erhoben, dessen einziger Bürge Ew. Majestät war, der Ew. Majestät, wie ich immer glaubte, nicht weniger liebte als Gott, der einzig und allein Ew. Majestät Willen und Gefallen zu fördern bemüht war, der keines Menschen Mißfallen fürchtete, um nur Ew. Majestät zu dienen, der mir in Weisheit, Fleiß, Treue und Erfahrung ein solcher Diener schien, wie ihn kein Fürst dieses Reichs je besessen.“ Inbeß Cranmer, obwohl seit der letzten Sendung aus Deutschland den sechs Artikeln zum Trost in innerster Seele Lutheraner, blieb stets ein zaghaftes Gemüth und handelte nicht nach seinen Worten. Da also die Bill of attainder ohne eine abweichende Stimme das Haus der Lords durchlief, schwankte Heinrich um so weniger. Er stieß den letzten Menschen, dem er vertraut, von sich, um fortan, ohne frei schaltende Minister, aber mit den von Cromwell geschmiedeten Werkzeugen, Alleinherr der Gewalt zu sein. Erstaunt fragte auf die Kunde selbst Kaiser Karl V.: „Was, ist er im Tower von London, und auf des Königs Geheiß?“

Dort wurde nun der Unglückliche so lange aufbehalten, als die Gescheidung des Königs von der deutschen Gemahlin Parlament und Consistorium in Anspruch nahm. Am 24. Juli wurde ersteres, nachdem es seine Schuldigkeit gethan, aufgelöst. Auf den 28. war Cromwell's Hinrichtung befohlen. Mittlerweile aber war der Verkehr zwischen ihm und Heinrich noch nicht ganz verstummt. In einem, leider nur fragmentarisch erhaltenen Briefe protestirt er gegen das Attainder, weil er, „geboren, den Gesetzen zu gehorchen“, wohl wisse, daß eine rechtmäßige Untersuchung nur auf ehrenwerther Zeugenschaft beruhen könne. Noch klammert er sich an gewisse Aeußerungen königlicher Gnade und recapitulirt

den Hergang seit jenem Empfange der Lady Anna zu Greentwich. Das zweite Schreiben ist mit zitternder Hand, mit dem Tode vor Augen geschrieben. Von Bruch der Treue will der gefallene Staatsmann nichts wissen; doch beklagt er sich, nicht immer den Weisungen der Majestät nachgekommen zu sein, denn auf deren Befehl ja habe er sich mit so vielen Angelegenheiten befassen müssen, daß er nicht für alle verantwortlich gemacht werden könne. Ausdrücklich verwahrt er sein Benehmen in der letzten verfänglichen Sache und ruft, in ähnlich tief zerfnirschem Ton wie einst Wolsey, Gnade und Erbarmen an. Es ist dies möglicherweise das Schreiben, welches, wie Fore behauptet, ein alter Diener Wolsey's, Sir Ralph Sadler, dem Könige überbrachte, der nicht ohne Bewegung es sich dreimal habe vorlesen lassen.

Umsonst. Der „Hammer der Mönche“, der mit dröhnendem, bluttriefendem Griff die staatsrechtlichen Pfeiler der Reform in England aufgerichtet, starb zur festgesetzten Stunde auf Tower Hill, nachdem er das umstehende Volk in einigen Worten ermahnt, für den König zu beten, und selber sein letztes Gebet gesprochen. Weder die officiell verbreiteten letzten Worte, wonach er bekannt hätte, zur Ketzerrei verführt worden zu sein, aber im Glauben an die heilige katholische Kirche gestorben wäre, noch die in puritanischer Ausfertigung bei Fore begegnende ausführliche Gebetsformel, welche das Blut Jesu Christi, des Heilands der Sünder, um Errettung seiner Seele anruft, können echt sein. Man sieht, ein jedes der beiden Extreme suchte ihn nachträglich an sich zu reißen, während er doch im Leben keinem von beiden hulbigte und das großartige staatsmännische Wagniß gerade deshalb an seiner Persönlichkeit stockte, weil es ihr nicht nur an wirklich religiöser Triebkraft, sondern an der Wurzel alles Glaubens, an einer wahrhaft sittlichen Haltung, gebrach.

Indeß die Bitte um Gnade für seinen „armen Sohn, sein gutes und tugendames Weib und ihre armen Kinder“, wie sie der erste jener Briefe enthält, hat Heinrich für gut befunden, nicht zu vertweigern. Ohne Frage hat dazu ein unterthäniges Gesuch Elisabeth Cromwell's, einer Tochter Sir John Seymour's, Schwester der verstorbenen Königin Johanna und des nachmaligen Herzogs von Somerset, des Protectors Eduard's VI., welche Gregory geheirathet hatte, trotz der „abscheulichen Uebertretungen und schweren Vergehen des Schwiegervaters“, wesentlich beigetragen. Bis in die Verschwägerungen mit dem fürchterlichen und doch volkstümlichen Tudor also war der Sohn des Tuchsheerers von Putney emporgestiegen. Fünf Monate nach des Waters Tode wurde Gregory zum Baron Cromwell erhoben. Auch ist die Peerage bei seinen Nachkommen verblieben, bis sie im Jahre 1687 unter Jacob II. ausstarben. Nicht von Thomas Cromwell, sondern von einem Neffen Richard Williams, der aus Dankbarkeit für die auch ihm zugewendeten Klosterspolien den Namen Cromwell annahm, stammt die Familie, welcher der gewaltige Protector gleichen Namens, der Vändiger der Stuarts und der Revolution, entsprossen sollte.

„Die zweite Person im Reiche England,“ wie ihn einst ein armer Mönch anredete, war jahrelang Thomas Cromwell gewesen. Im Staatssecretariat und in der Schatzkammer, im engeren wie in dem Großen Rathe des Reichs, ja, an der Spitze des Kirchenregiments hatte er, obwol der Diener eines abso-

luten Fürsten, mit einer Gewalt geschaltet, welche gar wohl an die des größeren Namensvetters erinnert. Seinen Namen aber verfolgte von allen Seiten ingrimmiger Haß, so daß er, der weder nach rechts noch links vor Gewaltthat und Blut zurückbehte, schließlich selber darin unterging. Und doch war er im Leben wie im Sterben das Werkzeug, welches, mehr als irgend ein anderes, die Kirche von England so fest in den Staat einrückte, daß sie sich aus der Umklammerung nicht wieder losstrennen konnte. Einzig und allein im Hinblick auf das von ihm erkannte Ziel, und nicht zum wenigsten im Geiste des Zeitalters und der Nation, kann man dem Wesen des verwegenen Mannes gerecht werden. Statt ihn entweder einfach zu verdammen oder zu vergöttern, sollten daher insonderheit die Anglikaner unbefangener urtheilen, als es in der Regel geschieht. Der evangelisch begeisterte Bischof Latimer hat doch einst Gott, „daß er Seine Lordschaft bei langem Leben erhalten möge für alle die guten Zwecke, zu denen er ihn abgeordnet“. Was als diese aber den denkenden Zeitgenossen vorschwebte, das sagte der Geschichtschreiber des Tags, Edward Hall, in den Worten zusammen: „Cromwell war ein abgesagter Feind der Papisterei in jeglicher Gestalt.“ Auch eine äußere Einrichtung verewigt den von ihm erstrittenen Sieg über dieselbe, denn England verbannt ihm noch heute seine, die bürgerliche Ordnung schützenden Pfarrregister. Und wer möchte nicht einer bürgerlichen Stimme beipflichten, die, aus eigenster Erfahrung, in Königin Elisabeth's Tagen, die denkwürdige Staatsverwaltung von 1529 bis 1540 überblickend, das ehrliche Zeugniß ablegte: „daß Cromwell durch seinen Eifer, seine Weisheit und seinen Muth der Mann gewesen, um als Gottes Werkzeug Alles zu einem guten Ende hinauszuführen.“ Wer nicht pfäffisch und hierarchisch fühlt, muß ebenfalls beipflichten, wenn es fernerhin, nachdem die Erinnerung an so manche Launen und Schrecken des Augenblicks bereits in den Hintergrund getreten, im Geiste des Zeitalters der großen Königin heißt: „Cromwell überzeugte den König, daß er durch Bewahrung eines gleichen Rechts, durch Niederhaltung der übermüthigen Gewalt der Großen, die vor Zeiten gleich Glocken-Widbern die Schaafheerden Englands gegen ihre Fürsten trieben, die Liebe der Gemeinen und zumal der City von London fest an sich knüpfen könne.“

Der deutsch-französische Krieg 1870—71, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen General- stabes.

Erster Theil.

Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs.

Ein kritischer Versuch

von

J. von Hartmann,
General der Cavallerie z. D.

III.

In der Armee, welche bei Chalons seit Mitte August zusammengestellt wurde, suchte der französische Kriegsminister Alles zu vereinigen, was ihm an Truppenkräften um jene Zeit nur irgend erreichbar war. Zu den Divisionen, die unter den Befehlen Mac Mahon's bei Wörth gefochten hatten, war der Rest des 7. Corps gestoßen; das 5. Corps wurde von seiner gen Süden gerichteten Abschweifung noch rechtzeitig herangezogen; ein neues Corps, das 12., ließ sich aus den verschiedensten Bestandtheilen formiren, und endlich hatten noch zwei selbständige Cavallerie-Divisionen verwendbar gemacht und überwiesen werden können. Am 17. August trafen der Kaiser und der Marschall Mac Mahon bei der Armee ein; der letztere übernahm das Commando. Allerdings war er zunächst an die Befehle Bazaine's verwiesen, indessen schon an einem der nächsten Tage erhielt er von diesem die Anweisung, sein Thun nach eigenem Ermessen zu regeln. Die verschiedensten Eindrücke stürmten auf ihn ein. Für seine Person neigte er dazu, die ihm gestellte Aufgabe in einer unmittelbaren Deckung von Paris zu suchen; dem gegenüber wurde von der dortigen Regierung das Andrängen in der entschiedensten Weise laut, die Wiederaufnahme einer Operationsgemeinschaft mit der Rheinarmee zum allein bestimmenden Momente für seine Entschlüsse zu machen. Die Nachrichten vom Anrücken der deutschen Heere deuteten darauf hin, daß kein Augenblick zu verlieren sei, wenn man sich die eigene Initiative bewahren wollte. Schwankend befahl der

Marſchall zunächſt den Rückmarſch auf Reims; einer beſtimmten Entſchließung war damit nicht vorgegriffen; der Berührung mit den deutſchen Vortruppen hatte er ſich entzogen. Noch einmal machte er die Auffaſſung der Situation, wie er ſie ſich gebildet hatte, nach Paris hin geltend; er vermeinte, ein Vormarſch nach Oſten zur Vereinigung mit Bazaine müſſe die Armee von Chalons unvermeidlichem Mißgeſchick entgegenführen. Schon waren am 22. die Befehle zum Rückzuge auf Paris gegeben — da erreichte ihn eine Depeſche Bazaine's vom 19.; ſie ſtellte deſſen Ausbruch nach dem Norden in Ausſicht. Der eben gefaßte Beſchluß wurde aufgegeben, der Beginn einer Operation, welche bei Montmédy die Vereinigung mit der Rheinarmee anſtrebte, auf den 23. feſtgeſetzt. —

Es iſt nicht zweifelhaft, daß Mac Mahon bei dieſem Schritte neben kameradſchaftlich-ritterlichen Regungen mehr ihm von Außen zugetragenen politiſchen, als ſtrategiſch-militäriſchen Erwägungen eigenen Ermessens Folge leiſtete. Soll über ſein Verhalten abgeurtheilt werden, ſo laſſen ſich die zur Sprache kommenden Fragen etwa unter drei Geſichtspunkte bringen. Es kommt darauf an, zu erörtern, wie die rein ſtrategiſche Seite der Operation lag; ſodann, wie weit dieſelbe hinter die politiſche zurückgeſtellt werden durfte, und endlich, ob denn auch Anlage und Durchführung des Unternehmens den Forderungen, wie ſie der vorliegenden Situation entnommen werden mußten, entſprechend waren. —

Das Werk des Generalſtabes gibt am Schluſſe des Berichts über die Schlacht bei Sedan ein in ſeiner Klarheit ganz beſonders entſprechendes Reſumé über „den zehntägigen Feldzug gegen die Armee von Chalons“. Daſſelbe nennt „den in Paris entworfenen Plan zum Entſaße der Rheinarmee und zu gemeinſchaftlicher Wiedereroberung der verlorenen Landeſtheile“ kühn und großartig angelegt, vermeint aber, daß er „von vornherein der zum Gelingen nothwendigen Grundlage entbehrt habe“. Es ſcheint, als wenn für dieſe Beurtheilung, die auch an früherer Stelle, aber nicht mit gleicher Strenge, ausgeſprochen wird, und der auch hier in weiterer Ausfühung mildernde Umſtände zuerkannt werden, eine beſtimmtere Formulirung beanſprucht werden müßte. Man möge vollſtändig davon abſehen, daß die erſte Anregung zur Operation ſchon am 17. Auguſt gegeben war, und daß der Kriegsminiſter General Palifao damals verlangte, die Märsche ſollten von Chalons aus am 21. beginnen, um die Armee gegen den 25. bis in die Höhe von Verdun zu bringen. Es läßt ſich nicht ſagen, an welchem Tage die Entwicklung dieſes Planes deutſcher Seits erkannt worden wäre, und zu welchen Combinationen derſelbe hier geführt haben würde. Die Chancen des unter ganz verſchiedenen Bedingungen gedachten Unternehmens bleiben daher unberechenbar; wir berückſichtigen ſie nicht weiter und gehen auf den 22. Auguſt, Abends, als auf denjenigen Zeitpunkt zurück, mit welchem der Entſchluß des Marſchalls thatſächliche Feſtſtellung gewann. Es geſchah dieſes wie geſagt auf Grund einer Depeſche Bazaine's, in der dieſer ſich wie folgt äußerte:

„Je compte toujours prendre la direction du Nord et me rabattre ensuite par Montmédy sur la route de Sainte-Ménéhould à Chalons, si elle n'est point fortement occupée. Dans le cas contraire je continuerai sur Sedan ou même Mézières pour gagner Chalons.“

Mac Mahon konnte also die Lage Bazaine's nicht so auffassen, daß ein „Entsatz der Rheinarmee“ nothwendig sei, wie dies das Generalstabswerk annimmt; ihm schwebte naturgemäß der Gedanke vor, daß der Marschall noch im Stande wäre, selbst die Initiative zum Abzücken zu nehmen. War die letztere, wenn auch beengt, immerhin doch zulässig, so mußte es darauf ankommen, sie durch eine Diverſion zu unterstützen; noch glücklicher war's, wenn es gelang, sich die Hand zu reichen. Das war ein viel enger gestecktes Ziel, als dasjenige ist, welches das Referat dem Plane Mac Mahon's zutheilt; aber ein durchaus strategisch faßbares, ja fast unerläßliches. Welche Erfolge der wiederhergestellten Operationsgemeinschaft beider Heere dann zufallen würden, das war abhängig vom Glück, vom Zufall, vor Allem von der taktischen Entscheidung. Zunächst sollte die Action beider Armeen sich wieder nähern, sollte sich gegenseitig ergänzen und stärken, das Versäumte sollte möglichst ausgeglichen werden. Daß die Prämisse des Ganzen falsch war, daß die Rheinarmee zunächst der Initiative beraubt war, sie erst durch ein Durchschlagen durch eine Armee hindurch wiederzugewinnen hatte, das war dem angeführten Telegramm nicht zu entnehmen. Es war eine leichtfertige Selbsttäuschung des Commandirenden der Rheinarmee, von welcher die Entschlieſung Mac Mahon's den Ausgang nahm; anknüpfend an sie fanden seine Anschauungen die dargelegte Begrenzung, und zugleich, für sich betrachtet, auch ihre Berechtigung. Das beständige Andrängen, welches von Paris aus an den Marschall herangebracht wurde, man dürfe die Rheinarmee nicht sich selbst überlassen, man könne nicht ohne Weiteres abziehen, war nicht allein natürlich, sondern auch militärisch richtig. Unbedingt den Rückzug auf Paris zu nehmen, die Vertheidigung der Landeshauptstadt direct oder indirect sofort zum ausschließlichen Operationsziele zu machen, Meß und die Rheinarmee ihrem Geschiede verfallen zu geben, wie es die Darlegungen des Generalstabes als allein geboten und zulässig anzunehmen scheinen, das heißt denn doch die militärische Lage Frankreichs in jenem Momente für verzweiflungsvoller ansehen, als es Angesichts einer Armee, die mit 130,000 Mann und mit wesentlich ungebrochener Kraft noch im Felde stand, zulässig sein möchte. Die Tendenz eines Abdrängens des feindlichen Heeres von Paris gegen den Norden Frankreichs hin, welche von vornherein den deutschen Operationen gegeben war, mag hier vielleicht haben das Gewicht des Gebots überschätzen lassen, welches vermeintlich der Armee von Chalons vorschreiben sollte, das der deutschen Absicht gegenstrebende Festhalten der directen Verbindung mit der Landeshauptstadt zum allein bestimmenden Momente zu machen. Die Bedeutung, welche jenem Abdrängen zugeschrieben wurde, hatte wol die Ansicht zur Voraussetzung, daß ein so collossaler Platz wie Paris, wenn er unvorbereitet und isolirt auf die eigenen, noch nicht verstärkten und vermehrten Hilfsmittel beschränkt werden könnte, seinen eigenen Dimensionen nach kurzer Frist zum Opfer fallen würde. Das Gegentheil ist erwiesen, und schon Ende August reichten die neuen französischen Formationen hin, um den Befestigungen von Paris soviel Widerstandskraft zu geben, daß sie nicht ohne Weiteres überrannt werden konnten. Dabei vergegenwärtige man sich die Stimmung, die gerade in jenem Augenblicke in Frankreich zur herrschenden geworden war; man erwäge die Eigenthümlichkeit

der Nation, die sich jeder Aufregung vollständig hinzugeben pflegt. Ein Zurückweichen der Armee von Chalons, ohne daß sie auch nur den Versuch gemacht hätte, die Rheinarmee zu degagiren, wäre in seiner Wirkung auf die öffentliche Meinung einer Niederlage gleich gekommen, ebenso demüthigend und demoralisirend. Und was hieß denn eigentlich das Unternehmen Mac Mahon's in militärische Sprache übersetzt? Es hieß die Operationslinien verlegen und sich auf den Norden Frankreichs basiren; die vorhandenen Eisenbahnverbindungen und die zahlreichen festen Plätze boten dazu vollständig ausreichenden Anhalt; ja selbst die Lage von Paris ließ in diesem Sinne nicht ungünstige Verhältnisse. Es hieß ferner, sich gegen den rechten Flügel der deutschen Armee werfen, um diesen möglichst vereinzelt zu schlagen und, nachdem dies geschehen, Fühlung mit der vermeintlich im Vormarsch begriffenen Rheinarmee nehmen, endlich nach Lage der Dinge versuchen, Weiteres zu erringen. Das sind alles strategische Gedanken, die sich sehr gut in Einklang bringen lassen mit den politischen Rücksichten, wie sie maßgebend geltend gemacht wurden. Von vornherein bestand kein Widerstreit zwischen beiden; dieser entsteht erst mit dem Momente, wo die Voraussetzung des Ganzen, die Möglichkeit einer von der Rheinarmee ohne Weiteres zu ergreifenden Initiative, sich nicht bewahrheitete, und wo andererseits die Armee von Chalons durch den Gegner so bedroht wurde, daß sie zunächst an ihre eigene Sicherung zu denken hatte. Als Mac Mahon erfuhr, daß die Rheinarmee unbeweglich bei Metz stand, und daß zugleich die Deutschen von Süden her mit ganzer Uebermacht anrückten, da mußte er sich sagen, daß nunmehr jede politische Rücksicht zu schweigen habe und nur rein militärische Motive sprechen dürften. Hier, in seinen Entschlüssen am 27., liegt der Wendepunkt seines Handelns und seines Geschicks, nicht wie es das Generalstabswerk erwähnt, in dem Entschluß vom 22. Abends. Am 27. mußte der Marschall als Soldat und als Feldherr darüber entscheiden, ob er sich kräftig genug fühlte, die deutschen Spitzen anzugreifen und zu schlagen. War dies nicht der Fall, oder gelang es ihm nicht, im raschen entschlossenen Anlauf die gegnerischen Colonnen zu treffen, so mußte er Charakter und Willen genug haben und seine Absicht, auf Mézières zurückzugehen, entschlossen durchzuführen, trotz aller Pariser Befehle. Da er dies nicht that, da er sich noch immer gebunden erachtete an wesentlich politisch gefärbte Weisungen, so trieb er seiner Katastrophe entgegen. Er scheint geglaubt zu haben, ohne zu schlagen sein Operationsziel erreichen zu können; andernfalls sind die Bewegungen vom 28. an geradezu unverständlich; sie sehen aus, als wenn er ein Vorbeischieben für möglich erachtet hätte, ein Hindurchfädeln durch die geliebene Lücke zwischen dem Feinde und der belgischen Grenze, ein Wahn der traurigsten Art und ein Beweis, wie ihm Entschluß und Energie geschwunden waren. —

Damit ist denn der Uebergang gewonnen zu der Erwägung, wie das in seinem Grundgedanken gerechtfertigte Unternehmen seine thatsächliche Durchführung gefunden hat — in dieser Beziehung vermag es selbst die billigste Kritik nicht aufrecht zu erhalten. Der Marschall war am 22. August im Allgemeinen über Anmarsch und Vorrücken der beiden deutschen Armeen wohl unterrichtet; er war danach im Stande, in dieser Beziehung die Anlage seiner Operationen

mit festerer Hand vorzunehmen. Ein Anderes war es der Rheinarmee gegenüber. Sein Ziel war die Wiederaufnahme der Operationsgemeinschaft mit derselben; eine möglichst sichere und regelmäßige Verbindung mit ihrem Oberbefehlshaber erschien demnach vor allen Dingen unentbehrlich. In den weit-ausgesponnenen Verhandlungen des Proceß Bazaine findet sich der Anhalt für die Beurtheilung, wie denn nun die Communication der beiden Marschälle mit einander eingeleitet und gepflegt wurde. Man konnte in jenen Tagen von Westen her über Belgien und Luxemburg das nur sehr oberflächlich beobachtete Diebendahen ohne wesentliche Schwierigkeiten mit Sendungen erreichen; selbst telegraphische Depeschen waren auf diesem Wege bis in die nächste Nähe des Plazes zu bringen. Man konnte annehmen, daß dem Commandanten der Festung die Verhältnisse Bazaine's genau bekannt waren. War er, wie es scheint, der Aufgabe nicht gewachsen, die Mittelsperson für die Verbindung mit Metz zu werden, so hielt es nicht schwer, ihm die nöthige Assistenten zu geben. Trotz alledem behauptet Mac Mahon, daß er nach der Depesche vom 19., welche ihn zum Vormarsch bestimmt, keine weitere Nachricht von Bazaine erhalten habe; er fügt hinzu, daß, wenn ihm eine zweite Depesche vom 20. August, die bis in sein Hauptquartier zu verfolgen ist, bekannt geworden wäre, er seine Bewegung gegen Osten eingestellt haben würde. Diese zweite Depesche lautet:

„Je suivrai probablement pour vous rejoindre la ligne des places du nord et vous préviendrai de ma marche, si toutefois je puis l'entreprendre sans compromettre l'armée.“

Wir haben den Wortlaut dieses Telegrammes hier eingeschaltet, weil die bezüglich desselben abgegebene, oben angeführte Erklärung Mac Mahon's indirect die Anerkennung enthält, daß sein ganzes Unternehmen die Möglichkeit eines operativen Mitwirkens der Rheinarmee zur unbedingten Voraussetzung gehabt habe. Es entspricht dies der oben vertretenen Anschauung; zugleich aber wird an den eigenen Worten des Marschalls klar, wie sehr ihm darum zu thun sein mußte, Mittheilungen in die Hände Bazaine's gelangen zu lassen. Dieser scheint nun aber seinerseits überhaupt nur zwei Benachrichtigungen von der Armee von Chalons erhalten zu haben. Die eine am 27. vom General Ducrot, Commandirenden des 1. Corps, entsendete traf am 29. in Metz ein; sie ist durchaus oberflächlich gehalten und bietet sehr geringen Anhalt. Die zweite von Mac Mahon selbst am 22. aufgesetzte erreichte am 30. ihr Ziel; sie lautet:

„Me porte dans la direction de Montmédy, serai après demain sur l'Aisne, d'où j'agirai selon les circonstances pour vous venir en aide.“

Daß ein Duplicat dieser Depesche bereits am 23. beim Marschall eingetroffen, ist von ihm stets verneint worden, erscheint aber dennoch mehr wie wahrscheinlich; einmal oder zweimal in Empfang genommen, gab die Nachricht entschieden viel zu wenig, um darauf hin eine Operationsgemeinschaft für zwei Armeen mit einiger Sicherheit disponiren und herstellen zu können. Daß geschah denn auch nicht; jedoch hatte Bazaine am 27. eine Depesche entsendet, deren Eingang bei Mac Mahon am 29., trotz dessen Widerspruch, constatirt worden ist; sie lautet:

„Nos communications sont coupées, mais faiblement, nous pourrions percer quand nous voudrions et nous vous attendons.“

Damit war selbstredend nicht viel gewonnen, und dennoch blieb das Angeführte Alles, was von gegenseitigen Communicationen sich hat nachweisen lassen; man wird gestehen, daß kaum jemals Operationen von solcher Bedeutung, wie diejenige Mac Mahon's es war, und wo es vor allen Dingen auf ein zusammenführendes Wirken zweier von einander getrennter Armeen ankommen sollte, naiver entworfen und aufrecht erhalten wurden. Dabei ist in jenen processualischen Vernehmungen als unzweifelhaft festgestellt, daß die Verbindung von Metz aus mit dem Außenterrain bis zum 1. September „assez facilement“ zu unterhalten war. —

Als eine zweite Bedingung des Gelingens mußte Mac Mahon für sein Unternehmen gelten, daß die deutschen Armeen in der Direction ihres Vormarsches auf Paris möglichst lange festgehalten wurden. Jede Etappe, um welche die breite Front der letzteren gegen Westen hin weiter vorgeschoben wurde, erhöhte die Chance für den Marschall, den rechten Flügel, welchen er anfallen und schlagen mußte, vereinzelt zu finden. Alles war zu thun, um die Deutschen glauben zu machen, die Armee von Chalons sei im Rückmarsche auf Paris; sie eile dorthin, um die Hauptstadt zu schützen und zu vertheidigen. Man beherrschte die Presse wie die Telegraphen; es war nicht schwer, in beiden Richtungen die Verbreitung wichtiger Nachrichten zu verhindern, die Aussprenkung falscher zu veranlassen. Das Vinoy'sche Corps, frühzeitig genug nach Reims herangezogen, um, unterstützt durch Cavallerie, möglichst weit vorpoussirend, die deutschen Reconnoissirungen zu täuschen und irre zu leiten, würde dort haben vortreffliche Dienste leisten können. Man versäumte auch in dieser Beziehung geradezu Alles; noch bevor die directe Fühlung deutscher Seits mit der Armee Mac Mahon's wiedererlangt war, hatte man schon der Publicität, mit welcher ihre Bewegungen und deren Zwecke behandelt wurden, ausreichende Handweise abgewinnen können, um die feindlichen Pläne zu durchschauen und danach zu disponiren. —

Montmédy war von beiden Marschällen als das Ziel ihrer Operationen bezeichnet; es war unendlich wichtig, von dort aus sich sobald wie möglich den Besitz der Maasübergänge zu sichern. Die Eisenbahnverbindung mit der Festung war in französischen Händen; es war nichts leichter, als die Besatzung mit Infanterie und Artillerie zu verstärken. Gestützt auf den Platz konnten das nur zwei Meilen entfernte Stenay und andere Brücken unterhalb besetzt und vertheidigt werden. Statt dessen gelang es schon in der Nacht vom 25. zum 26. deutscher Cavallerie, die hölzerne Eisenbahnbrücke nordöstlich von Stenay abzubrennen und somit die Bahnverbindung wenigstens vorübergehend zu unterbrechen. —

Die Gewandtheit, mit welcher die Franzosen verstanden, Massenvorräthe vermittelst der Eisenbahn zu translociren, wie sie ihnen mannigfach während des Krieges und unmittelbar nachher von Nutzen gewesen ist, versagte hier gänzlich. Die Armee, trotzdem die Eisenbahn Reims-Methel-Sedan Gelegenheit bot, sie zu versorgen, litt Mangel; ihre Märsche, die auf's äußerste zu beschleunigen gewesen wären, mußten der Verpflegung der Truppen wegen verzögert und verschoben werden. —

Die Cavallerie-Divisionen, deren Aufgabe es werden mußte, die rechte Flanke der Gesamtbewegung zu cotoyiren, sie gegen die Einsicht suchenden deutschen

Recognoscirungen zu schätzen, befanden sich überall anders, nur nicht da, wo sie hätten nützen können, ja nothwendig waren; die deutsche Cavallerie beobachtete und beengte fast unbehindert. —

So erhielt das ganze Unternehmen bald das leicht erkennbare Gepräge des Mißlingens; es fehlte ihm gleichsam die „angeborene Farbe der Entschließung“. Unter Zögern und Schwanken geplant, ungenügend und oberflächlich eingeleitet, mehr auf ein Manövriren, denn auf ein muthiges Schlagen angelegt, zur Unzeit aufrecht erhalten, mußte sein Scheitern zu vollster Niederlage der Armee führen, nicht etwa weil die ursprünglichen Motive des befehligenen Feldherrn unberechtigte waren, sondern weil er es nicht verstand, sich zum Herrn seiner Aufgabe zu machen und sich in diesem Verhältniß dauernd zu erhalten. Daß die Voraussetzungen des Ganzen falsch aufgefaßt und in Rechnung gestellt waren, gereicht dem Marschall Mac Mahon nicht zum Vorwurf; daß er aber von vornherein Alles hintenan setzte, was ihm Umsicht und eingehende Erwägung hätten vorschreiben sollen, daß er ferner, als ihn die überzeugend erkannte Unüberwindlichkeit der sich ihm entgegenstellenden Schwierigkeiten factisch zurückweichen ließ, dennoch das fast gegenstandslos gewordene Unternehmen weiter führte, darin liegt sein Antheil an der Schuld; er fällt an sich schwer genug in die Wagschale. —

Wir wenden uns zur deutschen Seite. Wenn es die Berichterstattung des Generalstabes hervorhebt, daß der 3. Armee schon am 7. August die Fühlung mit den Corps des Gegners verloren gegangen, und daß es ihr nicht früher, als am 26., also erst nach 19 Tagen gelungen sei, dieselbe wieder zu gewinnen, so will sie damit gewiß kein Lob kundgeben; man wird aber nicht recht klar darüber, ob es ein Tadel sein und gegen wen er eventuell sich wenden soll. Es mag auch hier davon abgesehen werden, das unbestimmt Gebiebene zu faßbarer Beurtheilung zu geleiten. Jedenfalls spricht das thatsächliche Verhältniß nicht dafür, daß es dem französischen Feldherrn unmöglich gewesen wäre, seine Operationen überraschend gegen den einen oder den andern Flügel des deutschen Heeres zu dirigiren. In gleicher Richtung ist es denn auch sehr interessant zu vernehmen, daß nicht die Meldungen der zahlreichen Cavallerie, sondern vielmehr geschickte Combinationen aus Nachrichten, welche Zeitungen, Telegrammen und aufgefangenen Briefen entnommen waren, zu der zunächst nur vorsichtig hebenden Entschleierung des feindlichen Unternehmens führten. Erst nachdem das anfänglich nur Vermuthete mehrseitige Bestätigung gefunden hatte, wurde die Cavallerie auf die richtige Fährte gebracht und dahin geleitet, die unerläßliche Gewißheit einzubringen.

Diese Combinationsgabe ist es aber auch, welche die enorme Ueberlegenheit der deutschen Heeresleitung fast in erster Linie kennzeichnet. Weil sie das zunächst zu verfolgende Operationsziel nicht in's Blaue hinein ausstecken will, sondern es von der Position aus, innerhalb deren sie sich eben befindet, deutlich erkennbar, ja greifbar vor Augen hat, deshalb ist sie im Stande, die bedingenden Erscheinungen auf feindlicher Seite gleichfalls wahrzunehmen und richtig abzuwägen. Eingehende Prüfung und darauf begründete Beurtheilung der Verhältnisse und Beziehungen, welche der Moment mit einander zu verflechten und

zu verbinden im Begriff ist, lassen es zu, von einzelnen Andeutungen aus hinüber zu schließen auf die Weise, wie jene Verknüpfungen weitere Gestaltung gewinnen werden. So entwachsen die Einleitungen zu entscheidenden Maßnahmen niemals leeren oder oberflächlich gefaßten Voraussetzungen. Ist aber die bestätigende Berechtigung für das vorläufig nur Eingeleitete klar gelegt, dann folgt der Entschluß und mit ihm zugleich das Einsetzen der ganzen verfügbaren Kraft für das nunmehr als richtig erkannte und unverrückbar fixirte Operationsziel. —

Wenn das früher Entwickelte die Operation Mac Mahon's als eine nicht ohne Weiteres zu vertwerfende kennzeichnete, so könnte es befremden, daß dieselbe bei den Disponirungen der deutschen Heeresleitung nicht von vornherein als möglich mit in Berechnung gestellt war, daß sie hier vielmehr, als sie sich wirklich ankündigte, überraschte und zu einer vollständigen Umgestaltung der strategischen Anlage führte. Indessen man vergesse nicht, daß deutscher Seits die Situation, in der sich Bazaine bei Metz befand, richtig beurtheilt wurde, daß gar kein Zweifel über die thatsächliche Unterbindung seiner Initiative bestand, daß demnach die falsche Prämisse, welche dem Unternehmen Mac Mahon's untergeschoben war, deutscher Seits fehlte. Unwillkürlich setzte man die gleiche Erkenntniß auch bei der Armee von Chalons voraus, und so blieb man der Voraussetzung zunächst gänzlich fern, daß hier eine andere Beurtheilung, als diejenige, welche sich dem Unbefangenen aufdrängte, zu weitgreifenden Operationen führen könnte. —

Die 3. Armee hatte ihren Vormarsch gegen Westen, nachdem die Meurthe und die Mosel überschritten waren, in zwei Staffeln formirt, fortgesetzt. Die 4. Cavallerie-Division deckte die Front, dem Ganzen nahezu um zwei Tagemärsche voraus; sodann folgten in erster Linie das 2. bayerische, das 5. Corps mit den Württembergern und das 11. Corps, in zweiter Linie das 1. bayerische und das 6. Corps, die 2. Cavallerie-Division cotobirte in der linken Flanke. Am 20. war die erste Staffel bis zum Ornain gelangt. — Das 4. Armee-Corps, bis dahin bei der 2. Armee, jetzt zur Maasarmee übertretend, hatte der ihm an der Mosel gegebenen Direction nach der Maas folgend, diese zunächst dem rechten Flügel der 3. Armee erreicht und befand sich in unmittelbarer Verbindung mit der letztern. Etwa um 5—6 Meilen rechts rückwärts war der linke Flügel derjenigen Truppen eingetroffen, welche von Metz her zur Bildung der Maasarmee herangeführt wurden, und die momentan noch eine gesonderte Gruppe bildeten. Es waren das 12., das Garde-Corps und 2 Cavallerie-Divisionen. Sie würden die gefährdeten gewesen sein, wäre Mac Mahon von Chalons aus nach Palikao's Vorschrift am 21. in der Richtung auf Verdun vorgegangen. In den nächsten Tagen wurden sie näher an das 4. Corps herangezogen und in gleiche Höhe mit der dritten Armee gebracht. Am 23. begannen dann beide Armeen den gemeinsamen Marsch gegen Paris in einer Front von zehn Meilen Ausdehnung. —

Das 12. Corps befand sich mit einiger Cavallerie auf dem äußersten rechten Flügel; zwischen ihm und dem benachbarten Garde-Corps war ein größerer Abstand geblieben. Es hatte den Versuch machen müssen, sich durch

einen Handstreich und durch eine Beschießung mit Feldgeschützen in den Besitz von Verdun zu setzen. Das Kriegsjahr 1870 weist solcher improvisirter Unternehmungen gegen Plätze mit sturmfreier und armirter Enceinte eine nicht unbeträchtliche Anzahl auf. Sie mißglückten wie hier, so überall, wo die Festung von irgend welchem Belang war, forderten mehrfach nicht unbeträchtliche Opfer und kosteten jedes Mal viel Munition. Kaum war die Voraussetzung gerechtfertigt, daß die, wenn auch rasch aufeinander folgenden, doch niemals zu einer vollständigen Deroute der feindlichen Armee führenden Siege eine Panik bis hinter die in gutem Zustande befindlichen Umwallungen getragen haben würden. —

Dem Großen Hauptquartier war mittlerweile schon am 23. die Nachricht zugegangen, der Kaiser Napoleon befinde sich mit bedeutenden Streitkräften bei Reims; zugleich hatte es dem aufgefangenen Briefe eines französischen Officiers entnommen, daß man in Metz der Befreiung aus der bedrängten Lage durch die Armee von Chalons entgegen sähe. Es schien noch nicht anrathlich, die getroffenen Dispositionen zu ändern; nur der Marsch des linken Flügels wurde beschleunigt, wodurch, da derselbe sich längs der nordwestlich fließenden Marne bewegte, die Heeresmassen an sich schon nach rechts zusammengeschoben wurden. Auch die am 24. erlangte Bestätigung der Nachricht, daß die französische Armee bei Reims zu suchen sei, gab noch nicht Veranlassung, anderweitige Bestimmungen zu treffen. Erst ein Telegramm, welches von Paris über London am 25. Abends einging: „Mac Mahon's Armee bei Reims versammelt Mac Mahon sucht Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen“ beseitigte die noch obwaltenden Zweifel. Zudem berichteten Pariser Zeitungen in vollen Spalten, wie die öffentliche Meinung, wie die Nationalversammlung dränge, Bazaine zu degagiren; sie suchten zu beruhigen durch Nachrichten, die den bereits erfolgten Abmarsch Mac Mahon's fast mit Bestimmtheit vermuthen ließen. Man mußte einen Entschluß fassen. Cavallerie-Abtheilungen waren in der Richtung auf die eventuelle Marschdirection Mac Mahon's vorgetrieben; in der Nacht auf den 26. wurden alle Dispositionen dahin ausgegeben, daß, falls jene Reconnoissirungen den Feind da fänden, wo man es vermeinte, der Abmarsch der deutschen Armee nach ihrer rechten Flanke sofort begonnen werden konnte. Die Voraussetzung ergab sich als zutreffend; die Colonnen, welche bis dahin gegen Westen dirigirt waren, wandten sich gen Norden.

Zunächst war nur eine einfache Drehung der einzelnen Armeetheile in sich nach rechts erfolgt; die Corps, welche sich bis dahin nebeneinander vorbewegt hatten, befanden sich nunmehr hintereinander. Man hatte die feindlichen Colonnen in der Richtung auf die untere Maas zu suchen; es fragte sich, ob es möglich sein würde, sie noch links des Flusses zu erreichen; fast wahrscheinlicher erschien es, daß sie unbeirrt ihre Massen auf das rechte Ufer würden bringen können, und daß es nothwendig werden möchte, ihnen dort zu begegnen. Hiernach wurde disponirt; das 12. Corps folgte dem Laufe des Flusses; trat der zweite Fall ein, gelangte der Feind bis über die Maas, so wurde dasselbe zum linken Flügel, die Maasarmee vollzog einen Rechtsaufmarsch und nahm verstärkt durch die beiden bayerischen Corps der 3. Armee und durch zwei andere

Corps, welche die Einschließungsarmee vor Metz detachiren sollte, in der flachwelligen Hochebene zwischen Maas und Mosel den Kampf auf. War der Feind dagegen nicht so weit gen Osten vorgebrungen, konnte man ihn noch auf dem linken Flußufer antreffen, so bildete das 12. Corps den rechten Flügel des dann nach links hin auszuführenden Gesamtaufmarsches der Maas- und der 3. Armee; die beiden Corps der Meher Einschließungs-Armee konnten ihrer früheren Bestimmung zurückgegeben werden. Sehr bald erschien die zuletzt berührte Alternative als die praktisch zu erwartende; schon am 27. wurden in ihrem Sinne alle Befehle ertheilt. Der rechte Flügel der Maasarmee, an sich schon dem Feinde am nächsten, sollte ihn aufhalten, um ihn dann links davon mit der neuen Gesamttfront treffen und niedertwerfen zu können. —

Anordnung und Ausführung der hiernach sich vollziehenden Bewegungen in allen Details müssen immer, so lange überhaupt der Krieg Gegenstand wissenschaftlichen Studiums sein wird, die lebendigste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie nach den verschiedenen Phasen der Entwicklung zu klarster Anschauung gebracht zu haben, ist nicht das kleinste Verdienst des Generalstabswerks. Es bleibt dies ungeschmälert, wenn auch die Schilderung des Schauplazes der betreffenden Heeresbewegungen kaum im Stande ist, speciell in Bezug auf diese volles Licht zu verbreiten. —

Der Anlage und Leitung der Operationen gegenübergestellt, weiß man in der That nicht, was man mehr bewundern soll, das Hereinziehen auch der ungünstigsten Chancen in den Calcul, oder die entschiedenste Verfolgung des höchstbemessenen Ziels, den vollen Ueberblick über die eingetretene Bedrohung und über die Wege, wie ihr entgegenzutreten war, oder die Entschlossenheit, für einen nur noch in dunkeln Umrissen sich darstellenden Erfolg sofort alle verfügbare Kraft aufzubieten. Dabei sind die Leistungen der Truppen kaum übertroffene; die Märsche der beiden bayerischen Corps, sodann des 5. und namentlich des 11. Corps suchen in Bezug auf die dauernde Beanspruchung des Personals und auf die gleichzeitige Ueberwindung von Beschwerden ihres Gleichen in allen Zeiten. —

Die Schlacht bei Beaumont, welche am 30. von dem rechten Flügel der in die neue Front gen Norden aufmarschirten Gesamt-Armee geschlagen wurde, bildet, nachdem bis zu ihr hin der Commandirende der Maasarmee in verständnißvoller Mäßigung jedes weitergreifende Engagement zurückgehalten hatte, den ersten Act in der Abweisung des feindlichen Unternehmens. Nach den Anordnungen des Großen Hauptquartiers sollten an dem genannten Tage auf schmale Front zusammengehalten, mit Ausnahme des 6., die sämmtlichen deutschen Corps von Süden her bis gegen die Maas vorgeführt werden; man wußte, daß zu derselben Zeit französische Colonnen auf den aus dem Westen dem Flusse zulaufenden Straßen im Anmarsch begriffen waren. Der rechte Flügel der Deutschen war, sich unmittelbar an den Fluß anlehnd, eng massirt vorgeschoben, um der Anlage des Ganzen gemäß den nach Osten strebenden Feind abzu drängen und gegen Westen den Colonnen der deutschen Mitte und des linken Flügels zuzutreiben. Nun verändert aber die Maas gerade da, wo jener rechte deutsche Flügel angelangt war, die bis dahin gegen Norden getwendete Richtung ihres

Laufs in eine nordwestliche; den diese letztere Direction einhaltenden untern Theil des Flusses hatten bereits am 29. ansehnliche französische Abtheilungen passirt; es war somit der letzte Moment geworden, sollte der Rest derselben noch auf dem linken Ufer erreicht werden.

Man bewegte sich in einem mit Wald bedeckten Höhenterrain, in welchem eine größere Zahl der in paralleler Richtung vormarschirenden Heeres säulen auf enge Abfuhrwege angewiesen waren. Nicht das den äußersten rechten Flügel bildende 12. Corps, sondern das ihm zunächst links vorgesehrt 4. Corps trifft zuerst auf den sorglos lagernden Feind, eröffnet das Gefecht, findet rasch entschlossene Gegentwehr, hat Mühe, aus den engen Debouchées mit größern Kräften zur Entwicklung zu gelangen, wird dennoch, obwohl unter erheblichen Verlusten, siegreich und sammelt schon jetzt Trophäen an genommenen Geschützen, an Heeresgeräth und an Gefangenen. Das Terrain bietet dem Gegner auf der directen Linie zu seinem Flußübergange neue, sehr starke Stellungen; ihn aus denselben zu vertreiben, gehen die beiden preussischen Divisionen nach kurzer Rast entschieden vor, rechts von den Sachsen, links von den Bayern, deren 1. Corps mit seiner Spitze ebenfalls auf dem Schlachtfelde angelangt ist, kräftig unterstützt.

Der Feind weicht zwar, findet aber immer wieder neue Positionen; Hilfe wird ihm vom rechten Maasufer her direct und indirect entgegengebracht; das Vertheidigungsfeld wird enger und bietet eine schmalere, um so stärkere Front; die Bayern sind durch die Marschcolonne eines andern französischen Corps, welches demselben Maasübergange, wie das im Gefecht befindliche, zuelt, nach links hin abgezogen; den preussischen Abtheilungen bleibt wesentlich die Schwere der Tagesaufgabe. Ihr rechter Flügel stößt auf so kräftigen Widerstand, in so günstiger Stellung, daß ihm Halt geboten ist; dagegen gelingt es, links den Schlüssel der feindlichen Aufstellung zu nehmen, dann umfassend ausgreifend auch den letzten Halt des Gegners zu brechen und ihn somit unter großen Verlusten über den Fluß zu werfen.

Es handelte sich hier, gemäß der gegebenen Skizze, nicht um einen voraus disponirten Angriff gegen eine sich vorzeichnende, vom Feinde besonders ausgesuchte, mit allen Waffen besetzte, durch künstliche Hilfsmittel verstärkte Stellung, wie bei Weißenburg, Wörth, Spicheren und Gravelotte, auch nicht um ein einheitliches Schlachtfeld, auf welchem in die Reihen der Kämpfer immer neue Massen hineingeworfen werden, die den Preis des Sieges erringen helfen sollen, wie bei Bionville. Bei Beaumont werden die Angriffscolonnen gegen den ein bestimmtes Marschziel verfolgenden Feind geführt; als er erreicht ist, kämpft er nur, um Zeit zu gewinnen, deren er für das Zurückbringen seiner Trains und seiner Geschütze, für das gesicherte Defiliren seiner Truppen nothwendig bedarf. Er nimmt seine Stellungen nach rascher Wahl, nur um Pausen dem Vordringen der Deutschen aufzuzwingen; diese dagegen sind jedes Mal bestrebt, nach kurzem Athemholen, in eiligem Anlauf den Impuls ihrer Aufgabe wieder aufzunehmen. Das Gefecht geht somit sprungweise über eine größere Terraintrecke hinweg; es sind auch fast ausschließlich dieselben Truppen, welche längs scharf begrenzter Front vom Anfang bis zu Ende am Feinde sind.

Ein neues, nicht minder interessantes Schlachtenbild gestaltet sich, innerhalb dessen Umrahmung Führer und Truppen gleiche Bewährung, wie auf den andern blutigen Feldern, die wir betraten, zu bethätigen wußten. —

Ein Abdrängen des Gegners von der Maas war nun aber nicht gewonnen. Er war vielmehr wirklich am Nachmittage des 30. mit seinen Kräften unter Ausschluß nur einer Division des 7. Corps, welche direct auf Sedan zurückging, dem von Anfang an vorgezeichneten Marschziel Montmédy bis auf einen Tagesmarsch nahegerückt. Zwischen demselben und seinen Corps befanden sich augenblicklich nur schwache Abtheilungen sächsischer Cavallerie. Die Uebergänge über die Maas von Mouzon bis Sedan waren noch in seinen Händen, und er konnte, wenn er rasch zugriff, ohne Schwierigkeit eine neue Flußlinie, die des Ghiers, zwischen seine Colonne und den Feind legen. In Montmédy warteten seiner große Vorräthe an Lebensmitteln; er war dort nur noch 10 Meilen von Metz entfernt. Dennoch entschloß sich das französische Hauptquartier, mittelst Nachtmarsches die Armee nach dem Westen zurückzuführen und sie nördlich Sedan zu concentriren. Und gewiß geschah dies als untweigerlich geboten. Die äußerste Bedrohung der Verbindungen mit dem Norden Frankreichs, der moralische Zustand wesentlicher Theile des Heeres, welche die anstrengenden Märsche und Kämpfe des verflossenen Tages gewaltig erschüttert hatten, mußten dazu bestimmen, nachdem Bazaine nichts weiter von sich hatte hören lassen als das oben erwähnte: „nous vous attendons“. In diesem Wort war die ganze Hoffnungslosigkeit, zu der das Unternehmen Mac Mahon's gelangt war, ausgesprochen; wenn es nicht schon Tags vorher bei seinem Eintreffen den Ausschlag gegeben hatte, jetzt mußte es überwältigend schwer in die Wagischale fallen. —

Bei näherer Beleuchtung der französischen Marschbewegungen, speciell vom 27. ab, kann man sich der Anschauung nicht entziehen, daß es Mac Mahon bei richtiger Disposition hätte gelingen können, schon am 29. mit allen Corps die Maas ohnweit Mouzon und unterhalb zu passiren und somit am 30. mit kaum wesentlich geschwächerten Kräften bei Montmédy einzutreffen. Er wäre damit der Gewalt des gegen ihn geplanten Vorstoßes frühzeitiger und vollständig ausgewichen und letzterer hätte schon früher zum Stehen gebracht werden müssen. Eine Verschiebung mancher Verhältnisse mußte eintreten, Complicationen der eigenthümlichsten Art hätten Platz gegriffen — die strategisch unmögliche Lage des Marschalls blieb dieselbe. Konnte bei Montmédy die Operationsgemeinschaft mit der Rheinarmee nicht aufgenommen werden, so verfiel er der deutschen Ueberlegenheit vielleicht einige Tage später, aber eben so sicher wie jetzt. Er hatte den Moment, in dem er vielleicht taktische Resultate gegen die Minderzahl fechtend hätte gewinnen können, ungenutzt vorübergehen lassen; jetzt versprach nur der eiligste Rückmarsch wenigstens theilweise Rettung, und so befand er sich schließlich am 30. zwischen Remilly, Mouzon und Carignan in günstigerer Lage, als wenn ihn der nämliche Tag schon um eine Etappe weiter ostwärts gelangt gesehen hätte. —

Der Rückzug der französischen Armee nach dem Westen, speciell nach Sedan, hatte dieselbe recht eigentlich der Richtung des deutschen Vormarsches

wieder vorgelegt; es bedurfte nur der Weiterführung desselben, um den Sammelort der französischen Corps mit breiter Front zu treffen und, verharren sie auf demselben, seine Umfassung durch das Einschwenken der beiden deutschen Flügel vorzubereiten. Im französischen Hauptquartier scheint es an jeder Anschauung für dies Verhältniß gefehlt zu haben. Zwar ist es erklärlich, wenn die Truppen am Morgen des 31. Raft bedurften, wenn es nothwendig wurde, die Verbände wieder enger zu schließen, Lebensmittel zu vertheilen und Zeit zu geben, um die erschöpften Kräfte einigermaßen wieder zu beleben. So bald dies aber nur irgend erreicht war, erwuchs der Situation unmittelbar die Nothwendigkeit, sich dem zu erwartenden Anprall des Gegners mit möglichst größter Beschleunigung zu entziehen. Man vermeinte aber den Feind nur oberhalb Sedan erwarten zu können; hier hielt man den Maasübergängen gegenüber Bazilles fest, während unterhalb, wo der Fluß den einzig gebliebenen Rückzugsweg cotisirte, auch gar nichts geschah, um sich diesen zu sichern. Mac Mahon erfuhr, daß dort deutsche Truppen bereits erschienen wären, er erhielt zugleich die Nachricht, daß Vinoy mit beträchtlichen Theilen des 13. Corps bei Mézières, nur 2½ Meilen von Sedan, eingetroffen, daß die Eisenbahn, mit welcher er diese frischen Truppen an die Maas heranziehen, mit der er aber auch wenigstens einen Theil seiner Marsch-Impeimenta beseitigen konnte, noch frei sei; es mußte ihm daran liegen, die vorhandenen Uebergänge über den Fluß, mit Ausschluß desjenigen der Eisenbahn, zerstört zu sehen. Dem Allen gegenüber verharret der Marschall in voller Passivität. Es wiederholen sich die Erscheinungen, wie sie bei Metz zu Tage gekommen; der ausgesprochenste Mangel an Energie des Urtheils läßt die eingetretene Krisis gänzlich unerkannt. Die letzte Spanne Zeit, die noch gelassen war, um dem sich vorbereitenden Gescheh zu entgehn, verrinnt ungenützt; selbst am Morgen des 1. September sind noch keine Dispositionen getroffen, nicht einmal Entschlüsse gefaßt. Die für eine Vertheidigung an sich günstige Verhältnisse bietende Oertlichkeit verleitet, wie bei Gravelotte, dazu, Stellung zu nehmen, wo Marschiren zur dringendsten Aufgabe wurde; noch hält der Marschall beide Wege, den nach Osten, von wo er eben mit Hilfe eines Nachtmarsches angelangt ist, und den nach Westen, der auf's äußerste bedroht wird, für ihn offenstehend. Von Illusionen getragen, ohne Kenntniß dessen, was in unmittelbarer Nähe vorgeht, zeigt sich derselbe Dilettantismus der Heerführung an der Maas, wie an der Mosel. —

Die die endliche Entscheidung bringende Schlacht erhält ihren Charakter durch die Angriffe der beiden deutschen Flügel gegen die sehr starken Positionen, welche die französischen Corps längs der beiden Schenkel eines nahezu rechtwinkligen, mit der Spitze nach Norden gewandten Dreiecks eng besetzt hielten. Gegenüber der von der Maas gebildeten Grundlinie des Dreiecks, innerhalb welcher die Festung Sedan und der Brückenkopf Torch gelegen sind, wird die deutsche Mitte bis auf ein Minimum von Infanterie und Cavallerie geschwächt; die letzteren haben nur noch die Bestimmung, eine starke Artillerie-Entfaltung zu decken. Gegen eine mögliche Diverfion von Mézières her, werden die Württembergische und zwei Cavallerie-Divisionen an der untern Maas zurück-

gehalten; eine andere Cavallerie-Division und das 6. Armee-Corps beobachteten ganz abgetrennt südlich die Linie Mézières-Nethel-Reims; der ganze Rest der beiden deutschen Armeen tritt nach und nach für die Aufgaben der beiden umfassenden Flügel in deren Gefechtsverhältnisse ein. Mit dem frühesten Morgen beginnen die Anmärsche, ja beginnt die Action selbst.

Die Vortruppen des 1. bayerischen Corps waren es, welche schon 4 $\frac{1}{2}$ Uhr früh versuchten, sich in den Besitz von Bazeilles zu setzen, einer Ortschaft, die am südlichen Ende des Ostschenkels jenes französischen Dreiecks gelegen, mit ausgedehnten Baulichkeiten einen der vornehmlichsten nach Sedan führenden Zugänge abschließt. Wol getragen von der beherrschend gewordenen Ueberzeugung, der Feind werde gegen Osten hin nur mit Arrieregarden Stand halten, er sei bereits im Abzuge nach Westen, und es komme Alles darauf an, ihm möglichst rasch und nahe an der Ferse zu sein, war dieser Angriff, mit dem man zu überraschen hoffte, unternommen, noch bevor die Spitzen der Maasarmee heran sein konnten. Man stieß auf sehr entschiedenen und überlegenen Widerstand, und bald war fast die ganze Infanterie des Corps in ein nahezu zwei Stunden lang isolirt zu führendes, von Artillerie weder vorbereitetes, noch genügend unterstütztes, überaus blutiges Gefecht verwickelt, ohne daß es gelang, dasselbe zu einer durchgreifenden Entscheidung zu bringen. Es war dies von einem um so fraglicheren Werthe, als gerade dieser Theil der französischen Stellung, wenn es sich um einen Angriff derselben an sich handelte, am zweckmäßigsten zunächst möglichst unberührt geblieben wäre. Erst nachdem ein mit Entschiedenheit vorwärts getriebener Druck gegen den weiter nördlich gelegenen Theil der nach Osten gewandten Front einigermaßen Erfolg gehabt, wäre es Zeit gewesen, auch da, wo jetzt die Bayern sochten, mit bedeutenderen Kräften sich zu engagiren.

Und wie der mißglückte Versuch, Bazeilles durch Ueberraschung zu nehmen, dem ganzen bayerischen Corps die Direction gegeben, so zog er auch die nach und nach eintreffenden Spitzen des sächsischen Corps auf diesen Theil des Gefechtsfeldes. Dem Gesamtangriff ging damit die Vorausbestimmung verloren, wie sie von einheitlichem Gesichtspunkte aus der unberührt vorgefundenen Situation zu entnehmen gewesen wäre. Das drängende Bedürfniß des Augenblicks entschied über die Verwendung der allmählig anlangenden Truppen, und erst verhältnißmäßig spät gelang es dem Commandirenden der Maasarmee die gewiß richtige Anschauung zum Ausdruck zu bringen, daß es hier im Osten wesentlich auch darauf ankomme, die Verbindung mit den von Westen her anrückenden Corps der 3. Armee aufzunehmen.

Dort im Westen, oder vielmehr im Nordwesten, denn gegen diese Richtung kehrte sich die zweite französische Front, wurde deutscher Seits der die eigentliche Entscheidung gebende Erfolg gesucht; dorthin mußte man die Entladung des die Rettung anstrebenden französischen Ausbruchs in erster Linie gerichtet glauben; diesem direct sich zu widersetzen, dann aber damit direct den Austrag der Schlacht entgegenzunehmen, war, der der letzteren zu Grunde liegenden Voraussetzung nach, die Aufgabe des deutschen linken Flügels; die des rechten nahm dem gegenüber mehr oder weniger eine secundäre und bedingte, wenn auch nicht minder wichtige Färbung an. Er

hatte allerdings auch seinerseits durch Bereithaltung concentrirter Reserven sich in den Stand zu setzen, dem Ausbruch einzelner Theile des französischen Heeres nach Osten hin entgegenzutreten; namentlich aber mußte es sein Augenmerk sein, dem linken Flügel für seinen Anmarsch und für seine Entwicklung Zeit zu gewinnen; sodann galt es, durch Fesselung des Feindes an die Vertheidigung der Ostposition, das Gefecht des linken Flügels indirect zu degagiren, und endlich war diesem letztern möglichst bald eine unmittelbare kräftige Unterstützung zuzuführen.

Wenn bei der Verfolgung dieser Ziele Bazeilles von vornherein vorzeitig und isolirt zu einem Brennpunkte der ganzen Schlacht gemacht wurde, so ging dies über die Grenzen, welche den Aufgaben des rechten Flügels gesteckt waren, hinaus, und entsprach ein solch verschwenderisches Einsetzen von Kraft wol kaum den Absichten des Großen Hauptquartiers. Die eigenthümlichen Gefechtsverhältnisse, wie sie sich dort bis gegen Mittag entwickelten, verfehlten naturgemäß nicht, in erhöhtem Maße Unruhe und Zeitungslosigkeit, sowie Auflösung der taktischen Verbände und eine vollständige Vermischung der Truppen unter einander mit sich zu führen. In dem nördlichen Theile des östlichen Schlachtfeldes gestattete die Situation eine geregeltere Oekonomie bei der Verwendung des zur Verfügung gelangenden Personals; indessen auch hier wurde es fühlbar, daß man durch den Gang des Gefechts im anstoßenden Süden genöthigt gewesen war, die Truppentheile vereinzelt, wie sie eben eintrafen, das Engagement aufnehmen zu lassen. —

Der Angriff gegen die nordwestliche Seite des französischen Positions-Dreiecks bringt in dieser Beziehung ganz ähnliche Erscheinungen zu Tage; nur entwichen sie Umständen, welche von den eben angedeuteten erheblich verschieden waren. Das 11. und 5. Armee-Corps, die unterhalb Sedan bei Douchery die Maas überschritten und nun auf ihrem Vormarsche einen scharf nach Norden vorspringenden Bogen des Flußlaufs zu umziehen hatten, bevor sie an den Feind gelangen konnten, sahen sich auf das Passiren einer und derselben Straßenenge zwischen dem Flusse und dem bois de la Falizette angewiesen. Sie schoben vor derselben in dem ihnen durch die Situation zum äußersten Gebot gemachten Drange, vorwärts zu kommen, ihre Colonnen in einander, je nachdem es dem einen Truppenkörper eher gelang, jenes Defilée zu erreichen, als dem andern. Erst jenseits der Wegenge, am Scheitel jenes Flußbogens, konnten sie sich wieder auseinander falten. Da es aber auch hier an Zeit gebrach, vielmehr jeder Augenblick ausgenutzt werden mußte, um gegen den Feind hin Terrain zu gewinnen, so blieb es unmöglich, die ursprüngliche taktische Gliederung vollständig wieder herzustellen. — Eine ausgedehnte Geschüßlinie bildete die Mitte der sich entwickelnden Front; rechts und links nahmen die Bataillone und Compagnien des 11. Corps deckende Stellungen, und suchten von diesen aus sich der feindlichen Position zu nähern. In sie hinein schob das 5. Corps Verstärkungen und Unterstützungen vor; hinter der Linie sammelte es nahezu drei Brigaden als Rückhalt für den Gesamtangriff. In weitgreifender Ausdehnung war so nach und nach buntgemischt ein Bogen fast parallel der französischen Nordweststellung ausgespannt; links vor der Spitze des gegnerischen Stellungsdreiecks gelang es, die Verbindung mit dem von Osten her andringenden Garde-Corps aufzunehmen.

Das Kreuzfeuer einer gewaltigen Artillerie-Entfaltung von Nordwesten und von Osten, bald auch von Süden her gewann überwältigende Wirkung. Unter sich stets erneuenden Vorstößen aus der Linie des Nordwest-Angriffs, bald mit geringeren, bald mit entschiedeneren Erfolgen, reifte die Situation gegen 2 Uhr Nachmittags ihrem Endabschlusse entgegen. Feindliche Cavallerie-Massen versuchten in heldenmüthiger Aufopferung das deutsche Vordringen aufzuhalten; sie fanden nahezu vollständige Vernichtung. Die Angriffe der deutschen Infanterie werden zusammengefaßter, wirkungsvoller; der verzweiflungsvolle Widerstand des Feindes erlahmt, seine Abtheilungen lösen sich auf und weichen auf Sedan zurück.

Mittlerweile war auch im Osten für die Gefechtslage eine ausgeprägtere Gestalt gewonnen; Theile des 12. und des Garde-Corps hatten in der ihnen vorgeschriebenen Bewegung zum Anschluß an den linken Flügel des Nordwest-Angriffs glückliche Gefechte geführt, hatten zahlreiche Gefangene gemacht und zur Zersetzung des Feindes beigetragen. Ferner war Bazeilles genommen, Batterien wurden jenseits placirt; zwei Brigaden des 2. bayerischen Corps, die zur Unterstützung des 1. herangezogen waren, drangen nach Balan, der zunächst gegen Sedan hin gelegenen Ortschaft, vor und suchten sich dort zu behaupten.

Während so das vollständige Erliegen der französischen Armee unausschiebbar schien, hatte der nach Mac Mahon's Verwundung in die Stelle des Oberbefehlshabers eingetretene General Wimpfen einen Angriff aller noch verfügbaren Truppen gegen Osten angeordnet, um möglichst mit einem Ausbruch durch die Deutschen in dieser kaum erwarteten Richtung den Resten seines Heeres Rettung zu gewinnen. Die Ausführung seiner Befehle war fast nirgends mehr zu ermöglichen. Als er sich dann persönlich an die Spitze einer zusammengerafften Schaar von 2- bis 3000 Mann stellte und nach Balan hinein vorbrach, gelang es ihm, die dort stehenden bayerischen Bataillone zu werfen und bis auf Bazeilles zurückzutreiben. Jedoch auch dieses letzte krampfhafte Greifen nach einem trügerischen Rettungsschimmer mußte an den deutschen Truppenmassen scheitern, welche in, um und hinter Bazeilles engagirt waren oder bereit standen. Das feindliche Feuer verstummte überall, von den Mauern Sedan's wehte die weiße Flagge herüber, der Kaiser hatte sich persönlich als gefangen erklärt; Verhandlungen in Bezug auf die Armee waren eingeleitet. Gegen 7 $\frac{1}{4}$ Uhr erging der Befehl an die deutschen Truppen, alle Angriffsbewegungen einzustellen. Ein Erfolg „beispielloser Größe“ war errungen. —

Es hat nicht fehlen können, daß das überaus bunte und in seinen einzelnen Gruppierungen vielfarbig gemischte Schlachtenbild, welches die Darstellung aufzurollen hatte, mit dem Gepräge der Unruhe behaftet wurde. Wenn ihm nun aber ein so überwältigend großartiger, in der Gestalt des gefangenen feindlichen Heeres einheitlich zusammengefaßter Sieg entsteigt, so verlangt der Beschauer unwillkürlich nach dem Zurücktreten, ja nach der Beseitigung jener, den Total-eindruck störenden, durch einander gewirrten Conturen der Einzelkämpfe. Er wünscht sich, in der Zeichnung vordrängend hervortretende Gestaltungen zu erkennen, die in ihrer sprechenden Größe die Räthsel des errungenen wunderbaren Triumphs zu lösen im Stande sind. — Gerade hier zeigt es sich recht augenscheinlich, daß es unerreichbar ist, in einer Geschichtsdarstellung von *monu-*

taler Bedeutung das Generelle und das Specielle unter gleich würdigender Bedeutung auf demselben Boden zur Anschauung zu bringen. Auch die officielle Geschichtschreibung hat sich künstlerisch zu gestalten, das Monument, welches sie herstellen will, soll mit seinen Schriftzügen der Nachwelt in der Nation und im Heere bis zu den spätesten Zeiten hin charaktervoll und belebend Rede stehen. Alles Beiwerk, mag es an sich noch so werthvoll, mag seine Ausführung noch so gewissenhaft treu und noch so dankenswerth durchgeführt sein, muß, sobald es den Gesamteindruck schädigt, fern gehalten bleiben. —

Eine interessante Vergleichung bieten die Nachweisungen der Verluste, welche die einzelnen Corps in der Schlacht erlitten. Zu welchem Brennpunkte des Kampfes das Gefecht um Bazeilles gedieh, ohne daß daselbst der Natur der Dinge nach die Entscheidung zu suchen war, ergibt sich aus der Zahl der Todten und Verwundeten des 1. bayerischen Armee-Corps, welches fast ausschließlich dort zur Verwendung gelangte. Es verlor 120 Officiere und 1750 Mann, eine Summe, welche dem Verlust der beiden Armee-Corps, des 12. und des Garde-Corps mit 86 Officieren und 1743 Mann gleichkommt, und welche um ein Erhebliches den Verlust des 11. Armee-Corps mit 100 Officieren und 1431 Mann übertrifft. Verhältnismäßig noch größer, als die Verluste des 1. bayerischen Corps, sind die des 2., welches wesentlich nur mit seiner Hälfte, mit einer Division, an der Schlacht theilhaftig war. Diese letztere verlor an Todten und Verwundeten 87 Officiere und 1478 Mann. Es ist nun wohl zu beachten, daß die Bayern beider Corps nur auf schmaler Front und in Ortsgefechten in Bazeilles und in Balan ihre Einbußen erlitten, während die drei andern Corps, welche genannt wurden, das Gefecht auf ausgedehnten Linien theils innerhalb der Mitte und des rechten Flügels vor der Ostfront, theils gegen die feindliche Nordwestfront zu führen hatten. Es wird von Neuem die Bestätigung dafür gewonnen, daß die wirksamern Waffen der Neuzeit in Bezug auf ergibige Ausnutzung und auf Schonung der eigenen Kräfte breite Gefechtsfronten verlangen. Dieser naturgemäßen Forderung wird wo möglich auch bei der Wahl der Angriffsobjecte Rechnung zu tragen sein. —

Wie außerordentlich überhaupt die Gefechtswirkung dünner Infanterielinien, selbst da, wo sie nicht einmal in gebundener Form auftreten, gesteigert wurde, davon zeugt das Scheitern der Angriffe der französischen Cavallerie. Wie bei Wörth und bei Beaumont endeten ihre Attacken auch bei Floing und Cazal nordwestlich Sedan nahezu mit ihrer Aufreibung. Der Kampf beider Waffen gegen einander ist zu vollständig veränderten Verhältnissen gelangt; sie werden ihre Ausgleichung in's Frühere nicht dadurch finden, daß man vermeint, der angreifenden Cavallerie sei nur eine größere Tiefe zu geben, die nachteilenden Reserven würden ihr den Sieg verbürgen. Nur noch unter ganz besondern Umständen, begünstigt durch Terrain und außergewöhnliche taktische Momente, sind der Reiterei Chancen für den Erfolg im Gefecht mit der Infanterie geblieben. Jene besondern Umstände sind nicht als die Regel zu betrachten und dürfen deshalb auch nicht ausschließlich für die Normen maßgebend werden, welche die taktische Anordnung der Truppen bestimmen sollen. —

Wenn die mit der Schlacht bei Sedan gewonnenen Resultate sowol für den Krieg selbst, wie für seine Darstellung bezüglich der Operationen einen thatsächlichen Abschnitt zur Anschauung bringen, so mußte doch eine Frage noch über denselben hinaus nach Beantwortung verlangen; es war die nach dem Verbleib des französischen 13. Corps. Dasselbe war mit einem Theile bei Mézières, mit einem andern bei Reims von deutschen Truppen recognoscirt worden und hatte gegen sie von ersterem Orte aus in leichten Gefechten gestanden. Sein Commandirender hatte sodann, wie das Referat des Generalstabes berichtet, auf die Nachricht von den Vorgängen bei Sedan beschloffen, das Corps so rasch wie möglich zum Schutze der Hauptstadt zu vereinigen, und war persönlich mit den bei Mézières stehenden Truppen in der Richtung auf Rethel abmarschirt. Aus der Berichtserstattung wird ferner bekannt, daß das deutsche 6. Armee-Corps und die 5. Cavallerie-Division von ihren Aufstellungsorten aus vermochten, „ebensowol allen Unternehmungen des Feindes im Rücken der Armee rechtzeitig zu begegnen, als auch den französischen Truppen bei Mézières den Rückzug nach Reims und Paris zu verlegen“. Der Wunsch ist wol ein gerechtfertigter, schon jetzt zu erfahren, wie sich denn die so gezeichnete Schürzung des Knotens abgewickelt habe. Der Befehl des Obercommandos der 3. Armee, welcher unter die verschiedenen Corps die Aufgaben für den 1. September vertheilt, bestimmt: „die 5. Cavallerie-Division und das 6. Armee-Corps verbleiben in ihren Rantonnements“. Indessen beobachtet ein Regiment der Division gegen Reims und auf die Nachricht, daß Rethel vom Feinde besetzt sei, ordnet das Corps einen Ueberfall des Orts an; Rethel wird geräumt vorgefunden. Damit endet der Bericht; der Zeitmoment ist für den Abschluß maßgebend geworden, der letztere ist aber nicht zu einem sachlichen gediehen. Es ist, als wenn eine Dissonanz angelungen hätte, nach deren Auflösung der Hörer verlangt. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, dieselbe gleich jetzt zu geben, darüber wird allein die Berichtserstattung in ihrem zweiten Theile entscheiden lassen.

Und wenn man hier im Kleinen mit der Anordnung großen möchte, so wird man lebendiger von dieser Empfindung ergriffen, wenn das Referat nach dem Erfolge von Sedan noch einmal anhebt, die Vorgänge an den deutschen Küsten und vor den Festungen im Elsaß bespricht, und dann nach Metz hin übergeht, um dort die Ereignisse auch bis zum Anfange des Monats September fortzuführen. Man ist dabei gewiß logisch richtigen Erwägungen gefolgt; namentlich in Bezug auf die Vorgänge vor Metz läßt sich dies um deshalb anerkennen, weil das Verhalten Bazaine's eher für bedingt durch dasjenige Mac Mahon's, als umgekehrt dieser durch eine Action des erstern bestimmt zu erachten ist. Aber für den Schmuck des gesammten Werks, für den Eindruck, den es als Ganzes hervorzurufen bestimmt sein muß, wäre es viel vortheilhafter geworden, wenn der Siegesjubel von Sedan den Schlußaccord seiner ersten großen Abtheilung gebildet hätte. Man ist auch versucht, dies für um so zutreffender zu halten, als das Referat in der Gliederung des Stoffs dem Sturz des Kaiserreichs eine Bedeutung zugestanden und danach, wie schon erwähnt, sich wenigstens scheinbar bei der Abscheidung des ersten Theils hat bestimmen lassen. Wenn nun auch diese Auffassung bekämpft wurde, so muß

doch dabei stehen geblieben werden, daß, sollte sie einmal gelten, dann das Ereigniß, welches die Katastrophe des empire direct herbeiführte, entsprechend abschließend zu placiren war. Wurde hiernach verfahren, so mußte der Inhalt des 9. Hefts, eventuell unter Aussonderung seines 2. und 3. Abschnitts und unter Verschiebung des 1. an das Ende des letzten Abschnitts, dem 7. Hefte vorangestellt werden. Damit wäre dann auch der hoch aufwallenden Stimmung entsprochen worden, welche in der Armee sowol, wie in der Nation, der Kunde von dem Kaisersiege bei Sedan zum begrüßenden Widerhall wurde. —

An sich betrachtet gibt das 9. Heft viel des Interessanten. Die Ereignisse an der deutschen Küste konnten in raschem Fluge berührt werden; sie erhielten nur negativ eine Bedeutung für die Gestaltung des Krieges; eine Vertheidigung der möglichst gesicherten Verhältnisse wurde effectiv nicht nothwendig; die dafür bestimmten Truppen durften bald der Kriegführung im Westen zur Verfügung gestellt werden. — Die Einschließung und Beschießung Straßburgs bilden den Gegenstand eines einleitenden Abschnitts für die einem spätern Theile des Werks vorbehaltene zusammenhängende Darstellung der förmlichen Belagerung jener Festung; bis zu dieser hin hätte unbeschadet auch das hier Gegebene aufgespart werden können. — Die Darlegung der rückwärtigen Verbindungen des deutschen Heeres und der zu ihrem Schutze getroffenen Maßnahmen möchte man gern in die Anlagen des Werks verweisen. — Endlich bespricht der wichtigste und der die Entwicklung des Krieges bis zum Verschwinden der geschulten französischen Heere aus dem freien Felde besonders maßgebend fortführende Theil des Hefts die Einschließung von Metz in dem Zeitraume bis zur Schlacht bei Roisseville und diese letztere selbst. —

Abgesehen von den Vorgängen wird das Interesse sich auch hier wieder einer Vergleichung der Maßnahmen zuwenden, wie sie die beiden Gegner charakteristisch verschieden von einander eintreten lassen. Der deutschen Heeresleitung gilt die Begegnung eines französischen Durchbruchs als Richtschnur für alle Anordnungen; er muß im Nordwest oder im Norden der Festung erwartet werden. Danach ist die Vertheilung der Kräfte, sowol in der Einschließungszone selbst, wie hinter derselben geordnet; starke Reserven, erst zwei Armee-Corps und eine Cavallerie-Division, später statt jener zwei Corps deren drei, werden auf dem linken Moselufer zurückgehalten, um nicht allein die Vertheidigung der vordern Linien eventuell unterstützen zu können, sondern um auch für den Fall, daß das feindliche Unternehmen hier reussiren sollte, im Stande zu sein, ihm operativ entgegenzutreten. Für möglichste Erleichterung der Communicationen von einem Moselufer auf das andere ist durch Brückenschlag und Herstellung von Wegen ausgiebig Sorge getragen; Beobachtungsstationen sind errichtet, telegraphische und Relais-Verbindungen hergestellt; an der künstlichen Verstärkung der vordern Linien wird stetig gearbeitet, hinter ihnen werden Schlachtfelder ausgewählt und recognoscirt. Endlich sind die Loslösung und der Ersatz einzelner Theile der die Einschließungszone direct besetzt haltenden Truppen vorgesehen, so daß der angrenzenden Front sofort und unmittelbar Unterstützungen zugeführt werden können, ohne irgend einen Theil der Positionen zu entblößen und ohne vorzeitig

über die Reserven verfügen zu müssen. In allen Beziehungen ist die Situation erzwungen und klar durchdacht, ist die Action vorbereitet.

Ganz verschieden erscheint das Verhalten des Gegners; er verharret in kaum begreiflicher Passivität. Die erste Bedingung für das Gelingen seines Durchbruchs war die, daß dieser möglichst überraschend und zugleich mit einer von vornherein überwältigenden Entfaltung moralischer und materieller Kraft in Scene gesetzt wurde. Die Zeit, deren der Gegner zur Heranführung von Unterstüzungen und Reserven bedurfte, zählte dem Angreifer als Gewinn, sie war mit dem Aufgebot der höchsten Energie auszunutzen. Nach diesen Gesichtspunkten hatten sich die Vorbereitungen für das Unternehmen zuzuspitzen. Zunächst war die Front festzustellen, aus welcher vorgegangen werden sollte; mit Bezug auf eine rasche Concentrirung der Truppen war ihre Vertheilung innerhalb des umschlossenen Raumes anzuordnen; möglichst viele Anmarschwege mußten zur Verfügung stehen, damit die anrückenden Colonnen nirgends in ihrer eigenen Massenhaftigkeit Aufenthalt fanden; die Dispositionen waren bis in's Detail hinein auszuarbeiten und den Truppenbefehlshabern zu eigen zu geben; endlich aber mußte allseitig eine derartige Orientirung herbeigeführt werden, daß der Aufmarsch selbst bei Nacht schnell, ohne Stocken und vollständig geregelt ausgeführt werden konnte. Wenn in dieser Weise Alles vorgeesehen war, so lagen in den Momenten des Angriffs und der kürzern Linien des innern Raumes, verglichen mit denen seiner Umschließung, immerhin Chancen, deren Verwerthung zu Gunsten des Unternehmens sprachen.

Wenn man die Acten des Proceß Bazaine durchblättert, so überzeugt man sich, daß weder in den angedeuteten Richtungen irgend Etwas angeordnet wurde, noch daß überhaupt nur Erörterungen der betreffenden Fragen stattfanden. Die großen Massen des Heeres wurden in der nördlichen Hälfte des von den Außenwerken der Festung umschlossenen Raumes auf dem linken Moselufer concentrirt gehalten; sie waren dort unter den Augen der deutschen Beobachtungsposten; es fehlte an Moselbrücken und an Colonnentwegen, um sie rasch auf das andere Flußufer hinüber werfen zu können. Als der Marschall dann am 26. August effectiv die Einleitungen zum Angriff der deutschen Linien trifft, seine Armee auf der rechten Moselseite mit der Front gegen Norden resp. Nordosten zum Aufmarsch bringt und wirklich den Entschluß zum Durchbruch kund gibt, war es Nachmittags 2 Uhr geworden, ehe die Möglichkeit vorlag, der vermeintlichen Absicht die That folgen zu lassen. Ein Kriegsrath wird zusammenberufen; der Commandirende der Artillerie entwickelt seine Ansichten über Verhältnisse, die hätten erzwungen und begründet werden sollen, bevor nur überhaupt die erste Hand an die Anlage zur Action gelegt wurde. Der Commandant der Festung ergänzt den Vortrag; die Angaben beider Officiere entbehren theils der Wahrheit, theils der Folgerichtigkeit; die Commandirenden der Corps geben ihre Voten ab; Bazaine selbst schweigt, läßt aber, da obendrein ein niedergehender starker Sommerregen den Boden aufgeweicht hat, in Gemäßheit der vernommenen Aeußerungen die Armee kehrt machen und in ihr Lager zurückmarschiren.

Der Marschall hat zur Rechtfertigung dieses Entschlusses in sein „mémoire justificatif“ als Resultat jener conférence vom 26. August Folgendes verzeichnet:

„L'armée devait rester sous Metz, parce que sa présence maintenait devant elle plus de deux cent mille ennemis; parce qu'elle donnait ainsi le temps à la France d'organiser la résistance, aux armées en formation de se constituer et parce que, en cas de retraite de l'ennemi elle le harcélerait, si elle ne pouvait lui infliger de défaite décisive.“

In diesem Resumé ist der Aufschluß zu finden für Vieles, was in dem Verhalten Bazaine's vom 18. August an bis zu dem Zeitpunkte hin, wo seine Armee aufhört, operationsfähig zu sein, vom militärischen Standpunkte aus räthselhaft erscheint. Man mag noch hinzufügen, daß die Größe des Wagnisses, welches mit einem Durchbrechen der deutschen Linien nur den Anfang nahm und dessen spätere Zukunft eine unendlich fragliche blieb, ihm eine zurückhaltende Scheu vor dem Entschlusse aufzwang. Er wollte wol nicht seinen Ruf als Feldherr compromittiren und hoffte, bevor er denselben einsetzte, auf bessere Chancen. Immerhin bleibt die Zweideutigkeit seiner Mittheilungen, die er an den Kaiser, an Mac Mahon und an den Kriegsminister in Paris gelangen ließ, so spärlich wie waren, vollständig unbegreiflich. —

Raum bedarf es eines näheren Hinweises, um darzuthun, wie hohl und oberflächlich jene Raisonnements jeder eingehenden Kritik erscheinen müssen. Der Marschall war in seiner Lage gar nicht im Stande, die Berechtigung der weit- und vordringenden Suppositionen, auf welche er sich stützte, irgend wie zu ermessen; ihm stand durchaus keine Handhabe zu Gebote, um nun auch die Verhältnisse, deren Wechselwirkung er in Anspruch nahm, mit einander factisch in Beziehung zu bringen. Er glaubte, 200,000 Feinde auf lange Zeit hin zu paralysiren — die Ausrüststärke der deutschen Armee vor Metz hat wol nie diese Höhe vollständig erreicht —, er verfolgte aber dies Ziel nicht etwa mit einer Festung und mit deren Besatzung, sondern mit einem in jeder Beziehung operationsfähigen Heere, das er nach seiner Ansicht freiwillig lahm legte, und das, wenn es auch an Umfang hinter dem der Einschließungsarmee zurückblieb, doch jedenfalls in jener Periode des Krieges für die Vertheidigung Frankreichs eine unverhältnißmäßig viel größere Bedeutung hatte, als für Deutschland das ihm gegenüberstehende. Dabei entging dem Marschall, daß, wenn seine Voraussetzungen nicht in berechenbarer Zeit zur Wirklichkeit wurden, sein Heer die Fähigkeit verlor, noch das zu leisten, was er beabsichtigte. Ihm war das Wort, welches der Marschall Le Boeuf in jener conférence, ohne Erwiderung zu finden, aussprach: „mais comment le ferons-nous vivre?“ nicht bestimmt genug in die Ohren getönt. Die Zeit, welche abzukürzen ihm sein Gedankengang die Mittel versagte, machte die Waffe, mit der er sechten wollte, nach und nach stumpf, während die seines Gegners jede Abnutzung auszugleichen im Stande war.

Es ist nicht zu verkennen, daß den Marschall jene Anschauung von der Aufgabe, welche seine Armee vermeintlich an Metz fesselte, auch am 31. August und am 1. September beeinflusste. Das Werk des Generalstabes meint, es habe ihm in jenen Tagen nicht an „gutem Willen“ gefehlt, die Linien des Einschließungsheeres zu durchbrechen. Zu seiner Ehre kann man ja annehmen, daß der Wille gut war; jedenfalls war er aber nur halb. Schon die einleitenden Anordnungen am 31. widersprechen mit ihren Verzögerungen jedem Gebot der Situation. Ein Durchschlagen durch eine Armee hindurch ist immer ein verzweifelter Unter-

nehmen, zu welchem man nicht wie zur Parade anmarschirt und welches man nicht um 4 Uhr Nachmittags beginnen lassen darf. Es will sofort mit ganzer Kraft angefaßt und mit dem Einsetzen auch des letzten Mannes und des letzten Pferdes forcirt sein. Freilich schlug sich das 3. französische Corps mit Hingebung und Ausdauer, wie dies die Verluste nachweisen, (89 Officiere, 2034 Mann), es kam auch mit seinen Theilen zur Verwendung; das Gleiche kann man aber doch nicht vom 6. Corps sagen, noch weniger vom 2., kaum vom 4.; die Gardes gelangten gar nicht zum Fechten, und selbst die Verwendung des 3. Corps wurde nicht bis zur vollständigen Ausnutzung fortgesetzt. Auch die Anlage zur Schlacht fordert die Kritik heraus. Bazaine war, wie dies das Referat des Generalstabes anerkennt, durch seine Emisfaire ziemlich genau über die Vertheilung der deutschen Streitkräfte unterrichtet; er wußte also, daß den Divisionen auf dem rechten Moselufer erhebliche Unterstützungen nur von der linken Flußseite her zugeführt werden konnten. War da nicht der Versuch geboten, die Anmarschlinien dieser Reserven in die Gewalt zu bekommen, resp. zu unterbrechen, somit vor allen Dingen den französischen linken Flügel, also das 6. Corps, an den Thalrand des Flusses angelehnt, vorwärts zu treiben? Es will doch scheinen, daß, wenn ein hier erzielter Erfolg die Truppen des Generals von Manteuffel isolirt hätte, ein Abdrängen derselben nach Nordosten hin leichter zu erreichen gewesen wäre, als ihr Zurückdrücken nach Nordwest, wie es versucht wurde und wie es sie nur den zur Unterstützung anmarschirenden Colonnen näher bringen mußte. Endlich aber klingt der Befehl des Marschalls, welcher die Wiederaufnahme des Gefechts für den 1. September anordnet, vollständig nach der ihm innewohnenden Ueberzeugung, das Unternehmen sei doch ein todtgeborenes und sein Aufgeben kaum noch zweifelhaft. Die „Instruction“ ist so lau und kleinlaut abgefaßt, daß, als sie ausgegeben wurde, selbst vom halben Willen nicht viel mehr übrig gewesen zu sein scheint. Man fühlt überall die Vorbehalte durch, welche alle Anordnungen Bazaine's begleiten. Die Nachrichten, die er von Mac Mahon erhalten, zwangen ihn wenigstens zum Versuch, sich frei zu machen; nachdem derselbe in Scene gesetzt war, konnte er sagen, ich habe das Meinige gethan. Wenn die gegen ihn erhobene Anklage seine Schritte so auffaßt, so steht ihr das Recht dazu vollständig zur Seite; sie verfehlt ihr Ziel erst, wenn sie beim Marschall geradezu bösen Willen voraussetzt. —

Wendet man sich zur deutschen Seite hinüber, so wird man von anderer Luft angeweht. Hier wird ohne Vorbehalt gehandelt; Alles ist Spannung, Entschlossenheit und Unverzagtheit. Verhältnißmäßig schwache Kräfte unternehmen es, eine weit ausgebehnte Stellung, deren linker Flügel in der Luft steht, mit fast ununterbrochen wiederholten Offensivstößen zu vertheidigen; die Reserven des linken Moselufers desfiliren in Eilmärschen, und auch aus dem Süden ziehen aus der Einschließungslinie Verstärkungen heran. Die entschiedenste Hartnäckigkeit läßt den Gegner zunächst nirgends zu wesentlichen Erfolgen kommen, und wenn in später Abendstunde wirklich von ihm ein solcher erreicht wird, so ist das Zurückgewinnen des Verlorenen die erste Aufgabe des andern Morgens. Charakteristisch ist dabei, daß auch kritische Gefechtsmomente nicht

dazu verleiten, die zum Schutz der großen deutschen Depots bei Courcelles im Südosten aufgestellte Infanterie-Brigade ihrer Aufgabe und ihrer Position zu entziehen, obwol die letztere dem Gefechtsfelde nahe lag und in einer Richtung zu demselben, daß ein von dort geführter Vorstoß entschieden begünstigt wurde; man überließ dieß einer andern Brigade, die vom Süden her anrückte. So tragen die deutschen Maßregeln das Gepräge bewußtester Unerblichkeit und weder ihnen, noch dem „heldenmüthigen Widerstande der Ostpreußen unter General von Manteuffel“ darf die Anerkennung gemindert werden, welche das Werk des Generalstabes zollt, wenn auch der „gute Wille“ ihres Gegners nur bedingungsweise acceptirt werden kann. —

Wir sind bis an den schon erwähnten „Allgemeinen Ueberblick des deutsch-französischen Krieges bis Anfangs September“ gelangt. So ansprechend und zutreffend er den Gesamtverlauf der Vorgänge zusammenfaßt, so dürfen wir in ihm doch nicht von dem 1. Theil des besprochenen Werks Abschied nehmen, ohne auf ein Bedenken hinzuweisen, welches seinen Eingangsworten entgegengestellt werden könnte. Dieselben datiren den entscheidenden Wendepunkt des Krieges, welcher in dem Verschwinden der geschulten Heere Frankreichs aus dem freien Felde zu Tage tritt, von den Ausgängen der beiden gewaltigen Kämpfe von Sedan und Roisfeville. Der demnächstige Verlauf des Krieges läßt auch diese gleichgewogene Nebeneinanderstellung wirklich zu; bei Sedan erlag das Heer von Chalons, und bei Roisfeville wurde der erste und zugleich der letzte in größerem Maßstabe unternommene Versuch, mit der Rheinarmee die Linien des Einschließungsheeres zu durchbrechen, glänzend zurückgewiesen. Der Feind erscheint somit auch hier bis zu seiner Capitulation einer operativen Unabhängigkeit beraubt, aber er erscheint auch nur so. Wenn historisch ein Parallelismus zwischen den Erfolgen der beiden genannten Schlachten constatirt sein möchte, innerlich begründet ist derselbe nicht. Er würde auch als solcher anerkannt werden können, wenn die Erfolge der Kämpfe am 31. August und am 1. September den Marschall Bazaine gezwungen hätten, jeden Versuch, sich der Umschließung zu entziehen, aufzugeben, wenn sich somit seine Lage durch die Schlacht von Roisfeville derartig gestaltet hätte, daß ihm keine andere Wahl blieb, als passiv die Vollziehung seines Geschicks abzuwarten. Die „Schlußbetrachtung,“ welche dem Berichte über die Schlacht angehängt ist, erläutert aber selbst, daß für einen Ausbruch in der Richtung nach Süden immerhin die Chancen so lagen, daß es Bazaine gelingen konnte, „mit einem großen Theile seines Heeres zu entkommen“. Es vergingen noch Wochen, bevor sich diese Verhältnisse wesentlich änderten, und wenn später die Einschließungslinie auch im Süden zu anhaltender Vertheidigung eingerichtet und stärker besetzt wurde, so mußte, um dies Letztere erreichen zu können, auf die Reserven hinter der Linie zurückgegriffen, somit die Widerstandskraft der Gesamtumschließung geschwächt werden — jene Chancen blieben mehr oder weniger bestehen. Daß sie der Marschall nicht auszunutzen versuchte, ist auf dieselben Gründe zurückzuführen, welche sein Handeln im August bestimmten, aber nicht auf die Schlacht von Roisfeville. Wurde daher bei Sedan endgültig über das Heer Mac Mahon's entschieden, so war bei Metz dieselbe Entscheidung zu dem entsprechenden Zeitpunkte

noch nicht gegeben, die falsche Strategie des Marschalls Bazaine anticipirte sie nur freiwillig, wie denn auch die Einschließungsarmee bis zum Ende des Monats October stets bereit blieb, einen Ausbruchversuch mit allen Kräften zurückzuweisen. Der Wendepunkt, wie er Anfangs September historisch zur Erscheinung gelangt, ist demnach bei Sedan ein thatsächlich erzwungener, bei Metz ein wesentlich vom Feinde ohne ausgesprochene Nöthigung zugestandener.

Im Uebrigen hat das Generalstabswerk jenen „Ueberblick“ ebenso präcis sachlich, einfach verständlich, ruhig und ernst zu halten verstanden, wie diese Eigenschaften zu charakteristisch eigenthümlichen der gesammten inhaltreichen und verdienstvollen Arbeit geworden sind. Niemand wird sich ihrem Studium hingeben, ohne nicht durch die dargebotene Menge von Aufschluß und Belehrung erfreut und befriedigt zu werden. Wenn unter den zahlreichen Vorzügen, welche das Werk schmücken und zieren, einer noch besonders hervorgehoben werden soll, so ist es die würdige Schonung, die, jeder Ueberhebung fern, dem Feinde gegenüber beobachtet wird. Obwol er in seinem Uebermuth das Geschick herausgefordert hatte, obwol er mit namenloser Frivolität und Leichtfertigkeit in eine Verwicklung eingetreten war, deren Lösung der zugespitztesten und gesammeltesten Vorbereitung bedurft hätte, obwol die Führer, welche er sich erkoren, nur immer von einem Fehlgriß zum andern übergingen, und obwol er dann die niederstimmerndsten Niederlagen erlitt: so verschmähen es ihm gegenüber dennoch die Geschichtstafeln des deutschen Heeres, Sieg und Triumph anders zu feiern, als durch einen schlichten Bericht, aufgezeichnet in dem Bewußtsein, nur Wahres verkünden zu wollen. Ehrt doch nichts mehr, wie den Erzähler, so das Erzählte, als treue, einfache Wahrheit.

Wir freuen uns, so bald den Beginn des zweiten Theils des besprochenen Werks haben begrüßen zu können.

Eine Faust-Trilogie.

~~~~~  
Dramaturgische Studie

von

Franz Dingelstedt.

~~~~~

III.

Mit keinem Worte des Theaterlexikons ist gröberer Mißbrauch getrieben worden, als mit dem Worte: Bühnengerecht. Es hat eine Zeit gegeben, da jedes dramatische Gedicht als nicht bühnengerecht von der Schwelle abgewiesen wurde, daß an irgend einen Factor des complicirten Theaterorganismus, Regie, Maschinenwesen, Decorationsmalerei oder was immer, einen höheren Anspruch als den gewöhnlichen zu stellen wagte. Dadurch entstand die gefährliche Kluft zwischen Buchdrama und Bühnendrama. Auf einer Seite isolirte sich die handwerksmäßige Routine, die, nach der Schablone arbeitend, bühnengerechte Stücke für den alltäglichen Bedarf lieferte; auf der andern das strebsame auf neue Formen finnende Dichtertalent, welches nach einer Reihe vergeblicher Versuche dem realen Theater entmuthigt den Rücken wandte und sich dann absichtlich in Bahnen verstieg, wohin ihm die Praxis nicht zu folgen vermochte. In dieser Kluft liegt eine Menge lebensfähiger Dramen begraben, die nicht bühnengerecht befunden wurden, während in Wahrheit die Bühne ungerecht gegen sie gewesen. Die vereinzeltten Kindsmorde, die die Censur auf dem Gewissen hat, verschwinden gegen den bethlehemitischen Massenmord, welchen die Theater-Herodesse durch ihr inappellables Urtheil: nicht bühnengerecht, begangen. So weit haben sie es gebracht, daß es zeitweilig, bei den Neuromantikern und in Jungdeutschland, zum guten Ton gehörte, das reale Theater zu verachten!

Während der letzten zwanzig, dreißig Jahre ist in dieser Richtung, wie in mancher andern, eine Wendung zum Bessern eingetreten. Die über- und unterirdischen Mächte, die im Theater der Gegenwart schalten und walten, mögen eingesehen haben, daß sie auf die Dauer den Dichter doch nicht entbehren können, und dieser hat sich seiner Seits der wirklichen Bühne wieder genähert, ihren berechtigten Forderungen sich accommodirend. Das Uebrige, vielleicht das Meiste, hat der Fortschritt der Theatertechnik bewirkt, welche so weit gediehen

ist, daß sie kaum noch Schwierigkeiten kennt und die kühnsten Experimente am liebsten macht. Wir sind mit ihrer Hilfe auf einem Standpunkt angelangt, von dem wir behaupten dürfen: alles das, was dichterische Phantasie — vorausgesetzt, daß sie nicht krank ist und gegen die wesentlichen Gesetze dramatischer Poesie absichtlich oder unwillkürlich verstößt — am Schreibtische erfindet, ausbildet, erzeugt, alles das können wir auf dem Theater möglich machen, ausführen, reproduciren. Es läßt sich sogar nachweisen, daß dies Verhältniß gegenseitiger Bereitschaft keineswegs eine Errungenschaft unserer Zeit ist, vielmehr überall bestanden hat, wann und wo eine blühende Epoche dramatischer Poesie und Kunst zum Durchbruch gekommen. Man macht uns zwar zuweilen weiß, daß reiche Ausstattung, verschwenderischer Gebrauch äußerlicher Mittel und Behelfe, scenischer Glanz und Pomp die Zeichen eines inneren Verfalles der Kunst seien. Das ist aber, mit Respect zu sagen, erlogen. Auf dem altgriechischen Theater, vor einem Publicum, welchem der gute Geschmack und harmonisches Maß angeboren waren, fuhr Agamemnon achtspännig, — ich hoffe, daß es Schimmel gewesen — auf die Scene, mit einem Gefolge, das dem imposantesten unserer Opernaufzüge nichts nachgegeben. Unter dem dritten und vierten Philipp von Spanien boten die Hoftheater der königlichen Schlösser ihren eingeladenen Gästen Schauspiele von unerhörter Pracht, in denen wirkliche Seen, Wasserfälle, Felsenstürze, Stürme und Erdbeben dargestellt wurden: Kunststücke des Maschinenisten, welche die heutigen Pariser Feerien und Londoner „Pantomimes“ beschämen. Das Theater der Shakespeare-Aera war einfach im Außern, allein nichts weniger als ärmlich oder roh, und auf die Sinne seiner Zuschauer ebenso speculirend wie auf ihren poetischen Sinn. Von der französischen Bühne reden wir gar nicht; wo Ludwig der Vierzehnte in höchsteigener Person mitspielte, verstand sich die raffinirteste Eleganz von selbst. So begegnen wir überall, wo Dichtkunst und Schauspielkunst in lebendiger Zusammenwirkung eine gewisse Stufe der Vollendung erreicht haben, auch einem in allen Außerslichkeiten entwickelten Theater. Dies Verhältniß, und kein anderes, ist das sach- und naturgemäße, namentlich in Zeiten, welche in ihren wirklichen gesellschaftlichen Zuständen und Umgebungen einen gefälligen Luxus entfalten. Wenn wir heutzutage aus einem Salon, worin Moden und Möbel an Reichtum und Reiz wetteifern, vor eine Bühne kommen, die uns beispielsweise ein gräßliches Appartement durch vier, symmetrisch links und rechts aufgestellte Rohrseffel und ein wehmüthiges Roßhaarcnape im Hintergrunde versinnlicht, der gemalten Portieren und Fenstergardinen nicht zu gedenken, so empfinden wir keineswegs eine freudige Genugthuung über diese angeblich edle Einfachheit und ergänzen auch dieselbe nicht durch eigens erzeugte Illusion, sondern wir ärgern uns oder lachen über eine Dürftigkeit, wenn nicht Geschmacklosigkeit, die nirgends weniger am Platz als auf dem Theater. Von allen öffentlichen Bildungs- und Unterhaltungsstätten ist das Theater die glänzendste, die reiz- und wechselvollste, die unmittelbar wirksamste. Deswegen müssen Inneres und Außeres zusammenstimmen, Bild und Rahmen mit einander harmoniren, alle einzelnen Kräfte und Mittel im Gleichgewicht stehen und auf ein gemeinsames Ziel gemeinsam

hinstreben. Dadurch wird die Bühne durchaus nicht zur Gewerbeausstellung oder zum Laden einer Puzmacherin degradirt.

Mit diesen einleitenden Sätzen haben wir uns einen Weg gebahnt zu dem Standpunkte, von welchem wir eine Faust-Aufführung neuen Stils auffassen möchten. Bekanntlich hat auch der erste Theil des Goethe'schen Werks Jahr und Tag unter Acht und Aberacht gestanden, als „nicht bühnengerecht“; der zweite Theil steht noch darunter. Die Säumniß sollte entschuldigt werden durch ein Verbot des Dichters, der den Faust gar nicht für die Bühne bestimmt gehabt habe. Der Vorwand erweist sich als nicht stichhaltig. Goethe hat, wie wenn er den Gounod'schen Faust vorausgesehen, seinem Eddermann einmal gesagt: was im Faust stecke, werde man erst gewahr werden, nachdem die Franzosen dahintergekommen. Im Jahre 1810 macht er selbst den Versuch, Faust auf die Bühne zu bringen, und ist auf diesen Plan wiederholt zurückgekehrt. Wenn derselbe nicht zur Ausführung gelangte, lag die Schuld wol an dem von Jahr zu Jahr sich lockern den Verhältniß zwischen dem alternden Meister und seiner vergleichsweise noch jungen Bühne. Seine Natur war zu mächtig organisiert, um gegenüber den steten Täuschungen und Enttäuschungen, aus denen die Theaterwelt zusammengesetzt ist, die nöthige Elasticität zu bewahren. Mißlang ein gewagter Versuch, wie Calderon's Standhafter Prinz, so wandte sich Goethe vom Theater ab oder kleinen und kleinlichen Bühnenspielen zu, an welche er überhaupt zu viel Zeit und Kraft verschwendete. In solcher Stimmung ist er denn auch wol kühl und ablehnend verblieben, da größere Bühnen als Weimar sich langsam dem Faust zu nähern begannen. Der Vorgang vornehmer Dilettanten brach die Bahn: Fürst Anton Radziwill schrieb die erste Musik zu Faust, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz war der erste Darsteller des Mephistopheles. Von den öffentlichen Bühnen hat Braunschweig die Faust-Reihe eröffnet, wo der unlängst im Exil verstorbene Herzog Karl, im Allgemeinen mehr der großen Oper und dem Ballet als dem Schauspieler geneigt, die Aufführung des Faust befahl, wie die Hofchronik boshaft meldet: um seinen Intendanten Klingemann zu necken, der ebenfalls einen oft gegebenen Faust geschrieben. In Dresden folgte Tied dem Beispiele Braunschweig's, nicht sowol aus eigenem innerem Antrieb, als des guten Scheines wegen. Nun kamen die Hof- und Stadttheater, eines nach dem andern, jedoch vollzählig, nach; Weimar am meisten verspätet, noch bei Goethe's Lebzeiten, aber nicht unter seinen Augen. Last not least erscheint das Burgtheater, welches am 29. Mai 1839 zum ersten Male den Faust gebracht. Da das vollständige Werk 1808 im Druck veröffentlicht worden, so hat es zu seiner Reise um die Welt, die Bühnenvelt, gerade ein Menschenalter gebraucht. Allein — die Theateruhr geht immer langsam, oft nach, bleibt auch gern stehen. Sie wird eben von so vielen Händen aufgezo- gen, regulirt, gereinigt,

Bei allen diesen Aufführungen handelt es sich nur um den ersten Theil. Er mußte für sich allein den Waidmann lösen, der ihm gesetzt worden war — „Nicht bühnengerecht“, — ehe an den zweiten entfernt gedacht wurde. Man begann damit, den Riesen stückweis zu bewältigen. Weimar brachte „Faust am Kaiserhofe“ — (nicht unter meiner Leitung, der ich Bruchstücke auf der

Bühne nicht statuiren) —, Dresden unter dem Titel „Der Raub der Helena“ die classische Walpurgisnacht. Den ganzen zweiten Theil wagten bisher nur Hamburg und Leipzig, zwei Stadttheater, deren Verdienst dadurch eher erhöht als vermindert wird, daß der Erfolg der Mühe nicht entsprach. Vivat sequens!

Was will dieser Folgende? Für seine Person den zweifelhaften Ruhm, das Unmögliche angestrebt zu haben und daran gescheitert zu sein? Mit nichts. Für die Sache, den armen zweiten Theil, der 1831 in Druck gelegt, nun bereits weit über das herkömmliche Menschenalter in dem Fegfeuer des Nicht-Bühnengerechten schmachtet, entweder den festen Sternenhimmel des Repertoires erobern, oder die Hölle der resignirten Fiascos als definitiven Unterstand aufthun? Ebenfalls mit nichts. Der Gedanke, auf neuer Grundlage eine Gesamtauführung des Faust zu construiren, setzt sich theils ideale, theils praktische Zwecke. Wie arm unser classisches deutsches Repertoire ist, das weiß eigentlich nur der erfahrene Bühnenmensch. Aus zwanzig Stücken bestehend, die seit hundert Jahren abgespielt werden, muß mit diesem kostbaren Pfunde schon weidlich gewuchert werden, wenn dasselbe die landesüblichen Zinsen noch abwerfen soll; die alten Münzen umprägen, die blind gewordenen Steine durch neue Fassung oder unterlegte Folie, nicht an Werth, aber an Wirkung heben, — dergleichen Kunstgriffe machen sich, und nicht seit heute erst, nothwendig. Auf diesem sicheren Aertfessel eine vollkommene Novität gewinnen, einen ungehobenen Schatz aus der Erde graben, das ist kein reeller Vortheil. Obendrein stellt dies neue Stück ein Stück lux- und echtdeutschen Landes dar; mit ihm wird eine verloren gegebene Provinz erobert, nicht Elsaß oder Lothringen, auch nicht Schleswig-Holstein, aber eine fruchtbare Provinz unseres volksthümlichen Geistes, unserer heiligen Muttersprache, unseres unveräußerlichen National-Eigenthums. Und erst die 'moderne Schauspielkunst, die rathlos aus einer Theaterschule in die andere läuft und die ungeheuerste Mühe hat, auf der Bühne die falschen Lehren zu vergessen, die ihr eingebläut worden, sie findet im vollständigen Faust den gelegentsten Exercierplatz für Menschendarstellung, für ideale Charakteristik, für höchstes Pathos und tiefsten Humor. Ein Faust und ein Mephisto, welche bisher nur bruchstückweise, verkürzt um ihr Ende, an den Gliedmaßen verstümmelt, zur Welt gekommen, gelangen, gleich Richard dem Dritten, gleich Falstaff, erst dann zur vollen Geltung, wenn sie die Rollen ganz geschaffen haben, wie sie der Dichter gedacht und geschrieben. Endlich für deutsche Metrik, welche vortreffliche Lehr- und Uebungsanstalt thut sich im Faust auf! Da ist einmal ein Vortragsmeister, der zeigen kann, wie die freien alt-deutschen Vers- und Reimzeilen, der Trimeter, der Alexandriner, die lyrische Chorstrophe behandelt werden wollen, während der Lernende, in vielen Fällen auch der Ausgelernte, dergleichen solche Handwerksgeheimnisse nicht einmal vom Hörensagen kennt und in der Praxis über den süßfüßigen Jambus nicht hinauskommt. Sogar die Trochäen der Schicksalstragödie, welche ehemals so volltönig über die deutsche Bühne dahinschritten, sind in Vergessenheit gerathen. Endlich gebietet denn doch wol die Pflicht der Pietät gegen Goethe dem deutschen Theater, seine vereinigten Kräfte und seine reichsten Mittel an des Meisters Meisterwerk

zu sehen. Daß wir dasselbe kritisch einbalsamirt haben und, mit Hieroglyphen bedeckt, wie eine Mumie im Glasfarge ausstellen, wiegt die Wiederbelebung durch den Zauber der Bühne nicht auf. Wir haben Antigone und Sakuntalah, ein recht ungleiches Schwesternpaar, aus zweitausendjährigem Schlaf erweckt; wir retten, Jahr aus Jahr ein, was vom altenglischen Theater zu retten ist; wir naturalisiren bei uns Spanier und Italiener in ihren fremdartigen, weit entlegenen Stoffen und Erzeugnissen; wir laufen der französischen Jahrmarkts-waare, wahren Spottgeburten aus Dreck und Feuer, mit der beflissensten Zu-bringlichkeit nach, überschätzen und übersehen sie nach Herzenslust und tragen auf unserm Theater, dem wir so gern den prahlenden Titel „Nationaltheater“ anhängen, ein schmähhches Joch gebuldig weiter, nachdem es die wahre Nation in blutigem Kampfe siegreich abgeschüttelt. Das alles thun wir auf unserer kosmopolitischen Bühne, als gute Deutsche, die an sich zuletzt denken und zuerst an das Fremde. Aber Eines thun wir nicht; an Einem gehen wir seit fast einem halben Jahrhundert scheu oder träge vorüber, — an Faust!

Gesetzt nun, wir wollten, „viribus unitis,“ mit vereinten Kräften und dem Aufgebot aller Mittel, Dichter und Tonscher Hand in Hand, mit ihnen im Bunde Regie und Schauspieltunst, in ihrem Gefolge Balletmeister und Theater-meister, Decorationsmaler und Costümezeichner, Requisiteur und Beleuchter, der ganze Ameisenhaufen unter dem Podium, der Bienenschwarm auf den Brettern, die bunte Schmetterlingschaar, die auch vor dem Flug in die Soffitten nicht zurückbebt, — gesetzt, wir wollten uns an die Ehrenaufgabe machen, die Arbeit angreifen, den Mißerfolg wagen, wo wäre anzufangen? Nirgend anders, als an der Redaction des Textes für die Zwecke der Aufführung. Eine solche Bearbeitung kann eigentlich nur unternommen werden mit dem Buch in der linken Hand und dem Rothstift in der rechten. Streichen und einrichten, so nennt das die Theatersprache, zwei Kunstausdrücke wunderlicher Weise von der Chirurgie borgehend, wie wenn Regimentsarzt Schiller sie hergeliehen. Mit Worten läßt sich schwer ein Begriff geben von dem Gang, den diese reproducirende Thätigkeit einschlägt, von ihren Intentionen und Resultaten. Doch wollen wir versuchen, ein Gesamtbild der Gesamtaufführung zu geben, als ob dieselbe fix und fertig vor uns stünde; ein Bild in großen Zügen und mit nicht allzutrockenem Colorit. Eine Farbenskizze würde es der Maler nennen.

Goethe's Faust füllt im Drucke einen Octavband, 457 Seiten stark, von denen etwas mehr als ein Drittel auf den ersten Theil der Tragödie fallen. Diese Zweitheilung rührt bekanntlich vom Dichter her, ebenso die Gliederung des ersten Theils in Scenen, ohne Scheidung in Acte, des zweiten Theils in die herkömmlichen fünf Acte. Diese Ungleichmäßigkeit wird so zu erklären sein, daß Goethe während der Composition des ersten Theiles sich noch nicht Rechenschaft über Umfang und Gestaltung des Stoffs gegeben, vielmehr Scene auf Scene, in oder außer der Reihe, geschrieben und erst bei der Drucklegung des ganzen ersten Theils diese Scenen geordnet und zusammengefügt hat. Der zweite Theil hingegen trat ihm wol schon in bestimmter Form entgegen und wuchs sich nach dem Grundgesetze der dramatischen Poesie actweise aus. Wir möchten, aus theils innern, theils äußern Gründen, von der Zweitheilung abgehen und

den Faust als Trilogie behandeln. Nicht als ob aller guten Dinge eben drei sein müßten (*omne trinum perfectum!*), sondern weil der Stoff in eine Dreitheilung sich leicht zu fügen scheint, und weil wir auf dem wirklichen Theater die Einschnitte der Acteintheilung ungern missen, dagegen das gewaltthätige Zerreißen in zehn bis zwölf „Tableaux“, die nur an losen Fäden zusammenhängen, gern vermeiden möchten. Wird doch auf den vielen Bühnen, wo die unselige Zeitepidemie des Zwischenvorhangs grassirt, jedes Stück ohnehin in eine beliebige Anzahl von Acten zerstückelt. Versuchen wir es, die Scenen des ersten und zweiten Theils in ein Schema zu bringen und neben einander zu stellen, so wird die Planmäßigkeit der Anlage und die strenge Symmetrie der Ausführung bis in die feinsten Einzelheiten ersichtlich werden. Wie wir es in der Einleitung besprochen haben, bewegen sich beide Theile — abgesehen von der rein Iyrischen „Zueignung“ wie von dem, zur Handlung ebensowenig gehörigen „Vorspiel auf dem Theater“ — fortwährend entweder in Parallelen oder in Antithesen, was sich folgender Maßen darstellen läßt.

Erster Theil.	Zweiter Theil.
1) Vorspiel im Himmel. Wechselgesänge der Engel. (Faust abwesend.)	1) Oubertüre: Ariel und der Chor der Naturgeister. (Faust schlafend.)
2) Monodram: Osternacht.	2) Monolog: Frühlingsmorgen.
3) Spaziergang. Faust unter dem Volke.	3) Maskenzug. Faust bei Hofe.
4) In Faust's Zelle: Faust; Mephisto; Schüler.	4) In Faust's Zelle: Faust; Mephisto; Schüler als Baccalaureus.
5) Auerbach's Keller. Studentenscenen. („Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!“)	5) (Vorangestellt:) Feuersbrunst im Kaiserpalast („Das Flammen-Gaukelspiel.“).
6) Hexenküche; Zaubertrank.	6) Beschwörung der Helena.
7) Faust und Gretchen. Romantische Walpurgisnacht.	7) Faust und Helena. Classische Walpurgisnacht.

Dadurch, daß Goethe, wie wir schon gelegentlich bemerkt haben, zu lange für die Oekonomie des Werkes in der Liebestragödie verweilt hat, ist an den Abschlüssen beider Theile die Proportion ihrer einzelnen Glieder einiger Maßen gestört worden; der vierte und der fünfte Act des zweiten Theils entbehren des Seitenstücks im ersten. Sie sind, vielleicht deswegen, oder weil die Scenen auf den pharisaïschen Feldern und am Peneios sich allzubreit gemacht, besonders knapp gehalten. Die Haupt- und Staatsaction im kaiserlichen Heerlager und das Kulturbild von Faust's praktischer Thätigkeit werden mit wenigen, großen Theils symbolischen Zügen abgethan. Dagegen dehnt sich das Finale, Faust's Erlösung aus dem Banne des Bösen, wiederum gewaltig aus, und sehr wirksam klingt ein weicher Accord aus dem ersten Theil in dasselbe herein: unter den himmlischen Heerschaaren, welche Faust den Geistern der Unterwelt entreißen, erscheint Gretchen, für den gefallenen Freund hochherzig fürbittend, den entzündigten mit der Kraft des ewig Weiblichen heranziehend.

Bei der Behandlung dieses reichen Inhalts haben uns verschiedene Gesichtspunkte geleitet. Darunter steht obenan die Intention, den dramatischen Kern der Faustsage, wie ihn Volksbuch und Puppenspiel darstellen, aus den flüchtigen Hüllen, in die er durch Goethe hineingeheimnigt worden, herauszuschälen, dem Theater zurückzugeben, was ihm gehört, was von ihm stammt, den magischen Apparat und das mittelalterliche Colorit keineswegs ausgenommen. In zweiter Linie führte unsere operirende Hand nicht jene vandalische Zerstörungslust, die in das frische Fleisch hineinschneidet, unbekümmert darüber, ob sie Gelenke und Abern eines künstlerischen Organismus trifft, sondern das durchaus conservative Princip, Auswüchse und Neugebilde zu beseitigen, Unwesentliches zu entfernen, damit das Wesentliche erhalten bleibe. Diesem Grundsatz sind namentlich im zweiten Theile zahlreiche Opfer gefallen, die zwecklosen Nebelgestalten im Maskenzuge, der ganze Homunculus, die tendenziöse Deutung des Euphorion auf Lord Byron, das mythologische Schattenspiel vor und in der classischen Walpurgisnacht, die wissenschaftlichen, zum Theil specifisch-literarischen, nicht selten polemischen Excurse; dagegen vom ersten Theil mehrere, bisher der Bühne fremd gebliebene Scenen restaurirt werden. Aus diesem Reproductions-Processe hat sich denn die folgende Formation einer neuen Faust-Trilogie ergeben.

Die „Zueignung“ und das „Vorspiel auf dem Theater“ fallen weg. Jene ist eines der schönsten lyrischen Gedichte, in welchen sich der Dichter mit sich und mit seinem Stoffe klar auseinandersetzt. Niemals ist das schmerzliche Gefühl des Alterns und des Fremdwerdens in der Welt, der Isolirung mit geliebten Jugendidealen tiefer, wahrer, ergreifender beschrieben worden, als in diesen herrlichen Octaven. Aber sie haben, als rein subjective Ergüsse, so wenig etwas mit dem Theater zu thun wie das Vorspiel, das zwar auf dem Theater vorgeht und die schärfsten Sichter auf dessen Zustände wirkt, allein besungungswürdig, oder vielmehr eben deshalb, auf der Bühne keinen Platz und eher eine störende, als eine fördernde Wirkung hat. Der Zuschauer ist nicht der Leser; er soll nicht hinter die Couliissen sehen, auch nicht in die Zelle des Dichters, nicht einmal in die Werkstatt des Theatermeisters.

Unsre Faust-Trilogie umfaßt, gleich der Wallenstein-, der Bließ-, der Nibelungen-Trilogie, drei, an Umfang verschiedene Abtheilungen. Die erste derselben enthält nur zwei Scenen: das Vorspiel im Himmel; das Monodram. Die zweite beginnt mit dem Spaziergang und endigt in der Aerterscene; die dritte ist congruent mit dem zweiten Theil des Originals.

Ueber die Nothwendigkeit des Vorspiels im Himmel haben wir gesprochen; dasselbe führt in die Handlung exponirend ein und perspectivisch auf deren Ende hin. Die Wette zwischen dem Herrn und Mephisto schürzt den Knoten; auf ihr beruht der Vertrag zwischen Mephisto und Faust. Da der „Herr“ nicht auf der Bühne darstellbar ist (obgleich in den alten Mythen die Personen der heiligen Dreifaltigkeit, zum Theil im derbsten Anthropomorphismus, auch travestirt, auftreten), so substituiren wir ihm den Erdgeist. Ihm war anfänglich von Goethe eine größere Rolle zugetheilt. Diesem Zuge folgend, bringen wir ihn in die Exposition und lassen ihn, außer in der Beschwörungsscene, auch

späterhin ein paar Male an entscheidenden Stellen erscheinen. Da er sich selbst definiert als die schaffende Potenz der Natur, den Repräsentanten unseres Planeten im Weltall, so kann ihm sowol eine Stellung über oder unter den Erzengeln, wie der wirksame Einfluß auf menschliche Existenzen, „Geburt und Grab“, übertragen werden. Einzelne Wechselreden mit Mephisto erfahren unbedeutende Aenderungen. Den Schauplatz des Vorspiels stellt eine bewegliche, im Halbdunkel gehaltene Wolkendecoration vor; keineswegs eine Neuheit im Theater-Inventar. Nebel und Wolkengebilde wallen auf und ab, während die musikalische Introduction (keine Overture, nur ein kurzer, imponirender Instrumentalsatz) nach Aufgang des Vorhangs in allmählig verhallenden Accorden sich verliert. Die Wolken färben sich lichter; wir sehen in den offenen blauen Himmel hinein, der ganz mit Engelgestalten erfüllt ist, theils durch Rinder verschiedener Größe dargestellt, theils auf den Prospect gemalt. Wie italienische und spanische Meister die Himmelfahrt Mariä gemalt haben, so denken wir uns die Scene arrangirt; Engelgruppen, die sich auflösen und in einander übergehen, bald einen lustigen Reigen ausführen, bald in malerischen Stellungen auf Wolken sich lagern, einige mit dem Saitenspiel im Arm, andere Palmzweige schwingend. In der Mitte ein Thron, darauf der Erdgeist; um ihn die Elemente — nicht die zahlreichen der neuen Chemie, sondern das Quartett der alten Fabel: Luft, Wasser, Erde, Feuer. Nachdem die drei Erzengel ihre Strophen recitirt haben aber, mit Ausnahme des Refrains, nicht gesungen, sondern gesprochen, unter melodramatischer Begleitung des auf dem Schnürboden postirten Orchesters, — kündigt die plötzliche Verfinsterung des Schauplatzes und ferner Donner unter der Bühne das Nahen Mephisto's an. Die Wolken ziehen rascher durcheinander, von lautem Sturmwinde gepeitscht; einzelne Engel entfliehen, verschwinden. Aus dem Boden schlägt, unter Blitzen von unten nach oben, aus grau aufqualmenden Rauchwolken eine hohe, spitze Flamme empor, aus der sich, zuerst in unbestimmten Umrissen, dann scharf von schwefelgelbem Licht erhellt, die lange Gestalt des Mephistopheles entwickelt. Hierauf der Dialog: Mephisto, Erdgeist. Nach demselben schließt sich der Himmel in dunklen Wolken zu, auf deren Hintergrunde sich Mephisto's in das Riesenhafte gedehnte Gestalt abhebt. Er versinkt in Nacht, mit einigen frechen Trochworten gegen den Erdgeist und schadenfrohen Drohungen wider Faust, die an Stelle seines humoristischen Abgangs treten und den Uebergang zum Monodram vermitteln.

Bei offener Scene verwandelt sich der Schauplatz in Faust's Zelle, so eng und finster wie der Himmel weit und licht gewesen, ein „verfluchtes dumpfes Mauerloch“, durch die Studirlampe am Pult spärlich erleuchtet, mit geheimnißvollem Zaubergeräth, „Thiergeripp und Todtenbein“ in wüstem Durcheinander, vollgepropt. Die Hinterwand ist transparent, damit in dem gothischen Spitzbogen der Thüre die Erscheinung des Erdgeists sich bewerkstelligen läßt. Durch die kleinen, in Blei gefaßten Scheiben des hohen, aber schmalen Seitenfensters blickt der „volle Mondenschein“ und zum Schlusse glühendes Morgenroth, das die ganze Bühne überfluthet. Wir denken uns die Zelle in einem Klostergange gelegen und die Kirche ganz nahe, so daß „Glockenklang und Chorgesang“ der Auferstehungsfeier, obwol hinter der Scene ausgeführt, mit voller Kraft und

Deutlichkeit wirken. Die beiden Monologe Faust's, sowie die Beschwörung des Erdgeistes und der nächtliche Einbruch des nicht beschworenen Samulus bleiben, wie sie der Dichter geschrieben, die Bühne dargestellt hat. Zu ändern ist da nichts, zu streichen nur wenig, weil das ganze Monodram nicht viel über eine gute halbe Stunde dauert, mit dem Vorspiel keine ganze. Doch möchten wir „des Osterfestes erste Feierstunde“ in ihr Recht eingefügt sehen und hier die volle Gewalt der Musik, vocale wie instrumentale, zu Hilfe rufen. Der gottesdienstliche Act sollte an die österliche Feier in einer russischen Kirche mahnen. Statt dessen werden auf manchen Bühnen die Chöre, namentlich die weiblichen, so fürchterlich heruntergeschrien, daß sie Faust in seinen Selbstmordgedanken eher zu bestärken als zu erschüttern vermöchten.

So weit reicht der erste Theil der Trilogie, nichts als eine doppelte Exposition enthaltend. Nach dem irdischen Kalender bestimmt, spielt die Handlung des Monodram's in der Nacht von Charfreitag auf Oster Sonntag. Wo, braucht nicht bezeichnet zu werden. Doch möchten wir am liebsten an Wittenberg denken, die Wiege der Reformation, im Mittelalter eine der berühmtesten hohen Schulen, wo sich bekanntlich auch Prinz Hamlet Studirens halber aufgehalten. Es weht ein gewisser geschichtlicher Dufte um die Stadt, welcher sie besonders geeignet macht, im Faust eine Rolle zu spielen. Diesen, den Magister und auch Doctor gar, stellen wir uns (um auch dies Detail zu erwähnen) älter vor, als ihn die meisten Schauspieler auffassen: einen Mann in den Vierzigern, dessen Haar und Bart merklich grau sind. Er hat schon zehn Jahre docirt, und Wunderknaben gab es damals unter den Professoren wol nicht. Aus unserer Annahme ergibt sich außerdem der Vortheil, daß die Wirkung des Liebes- und Vergnügungsstranks in der Herentlicke durch die Veränderung aus dem Charakterspieler in den Liebhaber recht anschaulich wird.

Der zweite Theil der Trilogie, in fünf Acte zerfallend, schließt sich mit seinem Anfang unmittelbar an den ersten an. Während des Monodram's, das nur eine kurze Bühne erfordert, ist der „Himmel“, der Schauplatz des Vorspiels, abgeräumt und die Decoration zur ersten Scene des ersten Acts gestellt worden: im Hintergrund eine mittelalterliche Stadt, über Wall und Graben herauslugend, mit einem praktikablen Thor, durch dessen dunkle Wölbung die Gruppen der Spaziergänger in doppelter Richtung, heraus, hinein, auftreten und verschwinden. Im Vordergrund Landschaft mit dem ersten dünnen Frühlingsgrün; zur Seite eine vorstädtische Schenke, Tische und Bänke vor der Thür. Ein ländliches Orchester spielt muntere Langweisen auf und begleitet Rundgefänge. Kann die Zwischenactsmusik so geführt werden, daß sie aus der Kirchenmusik zur Osterfeier, die das Orchester nach dem Fall des Vorhangs aufnimmt, in dies Pastorale hinüberleitet, so wird dies den Wechsel der Stimmung zweckmäßig vermitteln. Wenn nicht, so thun es auch zwei abge sonderte Sätze, ein Nachspiel und ein Vorspiel. Nach letzterm rauscht der Vorhang rasch empor, und vor dem Zuschauer entfaltet sich, bereits in voller Bewegung begriffen, das bunte Genrebild, von welchem wir keinen Zug und keine Figur vermissen möchten. Die bisher gestrichenen Personen, der Bettler, die Alte, und besonders die Bauern, gehören wesentlich zur Vervollständigung des Ge-

mälbes: Oster- und Frühlingsfeier. Das junge Volk, Handwerksburschen, Schüler, Studenten, Bürgermädchen und Dienstmädchen, strömt in hellen Haufen aus dem Thore und über die Zugbrücke hervor. Die Alten kehren langsam in kennegeißerndem Gespräch zurück; ebenso die Soldaten, durch die nahe Stunde der Thorsperre heimgesufen, zwar nicht in geschlossenen Gliedern, aber Arm in Arm marschirend, nach dem Tacte ihres hochcharakteristischen Chors. Die Bauern sind vor der Schenke unter der Linde gruppirt, die Burschen und Dirnen tanzend, Männer und Weiber hinter dem Krüge. Was der Franzose in der Oper aus dem Soldatenchor und dem Bauerntanz gemacht hat, zeigt den Weg der Verwerthung solcher Motive. Daß die Landleute Faust ehrerbietig begrüßen, im Andenken an seines Vaters und seine eigenen Verdienste zur Zeit einer schweren Epidemie, daß der alte Bauer ihm zutrinkt („Gesundheit dem bewährten Manne“), es sind scheinbar müßige, in Wahrheit bedeutungsvolle und wirksame Details. Studenten und Schüler bilden die Mehrzahl der Menge; ist doch Wittenberg eine Universitätsstadt. Auch sie drängen sich an Faust, neugierig, scheu, zurückhaltend; der berühmte Lehrer, der berühmte und gefürchtete Zauberer imponirt ihnen. In Faust concentrirt sich das gruppen- und farbenreiche Bild. Seine Popularität, die Famulus Wagner laut anstaunt und still beneidet, webt um seine düstere Gestalt einen geheimnißvollen Schein. Sobald der Abend dämmt, zu Ostern noch zeitig, leert sich allmählig der Schauplatz. In der Stadt läuten die Vesperglocken; die Zugbrücke wird aufgezozen, das Thor knarrend geschlossen. Aus dem leichten Gewölke des Frühlingshimmels blinkt der Abendstern. Nun wird Faust, bisher in sich gekehrt und stumm, mittheilsam. Er setzt sich mit dem Begleiter auf einen Hügel im Vordergrunde nieder, dem Lieblingsziel seiner Spaziergänge, und während es vollends Nacht wird, bricht er in die wunderbare Rede aus, welche an naturmalender Kraft und weisevoller Seelenstimmung ihres Gleichen nicht hat. Aus dem dunklen Hintergrunde taucht dann, erst in fernen, dann in näheren Kreisen, der Pudel auf, feurige Spuren hinter sich herziehend. Wir brauchen ihn, auf dem Studentenbilde den Studentenhund, lebendig, leibhaftig, müßte auch für ihn ein neuer Hund des Aubry dressirt werden; welche Bestie übrigens, wie bekannt, ebenfalls eine symbolische gewesen, die Thiermaske, in der eine schöne Künstlerin gesteckt, dem fürstlichen Mäcen noch näher stehend, als sein brüderlicher Dichterfreund. Was auch, und mit Recht, gegen vierfüßige Mitwirkler auf den Brettern eingewendet wird, es gibt Situationen, in denen sie nicht zu entbehren sind, ohne schwere Einbuße an Belebung der Scene und an Illusion. Also her mit dem Pudel, um jeden Preis. In Faust's Zelle, hinter dem Ofen, ersetzt ihn ein automatisches Kunstwerk, dehnbar an Umfang, Rauch und Feuer speiend. Zum Schlusse des Spaziergangs aber bitt' ich um den natürlichen Hund, und wenn ein solcher nicht zu beschaffen, um einen geschickten Balleteleven oder Schusterbuben, der täuschend verkleidet werden kann. Wellen darf er nicht. Die Höllenhunde sind stimmlos.

Aus der Landschaft verwandelt sich, ohne Zeitverlust und Mühe, der Schauplatz wiederum in Faust's Zelle. Sein Monolog, die Beschwörung und Erscheinung Mephisto's, das Gaukelspiel, welches derselbe durch seine Geister

aufführen läßt, um die Sinne des umstrickten Opfers (hier werden alle fünf ausdrücklich genannt) erst zu reizen, dann zu 'betäuben', kann nach dem bisherigen Bühnentrutz beibehalten werden; nur der Chor hinter der Scene und das Traumbild auf der Scene, durch Flor- und Wolkenschleier halb verhüllt, verlangen eine discretere und geschmackvollere Behandlung, als ihnen gewöhnlich angedeiht.

Der zweite Act beginnt abermals in der Zelle. Auch hier nichts Neues von Bedeutung. Der Pact und die Verschreibung werden besonders durch zwei handelnde Personen hervorgehoben; von dem Augenblicke an, da er das verhängnißvolle Blatt und mit ihm seinen Mann im Sack hat, wird Mephisto scharfer, gröber, größer. Die berühmte Schülerscene, für die Handlung nicht nothwendig, eher aufhaltend, wird bejungeachtet beizubehalten sein, weil sich das Publicum dergleichen Bravourstücklein nicht nehmen läßt. Ihre Spitze, gegen den traditionellen Facultätenkram der deutschen Hochschule gerichtet, stumpft sich auf der Bühne in dem Maße von selbst ab, als sie gegenstands- und zeitlos wird.

Nach der Schülerscene bedarf der Abgang Mephisto's und Faust's einer prägnanten Darstellung. Sie treten ihre Rundreise an, erst „durch die kleine, dann die große Welt“. Der Dichter schreibt vor, daß sie, in den Zaubermantel gehüllt und durch ein bißchen Feuerluft behend vom Boden erhoben, durch die Lüfte davon fahren. Dazu hat er seinen guten Grund. Beim Ausbruch zu einer solchen Irrfahrt kann das Paar nicht gemächlich durch die Thüre abschlendern. Der Maschinist muß für ein Flugwerk sorgen, der Schneider für ein Zugleid, welches entweder aus Mephisto's Mäntelchen von starrer Seide oder aus dem Professorentalar Faust's, den Mephisto noch trägt, einen, in weiten Falten herabwallenden Zaubermantel macht. Während die Zwei langsam emporgetragen werden, schlagen aus dem Boden grelle Flammen in die Höhe. Die Intention des Poeten erweiternd, möchten wir, daß diese Flammen den magischen Hausrath der Zelle ergreifen, die Quartanten und Folianten, die Instrumente und Gefäße zerstören, und daß die Zelle, von dichtem, dunklem Rauch erfüllt, so weit es geschehen kann, zusammenstürzt. Der Vorschlag bezweckt keineswegs den vielen Teufeleien, die aus der Sage in das Drama übergehen müssen, eine neue hinzuzufügen. Es soll vielmehr symbolisch ausgedrückt werden, daß Faust's bisheriges Leben in Rauch aufgeht; die enge Zelle, in welcher sein Geist einen so weiten Horizont umspannte, bricht hinter ihm in Trümmer.

Auerbach's Keller, die dritte Scene des zweiten Acts, bietet keinen Anlaß zu einschneidenden Aenderungen. Der Schauplatz verlegt sich darin von Wittenberg nach Leipzig, aus einer gelehrten Universitätsstadt in eine lustige, leichtlebige. Dem Schauspieler-Quartett der Studenten wäre zu empfehlen, daß sie ihren Rollen durch eine, nicht übertriebene, aber deutliche dialectische Färbung auf die Beine helfen. Probatum est. Frosch, „der sich sein Leipzig lobt“, ein neugieriger, beweglicher Geselle, spricht sächsisch. Siebel, ein altes Haus der Studentenschaft, im Besitze eines Bierbasses und darum zum Schreien aufgelegt, der Schmeerbauch mit der kalten Platte, das Weinsäß, gehört nach Bayern,

Brander, der Solofänger, in's Schwabenland, Altmayer, der indifferenteste, vielleicht nach Westfalen. Wo der Text sich nicht zur spezifischen Mundart hergibt, da ist leicht mit kleinen Varianten abzuhelfen. Der Dialekt auf der Bühne wird an sich einer Rechtfertigung nicht bedürfen. In der griechischen Tragödie reden die Wächter, Boten, Sklaven in dorischer Zunge, dem ältesten und, gegen den jonisch-attischen, volksthümlichsten Dialecte, der freilich für gewisse Dichtungsgattungen, wie die Iphigeneia, besonders ausgebildet worden war. Welche beispiellosen Erfolge in der deutschen Literatur der Gegenwart der Dialekt davongetragen hat, ist bekannt. Lassen wir also die vier Studenten in Auerbach's Keller nach Vermögen schwäbeln, sächseln, rheinländern. Daß das Lied von der Ratte, wie das vom Floh, unangetastet bleibt, versteht sich von selbst.

Von der Hexenküche, in welcher der zweite Act schließt, wird gleichfalls nicht viel Neues zu verlangen sein. Das Theater soll nur des Dichters scenische Vorschriften genau erfüllen, an den „Rasengeistern“ und Affen nicht sparen und weder Mephisto's gemüthlichen Verkehr mit der Oberhexe, noch den wüsten Hokus-Bokus der Letztern stören. Der Zuschauer muß immer fühlen, daß er sich in einer Volkssage des Mittelalters befindet. Die Erscheinung, welche Faust im Zauberspiegel sieht, ist bald auf Gretchen, bald auf Helena gedeutet worden. Beides mit Unrecht. Es ist wol nur das Weib, eine namenlose Schönheit, etwa wie die Venuſſe Titian's, gemeint. Der Spiegel, von Anfang mit einem Vorhang geschlossen, zeigt sie erst in unbestimmten Umrissen, die immer heller hervortreten, dann in dem blendendsten Lichte, das die Bühne aufstecken kann. Gewänne man eine mimische Künstlerin für die Aufgabe, die freilich nur eine äußerst natürliche ist, so wäre gar nichts dagegen einzutwenden, wenn Frau Venus, in der reizendsten aller (erlaubten!) Stellungen, zuerst regungslos und schlafend daliegend, unter entsprechender Musik hinter den Coulissen sich wie im Traume zu rühren begänne, die Arme dem verzückten Adepten entgegenstreckte und aus dem Rahmen und den Draperien, die beide prächtig und stylvoll arrangirt sein sollen, herauszuwachsen schiene; eine Pygmalion-Szene, halb malerisch, halb plastisch. Sobald die Hexe durch den Schornstein heruntergeprasselt kommt, verschwindet im Augenblick das Bild. Faust nimmt den brennenden Liebestrank von der Hexe und versinnlicht dessen Wirkung dadurch, daß er sich im Zwischenact aus dem Helden- oder Charakterspieler in den Liebhaber verwandelt oder doch umkleidet. Die Metamorphose ist schwierig; vielleicht gelingt sie am sichersten, wenn der Darsteller nicht nur Haar und Bart, Mantel und Erics, sondern auch Gang, Haltung, Ton, Bewegung ändert.

Der dritte, vierte, fünfte Act, also die bei Weitem größere Hälfte des Drama's, gehören der Liebestragödie. Sie ist, und das mit allen Einzelheiten, so tief in das Publicum eingedrungen, daß jeder Zusatz, jede Auslassung, sogar jede Abweichung von der herkömmlichen Bühneneinrichtung nur mit Vorsicht gemacht werden kann. Wir beschränken uns daher, die Reihenfolge der Scenen fast völlig beibehaltend, darauf, uns so nahe wie möglich an das Original und auch an die bisherige Darstellung zu halten. (Denjelben wird ein helleres Licht, hier und da aufgesetzt, an andern Stellen wieder ein tieferer

Schatten übrigens nicht schaden. Ohne sie muthet, Gretchens Kämmerlein und der Garten Martha's denn doch nachgerade ein wenig verblaßt an, die Sternblume durch unzählige Finger tahl gezupft.)

Zur Zeit- und Ortsbestimmung sei bemerkt, daß wir uns bei Beginn des dritten Act's in vollem Frühling befinden. Aus Wittenberg kurz nach Ostern abgereist, sind Faust und Mephisto, über Leipzig und durch die, auf keiner Landkarte verzeichnete Herenküche beiläufig mit dem wunderholden Monat Mai in Gretchens Vaterstadt eingetroffen, in der wir am liebsten Frankfurt erkennen möchten. Die südliche Luft, welche durch das Paradies der Liebeszenen weht, stammt nicht von jenseits der Mainlinie. Und ein Gretchen aus Berlin — würde es nicht den Kritikern von der Spree sogar unmöglich dünken? Zum Schauplatz, auf welchem das erste Glück der Liebenden, die Begegnung und ihr erstes Unglück, der Tod Valentin's, sich begeben, habe ich mir den Domplatz ausgesucht, nur auf der Bühne um Vieles freier und weiter dargestellt, als es der wirkliche ist. Im Hintergrunde die Kirche, zu deren Portal einige Stufen führen; an sie angebaut der Schrein mit dem Marienbilde; ein Röhrbrunnen gegen die Mitte der Bühne; Gretchen's Wohnung vorn im Eckhaus, rechts oder links; gegenüber Marthens.

Vor Aufgang des Vorhangs kündigt ein Nachspiel auf der Orgel das Ende des Abendgottesdienstes an. Die Andächtigen verlassen die Kirche, am Ausgang von Bettlern, Blumenhändlerinnen, Hödterweibern angehalten. Unter den Letzten tritt Gretchen heraus, mit ihrer Freundin Lieschen, bisher aus dem Personenverzeichnis unbillig gestrichen; das Urbild eines schnippisch-naseweisen, grausam-tugendhaften Wadfishes, deren mustergiltiges Frankfurter Deutsch aus jeder Zeile des Zwiegesprächs am Brunnen hervortönt. Die Freundinnen trennen sich vor dem Dom. Gretchen kommt allein in den Vordergrund, wo sie mit Faust, der sich an der Kirchenthür auf dem Anstand befunden, zusammentrifft. Darauf die Ansprache Faust's, die Antwort Gretchen's, welche mir niemals zum Dank gesprochen oder auch gesungen worden. Das Betretensein des ahnungslosen, überfallenen Mädchens, ihr momentanes Erblichen und Verstummen, der gepreßte Ton der ersten Worte, die Hast der letzten, welche sie hervorstößt, während sie davonrennt, als ob der Kopf ihr brennte, die Flucht in ihr sicheres Heim, dessen Thüre sie vernehmlich hinter sich zuwirft und von innen verriegelt, — das alles habe ich auch bei hochberühmten Margarethen vergebens gesucht. Faust verfolgt sie bis an ihre Hausthür, wo ihm Mephisto begegnet. Von da bis zum Schlusse der Scene Alles nach Herkommen.

Für die zweite, Gretchen's Kammer, verlange ich ein Détail: sie muß einen Ofen haben, darin das Bett (ein offenes, schmales, keusches, aber veritables Bett); daneben ein Schrank und ein bescheidenes Nachttischlein mit einem in Pappendeckel eingerahmten Stellspiegel. Es ist später Abend; Gretchen kommt mit der Lampe: Beides nach Goethe's Anweisung. Die stereotyp gewordene Anordnung der Regie, daß sie Wäsche zusammenlegt, als obligates Accompagnement zum König von Thule, gefällt mir nicht, aufrichtig gesagt. Ein sparsam erzogenes Bürgerkind macht solch ein Geschäft am Tag ab, nicht bei der theuren Dellampe. Ich ziehe Goethe's Vorschrift vor, daß Gretchen ihr Haar

öffnet, dessen blonde Massen sie wie ein Mantel umwallen, und sich auskleidet. Eine Toilettenscene nach Fra Diavolo braucht daraus nicht gemacht zu werden. Da sie das abgelegte Nieder in den Schrank im Kloben verschließen will, findet sie den Teufelschmuck, legt, nach kurzem Widerstand, die „Herrlichkeit“ zur Probe vor dem Spiegel an, beleuchtet sich, so hell es die Lampe hergeben will, und schließt dann, nach geraumer, durch stummes Spiel ausgefüllter Pause, das kostbare Kästchen wieder weg. Mit dem schweren Seufzer: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch Alles“, löscht sie das Licht. Die Ohrringe hat sie, in Gedanken, behalten. „Ach, wir Armen!“ Der Vorhang des Klobens fällt zu. Tiefe Stille, während deren der Schauplatz aus Gretchen's Zimmer in den Domplatz zurückverwandelt. Faust und Mephisto, unter Gretchen's Fenster, vergebliche Parade machend — wie wär' es, wenn sie hinter der kleinen Gardine, den Maiglöcklein und Hyacinthen doch einmal hervorblinzelte? — ziehen los über die Confiscation des Schmucks. Jammer schade, daß diese kurze, aber köstliche Scene mancher Orten wegleiben muß. Die folgende, in Marthens Dachkammerlein, erleidet keine Veränderung, und nach Auslassung einer abermaligen, überflüssigen Unterhaltung zwischen Faust und Mephisto schließt die unantastbare Gartenscene, ein vierstimmiges Notturmo voll unerlöschlichen Reizes, meisterhaft in einander geschlungen, den reichen Act. Daß der erste Kuß im offenen Garten gewechselt wird, ist das Einzige, was mich stört. Frau Martha's Hausgärtlein wird wol Raum haben für eine, aus voller Blüthe duftende Fliederlaube — Gaizblatt blüht im Mai noch nicht —, worin sich Gretchen verbirgt und durch Faust entdeckt wird. Kein Auge, als das des Vollmonds, blickt in die Laube. Der Himmel hängt voller Sterne, voller Geigen. Gute Nacht, Gretchen. „Bist doch ein arm' unwissend Kind!“ Daß Du niemals wissend würdest!

Im vierten Act steigen bereits Wolken auf. Es ist Herbst geworden, früher, stürmischer Herbst. Faust flüchtet in Wald und Höhle. Er flieht vor sich selbst, vor Mephisto, — schon vor Gretchen. Der herrliche Monolog und das darauf folgende Zwiegespräch mit Mephisto, unverantwortlicher Weise an manchen Bühnen weggelassen, müssen bleiben, wenn auch mit einigen Censurstreichen. Darauf sinnt und spinnt Gretchen am Rade, — „Meine Ruh' ist hin“, — aber in ihrer Kammer, nicht in Marthens entblättertem Garten. Dorthin verwandelt sich der Schauplatz erst bei dem Religionsgespräch zwischen dem liebenden Paar, das ein schrilles Hohngelächter Mephisto's beendet. Die nächste Scene, des vierten Actes vierte, spielt wieder auf dem Domplatz, zuerst am Brunnen. Den kurzen, aber bedeutsamen Auftritt, in welchem Gretchen mit Lieschen beim Wasserholen zusammentrifft und beide über das Loos einer gesunkenen Freundin discouriren, Lieschen schlag- und maulfertig verdammend, Gretchen einsilbig, bang, erbarmungsvoll, — diesen Auftritt haben alle bisherigen Bearbeitungen gestrichen. Ich stelle ihn her, weil mir ein Uebergang zu den, nun Schlag auf Schlag hereinbrechenden Ungewittern unerläßlich vorkommt. Gretchen hört zum ersten Male aus fremdem Mund die Stimme ihres Gewissens, das Urtheil des Volksgerichts über ihre Schuld. Mit ihrem gefüllten Krug schwankt sie zu dem Madonnenbild hinüber, die Asten zu begießen mit,

denen sie früh Morgens den Schrein geschmückt. Sie bricht zusammen auf dem Betstempel. „Ach, neige, du Schmerzreiche“, . . . so ergießt sich aus dem blutenden Herzen, erst tropfenweise, dann stromweise, das Gebet der zertretenen Creatur. Von den Vorübergehenden blickt bald der Eine, bald die Andere kopfschüttelnd, achselzuckend auf die späte Veterin, die sich endlich aufrafft und in's Haus schleicht, nicht ohne sich scheu umgesehen zu haben, ob Niemand folgt oder kommt? Niemand. Auch Er nicht.

Die Nacht bricht ein, eine sternlose, fast winterliche Nacht. In den Häusern ringsum erhellen sich einzelne Fenster, auch Gretchen's. Der Wind heult in den Schornsteinen und Wetterfahnen. Schwarz und schweigend liegt der Dom da, aus dessen Schatten später Mephisto und Faust sich heranstehlen, nachdem zuvor Valentin aufgetreten ist. Derselbe kommt übrigens nicht, wie in der Oper, gerade's Wegs aus dem Felde; er ist schon länger in die Vaterstadt zurückgekehrt, hat von schadenfrohen Stadtklatschen das Unglück der Schwester gehört und sich vielleicht kurz vor dem unheilvollen Rencontre mit den zwei Fremden in der nahen Weinstube einen zornigen Rausch getrunken. Er belauscht das Ständchen, besser: die Ragenmusik, vor seiner Mutter Haus, stürzt hervor, beginnt die Kauferei und fällt als Opfer von Mephisto's teuflischen Fekterkünsten. Die Missethäter entfliehen, Faust besinnungslos von Mephisto fortgerissen. Der Platz wird laut; Nachbarn, durch Martha's Geschrei geweckt oder herbeigezogen, kommen mit Laternen und Fackeln. Endlich auch Gretchen. Dieschen fehlt gleichfalls nicht; sie ist streng im Urtheil, mild in der Empfindung. In ihren Armen sinkt die Freundin über des Bruders Leiche zusammen. Beileibe nicht in Marthens Armen, wie man es in der Regel sieht. Der Dichter hat mit dieser Einsicht beide, Martha und Gretchen, seit dem Sommerabend im Garten, einander nicht mehr nahe gebracht. Gretchen kennt nun die alljudienstfertige Rathgeberin und Aushelferin. Sie wird sich gewiß von Marthens Arm nicht unterstützen und führen lassen. Schauernd weist sie die Berührung zurück.

Vom Domplatz geht die Handlung in das Innere des Doms über. Es ist ein grauer Wintermorgen, jedoch nicht der nächste nach der Mordnacht, die beleuchtete, schwarz ausgeschlagene Kirche überfüllt von Andächtigen, das Hochamt, ein Requiem für einen vornehmen Todten, in vollem Gange; Orgel und großes Orchester hinter der Scene. Vielleicht wird durch eine musikalische Einlage oder einen auf der Bühne gesungenen Chor so viel Zeit gewonnen, daß Gretchen sich in ein schwarzes Trauergewand werfen kann. Da sie blaß, verstört, abgezehrt hereintritt und einen Platz zum Niederknien sucht, rückt alles Volk zur Seite, weit weg von ihr, Männer und Frauen, die Frauen am weitesten. Sie gleitet an einer Säule nieder. Die Säule öffnet sich geräuschlos; ein Kunststück, das die englische Theatermaschinerie im Macbeth für die Erscheinung Banquo's durch einen, in zwei gleiche, in und um einander bewegliche Cylinderhälften ebenso einfach wie täuschend bewerkstelligt. Aus der Säule tritt der böse Geist langsam, leise hervor, gehüllt in einen Schleier von derselben Farbe, wie sie die Säule hat: grau. Aber er — (oder richtiger: sie, denn eine weibliche, wenn auch tiefe, metallene Stimme muß sprechen) — sie also steht nicht Gretchen gegenüber, nach der herkömmlichen Anordnung, sondern

nach Goethe's Vorschrift hinter Gretchen, sich immer tiefer auf sie herabbeugend. So raunt sie ihr halblaut, aber scharf, die von dem lateinischen Text des Requiems unterbrochenen Donnerworte in's Ohr. Gretchen, flau geworden in der frühen Morgenstunde, bedrückt von der glühendheißen Sticlucht in der gedrängt vollen Kirche, laßt ihre kurzen, abgebrochenen Sätze, schaut sich irr um, tastet nach einer hilfreichen Hand... Aber Niemand springt ihr bei, der Geist ist zurückgeschritten in die Säule. „Nachbarin, Guter Fläschchen!“ Eine mitleidige Ohnmacht und der langsam fallende Vorhang bedecken die Arme.

Für den fünften Act verlange ich das Unerhörte: eine wandelnde Decoration. Der Oper ist sie nichts Neues: Der Feensee, Oberon, wol auch viele Märchen- und Zauberpossen besitzen sie längst. Im Faust soll sie die „Walpurgisnacht“ möglich machen, die bisher noch tiefer als „nicht bühnengerecht“, die „nicht bühnenmöglich“ classificirt worden ist. Ich denke mir aber, wenn die Wolfschlucht mit der wilden Jagd durch die Lüfte, mit dem augenrollenden und flügelschlagenden Uhu auf dem Baumstamm, mit der feuerspeienden Wildsau und anderen Herrlichkeiten bühnensfähig geworden sind, kann es auf ihre alten Tage die Walpurgisnacht auch werden, natürlich nach energischer Reinigung des an das antike Satyrspiel streifenden Textes, namentlich mit gänzlicher Auslassung des Walpurgisnachtstraums, der bloß ein Einschubsel, ein „Intermezzo“ ist. Die Naturschrecknisse des Hexenberges, die Stimmen der Höhe und der Tiefe, die wüsten Erscheinungen und Spukgestalten, die Geisterreigen, sie müssen in Verbindung mit einer infernalischen Musik und mit der durch Nacht und Nebel panoramenartig dahinfliegenden Decoration einen so gewaltigen Eindruck machen, daß allen Zuschauern schwindlig wird. Dazu passen Mephisto's Prachtreben vortrefflich, der in dieser Scene erst die Höhe seiner Rolle ersteigt. Für die Aufnahme des phantasiervollen Nachtstücks spricht außer solchen allgemeinen Gründen noch ein besonderer: Faust erfährt erst durch eine gespenstische Erscheinung auf dem Bloßberg Gretchen's furchtbares Schicksal. Nach Valentin's Tod aus Frankfurt entflohen, hat er während der Zeit zwischen Winter und Walpurgisnacht, d. h. erstem Mai, ruhelos die Welt durchstreift, ohne von Gretchen etwas zu sehen und zu hören. Mephisto führt den von den Furien der Neue gepeitschten Zögling der Hölle auf deren Eliteball. Da sieht Faust die Geliebte, oder glaubt sie zu sehen, ein blaßes, schönes Kind, das allein und fern steht, mit geschlossenen, will sagen: mit gefesselten Füßen sich langsam fortzuschleppen und um den weißen Hals ein rothes Schnürchen trägt, bloß von der Breite eines Messerrückens. Wie der Blick durchzuckt ihn eine Ahnung der furchtbaren Wahrheit. Mit ein paar Worten oder Wechselreden, die, der Deutlichkeit wegen, eingeschoben werden, reißt er den Begleiter fort, den Berg hinab, über das Blachfeld, am Rabenstein vorüber, — alle diese Wechsel verfinnlicht die wandelnde Decoration, — und erst vor dem Gefängniß Gretchen's kommt die athemlose Hezjagd zum Stehen. Im rapidesten Tempo dahinbrausend, muß die Scene von entschiedener Wirkung sein, auch wenn sie nicht von den zwei Rappen getragen wird, welche Goethe vorschreibt. Nachdem Mephisto das schwere Gefängnißthor geöffnet, nicht mit einem Dietrich, sondern durch einen Wink seiner Hand, stürzt Faust hinein, Mephisto folgt.

verwandelt sich der Schauplatz in das Innere des Kerkers, in Gretchen's Zelle. Von da bis zum Ende des Acts und des ganzen Theils geht Alles in gewohnter Weise vor sich. Die Stimme von oben, welche, im Widerspruch mit Mephisto's Gericht, die Rettung Gretchen's verkündigt, sie kommt vom Erdgeist, der eine schwere, aber gebüßte Schuld tilgt und die Rechnung des jungen, freventlich hingemordeten Lebens abschließt, während der härter belastete Verbrecher, von dem bösen Geist durch das Befehlende: „Her zu mir!“ auf's Neue unterjocht wird und so als der eigentliche Gerichtete aus dem Gottesurtheil hervorgeht.

Wollte ich den hiernach beginnenden zweiten Theil (nach trilogischer Gliederung den dritten) mit gleicher Ausführlichkeit behandeln wie den ersten, so bliebe mir nichts übrig, als ihn, da er unbekannt ist, abzuschreiben und scenische Anordnungen oder Aenderungen des Textes oder Zusätze und Striche in demselben überall an Ort und Stelle einzuschalten. Das ist weder möglich, noch nöthig. Goethe selbst hat die Eintheilung dieses Theils in fünf Acte mit fester Hand gemacht, — ich ziehe sie in vier zusammen, — und da ein Neubau sich in der Regel rascher und leichter vollzieht als eine Restauration, kann auch der Entwurf der Einrichtung für ein dem Theater völlig neues Stück mit wenigen Zügen deutlich gemacht werden. Als maßgebende Standpunkte der Bearbeitung stelle ich drei Forderungen voran. Erstlich: Goethe's zweiter Theil darf nicht in ein bloßes Schaugericht verflüchtigt werden, wozu das Maskenfest bei Hof, die Heereszüge, die Zwei-Kaiser Schlacht leicht verleiten. Zweitens: Dichtkunst und Tonkunst müssen selbständiger als im ersten Theil eingreifen, Uebergänge vermitteln, erläuternde Einlagen an rechter Stelle anbringen; handelt es sich doch um einen Umguß, der ohne Beimischung eigenen, wenn auch unedleren Metalls, ohne Legirung nicht gelingt. Drittens: Faust, von dem objectiv gewordenen Goethe über Gebühr in den Hintergrund gedrängt und durch Massenscenen gedeckt, soll in sein ursprüngliches Recht wieder eingesetzt werden, als Mittelpunkt der Handlung sichtbarlich und thätig hervortreten und den leitenden Gedanken des Werkes, die innere Entwicklung und die äußere Erziehung des Menschen durch die „große Welt“, zur Anschauung bringen.

Bei Beginn des dritten Theils der Trilogie finden wir unsren vielgeprüften Helden wieder in einer „anmuthigen Gegend“, die wir uns, nach Goethe's eigener Erklärung, am Ufer des Vierwaldstätter Sees und im Frühjahr zu denken haben. Die Elfen, als Naturgeister, wiegen, von Ariel geführt, in Wechselgesängen, welche Aeolsharfen begleiten, den wander- und lebensmüden Dulder in kräftigen Schlummer. Die vier Strophen, den vier Jahreszeiten gewidmet, — Abend, Nacht, Morgen, Tag, — werden, des vollen Verständnisses wegen, besser gesprochen als gesungen. Nachdem Ariel den majestätischen Sonnenaufgang verkündet, schlüpfen die Elfen in Mauern, Felsen und Laub zurück; ein Auftritt, der sich, mit einer Mendelssohn'schen Musik ausgestattet, vortrefflich sceniren läßt. Faust erwacht mit einem an sich wunderbar schönen Monolog, welchem für das praktische Bühnenbedürfniß nur Eines fehlt: ein Verbindungslied mit dem zweiten Theil. Der Vergangenheit muß wenigstens in einigen Worten, reuig und sühnend, gedacht werden. Die ganze Scene ist so kurz, kaum vier Seiten im Druck enthaltend, daß sie nur als Vorspiel gilt.

Der erste Act fängt im Thronsaal der Kaiserpfalz an, der zu einem Staatsrath unter Vorsitz des, mit dem Hofstaat in Gala und großem Gefolge nahenden Kaisers abgehalten werden soll. Für diesen Kaiser nimmt Goethe weder Karl den Fünften noch Maximilian den Ersten an, zu deren Hoflager das Volksbuch seine Helden führt, sondern eine erdichtete Persönlichkeit, die uns als jung, unerfahren, genussüchtig und wenig gewissenhaft vorgestellt wird. Entsprechender Weise sind seine obersten Hof- und Staatsbeamten keineswegs schmeichelfhaft geschildert, so daß Faust, ihnen gegenüber, den idealen, gemeinnützigen Reformpolitiker darstellt, während Mephistopheles sich in der dankbareren Rolle des Hofnarren einführt. Die ganze erste Scene, obwohl mit einer feierlichen Thronrede und durch trostlose Minister-Vorträge eingeführt, läuft auf ein Gaukelspiel Mephisto's hinaus, der zur Füllung des Staatsäckels Papiergeldfabrik und Schatzgräberei empfiehlt, und auf einen leichtsinnigen Mummenschanz zur Feier des Carnevals, aber nach italienischer Manier, auch einen glänzenden Maskenzug, dergleichen der Kaiser unlängst in Italien kennen gelernt hat. In der zweiten Scene sehen wir diesen Maskenzug in den reichdecorirten Brunnengemächern des Renaissance-Palastes veranstaltet. Von dieser, mit hohlen Nebenfiguren und abgestandenen Anspielungen vollgestopften Hofredoute bleibt nur stehen, was auf das öffentliche Leben und auf Faust-Mephisto's Absichten Bezug hat; natürlich auch die Hauptfiguren, der Kaiser als Pan, Faust als der Reichthümer-spendende Plutus, als erklärender Festordner Mephistopheles. Alles Uebrige verfällt dem Rothstift; sogar die geliebten Vierfüßler, ein Elephant, von der „Klugheit“ geleitet, und das Drachengespann an Plutus' Wagen sammt dem undeutlichen Knaben Lenker. Dagegen bleibt der Schluß wiederum stehen, der Brand, mit welchem Plutus anfangs das goldgierig andrängende Volk zu versengen droht, der aber endlich wirklich den Kaiser (Pan) und den Festsaal ergreift; nur ein „Flammengaukelspiel“, welches das Abenteuer-Paar im nächsten Auftritt (kaiserlicher Lustgarten) so geschickt zu entschuldigen weiß, daß der Kaiser sich sowol mit dem „Scherz“, wie mit dem inzwischen ausgeführten Assignatentrug zufrieden erklärt. Die darauf folgenden drei Scenen (in einer Galerie und in zwei Sälen des Palastes) ziehen wir, übrigens mit voller Schonung des Textes, in eine einzige, die letzte des ersten Acts, zusammen, so daß Faust's Gang zu den Müttern, der Hofcercle, in welchem Mephisto seine lustige Zaubererrolle als Leibarzt weiter spielt, die Beschwörung und die Erscheinung Helena's und Paris', im Zusammenhang dargestellt werden. Den Actschluß beschreibt Goethe so vortrefflich, daß man ihm nur zu folgen braucht, um den wirklichsten Knalleffekt herauszubringen: „Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf. Finsterniß. Tumult.“

Der zweite Act führt im Original zurück nach Wittenberg, in Faust's verlassene Zelle, dormalen von Ehren-Wagner, dem Professor gewordenen Famulus, bewohnt. Von ihm, vielmehr von seinem Kunstmenschen Homunculus, den er auf chemischem Wege in der Retorte hervorgebracht, gedenkt Mephistopheles den Gefährten in das Land seiner Sehnsucht, auf den classischen Boden der idealen Schönheit, in die Heimath Helena's führen zu lassen, worin der Teufel keine Macht besitzt, wol aber die Wissenschaft. Dieser zwerge- und

schattenhafte Homunculus, an dessen Deutung sich schon Hunderte von Collegen den Kopf zerbrochen haben, würde auf der Bühne, wenn auch zur Darstellung, doch durchaus nicht zum Verständniß zu bringen sein. Ich streiche ihn deswegen unbedenklich fort, ebenso unsern alten Plagegeist, Wagner, überhaupt beide Szenen in der Zelle und im Laboratorium, trotz ihres tief-ironischen und humoristischen Gehalts. Um eine Figur ist es dabei jammerlich: den Baccalaureus, in den sich der Schüler-Fuchs des ersten Theils reizend ausgewachsen hat. Dieser greise Jüngling ist zum Rüffen, wenn er alle bisherige Wissenschaft für nicht wissenschaftlich erklärt, dem Teufel in's Gesicht dessen Existenz bestreitet und ihm, der in der Maske eines alten Studenten sich eingeführt hat, in voller Seelenruhe vordemonstrirt, am besten sei es, Alles, was über dreißig, todzuschlagen. Als wäre dies unvergleichliche Charakterbild heute gemalt, so trifft es unsere soi-disant Jugend, der man faustbild den ekelhaften Kulturbrei des allerneuesten Europa's um das große Maul schmiert, zusammengeführt aus romanischem Materialismus, germanischem Pessimismus und slavischem Nihilismus.

Ueber diese Episode hinweg gelange ich mit einem tüchtigen Sprunge bei Anfang des zweiten Aufzugs sogleich auf das Schlachtfeld von Pharsalus, in die Vorbereitungen zur classischen Walpurgisnacht. Auch hier bleibt, so zu sagen, kein Stein auf dem andern. Aus dem, wohlgezählt 44 Seiten langen mythologischen Schattenspiel, das diesmal wirklich nicht bloß „nicht bühnengerecht“, sondern einfach nicht bühnenmöglich ist, rette ich nur, was zur Hauptsache, zu den Hauptpersonen gehört: die reinen, deswegen auch bekannten und verständlichen Gebilde der griechischen Mythologie, durch welche sich Faust zum Urbild der Schönheit hindurchfindet, und ihre Gegenstücke, das Groteske und das Häßliche, an das sich Mephisto anschließt. Den Schauplatz baue ich nach des Dichters schöner Beschreibung: die Ebene von Pharsalus, von Wachtfeuern glühend, bedeckt mit Zelten, vom „unvollkommenen“ Monde hell beleuchtet. Dort, wo die Entscheidungsschlacht über die Weltherrschaft zwischen Cäsar und Pompejus geschlagen worden, bereitet sich, wie ein Nachspiel oder ein Abbild derselben, ein Geisterkampf vor, dessen Zeugen und Zuschauer Faust und Mephisto sind, letzterer wieder in seiner natürlichen Führerrolle, beide eingeführt durch einen kurzen Zusatz, in welchem erklärt wird, wie und warum sie gekommen: durch Faust's festen, alle Hindernisse überwindenden Willen und sein Streben nach Helena's Besitz. Was in der ganzen Scene, die sich durch zwei andere, am Peneios und am ägäischen Meere, fortsetzt, Unpoetisches ist, oder Veraltetes, oder Verschrobenes, — und dessen ist nicht wenig, — ich lasse es fort. Es bleibt gerade genug über, um der Intention Goethe's gemäß, auf Helena's Erscheinung vorzubereiten und die Intention des Bearbeiters auszuführen: ein phantastisches Nachstück, das sich seines unwirklichen Charakters bewußt ist und nur für ein dramatisirtes Märchen sich gibt, etwa wie Shakespeare's Sommernachtsstraum. Damit diese Auffassung unverkennbar bezeichnet werde, kann die ganze Scene hinter einem durchsichtigen Gazevorhang gespielt werden. Dasselbe geschah hier und da mit dem geträumten Theil von Grillparzer's „Traum ein Leben“.

Durch die nothwendigen Abkürzungen schrumpft der Umfang der classischen Walpurgisnacht so zusammen, daß sie nicht mehr als selbständiger Act, wie im Original, besteht. Sie dient als Introduction, an welche sich „Helena“ sofort anschließt. Hier stehen wir wieder auf festem Boden, wenigstens festem Bühnenboden, da die Einrichtung der griechischen Bühne dem heutigen Zuschauer durch Antigone geläufig geworden ist. So kann denn die Scenirung dieses wunderschönen, wenn auch wunderlichen Geschöpfes, das zwischen Himmel und Erde schwebt, zwischen Tod und Leben, zwischen Alt-Griechenland und Neu-Deutschland, zwischen Classik und Romantik, genau nach Goethe's Absicht und Angabe, fast ohne Striche im Text, bewerkstelligt werden. Nur Eines möchte ich dazu bemerken. In der Oedipus-Trilogie, beide Theile des Oedipus und Antigone, plaibire ich für gesungene Chöre, in der Helena für gesprochene. Ist das Inconsequenz? Ich glaube nicht. Goethe steht uns, selbst in dem labyrinthischen Faustgedicht, näher als Sophokles; zu diesem brauchen wir eine Brücke, welche die Lücke schlägt, zu jenem nicht. Helena ist, auch bei Gaslicht gesehen, gar kein hellenisches Drama; es thut nur so, es hellenifirt — ohne Wortspiel — das deutsche Mittelalter. Im Uebrigen Musik, so viel man will: Musik beim Einzug der Heereshaufen, den ich mir ungefähr wie die ähnliche Scene im Hohenstein arrangirt denke; Musik zu dem Liebesidyll in Arkadien; Musik, und das eine erschütternde Trauermusik, zu dem Versinken Helena's in die Unterwelt, aus der sie gekommen. Daß ich Euphorion, Faust's und Helena's Sohn, völlig streiche, glaube ich früher schon erklärt zu haben; ich halte ihn, mit schuldiger Ehrfurcht vor Goethe gesprochen, für einen leiblichen Better des Homunculus, beide nicht lebensfähig auf dem Theater; was denn ein großer Unterschied ist von dem „nicht bühnengerecht“.

Den vierten und den fünften Act des Originals können wir kurz zusammenfassen, da mit der Darlegung ihres Inhalts auch die Methode ihrer Scenirung gegeben worden ist. Sie versinnlichen, stark allegorisch, das heroische Zeitalter Faust's, der sich thätigem Wirken, zuerst im Felde, dann auf dem Felde zuwendet. Was wir Günstiges über den poetischen Werth beider Acte geurtheilt haben, welche den dritten und vierten Act des dritten Theils der Trilogie bilden, das bestätigt sich ohne Zweifel auch in der Feuerprobe der Bühnendarstellung. Der Monolog Faust's zu Anfang des vierten Acts, eines der frischesten und kraftvollsten Stücke des Werkes, und der lustige, sinn- und fackelreiche Dialog mit Mephisto leiten wirksam ein. Dann folgt die Schlacht, zwar mit symbolischen Gestalten gefochten und von leichten Nebeln der Allegorie bedeckt, allein auf dem Theater effectvoll. Und die steife Haupt- und Staats-Action am Ende des Acts geht zuverlässig in's Blut, tiefer und anregender als irgend ein modernes Tendenz-Drama. So können wir, beinahe Schritt für Schritt, dem Dichter nachgehen und werden namentlich in der herrlichen Scene von Faust's Tode, und in dem Nachspiel im Himmel, — für das wir zum letzten Male auch den Erdgeist beschwören, freilich mit tüchtigen Kürzungen und Aenderungen des einigermaßen aus- und weitschweifenden Textes, bis zum Schlusse uns in aufsteigender, nicht in abfallender Linie bewegen. Der giftige Vorwurf, welchen man gegen das kirchliche Element in diesem Schlusse erhoben hat: der pro-

testamentlich anfangende Faust endige katholisch, bringt in die volltönige Harmonie des herrlichen Finales keinen Mißlaut. Katholisch steht hier gleich symbolisch, das Humanistische über dem Dogmatischen. Auch wer nicht Mystiker ist, nicht an Engel glaubt, nicht auf die Kraft des Gebets und der Fürbitte schwört, wird gerade nach der letzten Scene nicht ohne Andacht im edelsten Sinne des Wortes das Buch, die zweite deutsche Bibel, aus der Hand legen oder den Vorhang über dem Drama der Menschheit fallen sehen.

Wir stehen am Ziele. „Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan;“ was, streng genommen, gar nicht beschrieben werden kann, ich hab' es beschrieben: die lebendige Bühnen-Aufführung eines scheinodten dramatischen Gedichts. Zum Schlusse möchte ich nun noch auf das Wo? Wie? Wann? dieser Aufführung hintweisen. Ich denke an keines der bestehenden Hoftheater, da selbst das reichste mir als Basis für ein solches Unternehmen zu specifisch erscheint, sondern an ein neutrales freies Terrain, an Bayreuth, wie an ein deutsches Olympia. Dort hat die Kraft Eines Mannes, mit den Mitteln eines Volkes, ein Werk der Zeit geschaffen, den Schauplatz für nationale dramatische Festspiele idealer Gestalt und Richtung. Soll das Wagner-Theater, nachdem die großartige Aufgabe seines Schöpfers, der Nibelungen Ring, gelöst worden, unbenützt und leer stehen? Wie, wenn in Olympiaden-Intervallen cyclische Darstellungen hervorragender classischer wie moderner Bühnen-Stücke, oder Gesamtgaftspiele von anerkannt ersten Bühnenkünstlern vor einem Elite-Publicum veranstaltet würden? Wenn einer von diesen Festtagen im Theater-Kalender der Zukunft der Faust-Trilogie gehörte? Ich spreche von einem Festtage, und ich meine in der That, daß ein einziger voller Tag der eng zusammenhängenden Darstellung des ganzen Werks gewidmet sein sollte. Ist man doch, seit dem Vorgange Frankreichs, — von dem Beispiel unserer Sommerbühnen nicht zu reden, — an Theatervorstellungen bei Tag gewöhnt, die ja in früher Zeit Regel, nicht Ausnahme gewesen. Auch über die Wahl des Tages bin ich mit mir einig: der achtundzwanzigste August, der Jahrestag der Geburt Goethe's. Wie Bayreuth örtlich im Mittelpunkt Deutschlands gelegen ist, so steht dieser Tag zeitlich auf der Höhe des Jahres, inmitten der herkömmlichen Reise- und Bade-Saison, innerhalb der Ferienzeit der Gerichtshöfe, der Hochschulen und Akademien, an der Schwelle der Spielzeit der maßgebenden Theater, so daß sie alsdann vergleichsweise am leichtesten ihre Mitglieder entbehren werden. Wir lesen in den Schilderungen begeisterter Kunsthistoriker von dem unaussprechlich erhabenen Eindruck, den das griechische Theater gemacht, wenn vor dem aus allen Theilen des Landes versammelten Volk, das, Kopf über Kopf, hingelagert war auf den im weiten Halbkreis hoch emporsteigenden Marmorsitzen, das sthl- und prunkvolle Schauspiel einer Trilogie feierlich vorüberzog. Da soll es sich zum Beispiel in Athen zugetragen haben, daß in dem Augenblick, als rhythmisch gemessenen Ganges und mit priesterlicher Würde der Chor in die weite Orchestra eintrat und den herrlichen Gesang aus Antigone anstimmte: „Strahl der Sonne, du schönstes Licht,“ — daß in demselben Augenblick wirklich der erste Sonnenstrahl hinter der Ebene von Marathon heraufblitzte und das großartige Rundgemälde mit einem Rahmen aus reinstem Golde umfaßte. Nun denn, wir haben eine nationale Trilogie, ge-

waltiger als irgend eine, vor oder nach ihr geborene. Ein volkstümliches Festtheater werden wir haben, sobald wir es ernstlich wollen; an kunstliebenden, sogar kunstübenden und deshalb freigebigen Mäcenen fehlt es in der Gegenwart keineswegs. Was hindert uns also, unsern Goethetag in Bayreuth mit Faust zu feiern? Den ganzen Wallenstein an einem Tage hat Weimar am Schillertage, Mittwoch, den 11. November 1863, geboten, von elf bis zwölf Uhr Wallenstein's Lager, Die Piccolomini von zwei bis halbfünf, und von sechs bis zehn Wallenstein's Tod. Und ich darf, ohne Ruhm zu melden, versichern, daß sowol das Stück, wie Schauspieler und Publicum ihre Schuldigkeit gethan haben, sogar weit mehr als ihre Schuldigkeit. Wie ich denn überhaupt während meiner dramaturgischen Praxis mich überzeugt habe, daß gerade für die größten und schwierigsten Aufgaben trotz heißer Arbeit die Schauspieler, auf welche es zuletzt doch am meisten ankommt, und die Zuschauer in entscheidender Majorität am leichtesten zu erwärmen sind. Wer, wie es mir ein günstiges Geschick — (unberufen!!) — beschieden hat, in der deutschen Theatergeschichte seßhaft ist mit dem Münchener Gesamtgastspiele, dem Weimarischen Wallensteintag, der Wiener Shakespearewoche, der darf wol auf einen Bayreuther Faust- und Festtag einstweilen von Weitem hinzeigen, ohne darum leichtfertiger Projectenmacherei oder untwürdiger Reclame sich zeihen lassen zu müssen. Soll aber einmal die Reclame angezeigt sein, — der Brutus sagt's, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann, — so will ich lieber fortfahren, für Shakespeare, Molière, Goethe die große Trommel zu schlagen, die es, Gottlob, nicht nöthig haben, als für . . . Andere, die es, leider, nöthig haben, bei denen es jedoch, wiederum: Gottlob, nichts hilft.

Wie aus einer Dichtung Geschichte wird.

~~~~~  
Von  
Adolf Stahr.  
~~~~~

I.

Einleitungsbrief an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

Werthester Herr Doctor!

Im October vorigen Jahres las ich in dem Rundschauhefte dieses Monats einen Aufsatz: „Das Hermanns-Denkmal und der Teutoburger Wald“ (Rundschau II. Jahrg., I. Heft, Seite 121—128), dessen ungenannter Verfasser bei Gelegenheit der kurz zuvor stattgehabten Einweihung des Wandel'schen Arminius-Denkmal's Nachrichten über Leben und Schicksal des großen deutschen Nationalhelden und über die Geschichte seiner Familie zusammengestellt hatte.

In diesem sonst von edelster patriotischer Gesinnung erfüllten Aufsatze stieß ich (S. 125) auf eine Stelle, deren Inhalt wol geeignet war, mich zu befremden und in Verwunderung zu setzen.

Es war dort nämlich die bekannte Stelle aus Tacitus' erstem Buche der Annalen angeführt, in welcher der römische Historiker über die würdige Haltung von Arminius' gefangener, durch den eignen Vater Segestes verrathener Gattin Thuznebda den Römern gegenüber, berichtet. Die kurzen Worte, welche Tacitus über das spätere Schicksal des Knaben, den sie in der Gefangenschaft gebor, hinzusetzt, lauten (Ann. I, 58): *Arminii uxor virilis sexus stirpem edidit; educatus Ravennae puer quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo*, d. h. zu Deutsch: „Arminius' Gattin gebor (in der Gefangenschaft) ein Kind männlichen Geschlechts, der Knabe wurde zu Ravenna erzogen, und ich werde seiner Zeit berichten, durch welch' ein schmähhches Zufallsmißgeschick er nicht lange darauf zu Grunde gegangen ist.“ Bekanntlich fehlt uns derjenige Theil von Tacitus' Geschichtswerke, in welchem der Geschichtschreiber über das Unglücksgeschick von Arminius' einzigem Sohne berichtet hat, und da alle andern uns erhaltenen Quellen ebenfalls darüber schweigen, so ist uns leider die Kenntniß desselben für immerdar entzogen.

Um so mehr erstaunte ich daher, als ich las, daß der ungenannte Verfasser des Rundschauaufsatzes das Gegentheil aussprach, ja jene Kenntniß als eine allgemein bekannte Sache betrachtete. Er setzt nämlich zu den auch von ihm angeführten Worten des Tacitus die einfache Bemerkung hinzu: „Man kennt dieses Mißgeschick des nachmaligen Fechters von Ravenna.“ Im ersten Augenblicke, nachdem ich diese kühne Versicherung gelesen, daß „man“, d. h. also so ziemlich Jedermann, eine Sache kenne, von der ich bisher ehrlich geglaubt hatte, daß kein Mensch auf Erden etwas darüber wisse oder wissen könne, war ich so verbucht, wie es in ähnlichem Falle wol Jeder sein muß, der etwas absolut Neues und Unerhörtes als einfache Alltäglichsache vortragen hört. Diese meine Verbuchtheit hinderte mich sogar einen Augenblick, den Worten, „der nachmalige Fechter von Ravenna“, mit welchen der Verfasser den Sohn des Arminius und der Thumelba bezeichnet hatte, die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken. Als ich dies jedoch unmittelbar darauf that, dämmerte mir plötzlich eine alte Erinnerung auf, welche mir sofort das Räthsel erklärte und mich erkennen ließ, daß der Verfasser des Rundschauartikels den erdichteten Helden eines modernen Drama's und dessen erdichtetes, allerdings sehr schmähliches Endschicksal in gutem Glauben für historische Wahrheit genommen habe!

Gestatten Sie mir daher, daß ich jetzt thue, was ich unmittelbar nach der Lectüre des betreffenden Rundschauheftes, von schwerer, auch heute noch nicht völlig überwundener Krankheit niedergeworfen, zu thun verhindert wurde, daß ich nämlich jenen wunderlichen Irrthum aufkläre. Der Fall ist nicht ganz ohne Interesse; schon darum nicht, weil er einen neuen Beweis liefert, wie durch die unter uns eingerissene leichtsinnige Behandlung der geschichtlichen Wahrheit von Seiten moderner Dichter die letztere verdunkelt zu werden Gefahr läuft — eine Gefahr, auf welche, mit Bezug auf den modernen, sogenannten „historischen“ Roman und dessen seitdem immer gräulichere Verwilderung der verstorbene Gerwinus warnend hinzuweisen pflegte. Daß ein so auffälliger historischer Schnitzer, wie der oben gedachte, in der bedeutendsten Zeitschrift so lange ungerügt hingehen konnte, gehört auch unter die nicht eben erfreulichen Zeichen der Zeit.

II.

Der Fechter von Ravenna, oder der falsche Thumelicus.

Vor einigen zwanzig Jahren ging, vom Wiener Hofburgtheater aus, das Trauerspiel eines ungenannten Verfassers über die Bretter der deutschen Bühnen, das eine Zeitlang viel von sich reden machte — nicht durch seine dramatische oder sonst ästhetische Bedeutung, die sehr gering war, sondern durch eine Scandalpolemik über den muthmaßlichen Autor, die sich an das anonym aufgetretene Stück, bald nach seiner ersten Aufführung, knüpfte.

Das Drama, welches auch auf unserer Hofbühne, gleich nachdem Wien vorangegangen war, in den letzten Tagen des Jahres 1854 aufgeführt wurde, führte den Titel: „Der Fechter von Ravenna.“ Es behandelte das fingirte

Endschicksal von Arminius' Sohne Thumelicus und von dessen Mutter Thusnelba. Der ungenannte Verfasser hatte sich die Aufgabe gestellt, die einzige darüber in den Quellen vorhandene, von Tacitus überlieferte, kurze fragmentarische Andeutung in seiner Weise zu ergänzen und auszuführen, um dadurch eins jener deutsch-patriotischen, von Deutschthümelei geschwellten politischen Erzeugnisse zu liefern, mit denen gutmüthige Idealisten damals Deutschland aufzuhelfen sich vielfach bemüht erwiesen.

Der karge historische Rohstoff, welchen der Verfasser der gedachten Tragödie vorfand, ist folgender. Arminius' schwangere Gattin Thusnelba, Tochter des Cheruskerfürsten und Römerfreundes Segestes, war fünf Jahre nach der Varusschlacht verrätherisch an den Römerfeldherrn Germanicus Caesar ausgeliefert worden. Sie hatte bald nach ihrer Gefangenschaft einen Knaben geboren, der in Ravenna, wo Mutter und Kind internirt worden waren, erzogen und drei Jahre alt mit seiner Mutter, nach dem Berichte eines Zeitgenossen, des Geographen Strabo (VII, I. 4 p. 291—92) in dem Triumphe des Germanicus mit andern vornehmen germanischen Gefangenen aufgeführt wurde. *) Von den weiteren Schicksalen beider wissen wir nichts. Das Einzige, was Tacitus darüber meldet, sind eben jene Worte in den Annalen (I, 58): „Arminius' Gattin gebor in der Gefangenschaft einen Sprößling männlichen Geschlechts. Der Knabe wurde zu Ravenna auferzogen, und ich werde seiner Zeit (d. h. im Verlaufe meines Geschichtswerks) erzählen, welch' ein schmähhches Spiel des Schicksals ihn nicht lange darauf betroffen hat.“

Die Erzählung dieses „schmähhchen Schicksalspiels“ (ludibrium) findet sich, wie gesagt, nicht mehr in den uns erhaltenen Büchern des Tacitei'schen Geschichtswerks. Sie stand vielleicht in dem uns fehlenden Theile des fünften und sechsten Buchs der Annalen. Danach würde der Sohn Armin's bereits im frühen Jünglingsalter, vier bis fünf Jahre nach dem Tode seines Vaters, zu Grunde gegangen sein. Wahrscheinlich ist jedoch, daß Tacitus' Bericht vielmehr in der großen Lücke vom Ende des sechsten bis zum elften Buche seine Stelle gehabt hat. Gewiß ist nur, daß der Sohn Armin's einunddreißig Jahre nach der Gefangennahme seiner Mutter — über deren Ende wir gleichfalls nichts wissen — nach einer gelegentlichen Andeutung des römischen Geschichtschreibers (Ann. XI, 16) nicht mehr unter den Lebenden war. Sieht man die soeben angeführte Stelle der Annalen genauer an, so läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Vermuthung über die Katastrophe hinstellen, welche Tacitus als eine „schmähhche“ bezeichnet hat. Doch davon wird weiterhin zu reden sein.

Den oben mitgetheilten kargen historischen Rohstoff hatte nun der ungenannte Poet in seiner Tragödie „Der Fechter von Ravenna“ in folgender Weise ausgesponnen.

Das Stück spielt in Rom, im letzten Regierungsjahre des Kaisers Caligula, im Jahre 41 unserer Zeitrechnung. Thusnelba, die also bereits ein Vierteljahrhundert als Gefangene gelebt hat, tritt auf und erzählt uns, daß sie einst daran gedacht, sich der Schande der Aufführung im Triumphe des Germanicus

*) Stahr, Bilder aus dem Alterthum, Th. 3 (Römische Kaiserfrauen), S. 243—45.

durch freiwilligen Tod zu entziehen, daß aber das Gefühl, ein Kind unter dem Herzen zu tragen, sie davon abgehalten habe. Das Kind, ihren Sohn Thumelicus, hat man ihr gewaltsam entrißen. Sie weiß nicht, wo und wie und ob derselbe überhaupt noch lebt. Da meldet ein Landsmann, Merovig, ihr: der Sohn lebe allerdings noch, aber Arminius, ihr Gemahl, sei todt, von seinen deutschen Mitfürsten aus Neid ermordet. Jetzt indeß bereuten die Deutschen ihre Schlechtigkeit gegen den Befreier Deutschlands und seien entschlossen, sich in Masse vereint zu erheben, wenn Arminius' Sohn und Erbe sich an ihre Spitze stelle. Um diesen nebst der Mutter durch Entführung aus Italien nach Deutschland zu befreien, habe er, Merovig, mit zehn Cheruskern Dienste in der kaiserlichen Leibgarde genommen. Alles sei zur Flucht bereit, und wenn sie nur erst den Apennin erreicht hätten, so sei das Entkommen gesichert. Zugleich übergibt er der Wittwe das Schwert ihres ermordeten Gemahls, um es dem Sohne zu überliefern. Dieser letztere ist bereits in der Nähe. Er ist soeben von Ravenna, wo er als Gladiator erzogen worden, mit einer Schaar von Gladiatoren nach Rom gebracht worden, die am nächsten Tage bei den kaiserlichen Festspielen als Lustmordkämpfer verwendet werden sollen. Thumelicus selbst ist also Gladiator von Gewerbe, die Krone der Fechterschule von Ravenna, der Liebling seines Lehrmeisters, des Fechtervogtes Glabrio. Aber Thusnelda, ob schon sie bereits fünf und zwanzig Jahre in Rom lebt, wo jedes Kind einen Gladiator an Tracht und Behaben erkennt, bemerkt doch, als jetzt der Sohn vor sie hintritt, nicht im mindesten, daß derselbe ein Gladiator ist, und der erste Act schließt mit einer rührenden Wiedererkennungsscene.

Im nächsten Acte indeß bekennet Thumelicus nicht nur, daß er ein „Schaufechter“ sei, daß er nichts als ein solcher sein wolle, sondern auch, daß er sich schäme, ein Barbar, ein Germane zu heißen, und daß ihn Germanien durchaus nichts angehe. Jetzt beginnt eine reine Menschenquälerei. Die Mutter bringt in ihn, dem Plane Merovig's zu folgen. Er soll sich als Germane fühlen, soll der Vereiniger, der Fürst, der Feldherr seines Volkes werden! Der arme Bursche aber hat davon keine Ader in sich. Er spricht es mit naiver Ehrlichkeit aus, daß sein ganzer Ehrgeiz darauf gehe, ein tüchtiger Gladiator zu sein, im morgenden Fechterspiele zu siegen und seinen Gegner, den Gladiator Reiz, todtzuschlagen. Er weiß nichts vom deutschen Vaterlande. Die Germanen, die er kennt, sind römische Soldaten, oder Fechter wie er selbst. Er ist ein Mensch ohne jede höhere Idee, ohne Bewußtsein seiner Geburtsnationalität und seiner hohen Abstammung von dem größten Fürsten seines Volkes, unfähig zu verstehen, was man von ihm fordert, und warum man von ihm etwas fordert, was er unmöglich leisten kann; und es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie seine Mutter und seines Vaters Freund Merovig drei volle Acte hindurch auf den armen Teufel einpredigen und einstürmen, daß er, den doch eben Natur und Erziehung zu dem, was er ist, zu einem rohen römischen Gladiator, gemacht haben, jetzt gleichsam im Handumdrehen ein Held, ein Fürst, ein Herrscher, Feldherr und Staatsmann — kurz ein zweiter Arminius — sein soll. Die Mutter geht sogar so weit, ein römisches Freudenmädchen, des Sohnes Liebste, fußfällig zu bitten, daß sie ihren Geliebten zum Heldenthume aufrichten und

dafür als künftige deutsche Kaiserin an seiner Glorie Theil nehmen solle! Ja noch mehr! sie macht dem Merovig den Vorschlag, daß er den Thumelicus „mit Gewalt entführen“ und auf diese Art zwingen solle, der Retter Deutschlands und nebenbei selbst ein freier Mann zu werden!! Für diesen Blödsinn ist aber selbst der rohe Gladiator Thumelicus nicht einfältig genug. Er weist die an ihn gestellten absurden Anforderungen gebührend zurück, wobei dann seine deutschen Landsleute, „die fünfundzwanzig Jahre gewartet hätten, ehe sie sich um ihn bekümmert, und die seinen großen Vater zum Dank für die Befreiung Deutschlands ermordet hätten,“ allerlei Wahrheiten zu hören bekommen.

Der weitere Verlauf des Stücks ist nun folgender. Kaiser Caligula hat befohlen, daß der Sohn des großen Cäsarstürften in Gegenwart seiner Mutter im Circus kämpfen und bluten soll. Dem Thumelicus ist das ganz erwünscht, aber nicht der Mutter, die bei diesem Schauspiele als „Germania“ in Purpur und Eichenkranz eine Zuschauerin abgeben soll. Im fünften Acte sehen wir sie also in der vorgeschriebenen Tracht erscheinen, aber nur, um ihren Sohn, da derselbe auch jetzt nicht ihren Bitten Folge leisten will, während des Schlummers, durch den er sich zum Kampfe zu stärken gedenkt, mit dem Schwerte des Vaters auf offener Scene zu erstechen, worauf sie in Gegenwart des Kaisers Caligula, nachdem sie demselben die gehörigen Flüche gespendet und von deutschem Heldenthume noch ein Breites und Langes geredet hat, sich selbst das Schwert in die Brust stößt.

Soviel von diesem jetzt verschollenen, in jeder Beziehung schwächlichen Machwerke, über dessen eigentlichen Autor selbst die später von Laube in seinem Buche „Das Burgtheater“ (S. 279—285) gegebenen ausführlichen Mittheilungen keineswegs genügendes Licht verbreitet haben, und dessen jetzige Bedeutung nur noch darin besteht, daß durch dasselbe ein deutscher Schriftsteller, wie der Verfasser des Rundschauaufsatzes, zwanzig Jahre später in den Irrthum gerathen konnte: den Thumelicus der Herren Wacherl und Halm für baare historische Münze zu nehmen. Es sei deshalb gestattet, über den echten Thumelicus noch einige Worte zu sagen.

III.

Der echte Thumelicus und sein muthmaßliches Endschicksal.

Unglückliche Sterne hatten über der Geburt von Herrmann's Sohn geleuchtet. Seine Mutter hatte ihn empfangen unter dem Fluche ihres Vaters Segestes, gegen dessen Willen Arminius sie, die von ihrem Vater bereits einem Andern zugesagt war, entführt und zum Weibe genommen hatte. Der jugendliche Held Arminius stand damals, in den Jahren 9 bis 15 unserer Zeitrechnung, als Besieger des Varus auf der Höhe seines Ruhms und seiner Macht, und Segeßt mußte sich fügen, bis die Stunde der Rache schlug und dem doppelten Verräther gestattete, sich selbst und die eigene Tochter, die Gattin seines Todfeindes, an Rom auszuliefern. Der Blick in die fürstliche Sippschaft des deutschen Nationalhelden zeigt uns überhaupt ein nichts weniger als erfreuliches Bild der Zerrissenheit

und des politischen Parteihabers innerhalb der Familie, die denn auch schließlich mit dem Untergange derselben endete.

Thumelicus wurde zu Ravenna erzogen, wohin seine Mutter mit ihrem Knaben internirt worden war. Die Stadt eignete sich wegen ihrer Lage und Festigkeit zur Aufbewahrung solcher wichtigen Gefangenen, wie denn auch Arminius' Gegner, der Markomannenkönig Marbod, als er sich nach seiner Niederlage im Jahre 19 den Römern überlieferte, von Tiberius dorthin geschickt und bis an sein Lebensende achtzehn Jahre lang daselbst gefangen gehalten wurde. Denn die Römer bewahrten solche Gefangene hohen fürstlichen Ranges, um sie gelegentlich als Werkzeuge ihrer Politik zu benutzen und zu Diverfionen gegen ihre Feinde zu verwenden, an sichern Orten wie Ravenna auf, aus denen ein Entkommen durch Flucht oder Entführung unmöglich war. Dergleichen Gefangene, zu denen auch des Arminius Gattin und Sohn gehörten, wurden in der Regel gut behandelt, und von Thusnelba und Thumelicus ist es bezeugt, daß sie keineswegs hart gehalten wurden. Denn der Bruder des Arminius, der im römischen Heere dienende Flavus, hebt es bei Tacitus in der Unterredung, die er mit dem letztern an der Weser hatte, ausdrücklich hervor: „daß seine Gattin und sein Sohn nicht als Feinde gehalten würden“ (*neque conjugem et filium ejus hostiliter haberi*. Tacit. Ann. II, 9). So wuchs denn Thumelicus in der Gefangenschaft heran, unter dem Einflusse römischer Erziehung, Lebensweise und Cultur, den Sitten seines Volks entfremdet und früh gewöhnt, die Römer als seine Herren und Freunde und seine Zukunft und Ausichten in ihre Hand gegeben zu betrachten. *) Er war sechs Jahre alt, als sein Vater ermordet ward und er als dessen rechtmäßiger Erbe zurückblieb. Beim Tode des Kaisers Tiberius im Jahre 37 hatte er bereits sein zweiundzwanzigstes Jahr erreicht. Im Laufe der nächstfolgenden Jahre, unter der Regierung des Caligula oder in den ersten Regierungsjahren des Kaisers Claudius, scheint sich sein Schicksal entschieden und die von Tacitus angedeutete Katastrophe vollzogen zu haben. Gewiß ist nur, daß er im Jahre 47, wie aus Ann. XI, 16 hervorgeht, bereits längere Zeit todt war.

Diese Stelle des Tacitus nun ist es, in welcher ich eine Andeutung finde, daß die Politik der Römer sich des gefangenen Thumelicus bedient hatte, um ihn nach Deutschland zurückzuführen und auf den Thron seines Vaters zu setzen, und sich so eines unter ihrem Einflusse aufgewachsenen und erzogenen Fürsten in Deutschland zu versichern. Der Bericht des Tacitus über diese Unternehmung, bei welcher wahrscheinlich der Sohn Armin's „durch ein schmähhches Spiel des Schicksals“ (*ludibrio*) zu Grunde ging, ist uns, wie bereits gesagt, verloren. Daß eine solche Unternehmung aber gemacht wurde, und daß ihr Zweck war, den Thumelicus auf den Thron seines Vaters zu setzen, darf kaum bezweifelt werden.

Die Cheruskier waren nach der Vernichtung der Legionen des Varus und nachdem ihr genialer Heerkönig Arminius auch den mächtigen Markomannenkönig Marbod, seinen Rivalen in der Oberherrschaft Deutschlands, besiegt und

*) Tacit. Ann. XI, 16.

zur Flucht und Ergebung an die Römer gezwungen hatte, das angesehenste Volk unter den deutschen Völkerstämmen, ihr König Arminius, nach zwölfjähriger Regierung, der erste an Macht und Ruhm unter den deutschen Fürsten. Sein Ziel: die Vereinigung der deutschen Stämme zu einem starken Bundesstaate unter Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes, zur Sicherung der Unabhängigkeit Deutschlands gegen die Römer, war der Erreichung nahe. Aber eben darum ward er bald der Gegenstand des Neides und Hasses seiner, auf ihre bisherige Souveränität eifersüchtigen Mitfürsten, sowol innerhalb als außerhalb des Cheruskervolks. Sein Schwiegervater Segest war der Erste, der von ihm abfiel und zu den Römern, auf deren Seite er mit seiner Gesinnung stets gewesen war, überging; und selbst sein Vaterbruder, der Fürst Inguimer, nach ihm der angesehenste unter den cheruskischen Häuptlingen, der anfangs tapfer an seiner Seite gegen Rom gekämpft hatte, konnte es auf die Dauer nicht ertragen, sich und sein Ansehen durch den Ruhm und die Stellung seines so viel jüngeren Neffen verdunkelt zu sehen, und ging während des Krieges gegen Marbod zur Partei des letztern über. Auch die Fürsten anderer deutscher Stämme wurden von Neid gegen den hochstrebenden Cheruskerhelden erfüllt, und einer derselben, der Rattenfürst Agandestrius, trat sogar heimlich mit dem römischen Kaiser Tiberius in directe Unterhandlung über die Beseitigung des gefährlichen Feindes. Er erbot sich, denselben aus dem Wege zu schaffen, „wenn man ihm zu diesem Ende von Rom aus Gift schicken wolle!“ Tiberius ließ das Schreiben vor dem Senate verlesen, und mit demselben zugleich die von ihm gegebene Antwort, in welcher er den schmachvollen Antrag, unter Hinweisung auf das Verhalten von Staatsmännern der altrömischen republikanischen Zeit, mit verdienter Verachtung zurückwies (Tacit. Ann. II, 88). Der so verrufene Tyrann, obgleich er die Gefährlichkeit der Idee Armin's: ganz Deutschland zu einem Reiche unter der Oberhoheit eines führenden Königs zu vereinigen, sehr wohl erkannte, dachte zu groß, um den Hentzer im Dienste deutscher Verräther zu machen. Er überließ es den deutschen Fürsten, dem Befreier Deutschlands den Judaslohn zu geben (vgl. Stahr: Tiberius S. 298 und 99, II. Ausg.), der denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Seine eignen Volksgenossen erhoben sich gegen ihn, und nach schwankendem Erfolge des ausgebrochenen Parteitampfes fiel er, „der unzweifelhafte Befreier Deutschlands“, von den Römern unübertunden, durch die verrätherische Hand seiner eignen Verwandten, nur siebenunddreißig Jahre alt, im zwölften Jahre seiner Machtstellung.

Aber die Strafe für diese Greuelthat des schwärzesten Undanks, den selbst der große römische Schriftsteller, dessen Volke sie zu Gute kam, im Gefühle der Größe des Mannes, mit Worten voll tragischen Mitleids offen zu brandmarken sich gedrungen fühlt, blieb nicht aus. Nachdem sie den Nationalhelden verrätherisch ermordet hatten, geriethen die Cheruskerhäuptlinge unter sich in Kampf um sein Erbe. Es kam zu den heftigsten innern Kriegen, in Folge deren die einst so mächtigen Cherusker tief von ihrer früheren Höhe herabsanken und schließlich sogar unter die Herrschaft der Ratten geriethen, die einst mit ihnen unter Arminius' Führung gegen Varus und seine Legionen gekämpft hatten. Als

Tacitus seine Germania schrieb, galten, wie er sagt, die einst so tüchtigen Cheruskier für ein schwaches und stumpfsinniges Volk (Germ. 36).

In jenen blutigen innern Parteikämpfen nach Arminius' Tode hatten im Verlaufe von kaum 26 Jahren fast sämtliche Mitglieder des cheruskischen hohen Adels und das regierende Königshaus, aus dem Arminius stammte, bis auf einen einzigen Sprossen ihren Untergang gefunden. Und so tief gefallen war das einst so stolze Volk der Römerbesieger, daß sie sich herbeiliessen, zur Herstellung ihrer zerrütteten Zustände sich nach Rom an den damaligen Kaiser Claudius zu wenden, und ihn zu bitten, ihnen einen König zu geben. Ich lasse hierüber den Bericht des Tacitus wortgetreu folgen. Er erzählt (Ann. XI, 16—18):

„In demselben Jahre“ (dem Jahre 47 unserer Zeitrechnung) „wandte sich das Cheruskervolk an Rom mit der Bitte, ihm einen König zu geben, da ihre edeln Häuptlinge durch die innern Kriege zu Grunde gegangen und nur noch ein einziger Sprosse ihres Königsgeschlechts übrig geblieben war, der zu Rom in Aufsicht gehalten wurde. Er hieß mit Namen Italicus und stammte väterlicherseits von Flavus, dem Bruder Armin's, mütterlicherseits von Actumer, dem Fürsten der Ratten. Er war von schöner Gestalt und in Waffentwerk und ritterlichen Künsten sowol nach heimischer deutscher als nach unsrer römischen Weise geübt. So stattete ihn denn der Kaiser mit reichlichen Geldmitteln aus, gab ihm ein Gefolge von Leibwächtern und forderte ihn auf, von der angebotenen und angestammten Ehrenstellung hochgemuth Besitz zu ergreifen, indem er ihn darauf hinwies, wie er der Erste sei, der in Rom geboren und zwar nicht als Geißel, sondern als römischer Bürger zur Uebernahme einer auswärtigen Herrscherstellung ausziehe. Im Anfange wurde denn auch sein Kommen von den Germanen freudig begrüßt, und der Umstand, daß, er unberührt von ihren Parteizwisten, alle mit gleich gutem Willen behandelte, hatte zur Folge, daß man von allen Seiten sich ihm zuwendete und ihn feierte, während er selbst hier freundliches und maßvolles Benehmen zeigte, womit er nirgend's anstieß, dort noch öfter Proben von Zechlust und Ausgelassenheit gab, wie sie dem Geschmade der Barbaren zusagen. Und so begann er bereits bei den ihm näher stehenden und bald auch in weitem Kreisen eine hervorragende Stellung einzunehmen, als gewisse Individuen, die sich bei dem früheren Parteihader wohl befunden hatten und die jetzt mit Neid und Argwohn auf seine Macht blickten, sich zu den grenzenachbarten Völkerschaften begaben und dort bekundeten: „Es werde Germanien seine alte Freiheit entzogen und der römische Machteinfluß wachse drohend empor. Ob denn so gar keine im heimischen Lande geborene Persönlichkeit zur genügenden Besetzung der obersten Stelle vorhanden sei, daß man den Sprößling des weiland römischen Fouriers Flavus über sie alle insgesammt auf den Schild heben müsse? Vergebens suche man (von Seiten der Partei des Italicus) den Arminius als Deckmantel in den Vordergrund zu stellen. Denn selbst des Arminius Sohn, wäre es geschehen, daß er, auf feindlichem Boden aufgewachsen, zur Regierung gekommen wäre, hätte, als ein von dem Pesthauche ausländischer Erziehung, Dienstbarkeit, Lebensgewohnheiten, kurz von lauter fremdländischen

Einflüssen verunreinigter Mensch ein Gegenstand der Furcht sein mögen. Und nun gar Italicus! Wenn! der seinem Vater in der Gesinnung nachschlage, so habe Keiner feindseliger als eben dieser sein Vater gegen das Vaterland und die heimischen Götter mit den Waffen gekämpft.“

So weit Tacitus. Was derselbe über den weiteren Verlauf der Regierung von Arminius' Neffen berichtet, werde ich zum Schlusse dieses Aufsatzes nachfügen. Hier aber erlaube ich mir aus der Darstellung des römischen Historikers die den Thumelicus betreffenden Folgerungen zu ziehen.

Erstens: Als die hier erzählte Erhebung seines Vettters Italicus stattfand, lebte Thumelicus bereits nicht mehr; er hat also keinen Falles das zweihunddreißigste Jahr erreicht.

Zweitens: Es muß seiner Zeit, nach Arminius' Tode, in Rom daran gedacht worden sein, den Sohn desselben nach Deutschland zu senden und als König einzusetzen; denn sonst hätten die Gegner des Italicus nicht darauf hinweisen können, daß, ganz abgesehen von dem Sohne des Römerfreundes Flavius, selbst des gepriesenen Arminius Sohn, wenn er zur Herrschaft gekommen wäre (si in regnum venisset), für seine Landsleute mit Grund ein Gegenstand der Furcht durch seine völlig ausländische Erziehung hätte sein mögen, und daß es daher vergebene Mühe sei, für Italicus dessen Verwandtschaft mit Arminius geltend zu machen.

Drittens: Die Unternehmung, den Thumelicus auf seines Vaters Thron zu setzen, muß — wodurch? wissen wir nicht — nicht zur Ausführung gekommen sein. Der Plan dazu könnte möglicherweise schon von Caligula gefaßt sein, über dessen Deutschland betreffende kriegerische Unternehmungen, sowie überhaupt über seine Regierung, wir durch den Verlust der bezüglichen Theile des Taciteischen Geschichtswerkes ohne alle zuverlässige Nachrichten sind, an deren Stelle nur offenbar tendenziöse Caricaturen übrig geblieben. —

Das ist Alles, was sich — freilich nur auf Combination und Vermuthung gestützt — über das Schicksal des einzigen Sohnes unfres Nationalhelden herausbringen läßt.

Was seinen Vetter Italicus angeht, so erzählt uns Tacitus, daß die Reider und Gegner desselben mit ihren Machinationen anfangs Erfolg hatten. „Sie brachten,“ sagt er, „durch solche und ähnliche Reden eine große Heeresmacht zusammen. Aber auch an Italicus schloß sich eine nicht geringere Anzahl an. Denn er hob überall offen hervor: „er habe sich seinen Landsleuten nicht gegen ihren Willen gewaltsam aufgedrängt, sondern sei von ihnen gerufen worden, weil er, wie Jedermann bekannt, an Adel der Abkunft allen Uebrigen (die etwa noch Ansprüche erheben könnten) voranstehe. Seine sonstige Tüchtigkeit möchten sie jetzt auf die Probe stellen und zusehen, ob er sich seines Vaterbruders Arminius und seines Großvaters Actumer würdig bewähre. Auch über seinen Vater brauche er nicht schamroth zu werden, da derselbe ja nur die mit Zustimmung der Germanen übernommene Dienstpflicht treulich bewahrt habe. Daß der Freiheit Gefahr drohe, sei ein falsches Vorgeben solcher Leute, die, als Menschen moralisch entartet, für das Gemeinwohl verderblich, alle ihre Hoffnung nur auf innere Parteiwietracht setzten.““ Die Menge empfing diese seine Er-

Klärung mit begeistertem Beifall, und bei der darauf folgenden großen Schlacht zwischen den Barbaren blieb der neue König Sieger. Später durch sein Glück in Uebermuth verfallen und vertrieben, ward er durch die mächtige Hilfe der Longobarden wieder in sein Reich eingesetzt, war jedoch in Glück und Unglück ein Unsegen für die politischen Verhältnisse der Cherusker."

Damit enden die letzten Nachrichten, welche wir über die Schicksale des letzten Sprossen der Familie des Arminius besitzen.

Was die Cherusker betrifft, welche schon Cäsar in seinen Memoiren über den Gallischen Krieg (VI, 10) als eines der Hauptvölker hervorhebt, so sanken sie nach Italicus Tode tiefer und tiefer von ihrer einstigen Höhe herab. Die letzte Zeit, in welcher ihrer vorübergehend Erwähnung in unsern alten Quellen geschieht, ist der Anfang des vierten Jahrhunderts. Von da ab verschwindet selbst ihr Name in der Geschichte.

Aber es bleibt ihnen der Ruhm, geführt von ihrem großen Fürsten Arminius, dem erobernden Vordringen römischer Herrschaft in Germanien ein Ziel gesetzt und Deutschland vor dem Schicksal der Romanisirung, wie es Gallien erfuhr, nachhaltig bewahrt zu haben.

Als neunzehnhalb Jahrhunderte später in unsern Tagen der große Gedanke des cherusischen Nationalhelden durch den siegreichen Preußenkönig Wilhelm wieder aufgenommen und glücklich ausgeführt wurde, da war es nur eine gerechte Huldigung, welche das jetzt unter Oberhoheit eines Kaisers geeinte Deutschland durch Aufrihtung von Armin's Denkmal, unweit der Stätte seines welt-historischen Sieges, dem „zweifellofen Befreier des deutschen Volkes" darbrachte. Es wäre schön gewesen, wenn außer dem greisen Kaiser der neu vereinten Deutschen auch die sämmtlichen andern deutschen Fürsten und Könige bei diesem in seiner Art einzigen historischen Feste nationaler Erinnerung am 16. August des Jahres 1875 als Zeugen erschienen wären. Aber sie zogen es vor, demselben — bis auf einen einzigen, den patriotischen Herzog von Meiningen — fern zu bleiben. — Möge diese Enthaltung kein Zeichen übler Vorbedeutung sein für die Zukunft des endlich wieder geeinten Deutschlands und des neuen Reiches deutscher Nation! —

Montenegro.

Tagebuchblätter

von

Siegfried Kapper.

VI.

Es ist der stari dvor, in dem ich untergebracht bin, die Residenz des letzten geistlichen Regenten Montenegro's, Peter's II., die dieser, 1847 erst, selbst erbaut, und darin er, drei Jahre später, gestorben; dann nach ihm seines Bruder-Johnes und Nachfolgers, des ersten weltlichen Fürsten, Danilo, und nach dessen Tode die des jetzt regierenden Fürsten, bis zum Jahre 1864, in welchem dieser in den novi dvor, die neue Residenz, übersiedelte, worauf die bisherige mit dem Prädicate stari, der alte (Hof nämlich), in den wohlverdienten Ruhestand versetzt wurde. Es sind noch dieselben Stuben, dieselben Tapeten, dieselben Tische und Stühle; wiewol bereits ziemlich schadhast, doch immer noch wohnlich genug. In dem Gemache, darin ich einlogirt bin, hat Peter II. sein Schwanenlied gesungen, die „Slobodijada“, die nach seinem Tode, da man sie bereits für verloren gehalten, Vjubomir Nenadowitsch im Manuscript wieder aufgefunden und herausgegeben; in dem Gemache nebenan ist er gestorben. In diesen Gemächern führte Danilo den Ernogorcen [die Fürstin] zu, die sie seit vierhundert Jahren wieder die erste als die ihre begrüßen durften; in ihnen stimmte über seiner Leiche die Wittwe die noch heute im Volksgesange fortlebenden Klagelieder an. Hier auch, am Sarge seines Oheims, empfing der jetzt regierende Fürst Nikolaus Mirko Petrovitsch die Huldigung der Ernogora und der Brda.

In diesem „alten Hofe“ untergebracht zu werden, ist, wenn man will, eine Auszeichnung, jedenfalls aber eine Wohlthat. Eine Auszeichnung, insofern es der Staat im Vereine mit dem Staatsoberhaupte ist, der hier Gastfreundschaft übt, wiewol diese nicht Ausnahme, sondern, so weit Raum vorhanden und nicht etwa Personen zugegen sind, denen, wie z. B. Gästen des Fürsten und den Beauftragten fremder Regierungen, selbstverständlich der Vorgang gewahrt bleiben muß, jedem anständigen Fremden gegenüber allgemeine Regel ist. Jedenfalls

aber eine Wohlthat, da es dem Fremden, der, wenn auch nur an ein noch so bescheidenes Maß von Comfort gewohnt ist, Cetinje zu besuchen oder da einen längern Aufenthalt zu nehmen ohne sie gar nicht möglich wäre. Zwar gibt es in Cetinje auch ein Hotel, erbaut im Jahre 1864 auf Actien und, so viel man jetzt noch sieht, ursprünglich auch ganz gut eingerichtet: Billard, Speise-, Kaffee- und Spieltische, Rohrstuhl, Spiegel, Bilder im Parterre, Passagierzimmer im oberen Stockwerke. Es hat sich jedoch nicht halten können, und zwar einfach, weil die Bedingungen dazu eben nicht vorhanden waren. Man rechnete auf die Fremden. Die Zahl derselben ist jedoch im Ganzen eine viel zu unbedeutende, als daß sie dem Bestand eines derlei Unternehmens zur Grundlage dienen könnte. Es vergehen oft Wochen, namentlich in der kältern Jahreszeit, ohne daß auf Cetinje ein Fremder sich blicken läßt. Zudem widerspricht es dem nationalen Schicksalssinne, Personen z. B., die in Staatsgeschäften kommen, wie Consuln, Generale und Officiere befreundeter Staaten, in einem „Han“ einkehren zu lassen. Sie müssen und werden auf noch lange Zeit hinaus stets die Gäste des Staates bleiben. Man rechnete auf die Wojwoden, Serbaren u. s. w., die, oft genug, in Angelegenheiten ihrer Districte sowol wie des ganzen Landes zu erscheinen bemüht sind. Allein man vergaß die alte montenegrinische Gastlichkeit, die beinahe allgemeine Verbrüderung und Verschwägerung in Betracht zu ziehen, die es dem Ankommenden geradezu zur Pflicht macht, vor Allem der Gast seines Freundes zu sein, sowie dieser in umgekehrtem Falle auch von seiner Gastfreundschaft Gebrauch machen würde. Die Unbemittelten aber, und ihrer ist die große Masse, die täglich ab und zu kommen, die Einen, um bei dem Senate eine Appellation anzubringen, die Andern, um bei dem Senator ihres Districtes, der hier residirt, sich Rathes zu erholen, waren ohnehin nicht in Rechnung zu bringen. Sie theilen mit ihren Stammesverwandten, die hier wohnen, oder sonst mit einem „Bundesbruder“ die Diele seiner Hütte und auch die Schüssel. Und so steht denn das Haus leer und still, nach zehn Jahren schon eine halbe Ruine. Wie Gespenster hausen darin ein beschäftigungsloser Pächter und sein Weib, die, wenn Jemand eintritt, zwar zum Vorschein kommen, auf die Frage aber, was zu haben sei, achselzuckend und stumm, einer Vision gleich, sofort wieder verschwinden. Das Terrain, das, so wie die ungerechtfertigte Hoffnung auf einen guten Ertrag, die Actionäre, meist Kaufleute aus den Bocche, längst aufgegeben, behauptet um so unbestrittener und ungestörter ein nach Hunderttausenden zählender Schwarm Fliegen. Dem Fremden dagegen, der im stari dvor nicht Raum findet oder sonst für denselben nicht angethan ist, z. B. Kaufleute, die in eigenen Geschäften, Ausflügler, die zu eigenem Amusement kommen, bleibt allerdings nichts übrig, als sich nach einem „Bundesbruder“ umzuthun und auf seiner Diele wie in seiner Schüssel sich mit der ganzen Hausgenossenschaft nach Möglichkeit einzurichten. — —

Ein herrlicher, wiewol bereits etwas weit vorgerückter Vormittag. Durch die geöffneten beiden Fenster meiner Stube fällt der volle Sonnenschein und ergießt vom nahen Orlov-Orsch und der Brtijelka, zwei in der Geschichte dieses Thales wiederholt mit Ruhm genannten Ruppen, in vollen Sagen sich der salbedurchduftete Luftstrom. Unter den Fenstern ein hin und her wogendes Summen,

als schwärmte da unten ein Heer emfiger Bienen. Es sind, wie ein Blick aus dem Fenster mich belehrt, die Studenten der verschiedenen, im Parterre des stari dvor untergebrachten Schulen, kleinere und größere Knaben, darunter selbst behärtete junge Männer, in Sandalen und groben, weißwollenen Kitteln, mit Rechentäfelchen, Büchern, Theken und Mappen unter den Armen, die da, einzeln und zu mehreren beisammen den Hof auf und nieder messend, ihre Aufgaben einstudiren. Ich merke eine Weile auf und höre, wie ein kleiner Junge zwei ältern, deren Einem schon ein Schnurrbart auf der Oberlippe dämmert, die Hauptsätze der Multiplication in Brüchen explicirt. Unter der Diele meiner Stube, in dem Raum gerade unter mir, ein seltsames, eintöniges Durcheinandermelodiren verschiedener Stimmen. Es sind die jungen Theologen, die für ihren künftigen Priesterberuf die altüberkommenen Kirchentweisen einüben. Also Lernen! Wo vor Kurzem nur noch die Kugel im Feuerrohr und der Handjar im Gurt galt, nun die ersten Flügelschläge rege werdenden Bildungsdranges; — ein Morgengruß, wie er an solchem, von der großen Heeresstraße der Kultur weit abseits gelegenen Orte, sympathischer dem Fremden fürwahr nicht werden kann!

Nun tritt auch mein junger juristischer Freund bei mir ein, Gavro Miljanov, den zur Unterstützung bei meinen Studien der Fürst so gütig war mir an die Seite zu geben, und wir beginnen unsre Umschau.

Am nächsten zur Hand läge wol der stari dvor. Allein, ich bin in diese Berge gekommen, um an Ort und Stelle die Geschichte derselben zu studiren, und werde daher so weit thunlich, auch örtlich an die historische Folge mich halten. Vor Allem daher an die Stätte, von der die Geschichte Montenegro's eigentlich erst ihren Ausgang genommen, ja, vor der es ein Montenegro noch gar nicht gegeben, — zum alten Kloster!

Wir treten in den Hof hinab und aus diesem durch die nächste Hinterpforte in's Freie. Und da liegt es, zu unsrer Rechten, außerhalb und abseits des Ortes, ein Conglomerat von Bauten aus verschiedenen Zeiten, hingelehnt an die grauen, nur mit spärlichem Gesträuch bekleidete Felsenlehne in massigem Rohbau ohne allen Schmuck und Zierrath, umgeben von einem, die Lehne hinangeführten Viereck alter, cyclopischer Mauern, nicht düster, aber ernst und streng, wie Einer, der all' sein Leben viel harten Kampf zu bestehen gehabt, und daher, vor Allem auf seine Sicherheit bedacht, sich danach auch eingerichtet hat. Der Gründer und Stifter desselben war Ivan Crnojevič, bis auf den heutigen Tag der gefeiertste Held des crnogorischen Volkes und wohl bekannt unter dem Namen Ivan-beg und geachtet selbst bei den benachbarten Türken. Gleich seinem Vetter Standerbeg gefürchtet von den Osmanen und geschätzt von den Venezianern, hatte er nach dem Tode desselben, verkauft von den Letztern, vor dem immer weiter vordringenden Halbmond Schritt für Schritt sich zurückziehen müssen, zuerst an das obere Ende des Skutarisees, dann auf die demselben nächstgelegenen Berge, auf die Feste Obod, die er sich daselbst erbaute, bis er endlich, da er die reichen Kirchenschätze, die er aus der zerstörten Metropole Rom auf der Insel Branjina hierher gerettet, auch hier nicht mehr sicher wähnte, am Fuße des Lovtischen in der Einsamkeit dieses unzugänglichen Thalgrundes das Kloster Cetinje erbaute,

und darein die geretteten Kirchengüter sowol wie seine Hoffnung auf kommende bessere Tage hinterlegte. Das von ihm erbaute Kloster indeß stand nicht an der Stelle des gegenwärtigen, sondern unweit von diesem auf der Wiese unten, wo heute noch Mauerreste den Grundriß, wenigstens der Kirche, erkennen lassen. Im Jahre 1623 wurde dieser ursprüngliche Bau von den in diesen Bergen damals zahlreich angesiedelten Türken eingeäschert und für den Neubau nun erst die gegenwärtige Stätte ersehen. Aber schon 1786 von Sulejman Begalji Pascha und gleich darauf wieder von Duhman Köprili Pascha wurde dieser zu großem Theile in die Luft gesprengt und zuletzt auch noch 1785 von Kara Mahmud Pascha verwüstet und des letzten Restes der Kirchenhabe beraubt. Daher auch das sofort erkennbare verschiedene Alter fast jedes einzelnen Stückes.

Von Ferne schon macht das Ganze durch Umfang und Gestalt sich bemerkbar. Hochgelegen, zwei Reihen offener Bogengalerien, an diese sich anschließend rechts die von außen als solche kaum erkennbare Kirche und hinter und über sie gelagert zwei kleine, massive, einfenstrige Baue, offenbar die älteste Partie, das eigentliche alte Kloster; links sodann ein zwei Stockwerke hohes, breites, ansehnliches Gebäude mit zwei Fensterreihen nach dem Thale zu, also offenbar Anbau aus neuerer Zeit; das Ganze hochüberragend ein vier Stockwerke hoher, weißgetünchter Thurm, ein die ernste Stimmung desselben merklich störender Anachronismus aus den Tagen Peter's II., des letzten Wladychen, und in allem Andern sonst so fein fühlenden Poeten; hoch oben endlich auf dem Kamme des grauen Felsenhintergrundes der ehemalige Schädelthurm, auf dem als Trophäen die Köpfe der im Kampfe Erschlagenen aufgepflanzt zu werden pflegten, nun Glockenthurm.

Ein gutgehaltener Fußsteig längs der Umfassungsmauer des stari dvor führt uns näher und zwar zuvörderst an einen kreisrunden, von einem steinernen Walle umringten Platz, wie versichert wird, genau vom Umfange der großen Glocke des Moskauer Kreml, in Wirklichkeit von der Größe etwa der Dreschtennen, auf denen man zum Entkörnen des Getreides der im Kreise herumtrottenden Pferde sich bedient. Es heißt auch guvno, und zwar Ivanbegovo, die Tenne Ivan-begs, d. i. Ivan Crnojevitich, und hat, wie nicht zu zweifeln, dem Kloster einst auch als solche gedient. Es war dies aber auch in früheren Zeiten der Versamlungs- und Berathungsplatz der Stammes-Häupter, die darin im Kreise umher sitzend mit den Wladychen die gemeinsamen Angelegenheiten der damals noch mehr oder minder autonomen Stämme beriethen und über Krieg und Frieden mit den Türken entschieden, das Forum der Crnagora. Hier an einem Herbsttage 1707 wurde die crnogorische Wesper beschlossen, die Ausrottung des auf der Crnagora sich immer mehr ausbreitenden Moslims in einer Nacht, und hierher am Weihnachtsmorgen darauf brachten die fünf Brüder Martinovitch — die Vorfahren des uns bereits bekannten Rhapsoden — die Nachricht, daß das Blutwerk in der verfloffenen Nacht geschehen. Hier hielten Bul Manduschitsch und Bul Mitschunovitch die zündenden Reden, auf die der Sieg in den Schluchten des Carev-laz folgte; hier conferirte General Mortier mit Peter I. und den versammelten Vojvoden; hier noch 1830 wurde Peter II. zum Wladychen ausgerufen. Durch eine höchst einfache Pforte, wenige Schritte

von dieser Stätte, gelangt man über einige Treppen in den mit Steinplatten belegten Hofraum — auch hier die charakteristische kamena avlija — und aus diesem links in das oben erwähnte neuere Gebäude, dessen zweites Stockwerk der Herr des Hauses, der gegenwärtige Metropolit der Ernagora, inne hat, dem vor Allem unsere Aufmerksamkeit zu machen wir uns verpflichtet erachten.

Bischof Hilarion Roganovic, der unsern Besuch sofort und ohne alle Umstände annimmt, ist ein stattlicher, kräftiger, ungenirtter Mann in schwarzem Mönchsgewand mit violetterm Gürtel und Goldkette mit emailirtem, amethystgefaßtem Christusmedaillon um den Hals, starkem schwarzem Vollbart und eben solchem langem Haar, beides bereits ergrauend. Er mag nicht fern vom Ende der Vierzig sein. Der ausgeprägt slavische Kopf, der einigermaßen an den russischen Typus mahnt, zeugt von Verstand, Charakterstärke, Energie und dabei doch kluger Selbstbeschränkung. Höchste einfaches Benehmen, offenes Auge und gerades Wort, keine Spur von der üblichen, händelnden, augenverdrehenden und mundberziehenden Prälatenleutseligkeit; diesen Eigenschaften dankt er auch die allgemeine Beliebtheit und Achtung, die er genießt, ihnen Montenegro all' die Verdienste, die er unbestritten um dasselbe sich erworben. Er war vor dem Mönch im Kloster Ostrog gewesen. Die gänzliche Trennung von Staat und Kirche auf Montenegro, die mit dem Regierungsantritte Danilo's sich vollzog, der, zum Bischof-Regenten berufen, den Bischof aufgab und sich dafür den Fürstenhut aufsetzte, ist mit sein Werk und hätte ohne seine Zustimmung schwerlich so leicht und so bald sich befestigt. Bischof Hilarion hat aber noch andere Beweise seiner patriotischen und freidenkenden Gesinnung gegeben, indem er, für sich selbst und sein Oberhirtenamt in die Reihen der Diener des Staats zurücktretend und mit einem bescheidenen Jahresgehälter sich begnügend (2000 Gulden!), auf alle mit dem Bladykat und den Klöstern bisher verbundenen Einkünfte für alle Zukunft verzichtete und sie der Errichtung von Volksschulen widmete. Die 52 Volksschulen, die Montenegro jetzt bei einer Bevölkerung von nicht viel über 130,000 Einwohnern besitzt, und deren es, bei der außerordentlichen Armuth des Landes, ohne ihn ganz gewiß entbehren müßte, wurden bis ganz vor Kurzem ausschließlich aus diesem von ihm dem Staate abgetretenen Kloster- und Kircheneinkommen erhalten, und erst jetzt, nachdem dasselbe nicht mehr ausreicht, tritt für das Abgehende die Besteuer der Bevölkerung ein. Bischof Hilarion ist aber auch ein Mann, der für seine Person Bedürfnisse nicht kennt und dem daher der Verzicht auf die Mittel zur Befriedigung derselben unschwer leichter werden konnte, als manchem andern Herrn Prälaten. Die drei Stuben, die er bewohnt, sind, nach unserm Begriffe, sogar mehr als ärmlich, kahle, weißgetünchte Wände, — nur an einer bemerkte ich eine alte Lithographie des Kaisers Nikolaus und ein photographisches Tableau der Theilnehmer an der Moskawaufahrt, denen auch er sich angeschlossen hatte, — im Empfangszimmer ein schadhafes Sopha, ein Tisch und einige Stühle, im Schlafzimmer ein Bett und eine Etager, das ist Alles. All' sein Hofstaat ist — der Kirchendiener, all' seine Tafelfreude dieselbe Gastadina, die auch das Festmahl seiner Alumnus ist.

Es ist sicherlich bezeichnend für den Mann, daß er, indem er zuvorkommend sich selbst uns zum Führer anbot, vor Allem uns zu dem für ihn Wichtigsten

geleitete, zu seinen djaci, den Alumnus des theologischen Seminars, aus denen die künftigen Schullehrer des Volkes hervorzugehen haben werden. Unterrichtet werden diese in der theologischen Schule, im stari dvor unten. Wohnung und Verpflegung haben sie hier im Kloster. Wir treten zuerst in die Wohn- und Schlafräume, die in dem Stockwerke unterhalb der Wohnung des Bischofs sich finden, zwei Stuben, eines für 13, das andere für 14 Zöglinge eingerichtet, saubere eiserne Betten mit Matratzen und Wolldecken, für die kleinen Räume allerdings etwas zu viel, besonders im Winter, da nicht geheizt und nur wenig ventilirt werden kann. Nebenan die Stube des Igumen (ἐγόμενος), ihres Präfecten. Im anstoßenden Tracte der Speisesaal und die Klosterküche. Ersterer, eine lustige Halle unmittelbar unter dem Dachgebälk, will allerdings nur im bescheidensten Sinne verstanden sein. Es ist eben zu Mittag geläutet, und wir treffen die jungen Theologen und Pädagogen, es mögen ihrer an die dreißig sein, über ihrem Mittagmahle. Die Kost reichlich und schmackhaft, Reis, Lammfleisch, Kraut, Rothwein und Weizenbrod. Die lange Tafel reinlich und anständig gedeckt, selbst Servietten — ein Luxus, könnte man sagen, an dem vom Hause aus wol keiner dieser, größtentheils höchst dürftig anzusehenden Scholaren gewöhnt ist und dessen er in seiner künftigen Stellung wahrscheinlich auch wieder wird entbehren müssen. Mag sein; aber immerhin eine sehr lobenswerthe Angewöhnung an Ordnung und Sauberkeit. Die Unterhaltung ist lebhaft, aber nicht lärmend, wie überhaupt den jungen Leuten viel Ernst anzusehen ist. Die Küche nebenan stellt sich gleichfalls nur als ein Stück Dachboden — wie wir sagen würden — dar. Rußgeschwärzte Mauern und rußglänzendes Dachgebälk; der steingepflasterte Fußboden zugleich Herd; über dem Feuer, das durch einen ganzen Baumstamm genährt wird, an einer langen Kette noch der eiserne Kessel. Ein ruffiger Gigant fungirt als Koch, die Küchenmagd schlüpft wie ein Schatten durch die dunkeln geschwärzten Räume.

Wir steigen zu den Galerien empor. Nur die Steintreppen, die hinanführen, sind gewölbt. Sonst über uns nur Balken und unter uns nur Bretter, über die wir hinschreiten. Die erste Galerie communicirt mit dem vorerwähnten Gebäude, die zweite enthält die Glockenstühle. Die älteste der drei Glocken, die hier aufgehängt sind, ist vom J. 1678. Man sieht darauf ein Crucifix, eine Muttergottes und noch einen Heiligen. Eine Widmung findet sich nicht. Die interessanteste ist die vom Jahre 1718 aus der Regierungszeit Daniel's, des ersten Bladyken aus dem noch jetzt regierenden Hause Petrovitsch-Mjegusch und eigentlichen Wiedererweckers der Enagora. Sie trägt die für manche historische Klarstellung sehr wichtige italienische Inschrift: „Daniel metropolita di Scanderia et oltra marina.“ Die Dritte ist eine Stiftung der Stadt Cetinje vom J. 1867 aus Anlaß der Cholera, die damals, zum ersten Male auf Montenegro, hier gewüthet und der auch der Vater des jetzt regierenden Fürsten, der Großvojvode Mirko Petrovitsch, erlegen.

Und nun auch zu dem, was für uns das Wichtigste ist — zu den eigentlichen alten Klosterräumen. Sie nehmen den Raum rückwärts der Galerien ein und erstrecken sich von da in die beiden thurmartigen alten Bauten oberhalb der Kirche. Mästerdicke Mauern, finstere, enge Gänge, schmale Thüren, wenige

kleine, mit schweren Eisenstäben versehene Fenster, und diese nicht in's Freie, sondern auf die Gänge und auf die Felsenlehne hinaus. Der Zellen sind nur wenige, und die Anzahl der hier wohnenden Mönche mag wol nie vier bis fünf überschritten haben. Die merkwürdigste unter ihnen ist unstreitig die, in der ehemals die Bladyten, die bischöflichen Regenten der Ernağora, residirt, und in der auch der vorlehte derselben, Peter I., den das Volk nun als sveti Petar crnogorski als seinen nationalen Heiligen verehrt, durch 39 Jahre (1791—1830) gewohnt, gelebt, regiert und während der napoleonischen Kriege mit Frankreich, Rußland, England und Oesterreich verhandelt und Noten gewechselt. Es ist das ein kleines Gewölbe, dem der Name eines Gemaches wol nicht gegeben werden kann, roth getüncht, in welchem außer einem Bett, einem Tisch, einem Stuhle und einem Betpult mit einigen Heiligenbildern darüber, nichts weiter Platz hat, — eine Zelle beschränktesten Umfangs, in der jetzt in der That auch ein alter Mönch, nebenbei gesagt, der einzige des Klosters, der zugleich das Amt als Hüter des Grabes des Verewigten versieht, seinen Aufenthalt hat. Licht fällt nur durch ein einziges kleines Gitterfenster herein. Das Ganze ist ohne alle Frage weit schlechter, als nach unsern Begriffen selbst für ein Gefängniß statthaft ist. Und doch noch schlechter ist der Raum, in welchem dieser merkwürdige Mann, im 81. Jahre seines Lebens, gestorben. Damals schon ein Gewölbe ohne Licht und Luft, heute — eine Holzkammer. Die Ziegel des Fußbodens sind dieselben, auf die damals sein Sterbelager gebreitet gewesen, — ein Bund Maisstroh. Das finstere Gewölbe gleich nebenan mit dem kleinen Gitterfenster auf den dunklen Gang heraus war das Wohn- und Arbeitscabinet des montenegrinischen Staatssecretärs. Aber so war es ehemals. Vor der Nothwendigkeit der Sicherheit mußte alles Andere zurücktreten. Daher auch der Fenster so wenig und der Schießscharten überall so viel als möglich. Dennoch will ich nicht verschweigen, daß der Mangel an Pietät gegenüber denkwürdigen Stätten, dem ich übrigens hier nicht zum ersten Mal begegnete, mich recht peinlich berührte. Sollte denn der Mangel an Raum auf Cetinje gar so groß sein, daß man nicht wenigstens die Stätten, wo der merkwürdigste Herrscher der Ernağora, Peter I., und der größte Dichter der Südslaven, Peter II., ihre Seelen ausgehaucht, dem täglichen profanen Gebrauche entziehen und der Erinnerung unentweicht bewahren könnte? Oder hat man auf Montenegro nur Betpulte und Verse, um die großen Todten zu feiern?

Zur Kirche, der Metropolitankirche Montenegro's und vordem der gesammten rechtgläubigen Christenheit bis hinab an die Adria, führen zwei Wege, der eine von außen her, der andere aus dem Hofe. Sie ist ein ganz unansehnlicher Bau, nicht größer als eine recht kleine Capelle, in Kreuzform zwar, sonst aber durchaus primitiv und ohne alle architektonische Bedeutung. Eine Steintafel, aus den Ruinen unten auf der Wiese hieher übertragen und in das Gemäuer nach der Hofseite zu eingefügt, nennt in altslavischer Inschrift den Namen des Stifters, des „sündigen Knechtes der Gottesgebärerin“, Ivan Ernojević, und das Jahr der Stiftung 1483. Ueber dem Eingange rechts und links gewahrt man je ein mit schwarzem Sammet verdecktes Grab und auf jedem derselben einen Säbel mit sammt Gehänge, — jenes das Grab des Fürsten Danilo, demselben gegen-

über das seines ältern Bruders, des Großvojboden Mirko, des Siegers von Grahovo. In der Nische rechts befindet sich das Grab Peter's I., des nunmehr heiligen, bedeckt mit Goldbrokat und umhängt mit Heiligenbildern. An demselben, wenn er der Liturgie anwohnt, hat auch der Fürst seinen Platz. Die Stelle des bischöflichen Stuhles, einen Schritt hinter demselben weiter zurück, vertritt — ein kleiner Fußschemel, auf dem der Metropolit während des ganzen Gottesdienstes stehend ausharrt. Nur die Fürstin und der vierjährige Erbprinz Daniel nehmen neben dem Fürsten zuweilen ihren Platz, der übrigens so beschränkt ist, daß in der That für Niemand mehr Raum bliebe. Alle Andern, auch die Mutter des Fürsten, Gospodja Stane Mirkova, müssen sich in dem nicht minder beschränkten Schiffe bequemen. Das Ikonoastasion ist ein einfaches Holzgestell, die Vorhänge daran von billigstem Stoff, die Bilder von allerprimitivster Art. Das Ganze ein berebtes Denkmal wiederholter Plünderung, ein lautes Zeugniß allgemeiner Armuth. Und doch betritt diesen Raum der Sohn der Berge nur mit Schauern tiefster Ehrfurcht, und weht durch denselben ein Zug weltgeschichtlichen Odems, dem selbst der Fremde sich zu entziehen nicht vermag.

VII.

Ein Gebierte blaßroth getünchter Mauern; in jeder der vier Ecken ein runder Thurm, kegelförmig eingebacht und mit einem Wetterfahnen auf der Spitze; dann ein langer, ein Stockwerk hoher Bau, ohne alle Verzierung, ja ohne Anwurf, mit einer langen Reihe kleiner Fenster und grüner Fensterläden, der es von einem Ende zum andern in zwei gleiche Hälften theilt, von denen die eine, mit dem grünen Thore, als Vorhof, die andere, mit der Wohnung des Besorger's, als eine Art Gras-, Gemüse und Baumgarten dient: das ist der stari dvor, oder, wie das Volk und selbst der Sänger Savo Martinowitsch in seinen chronikalen Rhapsodien ihn zuweilen nennt, das „billard“, nicht etwa von irgend welcher Ähnlichkeit, sondern nach einem factischen Willard, welches der Erbauer, Peter II., zu seinem Zeitvertreib darin hatte aufstellen lassen, — halb noch Castellkloster, halb bereits Palais und Regierungshôtel, beides, versteht sich, nur in kühnster Metapher, wie denn in der That auch die letzten Tage des alten geistlichen Regiments und die ersten des neuen weltlichen einander darin berührten. Eine breite Treppe, angebracht gerade in der Mitte der dem Kloster zugekehrten Front, führt uns hinan. Oben angelangt, treten wir in einen Corridor, der den Bau der ganzen Länge nach durchzieht. Die Abtheilung rechts, ehemals durch eine schwere eiserne Thür verschließbar, umfaßte die Appartements des letzten Wladiken und nach ihm des ersten Fürsten: im Vergleiche mit der Wladikenzelle im alten Kloster drüben allerdings sardanapalische Räume; nach unsern Gewohnheiten eine Flucht landstädtisch bürgerlicher Stuben, gegenwärtig etwas verwahrlost und für Gäste bestimmt. Die Abtheilung links, gleich ursprünglich zu Regierungszwecken bestimmt, umfaßt auch heute noch die Kanzleien der upraviteljstva, d. i. der centralen Directionen der verschiedenen Verwaltungszweige, den großen Repräsentations- und Versammlungsaal und in einem an-

gebauten besondern Tract den Senat. Unter den Kanzleien jedoch darf man sich keineswegs Labyrinth von Bureau in dem uns gewohnten Style vorstellen. Man liegt an einer kleinen Thür in serbischer Sprache: „Verwaltung der Finanzen“. Man tritt ein und findet eine kleine Stube mit einem mäßigen großen Tische, einer Bank und einem Schranke für die Schriften. Der Upravitelj financie, gegenwärtig der Senator Pejo Cerovitsch, und sein Schreiber sind die einzigen Beamten dieses Departements. Man liegt an einer andern Thür „Verwaltung des Kriegswesens“, und findet eine gleich eingerichtete Stube und darin weiter keinen Beamten als den Chef des montenegrinischen Heerwesens, den Vojvoden Mlija Plamenac und seinen Ablatus Martinovitsch, einen Sohn des Rhapsoden. Und so in allen Kanzleien. Auch der erwähnte Saal ist nur eine einfache, mehrfenstrige, große Stube, ohne allen und jeden Schmuck, die nur bei festlichem Anlasse, z. B. wenn der Fürst darin das jährliche Sylvesterbankett gibt, mit einigen Fahnen ausgestaffirt wird, außerdem aber zur Unterbringung allerlei bei Seite gesetzter Dinge dient. So fand ich z. B. darin, als ich für das kranke Kind eines Senators nach einer einfachen Arznei suchte, zwar nicht das Gesuchte, dafür aber einen ganzen verstaubten Kasten voll der seltensten und am allerwenigsten gebrauchten Medicamente, und zwar in geradezu fabelhaften Mengen, darunter z. B. einen großen Glaspfopf voll — Strychnin, das, Spaß bei Seite, gerade genug gewesen wäre, die ganze türkische Armee durch Starrkrampf zu tödten. Es wäre nicht uninteressant, den Namen des Doctors zu erfahren, in dessen „Verordnungssystem“ dieses menschenfreundliche Alkaloid eine so bedeutende Rolle spielt, daß er für nöthig fand, auf Staatskosten einen so ungeheuren Vorrath desselben einlagern zu lassen!

Nicht minder enttäuscht würde Derjenige sich finden, der, verleitet durch den klangvollen Namen „Senat“, die Räumlichkeiten, die die oberste Behörde des montenegrinischen Staates in sich schließt, sich irgend anders dachte. Zwei kleine Stuben, communicirend mit einander durch ein in die Scheidewand gebrochenes kleines Fenster; die kleinere für den Secretär, der darin den Verhandlungen des Senates antwohnt, durch besagtes Fensterchen alle Vorgänge in dem anstoßenden Raume übersieht und mit dem Präsidenten und den Senatoren verkehrt; die größere, der eigentliche Verhandlungssaal, mit einem Zugange auch von der Straße, getheilt durch eine Barriere in zwei Abtheilungen, deren innere für die Senatoren bestimmt ist, die da, zu beiden Seiten des Präsidenten, auf einer einfachen hölzernen Bank ihre Plätze haben, während die äußere den Parteien und ihren Begleitern ohne Beschränkung freisteht. Der Senat ist Central-Instanz in allen Angelegenheiten der Verwaltung sowol wie der Rechtspflege, und Jedermann, fühlt er sich beeinträchtigt durch die eine oder die andere, kann ohne alle Umstände vor ihm seine Beschwerde vorbringen. Die Verhandlung ist mündlich und öffentlich. Jede Partei kann ihre Gründe und Gegenstände ungenirt auseinandersetzen, ihre Zeugen vorführen, und ist ihnen allen die vollständigste Redefreiheit gesichert. Der Vorsitzende stört Niemanden und greift nur in Red' und Antwort so weit ein, als die Klarstellung der Sache, allenfalls auch die friedliche Beilegung es erfordert. Die Senatoren sodann, wenn Letzteres nicht gelingt, fällen ihr Urtheil. Aber auch mit diesem sich zu-

frieden zu geben, ist Niemand gehalten, und oft genug enden Verhandlungen, nach beidertheiligem Aufwand nicht selten staunenswerther Beredsamkeit, mit der Erklärung des sachfälligen Theiles: „Schönen Dank, meine Herren, aber ich gehe zum Fürsten!“ Denn die letzte Instanz, die infallible Autorität schließlich ist bei diesem. Ist er gerade zugegen, was oft genug der Fall ist, denn Fürst Nikolaus liebt es, überall persönlich zuzuschauen, so nimmt er die Sache gleich selbst vor und entscheidet. Beide Theile küssen ihm dann ehrerbietig den Saum des Gewandes, und die Sache ist abgethan. Ist er nicht zugegen, so suchen sie ihn auf, wo er eben zu finden ist.

Uebrigens gilt dies nur in solchen Fällen, die wir bei uns als Streitfachen privatrechtlicher Natur zu bezeichnen pflegen. In Sachen des öffentlichen Rechts, in Strafsachen bleibt die Person des Staatsoberhauptes gänzlich fern, und nur das Recht der Begnadigung ist ihm in denselben vorbehalten. Mindere Fälle dieser Art nämlich urtheilen in den Districten gleich die Capitäne ab, und nur schwerere kommen vor den Senat, und auch diese nur werden im Centralgefängniß, das vor Kurzem erst auf Cetinje etablirt worden, abgehört. Es befindet sich dies, unfern vom stari dvor, und außerhalb des Ortes, auf einem freien Plage, in der Nähe des fürstlichen Marstalls: ein ebenerdiges, durchaus primitiv aufgeführtes, schoppenartiges Bieder, das einen geräumigen Hof einschließt, auf den heraus die Thüren der einzelnen Kammern gehen. Nur die Thüren des einen, für die weiblichen Gefangenen bestimmten Flügels führen in's Freie. Als ich diese Anstalt besuchte — das war an einem Morgen — gewahrte ich von Ferne schon auf dem freien Plage vor derselben eine größere Anzahl jüngerer und älterer Männer, deren einige auf den Steinen oder auch auf dem dürftigen Grase umhersaßen, plaudernd miteinander und aus längeren und kürzeren Schibuks behaglich blaue Wolken dem blauen Himmel entgegenblasend, — andere, die Hände über den Rücken gekreuzt, müßig umhertwandelten, — noch andere mit dem landesüblichen Steinwurfsspiele sich unterhielten. Es waren, wie mein Begleiter, der Secretär des Senates, mich belehrte, Gefangene. Sie trugen weder Ketten, noch Gefängnißtracht, noch sonst irgend ein Anzeichen, das als Gefangene sie hätte erkennen lassen, und nur der Mangel an Waffen in ihren Gurten verrieth, daß sie der Freiheit entbehrten. Auch eine Wache war nirgend zu sehen, außer etwa einem alten Manne, der von seinen Schutzbefohlenen durch nichts sich unterschied, als durch die Pistole, die er im Gürtel trug, im Uebrigen aber sowol den Taback als die Gespräche und Spiele derselben zu theilen schien. Wir traten näher und wurden allseits freundlich begrüßt. Das Erscheinen eines Fremden in Begleitung des Gospodin Gavro schien als ein Ereigniß aufgefaßt zu werden und mancherlei Hoffnung zu wecken, die in erwartungsvollen Mienen und funkelnden Augen sich kundgab. Man schloß sich um uns zusammen, und umgeben von einem Gefolge, wie es mir wenigstens bisher noch nicht zu Theil geworden war, traten wir in den Hof. Auch hier, ebenso wenig wie an der Pforte, irgend welche Bewachung, und auch hier die „Eingesperrten“ ungefesselt und frei umhergehend. Nur zwei Männer trugen schwere Ketten an den Füßen. Sie waren wegen Todtschlags verurtheilt, begangen, um erfahrene Beleidigungen zu rächen. Auch die Thüren aller Zellen

ringsumher standen offen. Nur eine war geschlossen und wird nur geöffnet, um den dahinter Eingesperrten ihr tägliches Brod zu reichen; es sind zwei Brandstifter. Die Zellen selbst sind klein, je für mehrere Gefangene eingerichtet, und enthalten außer einem Strohlager weiter keine Bequemlichkeit. Das Aussehen der Gefangenen, bis auf Einen, der die auf lebenslänglich ihm zuertheilte Haft nun bereits im neunten Jahre abbüßt, an Metrose der Wirbelsäule krankt und seit Jahren bereits auf seinem Strohlager hinsiecht, ist durchgehends ein gesundes und, so weit dies eben möglich, selbst ein zufriedenes, munteres. Ich gestehe, daß ich das Loos dieser Leute, im Vergleich mit dem der Insassen unserer Gefangenencasernen, unbedingt beneidenswerth fand. Früh Morgens öffnen sich ihre Zellen und bleiben bis zum Abend offen, und mögen sie ganz nach Belieben den Tag darin oder im Freien zubringen. Dabei sind sie nicht etwa auf den Hof beschränkt, sondern können ungehindert auch in der Umgebung des Gefängnisses sich aufhalten, wo und so lange sie wollen, hier mit ihren Angehörigen und Freunden verkehren, Geschäfte abthun, Anordnungen für's Haus treffen u. s. w. Die Weiber, vor den Thüren ihrer Zellen sitzend, sah ich mit Nähen und Stricken beschäftigt. Ob die Männer zu irgend einer Arbeit angehalten werden, weiß ich nicht, obwohl hier sicherlich eine gute Gelegenheit sich böte, mancher handwerklichen Fertigkeit im Bande Eingang zu verschaffen. Dagegen kommt es nicht selten vor, daß „Gefangene“ zu Botengängen verwendet werden in die Districte und selbst über die Grenzen, und es ist noch niemals geschehen, daß Einer nicht zurückgekommen wäre. Ich redete mehrere von den Gefangenen an. Sie antworteten auf Alles frei und offen. Nur auf die Frage, aus welchem Grunde er an diesem Orte angehalten werde, mochte Keiner Antwort geben, und doch, wie ich aus den Listen entnahm, befindet sich kein Einziger hier, der aus einem andern Motive, als aus dem der Satisfaction für wirklich erlittene oder vermeintliche persönliche Unbilden, sich gegen die gesetzliche Ordnung vergangen, kein einziger Fall von Diebstahl, Untreue, Betrug. Nur ein klämmiger Mann, in den Dreißigen, dem man ansah, daß er sich hier als Neuling bewege und der mir deshalb besonders aufgefallen war, machte eine Ausnahme. „Ich bin der Peter Wozowitsch aus Stijena, vom Stamme Piperi,“ sagte er, „der, der bei Podgorica dem Rizam die Kugel durch den Leib gejagt, als er sich just anschickte, mir dasselbe zu thun. Ich bin kein Mörder. Ich habe das auch dem Senat gesagt. Und doch haben sie mich auf achtzehn Monate hierher geschickt. Nun, eine Weile will ich mir's gefallen lassen, schon der Türken wegen, damit sie keine Ausrede gegen uns haben. Lang' aber nicht! Das, wenn Du so gut sein willst, bitt' ich auch dem Gospodar zu sagen! Denn achtzehn Monate wegen eines Türken, das ist denn doch ein bißchen zu viel!“

Nun, ich bin nach einer halben Stunde schon dem Auftrag treulich nachgekommen, habe jedoch vom Gospodar — wie der Fürst hier allgemein genannt wird — die Auskunft erhalten, daß, ungeachtet der Türken, der Mann freigesprochen worden wäre, wenn er über das Recht der Nothwehr nicht hinausgegangen wäre, indem er, als der Rizam ihm nicht mehr schaden konnte, noch ein zweites Mal, über das Wasser hinüber, Feuer auf ihn gab; daß man aber

auch, bloß um die Türken damit zu ärgern, Niemandem auf Montenegro eine Unthat ungestraft hingehen lassen könne.

Noch zwei Sehenswürdigkeiten hat der stari dvor, die Druckerei und den Trophäensaal. Die Crnagora hat den Ruhm, noch vor Ausgang des 15. Jahrhunderts ihre eigene Druckerei gehabt zu haben, und zwar die erste, aus der Druckwerke in serbischer Schrift und Sprache hervorgingen, der „Ottoic“ und der „Baltar“, beides Kirchenbücher, 1494—1495. Sie befand sich damals im Kloster Rijeka in der Nähe des Skutarisees. Nach der Zerstörung derselben durch die Türken bekam Montenegro eine dergleichen Anstalt erst wieder unter dem Bladyken Peter II. 1834. Schon 1852 jedoch wurden die Lettern derselben, im Kriege gegen Omer Pascha, zu Kugeln umgegossen. Die gegenwärtige Druckerei wurde im Jahre 1860 errichtet und stand eine Zeitlang unter der Leitung Ivan Sundschitsch's, der von 1865—1870 in ihr den montenegrinischen Staatskalender „Orlic“ herausgab, werthvoll wegen der Fülle historischer und statistischer Details und der trefflichen poetischen Beiträge, darunter ein großer Theil aus der Feder des Fürsten Nikolaus selbst, jedoch heute bereits eine bibliographische Seltenheit. Gegenwärtig wird, außer kleinen, unbedeutenden Druckfachen zu Verwaltungszwecken, die wöchentlich einmal erscheinende politische Zeitung „Glas Crnogorca“, unter der Leitung Simeon Popovitsch's, darin gedruckt. Beschäftigt in ihr fand ich nur einen Seher, der zugleich Factor ist, dann einen Drucker und einen Hilfsarbeiter. Der Letternkasten jedoch ist bereits so eingegangen, daß sein Vorrath nur noch für den Satz Einer Form Folioformat ausreicht, die zweite Seite der Zeitung also immer erst gesetzt werden kann, wenn die erste bereits gedruckt ist. Doch steht diesem Mangel demnächst Abhilfe bevor.

Die Trophäensammlung, in einem dunklen und feuchten Raum untergebracht, birgt wol viel des Interessanten, Alles jedoch ungeordnet, unübersichtlich und in einem Zustande, der, wenn nicht bei Zeiten bessere Vorsorge getroffen wird, den größten Theil binnen kurzer Zeit dem Verderben zuführen muß. Groß ist die Anzahl erbeuteter türkischer Fahnen, rothe und grüne Tücher, meistens mit höchst primitiv aufgenähtem weißem oder rothem Halbmond, in der Ecke darunter die ausgespreizte Hand des Welteroberers, — dann die in den Kämpfen von 1852—1862 den gefallenen Türken abgenommenen Ehrenzeichen, darunter der Großstern des auf Grahovo gefallenen Radir-Pascha und besonders zahlreiche Arim-Medaillen mit dem Bildnisse der Königin Victoria. Von Trophäen aus dem vorigen Jahrhundert, außer zahlreichen türkischen Flinten, Pistolen und Handscharen, findet sich da nur noch ein Säbel aus der denkwürdigen Schlacht im Carev-Laz, 1712, und der Säbel des grimmigsten Feindes der Crnagora, Kara-Mahmud Pascha, der 1796 bei Kruse gefallen; von Ungedenken einheimischer Helden nur die Flinte des kühnen Heibudenführers Bajo Bivoljanin und des tapfern Nito Romanovitsch.

Daniel Stern.

Das ohnlängst erfolgte Hinscheiden Daniel Stern's, d. h. der einundfiebzigjährigen unter jenem durchsichtigen Pseudonym sich verbergenden Gräfin d'Agoult, geb. v. Flavigny, läßt in der schriftstellernden Damentwelt von Paris eine fühlbare Lücke. So vorgerückt ihr Alter, blieb sie doch thätig eingreifend; ihre begonnene „Geschichte der niederländischen Revolution des 16. Jahrhunderts“ bezeugt ihre Arbeitskraft und ihre angebliche politische Glaubens-treue. Eine Adlige von Geburt und ausgezeichnete aristokratische Bildung, wurde sie durch ihre Studien und Lebenserfahrungen in das demokratische Lager hinübergeführt, doch mit Vorbehalt, auch dieser Partei nur Sympathien zu bieten, nicht alle leidenschaftlichen, anormalen Ausschreitungen, nicht die absurden Hoffnungen zu theilen. Es war ein männliches Talent, ein männlicher Charakter. Ihre Panegyriker — sie hat deren gleich nach ihrem Tode gefunden — reihen sie etwas hyperbolisch an Frau von Staël und George Sand. Diese Rangordnung scheint uns nicht gerechtfertigt; jedenfalls aber bleibt sie eine eigene, fast phänomenale Erscheinung, merkwürdig für Deutschland, da sie, in Frankfurt geboren (1805), mit deutscher Literatur und deutschen Ideen getränkt, dieses Gut als französische Schriftstellerin auf eine originelle Weise verwerthete. Mit dem Altvater Goethe stand sie nicht in näherem dauerndem Contact; aber, wie sie in einem ihrer Werke: „Dante et Goethe“ (1867) behauptet, ward sie einmal als fünfzehnjähriges Mädchen von dem Patriarchen bemerkt, und empfing durch das Auslegen seiner Hände auf ihr Vorderhaupt eine Weihe, die ihr, wenigstens auf einem Theil ihrer Lebensbahn, zum Segen gedieh.

Wir haben es hier durchaus nicht mit der romanhaften Biographie der „berühmten Frau“ zu thun. Was sie bis jetzt davon anzudeuten geruhte, ist in ihrem Roman (Nelida 1846), zum Theil in „Dante et Goethe“ niedergelegt. Ueberdies werden ihre „Mémoires“ in der ersten Nummer des von Colani edirten „Courrier littéraire“ angekündigt, oder doch in nahe Aussicht gestellt. Bis dorthin scheint es gerathen, über ihr bewegtes Leben und die notorischen Incidenzen desselben sich kein Urtheil zu erlauben. — Gewiß hat sie nur ihre schöne Marmorbüste vor den Augen der neugierigen Leser enthüllt, und auf sie

wird das Sprichwort: *de mortuis nil nisi bene* eine liberale Anwendung beanspruchen. Bereits vor neun oder zehn Jahren hatte der scharfsinnige Kritiker und jetzige französische Senator Edmond Scherer den Weg der unbedingten Lobeserhebung Daniel Stern's eingeschlagen. In seinen „*portraits littéraires*“ widmet er der anziehenden Androgyn, als Schriftstellerin, eine ziemlich ausführliche Analyse. Von ihrem Leben gibt er nur die unentbehrlichsten Hauptpunkte. — Die philosophisch-literarische Abhandlung von „*Dante et Goethe*“ (1866) bot ihm zum zweiten Mal Gelegenheit, in den Charakter des ausgezeichneten Talents einzudringen. Schuré, ein Chaubinistischer Elssasser, wird zum absoluten Panegyriker; die den Franzosen eigene Galanterie gegen Damen, auch wenn diese geallert, oder schon im Schattenreiche wandeln, gestattet wol gegen Daniel Stern, keine andere Behandlung. Es stehen in nächster Zeit noch andere Aufsätze zu erwarten; schwerlich wird ein ganz unparteiischer, rücksichtsloser Kritiker zum Hervorheben der Rehrseite des Talents und des Charakters der Verewigten sich verstehen. Wäre diese Zurückhaltung das Resultat christlicher Milde, so ließe sich nichts dagegen einwenden; aber gesellschaftliche Rücksichten sind dabei meist vortwaltend und bestimmend.

Was uns zuvörderst in den geistreichen Aufsätzen Edmond Scherer's unrichtig vorkommt, ist sein apodiktischer Ausspruch: „*Oui, vous êtes sincère, Diotime*“ — *Diotima**) ist nämlich die Hauptfigur in der dialogisirten Abhandlung über Goethe, und unter dieser Maske birgt sich Daniel Stern. — Nein! müssen wir entgegnen; nein! sie ist nicht aufrichtig, oder es hat sich während ihrer letzten Lebenshälfte eine innere Umwälzung, eine radicale Belehrung in diesem leidenschaftlichen Gemüthe vollzogen. Schwerlich läßt sich die Verfasserin von „*Nelida*“ in ihren späteren Schriften ganz durchschauen. Es mochte ihr ein Ideal von Moralität, von persönlicher und staatlicher Perfectibilität vorschweben; aber daß der ganze innere Mensch bei ihr mit ihren Vorbildern in Einklang war, fällt uns, nach ihren Antecedenzien zu glauben schwer. — Im engen Schoße der christlichen Kirche, auf dem Todtbette, vollziehen sich ausnahmsweise solche Rehabilitationen. Auf Treu und Glauben, nach Ansicht abgerissener Sentenzen**) dieß bei Daniel Stern anzunehmen, dazu ist der Leser nicht gehalten. Edmond Scherer ist dagegen die personificirte Aufrichtigkeit. Als seine dogmatischen Ansichten unter dem Einfluß der deutschen theologischen Kritik sich verdunkelten, trat er unverhohlen aus dem Kreise seiner bisherigen Glaubensgenossen. Sein eigenes Benehmen bestimmte ihn augenscheinlich in seinem Urtheil über Daniel Stern.***)

Nach unsers Kritikers Dasturhalten erreichte die pseudonyme Gräfin nicht den Grad allgemeiner Anerkennung, der ihrem Talent gebührte, weil ihre Arbeiten nicht auf ein einzelnes bestimmtes Feld beschränkt blieben. Sie war vielfeitig gebildet; ihre Leistungen, ihre Ansprüche auf Geltung zersplitterten sich.

*) Augenscheinlich ist dabei an Hölderlin's und an Platon's *Diotima* gedacht worden.

**) Siehe ihre: „*Esquisses morales*“, oder die Abhandlung: „*De la liberté*“.

***) Die Äußerungen E. Scherer's über Goethe in seinen neuesten „*Portraits littéraires*“ sind dermaßen absprechend, daß wir auch an seiner Aufrichtigkeit oder an seinem unparteiischen Richteramt irre geworden.

Sie bewährte sich gleichermaßen in literarischen und artistischen Artikeln, im Roman, in der Moralphilosophie, in der Geschichtsschreibung; sie ließ somit das größere Publicum in der Ungewißheit über die Grenzen ihrer Virtuosität. — Viel Wahres liegt in dieser Bemerkung; und dennoch reichte die Vielseitigkeit Daniel Stern's bei Weitem nicht an die Productivität George Sand's.

Beide Frauen waren, soviel wir wissen, nicht ganz intim miteinander befreundet; darüber werden uns die Memoiren einst des Näheren belehren. So congenial in Vielem ihr Streben, so sehr mußten sie sich in der Wahl ihrer Umgebung abstoßen. Wir möchten nicht dafür einstehen, daß in Daniel Stern nicht eine verborgene Eifersucht sich regte. Die Schöpfungskraft und die materiellen Erfolge der Verfasserin unzähliger Romane, passender Dramen, weitgedehnter Memorabilien lagen unbestritten vor Aller Augen. — „Melida“ hingegen sah eher einem sorgenvollen Alter entgegen.

Hoch überragte sie aber andere schriftstellersche gleichzeitige Dilettantinnen und emancipirte Frauen. Wir erinnern z. B. an Flora Tristan, die sich, wie D. Stern, um das Wohl und Fortkommen der untern Volkschichten, besonders um das Loos vereinzelter Frauen und Mädchen bekümmerte, aber in ihrem Bemühen unterging. Unwillkürlich drängt sich uns hier der Name der Dichterin Louise Collet auf; nach einer leidenschaftlichen Carrière, worin Alfred de Musset verflochten, schied sie aus dem Leben um dieselbe Zeit wie D. Stern; in den illustrierten Blättern stand ihr Bild neben dem Abdruck der Gesichtszüge Melida's; sonderbares Zusammentreffen dieser romanhaften Heroinen am Rande des Grabes! — Wie ganz anders erscheint dagegen vor dem Altar der reinen Häuslichkeit das vom Schmerz umflorte Antlitz der Wittwe Agenor's v. Gasparin; auch sie eine Priesterin der Musen, auch sie, mit polygraphischer Fertigkeit als capriciöse Touristin, als moralisirende Philosophin zuerst vor der protestantischen Lesewelt sich producirend, hierauf in weitere Streife eingeführt, von der ultramontanen Partei verfolgt und verleumdet. Auch der eingefleischteste Realist, der Vertreter weiblicher Emancipationsgelüste, konnte, wenn er nicht jedem ästhetischen Eindruck verschlossen, seine Aufmerksamkeit diesem originellen Frauentalent nicht versagen, welches die Advocatur der christlichen Ehe übernahm,*) Schild gegen Schild erhob und ohne Anstrengung, mit erlaubten Mitteln, durchschlagenden, dauernden Erfolg errang.

Eine Parallele zwischen D. Stern und gleichzeitigen französischen Schriftstellerinnen zu verfolgen, liegt nicht in unserm Plan; wir beschränken uns auf das Hervorheben der Grundsätze der pseudonymen Gräfin. Wie mochte es kommen, daß ein im Pariser sacré coeur erzogenes Mädchen, diesem Ausgangspunkt ganz entfremdet, in andere Bahnen überging, unter der Juliregierung sich der reformatorischen Opposition hingab und als Mitarbeiter an dem neuen Gebäude auftrat?

Wenn D. Stern in den angekündigten Selbstbekenntnissen nur einigermaßen aufrichtig sein will — ich spreche nicht von rücksichtsloser Darlegung aller Verhältnisse, wie J. J. Rousseau oder Casanova solche sich erlauben, nur von einer

*) Le mariage au point de vue chrétien.

relativen Reichte, — so wird sie eingestehen, daß vor Allem Herzenserfahrungen, und höchstens in zweiter Linie historische und Vernunftgründe sie zum Uebertritt in's feindliche Lager bestimmten. — Dennoch gipfelt, nach unserer Ansicht, ihre intellectuelle Entwicklung in der „Geschichte der Februar-Revolution von 1848.“ *) Bis dorthin war ein Fortschritt sichtbar; von dort ab blieb sie stationär. Das angezogene Werk ist ein beinahe photographischer Abdruck der bewegten, kurzen, aber in ihrer Kürze unheilvollen Periode. Unparteiisch, so weit es die Verfasserin bei ihrem einmal eingenommenen Standpunkte sein konnte, entrollt sie das Gemälde der Februarstage und der darauffolgenden Anarchie, den Verlauf des furchtbaren Juniaufstandes und der darauffolgenden Reaction. Sie schildert das Selbsterlebte mit dramatischer Lebendigkeit, doch in einzelnen untergeordneten Episoden allzu ausführlich, und schwächt dadurch den Gesamteindruck. Für künftige Historiker bleibt jedenfalls ihr Werk eine Hauptquelle. Mehr oder weniger mit den auftretenden Akteuren befreundet oder bekannt, von den entgegengesetzten Parteien Berichte und Enthüllungen sammelnd, den weitwichtigen Stoff bewältigend, erscheint uns hier die bisherige Feuilletonistin und Romanschriftstellerin unter ganz neuer Beleuchtung. Wir glauben kaum, daß selbst ihre näheren Freunde, vor der Veröffentlichung dieses Geschichtswerks, in Daniel Stern die Arbeitskraft des Sammlers, die Beobachtungsgabe, die Würdigung der Charaktere und der öffentlichen Zustände vermutheten. Theilweise ist diese Geschichte das Ergebniß einer Improvisation; während die Ereignisse ihren unaufgehaltenen Gang einhielten, schrieb sie täglich ihre Eindrücke nieder. Unter ihren Fenstern zieht der schreiende Pöbel vorüber; sie läßt sich von dem Tumulte nicht stören; sie glaubt immerfort an bessere, ruhigere Tage; für die kommende Generation zeichnet sie die Uineamente jener Schreckenszeit. Ein ergreifendes, fast romanhaftes Interesse fesselt im Laufe der Erzählung auch den gleichgültigsten Leser. Wer selber an der Seite des tobenenden Volksstroms lebte, oder im Strudel mit fortgerissen worden, ertwehrt sich kaum eines betäubenden Schwindels, eines traumartigen Unwohlseins; vergewaltigt wird ihm die fluchbeladene Zeit.

Den Sturz der königlichen Familie hatte Daniel Stern so gut als Lamartine vorausgesehen; die Unzulänglichkeit der ehrenhaften Glieder des fürstlichen Hauses, einen Damm gegen die Fluth aufzuführen, war für die anti-aristokratische Gräfin eine unabweisliche Thatsache; und doch, mit welch' tragischer Energie schildert sie das letzte Auftreten der unvergeßlichen Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer! — Lamartine war für sie kein congenialer Freund, und doch, mit welch' klarer Würdigung behandelt sie die Phasen seiner Dictatorrolle! Wie gerecht abwägend beurtheilt sie die verfehlten, mangelhaften Bestrebungen der Chefs der politischen reformatorischen Schulen, die sich, bereits vor der Revolution, um die Volksgunst bewarben! Es ist ein fast staatsmännischer Ueberblick des chaotischen Strebens, von den St. Simonisten herab bis auf Proudhon, auf dessen Schultern sie die volle Wucht ihrer Verachtung wälzt.

Was mich an Daniel Stern befremdet, was unwillkürlich Zweifel an der

*) Das Werk erschien zuerst 1851; seitdem in zweiter verbesserter Auflage.

politischen Aufrichtigkeit der Schriftstellerin hervorruft, ist wol folgender Umstand. Scharfsinnig beurtheilt sie die Verhältnisse, die Menschen, die Parteien; sie sieht, welche unvereinbare Elemente in dem Herzentessel der Pariser Revolution kochen; sie kann das Auge nicht schließen vor der Volkswuth — und dennoch hat sie Worte der Beschönigung; hören wir sie sprechen, da kommen die meisten Fehler von oben Nun verneinen wir keineswegs den theilweisen Egoismus der obern und mittlern Classen der Bevölkerung; aber in vollem Gegensatz zu den Behauptungen der Verfasserin schreiben wir auf die Rechnung der nicht zu befriedigenden Ansprüche der Proletarier einen Haupttheil der Verantwortlichkeit. Wir sehen nicht ein, wie ein philanthropisches, gestittetes Gemüth den Glauben hegt, es könne aus der systematischen socialen Unordnung je ein erspriesslicher Zustand hervorgehen. Wir sehen nicht ein, wie Daniel Stern in dem theatralischen, heuchlerischen Auftreten eines Ledru-Rollin und seiner Mitgenossen, in den hirnlosen, verbrecherischen Ausschreitungen während der Junitage nicht künftige größere Katastrophen voraussah; wie nach den unwiderleglichen Erfahrungen der 70er und 71er Jahre sie sich nicht von ihren früheren politischen Idealen abwandte.

Daniel Stern rühmt sich ihrer geistigen Verwandtschaft mit Goethe. Nun wenn je, so ist hier der Apfel weit weggefallen vom Stamme. Das ganze lebenslängliche Streben des Altmeisters ist in directem Gegensatz mit der sich ihm aufdrängenden Schülerin; wäre der Patriarch zum hundertjährigen Greisen geworden, und hätte sich ihm Stern-Diotima nach den erschütternden Erfahrungen von 1848 vor die halbverblindeten Augen gestellt, wäre sie zu seinen Füßen niedergekniet, er hätte ihr nicht mehr, wie ein halbes Jahrhundert zuvor, die Hand auf das blonde Lockenhaupt gelegt; unbarmherzig hätte er sie weggewiesen aus dem Kreise der Treuen, die sich um den Vertreter der gesellschaftlichen Ordnung scharten.

Die Fakten, wie sie Diotima selber hinstellt, strafen ihre politischen und socialen Theorien Lügen; es herrscht ein nicht zu sühnender Widerspruch zwischen der Aussicht auf künftiges Völkerglück und dem Verlauf der Tragikomödie, welche die zu voller Befinnung kommende Nachwelt mit den strengsten Ausdrücken brandmarken wird. — Und schneidender noch dürfte der Contrast erscheinen, wäre nicht die hochbegabte Frau zurückgewichen vor dem Gedanken, trübe Auftritte in ihrer nackten Wirklichkeit zu enthüllen. Wie sichtlich abgeschwächt erscheint doch unter ihrer classischen Feder die berüchtigte Morbscene an der Barrière vor Fontainebleau am Vorabend des niedergeworfenen Juniaufstands! Gewiß waren die Proceßacten der unglücklichen Schlachtopfer dem Geschichtsschreiber nicht vorenthalten worden, und daraus mochte sie wahrlich ersehen, daß die Henker dem General Bréa und seinen Freunden keine Qual ersparten, daß sie dieselben nur nach langsamer Kreuzigungstortur abschlachteten. „Ich hätte nie geglaubt,“ sagte mit zerknirschtem Herzen ein republikanischer Deputirter von Straßburg, „ich hätte nie geglaubt, daß das Volk in seiner unbändigsten Wuth zu solchen Gräueln sich verirren könnte.“ — Diese schauderhaften Nebenumstände hat Daniel Stern wohlweislich verschwiegen: es hätte nicht in das Programm gepaßt und den classischen Effect beeinträchtigt.

Dem Schreiber dieser Zeilen liegt es am Herzen, die Gemüther zu beschwichtigen; allein er lebt der Ueberzeugung, daß in einer aufrichtig geschriebenen Historie der reelle Charakter der Begebenheiten nicht ganz verhüllt werden darf. Es blieb Daniel Stern gewiß nicht verborgen, welch' feige, sittenlose Behandlung einzelnen Mobilgardisten, Kindern, die in die Hände der Rebellen fielen, zu Theil ward. Das weibliche Zartgefühl gebot hier der Verfasserin zu schweigen und über die That der entweiblichten Megären der Vorstädte einen dichten Schleier zu werfen. — Mir ist nur zur Hälfte diese Pflicht auferlegt. Ich sah im Frauengefängniß zu Hagenau eine dieser Verbrecherinnen, und, räthselhaft genug, durchaus nicht unter einer abschreckenden Maske, nein, in voller Jugendfülle prangend, und vielleicht in ihrer tiefsten Brust künftige Rachepläne brütend; denn es gibt der lebenslängliche Arrest immer noch der unverwüsthlichen Hoffnung Raum. — Hat sie etwa bis in die Kriegsjahre ihr Leben fortgeschleppt und, nach überstandener einsamer Qual, sich an den Märtyrern der letzten Schreckenszeit vergrißen? . . .

Wie wagte es Daniel Stern, auf Perfectibilität des Pöbels in Paris zu hoffen, nachdem sie selber die Behmgerichtsscene unter Caussidière im Luxembourg besprochen? Wie konnte sie der Hoffnung Raum geben, es lasse sich in einer Stadt, die solche Vorfälle ermöglichte, irgendwie, auch in ferner Zukunft, ein besseres Volk herausbilden?

Zu wiederholten Malen warfen wir, Daniel Stern gegenüber, die Frage auf: Was ist bei ihr vorherrschend: die Illusion, oder das selbstbewußte Verschleiern unerhörter Thatfachen? . . . Dem Schönerungstalent aber, und dem abwägenden Sammelleiß der Schriftstellerin bleiben wir gerecht und reihen die Geschichte der Februarrevolution unter die merkwürdigen Producte französischer Historiographie während den letzten Decennien, sogar nach den Hauptwerken, welche den berühmten Namen Ranfreh's und des untergeordneten Lagile-Debord's an der Stirne tragen.

Ganz verfehlt erscheint uns dagegen die Parallele zwischen Dante und Goethe. Schon die Gesprächsform ist eine unglücklich gewählte. Warum bequemte sich die Verfasserin nicht zu einer einfachen Abhandlung? Diotima-Stern spricht im Grunde ganz allein, ohne erhebliche Gegenrede. Diotima's Verehrer mußten sich ganz gewiß zu ihrer Bewunderung hinaufschrauben und fühlten sich in ihren ästhetischen Gefühlen beengt. — Das Nebeneinanderstellen des Florentiners und des deutschen Dichters bot zu bedeutenden Einwürfen Gelegenheit. Auf deutsche Vorarbeiten sind großentheils die Ansichten über Goethe's Leben und Wirken zurückzuführen. Einige Anspielungen auf Diotima's Persönlichkeit und Schicksale blieben in orakelhaftes Dunkel gehüllt.

Viel durchsichtiger zeigten sich Charakter und Jugendjahre Daniel Stern's in dem schon angeführten Romane. Als vor bald dreißig Jahren „Melida“ erschien, war in den Pariser Cirkeln der Hintergrund des „moralisirenden“ Selbstbekenntnisses eine stadtkundige Geschichte, ein öffentliches Geheimniß. Man sprach sich darüber aus, ganz unverhohlen, wie über ein bekanntes Alltagsthema. Daniel Stern hatte augenscheinlich das Bedürfniß gefühlt, sich vor sich selber und vor dem Publicum zu rechtfertigen, in idealer Verklärung zu erscheinen.

Die Heldin Melida ist ein Musterbild, sie hat zuerst in klösterlicher Abgeschiedenheit, hierauf als Gattin die Verwirklichung ihrer Ideale gesucht, nicht gefunden, sich zu einer illegalen Liebe hergegeben, ist, auch in diesem freiwilligen Bunde enttäuscht, zu einem autonomen Leben erwacht: das große Opfer ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrer weiblichen Würde ist einem Undankbaren, einem Unwürdigen zu Theil geworden; aber dem tiefen Falle folgt eine innere und äußere Versöhnung. Die Zerknirschung und dann das Sichaufraffen, das Streben nach einem hohen, selbstgesteckten Ziele werden für die schöne Sünderin zum zweiten Taufbecken, worin die früheren Flecken verschwinden. Und wer ist der Glückliche? Wem gelang die temporäre Eroberung des großen Herzens Melida's? . . . Guermann — diesen Namen beliebt es der Verfasserin ihrem entthronten Gelben beizulegen — Guermann ist ein reichbegabter, genialer Künstler, eine anscheinend großmüthige Natur, doch im tiefsten Herzensgrunde ein Egoist, — „ein Talent, doch kein Charakter“, ausgestattet mit blendenden äußerlichen Gaben, mit dem dämonisch anziehenden Reiz, der ein noch unerfahrenes weibliches Herz bestrahlt; unersättlich in seinen Begierden, unbezähmbar in seinem satanischen Stolz; dem äußerlichen Erfolg, der Ruhmsucht Alles opfernd und ergrimmt, als ihm klar wird, welche Pflichten die Hingabe Melida's ihm aufgebürdet. Erfolgen muß, bei solchen Anlagen, eine Krisis, eine Trennung. Guermann's Portrait ist mit keineswegs schmeichelhaften Conturen gezeichnet; auf Melida und ihr Gebahren fallen dagegen nur rosenfarbige Streiflichter. Da wirft der unbefangene Leser oder Beschauer oder Richter die Frage auf: Wie! Wenn wir der vulgären Sentenz *„audiatur et altera pars“* einiges Gehör liehen? Wie würde sich das Verhältniß der Betheiligten ausnehmen, stünden uns Memoiren oder ein intimer Roman des verworfenen Guermann zu Gebote? Zu welchen Vorwürfen wäre nicht Er vielleicht berechtigt? Denn es berührt nicht Ihn, nicht seine frühere Verbindung mit Melida, wenn sie, gerade durch ihren Fall, zu einem spätern engelreinen Dasein sich aufschwingt, wenn ihr die Flügel wieder wachsen, nachdem sie im glühenden Feuer der leidenschaftlichen Liebe sich verzehrt? . . . War es nicht mehr als wahrscheinlich, daß es den beiden Liebenden wie so vielen rechtmäßigen Ehegatten erging, die in gegenseitiger „incompatibilité d'humeur“ — die deutsche Sprache hat keinen adäquaten Ausdruck — die Beweggründe zu einer Trennung von Tisch und Bett suchen; oder liegen nicht ganz andere, tiefere, von dem Publicum nicht geahnte Motive zu diesem offenen Bruche vor?

Die absolute Aufrichtigkeit, die Edmond Scherer zu wiederholten Malen in Diotima's Wille als Grundsatz bezeichnet, springt uns deshalb auch in dem autobiographischen Roman Melida's nicht in die Augen. Das relative Quantum von Wahrheit und Dichtung, von Dichtung und Wahrheit verschwimmt darin in eine nicht mehr zu scheidende Masse. Wir wünschen, im Interesse einer unabhängigen psychologischen Studie, die angekündigten Mémoires mögen uns darüber Auskunft geben; zu hoffen wagen wir es kaum.

* * *

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert.

Martin Knuken und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Wolf'schen Schule und insbesondere der Entwicklungsgegeschichte Kant's. Von Dr. Benno Erdmann. Leipzig, B. Voß. 1876.

So viel für die Geschichte der deutschen Philosophie in den letzten Jahrzehenden gethan worden ist, so zeigt unsere Kenntniß derselben doch immer noch viele und empfindliche Lücken, welche nur von einer monographischen Bearbeitung einzelner Partien derselben ihre Ausfüllung erwarten können. Dies wird auch von den Männern des Fachs, und am bereitwilligsten gerade von denen anerkannt, die sich am eingehendsten mit ihr beschäftigt haben. Aus diesem Gesichtspunkt hat z. B. die Berliner Akademie d. W. schon vor zwei Jahren den Einfluß der englischen Philosophie auf die deutsche des 18. Jahrhunderts zum Gegenstand einer Preisaufgabe gemacht, von der es sich aber erst im nächsten Jahre entscheiden kann, ob und wie sie gelöst wird. Um so erfreulicher ist es, wenn sich fähige jüngere Kräfte diesem Gegenstande zuwenden, und wenn dieselben namentlich solche Männer und Zeitschnitte genauer untersuchen, welche bisher; glänzenderen und großartigeren Erscheinungen gegenüber, stiefmütterlich behandelt worden sind. Es gilt dies in erster Reihe von dem Menschenalter, das zwischen Chr. Wolff's weitgreifender Wirksamkeit und Kant's epochemachendem Auftreten in der Mitte liegt. Für das deutsche Culturleben ist diese Zeit von der höchsten Bedeutung; das goldene Zeitalter unserer Literatur ist unmittelbar aus ihr hervorgegangen; ein Klopstock, Wieland und Lessing, die erste Periode von Herder's und Goethe's Wirksamkeit gehören ihr an; in der allgemeinen Bildung, in der ganzen Lebens- und Weltanschauung hat sich in ihr ein tiefgehender Umschwung theils angebahnt, theils vollzogen. Aber sie hat allerdings keinen Philosophen aufzuweisen, der sie ausschließlich beherrscht hätte, wie Wolff die vorangehenden, Kant die nächstfolgenden Jahrzehende, der an geistiger Kraft und geschichtlicher Wirkung einem Kant oder Leibniz, einem Fichte, Schelling, Hegel oder Herbart zu vergleichen wäre; denn Mendelssohn erscheint neben jenen doch nur als ein Mann von bescheidenem Wuchse, und Lessing's kritische Genialität kam weniger der Philosophie selbst, als den angrenzenden Gebieten zu Gute. Es ist einestheils mehr die Ausbreitung und Anwendung, als die Vertiefung der philosophischen Ideen, welche die Signatur dieser Zeit bildet; und andererseits zeigt sich das, was hiebei trotzdem Neues zu Tage gefördert oder vorbereitet wird, nicht als das Wert Eines oder weniger herrschenden Geister, sondern als die gemeinsame Arbeit vieler Einzelnen, von denen keiner weit über das mittlere Maß emporragt, die aber alle zusammen, sich unterstützend oder bestreitend, schließlich doch recht erhebliches leisten. Es ist nicht

eine Periode der Monarchie oder Aristokratie, sondern der Demokratie, ja wol auch der Anarchie in der Wissenschaft; ähnlich wie die, aus welcher die Philosophie der Gegenwart sich herauszuarbeiten wenigstens den Versuch macht. Eine solche Periode zu durchforschen ist immer eine mühsame und in mancher Beziehung eine undankbare Aufgabe. Wer sich ihr unterzieht, der verzichtet zum voraus auf die Vortheile, welche der augenfällige Reiz oder die imponirende Großartigkeit ihres Gegenstandes dem Historiker gewähren. Er muß vielen Schutt sieben, bis er ein paar Goldkörner findet, muß unter die oft nicht sehr anziehende Oberfläche der Erscheinungen eindringen und den Grund nach allen Seiten durchwühlen, um ihre Wurzeln bloßzulegen und die Fäden ihres verborgenen Zusammenhangs zu entdecken. Eben dies hat nun der Verfasser der vorliegenden Schrift in der anerkanntesten Weise geleistet. Auf der Grundlage einer eindringenden, zuverlässigen und selbständigen Quellenforschung gibt er uns das Bild eines Mannes, welcher in der Geschichte der Leibniz-Wolffischen Schule eine nicht unbedeutende Rolle spielt, und er verbindet damit eine Darstellung der Verhältnisse, unter denen, und des Schauplatzes, auf dem sein Leben sich bewegt, durch welche unsere Kenntniß jener Zeit eine willkommene Bereicherung erhält. Die Geschichte der Philosophie mußte bisher von dem Königsberger Professor Martin Knuken, der 1713 geboren wurde und schon 1751 gestorben ist, nicht mehr zu sagen, als daß er es war, der seinen großen, nur elf Jahre jüngeren Schüler, Immanuel Kant, nicht allein in die Wolffische Philosophie, sondern auch in die Mathematik und die durch Newton reformirte Naturwissenschaft einführte. Der Verfasser zeigt uns in ihm den Vertreter einer eigenthümlichen Richtung innerhalb der Wolffischen Schule, der sich an ihrer Entwicklung an einem wichtigen Punkte mit nachhaltigem Erfolg betheiligt hat. Er weist nach, wie die beiden reformatorischen Bewegungen, welche in Deutschland während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hervortraten, die religiöse und die wissenschaftliche, der Pietismus und die Leibnizische Philosophie, fast unmittelbar nach dem harten Zusammenstoß, den Wolff's Vertreibung aus Halle (1724) bezeichnet, und von dem auch Königsberg nicht unberührt blieb, gerade in dieser Stadt früher, als anderswo, in ein gemeinsames Bett geleitet wurden, und sich in dem Versuche zusammenfanden, die Dogmatik und die religiöse Moral des Pietismus mit Hilfe der Wolffischen Philosophie zum System auszubilden. Er schildert uns den Theologen, auf dessen Energisch eingreifenden, nicht allein die Königsberger Universität, sondern das ganze Kirchen- und Schulwesen der Provinz längere Zeit beherrschenden Einfluß diese merkwürdige und folgenreiche Erscheinung vorzugsweise zurückzuführen ist, den Professor Franz Albert Schulz, den Lehrer M. Knuken's, der sich auch Kant's wohlwollend angenommen und durch seine Verbindung mit Kant's Eltern (welche bekanntlich der pietistischen Partei angehörten) auf die Erziehung und Ausbildung dieses Philosophen wesentlich eingewirkt hat. Er knüpft hieran eine eingehende Untersuchung über Knuken's Leben und Schriften, und namentlich über seine Hauptschrift vom Jahr 1745, das „System der wirkenden Ursachen“, welche neben der gleichzeitig erschienenen Metaphysik von Reusch den ersten von der Wolffischen Schule selbst ausgehenden entschiedenen Angriff auf die Leibnizische Lehre von der prästabilierten Harmonie wagte, die in derselben von da an immer mehr Boden verlor. Er verfolgt Knuken's Verhältniß zu seinen Zeitgenossen aus der Schule, der er angehörte, und erörtert schließlich seine Bedeutung für Kant und die Kantische Philosophie. In das Einzelne dieser Erörterungen näher einzugehen, ist nicht dieses Orts; aber wenigstens das wollten wir uns nicht versagen, die Leser dieser Zeitschrift auf eine Arbeit aufmerksam zu machen, welche auf sehr mäßigem Raume (nicht ganz 10 Bogen) und in der anspruchslosen Form einer rein sachlichen Untersuchung nicht allein der Geschichte unserer Philosophie, sondern auch der deutschen Culturgeschichte einen wirklich werthvollen Beitrag zur Lösung ihrer umfassenden Aufgaben liefert.

E. Z.

Thausing's Dürer-Buch.

Moriz Thausing. Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. — Leipzig, C. A. Seemann. 1876.

Die kunstgeschichtliche Literatur, eine Zeit lang wenig ergiebig, hat sich diesmal eines reichen Herbstes zu erfreuen. Zu dem Besten, was er geliefert hat, gehört M. Thausing's Buch über Dürer. Man hatte es in den Kreisen der Fachgenossen lange erwartet, gelegentliche Aufsätze aus diesem Stoffgebiete hatten dargethan, wie gründlich und scharfsinnig Thausing seine Aufgabe angriff. Das Werk, das jetzt vorliegt, rechtfertigt die günstigen Voraussetzungen. Der Verfasser zeigt sich dem großen Stoff vollständig gewachsen. Strenge historische Schulung, eingehende Kenntniß des geschichtlichen Lebens wie der Literatur derjenigen Epoche, der sein Gegenstand angehört, vereinigen sich bei ihm mit einer sichern Beherrschung des in Frage kommenden künstlerischen Materials. Günstige äußere Verhältnisse haben Thausing dabei wesentlich gefördert. Als Vorstand der Albertina in Wien, einer der größten Kupferstich- und Handzeichnungsammlungen in Europa, in welcher gerade Dürer wunderbar vertreten ist, konnte er aus dem Vollen schöpfen, hatte er fast Alles zur Verfügung, was als Maßstab, als Object der Vergleichung heranzuziehen war. Arbeiter auf dem gleichen Felde, die nicht das Glück haben, an großen Centren zu leben, und die fortwährend mit dem Mangel an Hilfsmitteln zu kämpfen haben, wissen am besten, was das bedeutet. Thausing hat sich dieser Vortheile aber durchaus würdig gezeigt.

Auch der äußeren Erscheinung des Buches kamen sie zu statten. Man ist gewohnt, daß der Seemann'sche Verlag glänzend ausgestattete und gut illustrierte Bücher in die Welt sendet. Das hier Gebotene steht aber auf einer noch höheren Stufe. Ein Stich von Jasper, unter Jacoby's Leitung ausgeführt, Dürer's Gestalt von seinem Allerheiligenbilde in Wien, bildet das Titeltupfer; die übrigen Abbildungen bestehen aus Holzschnitten, nach Zeichnungen von Schönbrunner, von F. W. Bader in Wien ausgeführt. Außerste Sorgfalt und charaktervolle Feinheit in Auswahl der Vorbilder und in der Durchführung sind ihnen gemeinsam. Blätter, wie das Bildniß des dreizehnjährigen Dürer, wie der Kopf Pirckheimer's, gehören zu den Meisterwerken moderner Holzschnidekunst. Zur Reproduction wurden fast nur Unica, nämlich Zeichnungen und Gemälde gewählt, nicht aber die eher zugänglichen Kupferstiche und Holzschnitte. Titel, Initialen, Schlußverzierungen der einzelnen Capitel zeigen Motive von Dürer und zwei sonst noch in den Rahmen der Darstellung fallenden anderen Meistern, die Anfangsbuchstaben sind genau dem ABC entnommen, welches Dürer, in schöner Wiederbelebung der antiken Lettern, aufgestellt hat. Umschlag und Einband sind im Dürer'schen Stil schlicht und charakteristisch verziert. Jedem Capitel geht ein eigener Ausdruck des Meisters, aus seinen Büchern, Briefen und Tagebüchern ausgewählt, als Motto vorher, gleichfalls ein sinniger Schmuck.

Nicht alle kunstwissenschaftliche Arbeit, welche hinsichtlich Dürer's zu leisten ist, will der stattliche Band in sich fassen. Die „Geschichte seines Lebens und seiner Kunst“ kündigt der Titel an. Eine andere Arbeit, die zu thun war, hat Thausing bereits vollbracht durch seine Ausgabe und Uebertragung der Dürer'schen Briefe, Tagebücher und Reime, welche 1872 als dritter Band der von Eitelberger herausgegebenen Quellschriften für Kunstgeschichte erschienen ist. Ergänzendes Material ist jetzt freilich noch hinzugekommen, so ein noch unbekannter Brief an Pirckheimer aus Venedig, ein Brief des Astronomen Nicolaus Prazer an Dürer und dessen Antwort, die wieder ein neues kostbares Zeugniß für seine vom Geist der Reformation erfüllte Gesinnung enthält. Eine andere Arbeit wird man noch von Thausing erwarten: ein neues kritisches Verzeichniß sämmtlicher Werke des Meisters. Wäre er im Stande gewesen, dasselbe gleichzeitig mit der Biographie zu fördern, so

würde dieß der Form derselben zu statten gekommen sein und ihn mitunter des Eingehens auf eine Fülle von Einzelheiten enthoben haben. Er hat dieselben immerhin so verwerthet, daß sie den tiefer eingehenden Leser nicht ermüden. Eine selbständige Aufgabe ist endlich, Dürer als Kunsttheoretiker auf Grund seiner Lehrwerke zu zeichnen. Diese wurde bereits von Albert von Zahn (1866) gelöst, und Thausing hatte daher nur dessen Resultate überfichtlich zusammenzustellen.

Das Streben, die Kunst im engsten Zusammenhang mit Cultur und geistigem Leben überhaupt aufzufassen, durch welches die Kunstgeschichte erst zur Wissenschaft geworden ist, waltet auch bei Thausing. Scheinbar setzt er sich dabei engere Schranken, legt er den Hintergrund nicht so breit an. Wol beleuchtet das erste Capitel die geschichtlichen Bedingungen, welche der deutschen Malerei bei dem Auftreten Dürer's geboten waren, und das zweite Capitel schildert seine Heimath Nürnberg, aber in beiden ist die Darstellung äußerst knapp, sie gibt nur das Nothwendigste. Desto entschiedener findet das culturhistorische Moment überall im gesammten Verlauf der Darstellung seinen Platz, niemals ist es außer Augen gelassen. Die Mächte, welche damals in das deutsche Leben eingriffen, die Ideen, die sich bilden und die Epoche beherrschen, kommen zur Geltung und werden bis in ihre feineren Regungen verfolgt; die Gestalten, mit welchen Dürer näher und ferner in Beziehung stand, treten an rechter Stelle ein, und auch hier schöpft Thausing immer aus dem Vollen, seine Darstellung ist stets eine quellenmäßige. Den geschichtlichen Gang, den die Biographie selbstverständlich innehält, unterbricht er mitunter, um, von dem streng Chronologischen absehend, das zusammenzufassen, was sachlich zusammengehört. So wird im dritten Abschnitt gleich Alles abgehandelt, was auf die Familie Bezug hat, im sechsten das, was die Verheirathung, die Verhältnisse im Hause, die bürgerliche Existenz betrifft. Die schon von Thausing früher scharfsinnig durchgeführte Widerlegung jener widerwärtigen Mythe von Dürer's ehelichem Unglück bildet auch hier wieder die Voraussetzung für alles Weitere. Auch die einzelnen Werke sind oft nach einem inneren Zusammenhang, der über das Chronologische hinausgreift, berücksichtigt. Der sechzehnte Abschnitt, der Dürer's Verhältniß zur Reformation darstellt, verfolgt beispielsweise die tieferen Beziehungen seiner Gesinnung zu dem Geiste, aus welchem Luther's Auftreten hervorging, bis in weit frühere Zeiten zurück.

Zu den wichtigsten neuen Resultaten, welche dieses Buch gewonnen hat, gehört gleich die neue Würdigung von Michael Wolgemut, Dürer's Lehrmeister. Die Partien, welche diese enthalten, würden allein hinreichen, um den Gehalt einer wichtigen Monographie zu bilden. Bisherigen Vorurtheilen gegenüber wird dem Wolgemut eine wichtigere Stellung in der deutschen Kunstgeschichte zuerkannt, seine Gestalt gewinnt wieder Kraft und Leben vor unseren Augen, seine Kupferstiche werden ihm zurückgegeben, wir sehen ihn in seinem hohen Alter eine neue Entwicklung durchmachen, einen intensiveren und weiterreichenden Einfluß auf seinen großen Schüler ausüben, als wir ahnten. Ebenso sorgfältig werden alle anderen Einflüsse, welche Dürer erfuhr, untersucht, vor Allem diejenigen der italienischen Kunst. Daß Dürer schon bei Gelegenheit seiner Wanderschaft, gegen 1494, in Venedig gewesen, wird vielleicht nicht zwingend bewiesen, aber kann wenigstens nach Thausing's Erklärung als höchst wahrscheinlich gelten. Vorzugsweise wichtig sind dann die Aufschlüsse über Dürer's Verhältniß zu „dem Proteus unter den italienischen Malern“, Jacopo de' Barbari, der als Vermittler italienischen und germanischen Kunstgeschmacks eine interessante Rolle spielt, über seinen Wettstreit mit diesem und das Gewinnen der vollen künstlerischen Selbständigkeit gerade auf Grund solcher Nebenbuhlerschaft. Mit gleichmäßiger Sicherheit untersucht der Verfasser in den verschiedensten Perioden Dürer's die Elemente, welche für seine Richtung, sein Schaffen maßgebend waren; bis in Nebenbeziehungen ist ihm Alles klar, sein Verständniß gewinnt dadurch den festen Halt, daß er den innigen Zusammenhang, welcher bei Dürer zwischen der Charaktereigenthümlichkeit des Menschen und der künstlerischen Production besteht, nie aus dem Auge verliert. Nicht nur die Summe Dürer'scher Werke ist gegen das,

was wir ehemals kannten, vermehrt, sondern darin liegt vornehmlich ein Fortschritt, daß Thausing die rechten Ergebnisse aus der Kenntniß des Einzelnen zieht, die Dinge immer an die rechte Stelle setzt.

Sein Verfahren ist geeignet, Vertrauen in sein Urtheil einzufößen, wenn er bestimmte Arbeiten Dürer's zuerkennt oder ihm abspricht. Die Kunstkennerenschaft, wie man sie gewöhnlich versteht, das heißt die Diagnose, zu welcher Schärfe des Blickes, verbunden mit Erfahrung und Bereitschaft des Gedächtnisses, befähigen, ist eine im Kunsthandel unerlässliche Eigenschaft, hat aber in der Wissenschaft an und für sich noch keine selbständige Bedeutung. Für diese gewährt sie höchstens eine vorläufige Orientirung, sie ermittelt höchstens den Standpunkt, von welchem eine eigentlich wissenschaftliche Untersuchung erst zu beginnen hat. Anders steht es aber da, wo das vergleichende und prüfende Auge unter Zuhilfenahme aller Mittel der Specialforschung operirt, wo die umfassende und bis in das Einzelne erfolgte Kenntniß von der gesammten Production eines bestimmten Meisters, von seinem Stil, seiner Technik, von den Wandlungen, die er durchgemacht, der Prüfung einzelner Kunstwerke zu Grunde liegt. Für den Fachmann ist es höchst interessant, zu verfolgen, wie Thausing die Atelierbilder Dürer's scharf von denen, die wahrhaft seine eigene Arbeit sind, zu sondern versteht, wie ihm bei den ersteren oft gelingt, die helfenden Hände glücklich nachzuweisen; wir erwähnen als Beispiel den Hinweis auf Hans von Kulmbach und selbst auf Barthel Beham bei dem Tabach'schen Altar. Ferner, wie fein er der Genese einzelner Werke durch Kenntniß der Handzeichnungen, durch Herbeiziehen des Verwandten auf die Spur kommt, wie nachdrücklich und vorurtheilsfrei er mit Nachahmungen und Fälschungen aufräumt, wie etwa den angeblichen Bildern der Fürlegerin, deren richtiges Vorbild er klar erkannt hat, oder den Portraitzeichnungen in Berlin, Bamberg u. s. w. Wer durch eigenes Studium mit Dürer's Werken tiefer vertraut ist, wird gewiß mit Freude die zahlreichen Fälle wahrnehmen, in denen Thausing's Ansicht ganz der seinigen entspricht oder ihm eine Aufklärung, die sofort einleuchtet, gewährt. Fälle, in denen er nicht überzeugt, werden gewiß verhältnißmäßig selten sein, und ich selbst wenigstens würde in solchen Fällen, ehe ich einen Widerspruch äußerte, bei der Gewissenhaftigkeit und Methode des Verfassers, zuerst die eigene Ansicht scharf auf's Korn nehmen und sie unter Zurückgehen auf die Quellen von Neuem prüfen. — Unter Dasjenige, was die deutsche Kunstliteratur ganz besonders zu lernen hat, gehört namentlich die Analyse der künstlerischen Technik. Wir haben oft Gelegenheit zu erfahren, daß z. B. Crowe und Cavalcaselle das besser als die Meisten unter uns verstehen. Von Thausing gilt das aber nicht; gerade hierin liegt seine Stärke, und den eben genannten Forschern ist er dadurch überlegen, daß er tiefer in die Sache selbst eindringt, die Analyse des Technischen zugleich zu einer Untersuchung der stilistischen Eigenthümlichkeiten überhaupt erhebt. Das finden wir in der schon erwähnten trefflichen Charakteristik des Jacopo de' Barbari, bei der Würdigung der in Venedig (1505—1507) entstandenen Gemälde, bei den Bemerkungen über die Farbe des Allerheiligenbildes. Technik und Vortrag kommen hier ebenso wie die eigentlich künstlerische Absicht, die rein ästhetische Wirkung der Farbe zu ihrem Rechte.

Thausing's Buch ist eine Arbeit von durchaus wissenschaftlichem Charakter, der Specialforschung angehörend, für die Fachmänner bestimmt. Er wird auch Leser finden, die außerhalb dieses Kreises stehen. Ernste Hingabe, die auch eine oft mühsame Lectüre nicht scheut, wird sich belohnt fühlen. Prüfen wir die Form des Werkes vom höchsten Gesichtspunkt aus, so werden wir sagen müssen: ein solches Ueberwinden des Materials, ein so klares, durchsichtiges Gestalten der Ergebnisse, wie es manche Meisterwerke der modernen Geschichtschreibung darbieten, die dann nicht bloß für den Historiker von Fach sondern für die wahrhaft Gebildeten der Nation existiren, zeigt der „Dürer“ nicht ganz, aber das Material, in welchem zu arbeiten war, ist auch ein spröderes. Die eigentlich kritischen Partien überwiegen die biographischen, das analytische Verfahren drängt das synthetische etwas zurück. Wir würden vielleicht

wünschen, daß die Hauptresultate noch abgeschlossener, noch organischer ineinandergreifend daständen. Aber dies zugegeben, muß betont werden: wie die Behandlung einmal gewählt worden, hat sie auch in der Form ihren Werth. Dürer ist hier jedenfalls in einer Weise gezeichnet worden, die seiner eigenen Art, zu zeichnen, innerlich verwandt ist, aufrichtig, in charaktervollen Zügen, durchaus gewissenhaft, von einer vielleicht dem Peinlichen nahekommenen Sorgsamkeit, mit scharfem Blick für alles Einzelne, aber zugleich wahrhaft lebensvoll. Keine Zeile, die nicht ernst durchdacht wäre; bei aller kritischen Schärfe zugleich eine edle Wärme der Empfindung, die sich zum Ergreifenden steigern kann; eine Fähigkeit, in die feinsten geistigen Intentionen des Meisters einzudringen, doch keine Spur von jenem selbstgefällig-geistreichen Ton, jenem Spiel mit blendenden Einfällen, welche in beliebten Erzeugnissen moderner Kunstdliteratur das Publicum anlocken und den Sachkundigen verlegen. Auch in der Sprache besitzt Thausing energische Ausdrucksfähigkeit und eine ausgesprochene Eigenthümlichkeit, die sich schlicht und wohlthuend gibt.

Thausing citirt am Schlusse seiner Vorrede das Wort, welches Goethe über Dürer an Lavater geschrieben: „Denn ich verehere täglich mehr die mit Silber und Gold nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst an Grazie nur die ersten Italiener zu Seinesgleichen hat. Dieses wollen wir nicht laut sagen.“ — „Wir heute wollen es laut sagen!“ setzt der Autor hinzu. Es ist eine Aufgabe der neueren Kunstwissenschaft, bei der Würdigung der Kunstwerke und der Künstler an die Stelle des abstracten Idealitätsbegriffes, von welchem das vorige Jahrhundert ausging, die geschichtliche Auffassung zu setzen, welche jede Erscheinung auf die Bedingungen hin, unter denen sie erwachsen ist, im Zusammenhang mit ihrem Boden, ihrer Zeit, mit dem Volksgeiste, dem sie angehört, untersucht. Auf diese Weise können wir das richtige Verhältniß zu der Kunst unserer eigenen Vergangenheit gewinnen. Und daß wir dies thun, ist zugleich eine nationale Aufgabe für uns. Daß sie hierzu ihre Kraft biete, kann die Nation von der Wissenschaft verlangen. Wie wir heut in manchen Beziehungen viel von den Franzosen lernen können, so auch in dem Verständniß für die eigene künstlerische Vorzeit, für die consequente Beschäftigung mit ihr. Davon, daß eine solche von Staatswegen gefördert werde, daß ihr das Publicum in weiteren Kreisen entgegenkomme, sind wir noch weit entfernt. Gerade von Norddeutschland gilt dies am meisten, gerade in dem größten deutschen Staate dürfen wissenschaftliche Bestrebungen, die sich diese Aufgabe setzen, am wenigsten auf Förderung rechnen. Die Aufgabe, Dürer's Leben und Schaffen echt wissenschaftlich zu behandeln, hat ein österreichischer Gelehrter gelöst. Seine Arbeit aber kommt der ganzen Nation zugute. Die Zeit, die er behandelt, die Reformationsepoche, ist die Zeit, in welcher der deutsche Geist am eigenthümlichsten zum Durchbruch kommt, so daß sein Streben und Kämpfen bis in unsere eigenen Tage hinein wirkt. In ihr hat auch für unser Studium eigener künstlerischer Vergangenheit der Schwerpunkt zu liegen.

Alfred Wolkmann.

Neue Schriften zur Kunde von Afrika.

Nirgendß feiert, in der Gegenwart, die Erdkunde größere Triumphe, als im „schwarzen Erdtheile“, in Afrika. Jeder Tag, so zu sagen, bringt uns Neues von dort, semper aliquid novi ex Africa; und im Augenblicke, wo wir dieses schreiben, erfahren wir die gewaltige Erweiterung centralafrikanischer Geographie durch den Amerikaner Henry Stanley, welchem es gelungen ist, die Gestalt des Ukerewe-Sees

festzustellen und damit eines der wichtigsten Probleme zu lösen. Der gewaltigste Förderer afrikanischer Geographie war aber unstreitig der verstorbene David Livingstone, über dessen letzte Reise sein von Horace Waller herausgegebenes Tagebuch, das nunmehr auch in deutscher Uebersetzung vorliegt,*) Aufschluß gewährt.

Am 7. April 1866 verließ Livingstone die Küste. Nach vier Monaten einer sehr anstrengenden Reise gelangte er an den See Nyassa, den er schon bei einer früheren Expedition erforscht hatte; er umging das südliche Ende des Sees. Das Jahr 1867 verstrich in einem langen Marsche durch die in einander geschobenen Gebirgsreihen des Tanganjika und dann westlich zum See Moero, der durch den Fluß Quapula gebildet ist, in welchem der obere Lauf des Nil vermutet wird. Nach längerer Rast bei einem eingebornen Häuptling an diesem See wandte er sich südwärts zu dem weit ausgedehnteren See Bangweolo, aus dem sich der Quapula ergießt. In der Mitte des Jahres 1868 erreichte er denselben; der Rest dieses Jahres und der Beginn von 1869 verging mit der Rückkehr zum See Tanganjika und Udschidschi. Im Herbst brach er wieder gegen Osten auf, um den bisher noch undurchforschten Landstrich Manquema zu bereisen. In dieser Region verbrachte er volle zwei Jahre, an deren Ende er sich, erschöpft in jeder Beziehung, nach Udschidschi zurückzog, wo er im October 1871 mit Stanley zusammentraf. Mit diesem besuchte er nochmals den Tanganjika, vornehmlich dessen nördliches Ende, wobei er feststellte, daß der von Norden kommende Rufidschi-Fluß nicht aus dem, sondern in den See ströme. Ein großer Theil des Jahres 1872 verging im Zuharren auf die neue Ausrüstung; im Herbst machte er sich nochmals nach dem Süden auf, die Erforschung des See's Bangweolo zu vervollständigen; an dessen südlichen Ufern befiel ihn die Krankheit, der er am 1. Mai 1873 erlag. Seine Begleitung umging mit dem Leichnam den ganzen See und kehrte, wie bekannt, glücklich zur Küste zurück.

Das ist in Kurzem der Umriss der sieben letzten Lebensjahre des großen Afrika-Reisenden, den in all' seinen Mühsalen die Hoffnung aufrecht erhielt, das große Problem zu lösen und die Nilquellen aufzufinden. Die Pflicht, das seltsame Netzwerk von Flüssen und Gewässern im Herzen Afrika's zu entwirren, war für Livingstone zu einem Postulat, zu einer Lebensaufgabe geworden, und er ahnte nicht, daß, indem er den Quellen des Nils nachzugehen meinte, er eigentlich an den Ufern eines noch weit geheimnißvolleren Stromes, des Congo, stand. Bekanntlich war es Dr. Behm in Gotha, welcher 1872, nach Bekanntwerden der Details der Livingstone'schen Forschungen, die Vermuthung aussprach und zu begründen versuchte, daß der Qualaba, der als Fortsetzung des Quapula dem Moero-See entspringt, der Oberlauf des Congo sei, eine Meinung, welche in Wälde den Beifall aller Sachverständigen errang. In Livingstone's Tagebuch finden wir nur an Einer Stelle der Möglichkeit gedacht, daß der Qualaba der Congo sei, im Uebrigen jedoch identificirt er ihn stets mit dem Nil. Bei dem jetzigen Stande der Frage nimmt indeß dieser Irrthum, wenn es, wie allerdings höchst wahrscheinlich, ein solcher ist, nicht das Geringste der Größe der Livingstone'schen Entdeckungen. Die volle Bedeutung derselben gelangt erst zur Anschauung durch die Veränderungen, welche das Kartenbild jener Gebiete erlitten hat. Nehmen wir die treffliche Karte zur Hand, worauf der mit Recht so gefeierte Gothaer Geograph, unser Dr. August Petermann, den gegenwärtigen Standpunkt centralafrikanischer Geographie auf Grund der jüngsten Livingstone'schen Reisen niedergelegt hat (Geographische Mittheilungen, Märzheft 1875, Tafel 5), so genügt ein einziger Blick, um uns die geographische Bedeutung der letzten Entdeckungen Livingstone's sofort im hellsten Lichte erscheinen zu lassen. Der Tanganjika-See, nicht wie bisher in gerader

*) Letzte Reise von David Livingstone in Central-Afrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi von Horace Waller. Nechtmäßige deutsche Ausgabe, besorgt von Dr. Josef W. Boveé. Mit Porträt, zwei Karten, vielen Illustrationen und Facsimiles. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1875.

Meridianrichtung, sondern von Nordnordwest nach Südsüdost gestreckt, was die seither durch Lieutenant W. Lovett Cameron erfolgte Aufnahme*) dieses gewaltigen Wasserbeckens im Großen und Ganzen bestätigt hat — der Liemba-See einfach seine südliche Spitze, statt wie bisher ein als eigenes Seebecken bestehendes Anhängsel — der Bangweolo-See beträchtlich vergrößert, sein Ausfluß, der Luapula, an sein Westende statt in die Mitte seines Nordufers verlegt — der Kamolondo-See statt süd-nördlich nun ostwestlich als Erbreiterung des Lualaba-Laufes gelegen — das Muringa-Gebirge gegen Norden ausgebogen, so daß die Quellen des Arruanga und damit die Nordgrenze des Zambezi-Wassergebietes in die Breite des nördlichen Bangweolo-Sees fallen, während der Tschambezi in südwestlicher statt rein westlicher Richtung demselben zufließt: das sind der geographischen Momente genug, um den Ergebnissen der Livingstone'schen Reisen die höchste Bedeutung zuzusprechen.

Schon im Januar 1867, also gleich im ersten Jahre seiner Reise, traf Livingstone ein Unfall, dem er offenbar große Wichtigkeit zuschrieb, und der auch zu dem traurigen Ausgang seiner Expedition wesentlich beigetragen haben mag. Ein eingebornen Führer desertirte und nahm den Arzneikasten mit sich. Von da ab befand sich Livingstone bei zahlreichen Fieberanfällen des mächtigen Heilmittels beraubt, wodurch sein Organismus allmählig erheblich geschwächt ward. Was der Bedauernswerthe in diesen letzten Jahren alles durchmachen mußte, besonders die namenlosen Beschwerden in zahlreichen „Schwämmen“, wie die Sümpfe um den Bangweolo-See heißen, muß man in dem kunsftlos geschriebenen Tagebuche selbst nachlesen. Daß Livingstone mit den „theoretischen Entdeckern“, die ihre Karten von Centralafrika in London, am warmen Kamine sitzend, entwerfen, auf gespanntem Fuße lebte, ist zur Genüge bekannt und dem tapferen Forscher auch wol kaum zu verargen. Weit beklagenswerther ist die hochgradige Regromanie, an welcher der schottische Missionär litt, und die seinen Blick für Alles, was seine Schöpfkinder, die „unverborenen“ Neger, betraf, auf's empfindlichste trübte; sie ist auch Schuld an seiner Abneigung gegen die Anthropologie und deren Vertreter, weil die positiven Lehrlätze dieser Wissenschaft die Livingstone'sche Negerbewunderung gründlich zerstören. Wenn er wiederholt versichert, daß die Leute im Innern Afrika's an Gestalt und Schädelbildung zum mindesten gleichstünden mit jenen, welche in London Vorlesungen über sie hielten, so hindert ihn seine Verblendung, die Widersprüche zu gewahren, in die er sich durch seine eigene Darstellung der bestehenden Verhältnisse verwickelt. Die Anthropologie widerspricht sogar auf das bestimmteste seiner Behauptung, nur an der Küste befinde sich eine degenerirte Race, und der Sklavenhandel corrumpire jetzt die Stämme im Innern.

Ein viel positiver, nüchternen denkender Beobachter ist der deutsche Eduard Mohr aus Bremen, den unerfättliche Wanderlust nach dem südlichen Afrika trieb. In den Jahren 1866 bis 1870 lernte er die Capcolonie, die englische Colonie Natal, dann die zwei holländischen Bauernrepubliken Orange und Transvaal kennen, ja er zog hinauf bis zu dem gewaltigen Mosiwatunja-Falle des Zambezi, den Livingstone, sein Entdecker, der englischen Unsitte fröhnend, alle Landkarten mit den Namen Victoria und Albert zu füllen, in Victoria-Fall verunstaltet hat. Sind die wissenschaftlichen Ergebnisse von Mohr's afrikanischen Wanderungen wol schon durch zerstreute Publicationen bekannt geworden, so müssen wir es doch dem gewandten Reisenden und Erzähler zu Dank wissen, daß er uns endlich eine zusammenhängende Schilderung seiner merkwürdigen Wanderung in einem mit prachtvollen Kunstbeilagen geschmückten zweibändigen Werke**) vorlegt. Eduard Mohr ist ein leidenschaftlicher Nimrod und weder Elephant und Nashorn, noch Löwe, Hyäne, Büffel, Hartbeest

*) Die Karte des Tanganjika, wie er sich nach den Cameron'schen Aufnahmen darstellt, siehe im Londoner „Geographical Magazine“ vom März 1875.

**) Nach den Victoriafällen des Zambezi, von Eduard Mohr. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1875. 2 Bde.

und anderes Gethier ist vor seinen Schüssen sicher. Stahlkugeln mit Spitzen und schwere Büchsen hat er eigens nach Afrika mitgebracht, um damit den Wildhäutern erfolgreich zu Leibe gehen zu können. Neben dem edlen Sport lag er aber auch fleißig astronomischen Beobachtungen zur Bestimmung der geographischen Ortslage ob und maß nach dem Drucke der Luft oder mit Siedethermometer die verticale Erhebung über dem Meeresspiegel; anfänglich ließ er sich von dem Geognosten Adolf Hübner begleiten, und so kommt es, daß Mohr's Reise auch in wissenschaftlicher Hinsicht von Belang geworden ist.

Mohr trat seine Reise nach dem Innern am 8. März 1869 in der Hafenstadt D'Urban oder Port Natal, zunächst nach Pietermaritzburg, der Hauptstadt der Colonie, in dem bekannten, oft beschriebenen, afrikanischen Ochsenwagen an. Maritzburg liegt höchst malerisch am Umsindufi und mochte 1869 etwa 11,000 Einwohner zählen, Weiße, Kafir's und ansässige indische Kulis mitgerechnet. Am 21. März tauchten im Westen die in blaue Aether gefüllten Massen der Drakensberge auf, mit deren Ueberschreiten sich der erste und leichteste Schritt der Reise nach dem Innern hin vollzieht. Von jetzt an liegen die Wohnungen der Menschen oft Tagemärsche auseinander, die Karawane ist mehr auf ihre eigenen Hilfsmittel angewiesen. So gelangt der Reisende nach dem Städtchen Harrysmith, welches zum Orange-River-Freistaat gehört, dessen Gebiet man auf der Reise nach Potchefstroom, der Hauptstadt von Transvaal, durchwandern muß. Zwar ist der Löwe aus diesen Gegenden bereits verschwunden, dafür hat man mit andern Widerwärtigkeiten, darunter einer fatalen Pferde- und Ochsenseuche, zu kämpfen, so daß, wer in Afrika reisen will, nach Mohr's Erfahrungen weniger Muth, als vielmehr eine riesige Geduld und eine Gesundheit von Eisen braucht. Nach Ueberschreiten des Glandsbaches, tritt man in eine große Ebene ein, aus der nur hin und wieder einzelne auffallende Berge, deren Form sehr oft die einer abgestumpften Pyramide ist, ganz isolirt emporragen, die einzigen Landmarken in der oceanartigen, baumlosen Graslandschaft für den Boer, der sich darnach orientirt und die Distancen seines Vorwärtsmarsches abschätzt. Am 23. April gingen Mohr's sämtliche Gespanne durch den großen, durch seine Diamantenerlager berühmten Vaal-Fluß, der hier die Grenze zwischen Orange und Transvaal bildet. Hier bemerkte Mohr am südwestlichen Horizonte anscheinend mächtige Rauchsäulen, an deren gelblichem Schein seine Begleiter jedoch sogleich die geflügelte Pest Afrika's, die alle Vegetation vertilgenden Heuschrecken erkannten. Die Verwüstungen dieses Zuges spürte unser Wanderer deutlich bis zum Mangwe-Bach im Matebele-Land, also über eine Ausdehnung von mindestens fünf Breitengraden.

Am 27. April erreichte Mohr das niedliche Potchefstroom oder Mooi-River-Dorp, ein kleines Dörfchen von 4—500 Einwohnern in einer fruchtbaren Thalebene. Beim Weitermarsche, anfangs längs des krystallklaren Mooi-Baches, nach Wonderfontein, dann nach Mooi-River-Hole oder Hole-fontein, fängt das Land an, etwas Buschung zu zeigen, meistens stachelichte Mimosen, vereinzelt dazwischen hier und da die bekannten rothblühenden Aloë, so wie die, für diesen Theil des Continents charakteristischen, Termitenhügel von conischer Form, graugelb von Farbe und bis etwa 1 Meter Höhe sich erhebend. Die malerische, von West nach Ost streichende Kette der Magalis-Berge lag nordwärts von den Reisenden und gewährte in blauer Luft gebadet einen prachtvollen Anblick. Eine parkartige, buschige Hügelandschaft breitet sich bis zu dem Fuße der Kette aus, welche Mohr durch das enge Thor des Elephant-Neck-Passes überschritt; sie bildet eine entschiedene, klimatische Scheide, denn kaum hatten sie den Paß hinter sich, so traten urplötzlich tropische Pflanzenformen auf. In dieser neuen Landschaft liegt in einer schön bewässerten Ebene das Städtchen Rustenburg, von dem Mohr sagt, daß man in Bezug auf Schönheit der Gegend und Klima das Land hier mit vollem Rechte ein Paradies Transvaals nennen dürfe. Nach anstrengenden Märschen kam Mohr's Karawane am 18. Juni glücklich aus einem dürrn Landstrich heraus an die Ufer des herrlichen, klaren Simpopo-

oder Krokodilflusses. Die Ufer sind mit weithin sichtbaren, prachtvollen Schattenbäumen bestanden, oft eingesäumt von hohen, gelblichen Schilfmassen, in denen Löwen, Büffel und anderes Großwild gern Deckung nehmen. An dem linken Ufer des Limpopo hinziehend, den Marico-Fluß und am Ngogwane die Grenze Transvaals überschreitend, trat die Karawane nun ein in das Land der West-Betschuanen, und die vor ihr liegende Gegend beschreibt Mohr als ein endloses Dornbuschmeer, aus dem hier und da einzelne Baumgruppen infelartig hervortragen. Diese Buschgegenden machen einen traurigen Eindruck: starr, regungslos, oft ohne jeglichen Blattschmuck, mit furchtbaren Dornen besetzt, liegen sie in ihrer grauen Einförmigkeit da; $3\frac{1}{2}$ Tage lang hatte Mohr diese trostlose Dornbuschwüste zu durchwandern, ehe er Sochong, auch Bagmanvato, erreichte, die Residenz des Betschuanen-Chefs Matscheen. Sochong hat für den Handel insofern eine gewisse Bedeutung, als hier ein Markt für kostbare Straußenfedern ist, ein Monopol in den Händen des Königs; die Kälte in diesem schmutzigen Dorf, das aber an 30,000 Einwohner zählt, war hier in 1005 Meter Seehöhe so groß, daß in der Nacht sich Eiszapfen bildeten.

Die Mohr'sche Expedition nahm am 10. Juli den Weitermarsch wieder auf durch eine hügelige Gegend von Grünsteinfelsen mit einförmigen Mimosen- und schattenlosen Mopani-Wäldern. Das Wasser begann hier fast überall in bedenklicher Weise zu fehlen, viele Bäche waren völlig ausgetrocknet oder boten nur ein spärliches Raß; dies galt vom Gogwe, vom Raschani und Seribe, sowie vom größeren Schascha. Nachdem sie diese öde, sonnenverbrannte Landschaft durchzogen, kam die Mohr'sche Gesellschaft am 26. Juli bei der Niederlassung an den Goldfeldern von Tati an, welche der unlängst verunglückte Karl Mauch entdeckt hatte. Die Erwartungen der hier zusammengeströmten Goldgräber wurden jedoch in arger Weise getäuscht, denn das Gold, das sich im harten Quarze findet, ist nur in geringer Menge vorhanden. Vom Tati schlug Mohr die Richtung nach Nordosten ein und wanderte über die Ramatoban-Passage in's Matebele-Land nach Inyatin. Die ganze Marschlinie dahin liegt auf dem Rücken eines nach Nordwest und Südwest zu sich fentenden Hochplateau's, zwischen den Quellen jener periodischen Ströme und Bäche, die links von dem eingehaltenen Wege von Südost nach Nordwest in den Zambesi laufen. Umgekehrt von Nordwest nach Südost fließen alle Gewässer, die dem Limpopo-Systeme angehören. Obwol von Ramatoban an nach Norden zu das Land fruchtbarer zu werden beginnt, so ging der Marsch doch weiter durch wüste, unbewohnte Waldbandschaft, aus der jene eigenthümlichen Granitformationen emporragen, die für das Matebele-Land so charakteristisch werden. So gelangt man zum Mangwe und zum Felsenthore von Monyama, wo ein wahres Felsenmeer beginnt. Am 9. September erreichte Mohr die Ufer des Kumala und, eine vertrocknete Waldgegend durchziehend, am 14. Umbigo's großen Kraal von Sunkenbaba. Am 17. gelangte er nach Inyatin, wo ihn aber der Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr zwang. Von den Ufern dieses Flusses unternahm Mohr einen Versuch, auf der Guay-Linie den Zambesi zu erreichen. Seine nächsten Stationen waren das Betschuanadorf Chitamabele, der große Kraal von N'umkaniula, der Kraal Machunde, von Malissa und Melembo's Kraal von Shlangen am rechten Ufer des Guay. Sich täglich wiederholende Gewitter weichten den Boden jedoch so sehr auf, daß am 3. December abermals die Umkehr zum Mangwe beschlossen werden mußte. Mohr selbst begab sich zurück bis zur Tati-Niederlassung, wo er den Anbruch des Jahres 1870 feierte.

Endlich war man wieder so weit, daß man an die Aufnahme der Reise denken konnte. Am linken Tati-Ufer hinaufziehend, marschirte Mohr im März 1870 nach dem Lande der Matlalala, wo er eine dichte Bevölkerung traf; am 11. April erreichte er den nördlichsten Matlalala-Kraal, den von Babat, von hier ab aber lag vor ihm bis zum Zambesi ein völlig unbewohntes Gebiet. Am Maytengue-Bache, dessen Laufe er am rechten Ufer nunmehr folgte, floss er auf immer dichteren Wald, dann über mehrere Bäche schreitend die Grenze, wo die Ochsenwagen wegen der Ge-

fahr der Tsetse-Fliege, deren Bezirk man jetzt erreichte, zurückgelassen werden mußten. Der Weitermarsch zum Zambesi ward nur mit Packträgern und zu Fuß aufgenommen. In nordwestlicher Richtung, durch ein offenes, mit saftigem Grase bewachsenes Hügel-land erreichte Mohr am 2. Juni die Ufer des Guay, den wildromantische Fels-
basionen, oft steile Wände bildend, umrahmen. Dies hinderte ihn, dem Guay-Thale zu folgen, welches ihn unfehlbar an den Zambesi geführt hätte, und nöthigte ihn gegen Westen nach der Daka sich zu wenden, die so wie der Guay ein von Süden kom-
mender Nebenfluß des Zambesi ist. Um 9 Uhr 12 Minuten am Sonntag Morgen den 12. Juni 1870 stand Eduard Mohr endlich am Ufer des Zambesi. Von diesem Orte bis zu den berühmten Wasserfällen des Motimatonja waren es aber noch $5\frac{1}{2}$ Tagemärsche, die weder Abenteuer noch große Abwechslung brachten. Das Land zeichnet sich hier dadurch aus, daß die von Süden kommenden Bäche zuerst in
schmalen Rillen dahinfließen; je näher sie dem Strome kommen, desto weiter und tiefer theilen sich die steilen Ufer auseinander. Am 19. Juni Abends gewahrte Mohr hoch über einem weiten, grünen, anscheinend endlosen Walde weißballige
Wolken, die fortwährend in vier bis fünf Säulen emporsteigend auf ein und der-
selben Stelle zu verharrten schienen und auch in Bezug auf die Form keine Ver-
änderung zeigten. Dies war der Sipoma, der Wasserfall! Das rollende Brüllen
der fallenden Wasser, worin ein gewisser pochender Tact zu liegen schien, war in der
Nacht deutlich wahrnehmbar. Am nächsten Morgen, den 20. Juni, ging's zu den
Fällen und erreichte Mohr seinen entferntesten Punkt von der Küste im Centrum des
südöstlichsten Afrika. Um 12 Uhr 8 Minuten langte unser kühner Reisender bei den
Fällen an, deren Schilderung eines deresselndsten Capitel seines Buches bildet; und
hier verabschieden wir uns von unserem Führer, dessen Reise so ziemlich auf dem
gleichen Wege erfolgte.

Sind wir mit Livingstone und Mohr in die südliche Hälfte des afrikanischen
Continentes eingedrungen, so leitet ein anderer der berühmtesten Afrikareisenden der
Gegenwart, Gerhard Rohlfs, mit seinem neuen Buche*) uns hauptsächlich nach
dem Norden. Rohlfs hat hier zwölf theilweise schon anderwärts veröffentlichte Auf-
sätze vereinigt, die zwar unter einander in keinem Zusammenhange stehen, gewiß
aber von Jedermann mit hohem Genuße gelesen werden dürften, denn Rohlfs kennt,
wie kaum irgend Einer, die Dinge von denen er spricht. Aegypten ist an dieser
Sammlung am reichsten, denn es ist darin dem Canal von Suez, dem jetzigen
Alexandrien, dann Kairo je ein ausführlicher Artikel gewidmet. Auch die beiden
Aufsätze: „Ausbruch zur libyischen Wüste“, und „Meine Heimkehr aus der libyischen
Wüste“ greifen mehr oder weniger nach Aegypten herüber. Sehr lezenswerth ist der Auf-
satz „Bauten in Afrika“, welcher einen trefflichen Ueberblick über die bei den gegen-
wärtigen Bewohnern des afrikanischen Nordens herrschende Bauweise gewährt. Nach
Centralafrika führt uns der Artikel über das Gora-Gebirge und zum Theile wol
auch die sehr interessante Abhandlung über Reiz- und Nahrungsmittel central-
afrikanischer Völker, welche früher schon im „Ausland“ erschienen war. Der fernste
Punkt, den wir in dem Rohlfs'schen Buche betreten, ist Lagos an der Westküste von
Afrika, jene englische Niederlassung, welche der muthvolle Reisende am Schlusse seiner
mervwürdigen Wanderung quer durch den Continent erreichte. Drei Aufsätze endlich
sind den Bewohnern Marokko's gewidmet; Rohlfs macht uns mit den Höflichkeits-
formen und den Umgangsgebräuchen der Marokkaner vertraut, dann zeigt er uns
die Sitten der marokkanischen Berber und geleitet uns schließlich zu den Zelt-
bewohnern in Marokko. Diese drei Abhandlungen sind alle von hohem ethnographi-
schem Werthe. Rohlfs vertritt mit Energie die Anschauung, daß die Berber, was
die geistigen Fähigkeiten betrifft, mindestens auf derselben Stufe, wenn nicht jetzt
höher als die Araber stehen. Er sieht, und wie wir meinen mit Recht, in diesen

*) Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrika's. Berichte aus den
Jahren 1870—1875, von Gerhard Rohlfs. Leipzig, Dürr'sche Buchhandl. 1876.

Nachkommen der alten Numidier auch die Völker, welchen die Zukunft des Landes gehört, während der semitische, durch die Religion fanatisirte Araber immer mehr in die Wüste zurückgedrängt werden müsse. Zu einer guten Entwicklung des Völkervolkes wäre allerdings der Contact mit religiös vorurtheilsfreien Nationen nothwendig.

Was Kohns' jüngste Expedition in die libysche Wüste betrifft, so sei hier kurz erwähnt, daß der ausführliche Bericht über dieselbe, ein Werk*) in Lieferungen mit glänzender Ausstattung und geziert mit höchst prächtigen photographischen und anderen Kunstbeilagen, kürzlich erschienen ist.

Tiefer im Innern des eigentlichen Centralafrika, als es diesmal Kohns gethan, bewegt sich Georg Schweinfurth, der soeben ein hochbedeutendes Bilderwerk über den Kunstfleiß der Centralafrikaner hat erscheinen lassen,**) aus welchem eine positive Grundlage für spätere ethnographische Forschungen geschaffen ist. Den verschiedenen Culturstufen seiner Bewohner nach, theilt Schweinfurth Afrika in drei Gebiete, deren Grenzen den von seinen peripherischen Theilen aus auf die Binnenmasse einwirkenden Bewegungen des Welthandels entsprechen. Diese Gebiete sind, von der Küste landeinwärts fortschreitend, jenes der Feuerwaffen, jenes der Baumwollenzuge, dann das des Kupfers und der Glasperlen, welches jenen Centralkern umschließt, der von jeder Verührung mit der europäischen Welt fast noch gänzlich intact geblieben ist. In diesem letzteren Kerne, wo die geringe Kleidung der Eingeborenen sich auf selbstverfertigte Rindenzuge und Felle beschränkt, leben die Stämme, deren Kunstproducte uns Schweinfurth vor Augen führt; es sind dies die Dinka, die Njur, die Bongo, die Mitta, die Niamniam, die Bellanda, die Monbuttu, die Esere, die Golo und die Kredj. Diese Völker zu studiren, ist um so wichtiger und interessanter, als wir nur noch bei ihnen, als den rohesten, zum Theil noch cannibalischer Sitte huldigenden Stämmen, den angeborenen Kunsttrieb, die Freude an der Herstellung von Kunstgebilden zur Verschönerung und Annehmlichkeit des Lebens, die Freude am selbstverworbenen Besiz erhalten finden. Denn Schweinfurth constatirt überall in Afrika die betäubende, aber auch beschämende Thatfache, daß die europäischen Einflüsse, der Verkehr mit der Außenwelt, statt zu befruchten und zu beleben, nur zerstörend wirken. Je größer die Fortschritte gewesen, welche hin und wieder in unserer Zeit ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äußeren Civilisation gemacht, um so geringfügiger gestaltete sich die eigene Productionskraft, um so größer wurde die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie; denn diese, unaufhaltsam sich ausbreitend, schließt von vornherein jede inländische Concurrenz aus und ersticht jede Regung eines angeborenen Nachahmungstriebes. Die mohammedanischen Völker Nordafrika's liefern dafür einen noch schlagenderen Beweis, indem dieselben von Jahr zu Jahr sich immer weniger productiv zeigen, und einen gleichen Einfluß wie die europäische Welt auf diese haben sie wieder auf die hinter ihnen wohnenden Stämme ausgeübt; dies gibt sich am deutlichsten in den Negerstaaten des mittleren Sudan zu erkennen, wo, seit sie dem Islam verfallen, ein gradualer Rückschritt auf der Bahn der äußeren Cultur sich offenbart und die letzten Spuren eines einheimischen Gewerbefleißes in kurzer Zeit zu verschwinden drohen.

Eine sorgfältige Musterung der von Schweinfurth uns vorgelegten Proben centralafrikanischer Industrie leitet uns zu der Erkenntniß eines überraschenden Zusammenhanges, welcher zwischen den mittelafrikanischen Cannibalen, besonders den Niamniam, und den Menschenfressern der äquatorialen Westküste besteht, welche der

*) Drei Monate in der libyschen Wüste. Von Gerhard Kohns. Mit Beiträgen von P. Acherson, W. Jordan und R. Zittel. Cassel, Theodor Fischer. 1875.

**) Artes Africanae. Abbildungen und Beschreibungen des Kunstfleißes centralafrikanischer Völker von Dr. Georg Schweinfurth. Mit XXI lithographischen Tafeln. Leipzig, J. A. Brodhäus. 1875.

amerikanisirte Franzose Herr Paul Belloni Du Chaillu als „Fan-Neger“ beschrieben hat. Letzteren gefährlichen Völkern ist in jüngster Zeit der dormalige Secretär der geographischen Gesellschaft in Paris, Marquis de Compiègne, näher getreten, mit dessen fesselndem Werke *) wir diese Anzeige afrikanischer Bücher beschließen wollen. Der Marquis de Compiègne ist ein junger Naturforscher, welcher in Gesellschaft seines Freundes Alphonse Marche die Gebiete am Gabun und am Ogoway durchforschte und an letztgenanntem Strome tiefer in's Innere vordrang, denn irgend wer vor ihm. Für diese Reise, welche auch in zoologischer Hinsicht einträglich war, insofern eine ansehnliche Menge zoologisches Material erbeutet ward, erhielten die beiden Forscher von der Pariser geographischen Gesellschaft die silberne Medaille zuerkannt, und wir möchten hinzufügen, daß selbst die goldene ihren Verdiensten nicht unangemessen gewesen wäre. Compiègne's vorliegendes Buch ist für das große Lesepublicum bestimmt und erhebt deshalb keinen Werth auf besondere Wissenschaftlichkeit; die den strengeren Fachmann interessirenden Ergebnisse der Reise sind theils schon anderweitig publicirt worden, theils wird dies noch geschehen. Der schlichte Bericht der mannigfachen ausgestandenen Qualen und Leiden, die mitunter unvermuthet hineinspielende Komik, welche der Verkehr mit den Negerstämmen und ihren Häuptlingen mit sich brachte, wird sicherlich Jedermann, der an Reiseliteratur Geschmack findet, auf's angenehmste fesseln. Compiègne's Pahouin's sind die oben erwähnten Fan Du Chaillu's, während die Osyeba, welche gleichfalls der großen Familie der Fan angehören, erst, sozusagen, durch Compiègne in die Völkerkunde eingeführt werden. Aus seinem Buche gewinnen wir ein überaus anschauliches Bild des Lebens und Treibens, der Sitten und der Denkweise einer ganzen Reihe von Völkern, welche zu den unbekanntesten Afrika's gehören. Compiègne kam mit gebrochener Gesundheit aus den Fieberdjungeln des Ogoway zurück und mußte vorläufig den Gedanken an eine Fortsetzung seiner Forschungen in diesem Gebiete aufgeben; sein kräftigerer Gefährte, Hr. Marche, ist aber im vergangenen Sommer schon wieder nach dem äquatorialen Afrika aufgebrochen, um mit Lieutenant Brazza die Lösung jener Aufgaben zu versuchen, welche auf der ersten Reise versagt geblieben ist.

Fried. von Hellwald.

*) L'Afrique équatoriale. Gabonais, Pahouins, Gallois. Okanda, Bangouens, Osyeba. Par le marquis de Compiègne. Paris, E. Plon et Comp. 1875. 2 Bde.

Berliner Chronik.

Das Jubiläum des Herrn von Hülßen. — Das Gastspiel des Meinungen'schen Hoftheaters.

Berlin, Mitte Juni 1876.

An die Spitze unserer Theaterchau stellt sich diesmal gleichsam von selbst, so-
wol wegen seiner Seltenheit wie seiner Bedeutung, ein Fest, das, welche Persönlichkeit
es auch immer träge, Epoche in der Theatergeschichte machen würde. Fünfundzwanzig
Jahre, seit dem Juni 1851, steht Herr Botho von Hülßen an der Spitze der
beiden Berliner Hoftheater und hat seit zehn Jahren, seit den politischen Entschei-
dungen des Jahres 1866, zu dieser Last auch noch die Oberleitung der Theater zu
Hannover, Kassel und Wiesbaden zu tragen. Schon die Energie, mit der ein Ein-
zelner eine solche Schwere und Fülle der Arbeit bewältigt, setzt eine ungewöhnliche
Begabung, Thätigkeit, Lust und Liebe zur Sache voraus. Aber auch von einem
höheren Gesichtspunkt aus verdient die Amtsführung des Herrn von Hülßen die An-
erkennung gerade der Kritik. Nichts widerlegt schlagender und vernichtender den
herben Ausfall Laube's in seinem Buche über „Das norddeutsche Theater“ gegen die
Leitung der Berliner Hoftheater, als der schmucklose statistische Bericht über die Amts-
thätigkeit des Herrn von Hülßen. In diesen fünf und zwanzig Jahren haben im
Schauspielhause 2477, im Opernhause 1319 Vorstellungen klassischer Werke statt-
gefunden; zur ersten Aufführung sind 362 Schauspiele, 64 Opern, 35 Ballets ge-
kommen; neu einstudirt wurden 200 Schauspiele, 87 Opern, 42 Ballets. Auch für
Diejenigen, die mit der inneren Mechanik des Theaterwesens nicht vertraut sind und
bebaglich von ihrem Sitz aus die holden Wunder genießen, ohne zu fragen, welchen
Schweiß der Edlen, welche Nachtwachen sie gekostet, führen diese Zahlen eine berechte
Sprache. Die Thätigkeit, das Streben des General-Intendanten, die besten Kräfte
heranzuziehen; die Auswahl, die er in den Schöpfungen der modernen Dichtung ge-
troffen; die Berücksichtigung, die beinahe jedem Talente zu Theil geworden, sichern
ihm ein Blatt in der deutschen Theatergeschichte. In ganz anderer Weise, als Laube
an der Spitze des Burgtheaters es gethan, hat er das klassische Repertoire und die
moderne deutsche Dichtung gepflegt. Von der wesentlichsten Errungenschaft Wiens —
dem französischen Drama des zweiten Kaiserreichs — hat er mit einziger Ausnahme
von Octave Feuillet's Schauspiel „Montjoie“ die Berliner Hofbühne freigehalten.
Mit Recht — denn diese Stücke gehören auf eine zweite, nicht auf die erste Bühne
unseres Volkes. Wir beanspruchen weder für Brachvogel's „Narziß“, noch für Freytag's
„Journalisten“ einen Ehrenplatz im théâtre français.

Die Stellung eines General-Intendanten ist in keiner Weise mit der eines Dra-
maturgen oder eines Theaterdirektors zu vergleichen, der mit seinem Vermögen, nach
seinem Belieben und auf sein Wagniß hin, seine Bühne einrichtet, seine Schauspieler
ausucht, die ihm passenden Neuigkeiten auswählt. Viel eher ist der General-
intendant einem verantwortlichen Minister an die Seite zu stellen, der zugleich den

Wünschen seines Herrn nachkommen soll und die Zustimmung des Publicums gewinnen muß. Er hat die Traditionen des Theaters aufrecht zu erhalten, dessen Verwaltung ihm anvertraut worden ist, und darf sich doch keineswegs dem Geiste der Zeit und den Neuerungen verschließen. Ein Hoftheater innerhalb der engen Schranken zu halten, in denen es sich vor dreißig Jahren bewegte, ist eine Unmöglichkeit; so stark, wie in der Politik, wogt in theatralischen Dingen seit 1848 die demokratische Fluth. Herrn von Hülssen's Augenmerk hat sich von dem Antritt seines Amtes her hauptsächlich auf die Verwaltung der beiden Berliner Hoftheater gerichtet: im seltenen Grade war er hierfür befähigt. Mit redlichstem Willen brachte er einen scharfen Blick, eine strenge Ordnungsliebe, das Talent, verwickelte Verhältnisse zu übersehen und zu schlichten, eine vollkommene Unparteilichkeit mit. In fünfundzwanzig Jahren ist er sich selbst treu geblieben und nie von seinen Grundsätzen abgewichen. Mit dem raschen Wachsthum unserer Stadt haben sich unsere Ansprüche an die Leistungen des Theaters, mit unseren Ansprüchen die Aufgaben der Bühne verdoppelt. An jedem Abend wird jetzt in beiden Häusern gespielt: oft mit einer großen Oper zusammen eine Shakespeare'sche Historie. Der Etat der Angestellten der Berliner Hoftheater, der im Jahre 1851 vierhundert sechs und vierzig Namen zählte, enthält jetzt fünfhundert achtzehn. All' diesen Anforderungen hat sich Herr von Hülssen gewachsen gezeigt. Seine Verwaltung ist nicht nur eine musterhaft geordnete, im Großen und Ganzen ist sie auch eine gute und segensreiche gewesen. Ohne eine bestimmte Vorbildung für seinen Lauf hat ihn Herr von Hülssen angetreten: ein junger, lebhafter Officier, in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einer gewissen schauspielerischen Begabung, einer leichten und gefälligen Art, eine Bühne zu improvisiren, ein Stück einzurichten, mit literarischen und künstlerischen Anschauungen, die im Boden der Romantik, in dem ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelm's IV. wurzelten. Unverkennbar hat sich in der ersten Zeit seiner Verwaltung ein Gegensatz zwischen ihm und der modernen Dichtung geltend gemacht. Wie seinem Könige war ihm der demokratische Zug peinlich und antipathisch. Die Jahre haben allmählig diesen Gegensatz gemildert und endlich verwischt. Um so fester aber hat Herr von Hülssen sein anderes Ziel im Auge behalten: die Einrichtung eines reichen ausgiebigen klassischen Repertoire's. Von dem Jahre 1852 an finden wir die Neueinstudirungen klassischer Werke, niemals ist in diesen Bestrebungen ein Stillstand eingetreten. Von Lessing sind seine drei Hauptwerke; von Goethe sieben Schauspiele; von Schiller alle seine dramatischen Dichtungen auf unserer Bühne. Als neue Aufgaben stellen sich hier die Einstudirung der „Miß Sara Sampson“ und des zweiten Theils des „Faust“ dar. Mit „Stella“ und der „Natürlichen Tochter“ sollte ein Versuch gemacht werden. Von Heinrich von Kleist sind fünf Stücke erschienen; außerordentlich dankenswerth ist die Belebung der „Herrmannschlacht“; zu lange, seit 1864, feiert „Der Prinz von Homburg“, meinem Geschmade nach die vollendetste und am reinsten ausklingende Dichtung Kleist's. Die lange Liste Shakespeare'scher Schauspiele weist 23 Stücke auf: als lebensunfähig, wenigstens in der Einrichtung, wie sie erschienen, sind „Cymbeline“, „Timon von Athen“ und „Antonius und Cleopatra“ zu verzeichnen. Statt ihrer sollte man „Das Wintermärchen“ und „Der Sturm“ einschieben und zwar in einer Einrichtung, die sich dem Text so viel als möglich anschließt und für die äußere Form der Bühne theilweise die alte Mysterienbühne benützt. Von Molière hat sich nur „Der Geizige“ und „Tartüffe“ gehalten; von Moreto die unvergängliche „Donna Diana“; mit Calderon hat man ohne Glück verschiedenartige Versuche angestellt: seit 1865 ist er ganz vom Repertoire verschwunden. Vielleicht ließen sich „Das Leben ein Traum“ in einer durchaus phantastischen Ausstattung und „Der Richter von Zalamea“ — ich weiß wohl, daß er von Calderon nur überarbeitet ist — im streng historischen, spanischen Stil für eine Weile wieder bei uns einbürgern. Es ist nicht nur eine hochpoetische, eigenthümliche Welt, die sich uns in dem spanischen Dichter erschließt: vor allem ist es eine theatralische, bunt bewegte, von leidenschaftlichsten und seltensten Vorgängen erfüllte. Schwerlich wird

ein anderes Theater auch nur annähernd ein solches klassisches Repertoire aufzuweisen haben wie das unsrige: es ist der schönste Ruhm des Herrn von Hülßen.

Es wäre, wenn man wiederum wie billig die Gesamthätigkeit dieser fünf- und zwanzigjährigen Amtsführung in Betracht zieht, ungerecht von einer Zurücksetzung der modernen Dichtung gegenüber den Klassikern zu reden. Einzelne Mißgriffe, einzelne Vernachlässigungen sind vorgekommen, im Allgemeinen wird aber Jeder, bei der Durchsicht des statistischen Berichts, über die Fülle der Neuigkeiten, die das Berliner Schauspielhaus zur Aufführung gebracht hat, erstaunen; keinen irgendwie hervorragenden Namen wird er in dieser Liste vermissen. Dennoch ist ein offenkundiges Mißverhältniß zwischen den klassischen und den sogenannten modernen Vorstellungen vorhanden. In diesen fünf und zwanzig Jahren haben im Schauspielhause 6320 Vorstellungen stattgefunden, von denen 2477 — mehr als der dritte Theil — auf klassische Werke fallen, während von den 6227 Vorstellungen des Opernhauses nur 1319 — etwas mehr als ein Fünftel — den Klassikern gehören. Sieht man nun näher zu, so erkennt man den tiefsten Grund dieses Mißverhältnisses in der ungenügenden Production der modernen Dichter: brauchbare Bühnendichtungen werden zu wenig geschaffen und von den wenigen ausgewählten hält überdies nur ein verschwindender Bruchtheil eine Concurrenz mit den Klassikern aus. Von 1851 bis 1876 hat das Repertoire des Schauspielhauses nur eine Vermehrung von etwa 30 neuen Stücken erfahren, die es auf eine größere Anzahl von Aufführungen, auf ein mehrjähriges Leben gebracht haben; die überwiegende Mehrzahl waren Blumen eines Abends. Die alte Behauptung, daß die Reform des deutschen Theaters bei der Dichtkunst zu beginnen habe, wird einmal wieder durch die Statistik bestätigt. Wie anders diese Dinge bei der Oper stehen, beweisen folgende Namen. In dem Zeitraum, der für die dramatische Dichtung so wenig günstig war, sind: Lucia von Lammermoor, Don Pasquale, Tannhäuser, Lohengrin, der Troubadour, Margarethe, die Afrikanerin, Mignon, die Meistersinger von Nürnberg, Aida, die Maccabäer, Tristan und Isolde — zur ersten Aufführung gelangt. An diesem Niedergang der deutschen dramatischen Dichtung ist die Leitung der Berliner Hoftheater so wenig wie die der andern Theater schuldig — im Gegentheil, Herr von Hülßen ist redlich bemüht gewesen, innerhalb der Grenzen, die ihm seine verantwortliche Stellung zog, jedem Talente aufmunternd die Hand zu reichen. In diesen Dingen aber wiegt das persönliche Interesse zu stark vor, um eine objectivc Würdigung zu gestatten. Einstimmiger wird man die Verdienste anerkennen, die sich Herr von Hülßen um das Genossenschaftswesen der deutschen Bühnendirectoren und der deutschen Schauspieler erworben hat. Auf der Ausbildung dieser Vereine, auf ihrer gegenseitigen Annäherung und ihrem Zusammenwirken beruht, nach der practischen und materiellen Seite hin, die Zukunft des deutschen Theaters.

Bei so gerechten Ansprüchen auf die Verehrung und Dankbarkeit aller mit dem Theater Verbundenen konnte es dem Herrn von Hülßen an seinem Ehrentage nicht an den mannigfaltigsten und herzlichsten Huldigungen fehlen. Von Nah und Fern kamen Grüße und Wünsche. An dieser Stelle können wir dem Jubilar nur unsere rückhaltlose Anerkennung seiner Gesamtthätigkeit aussprechen; was die Kritik auch immer an der Einzelleistung auszusprechen hat, niemals wird sie einem unermüdblichen Eifer, einem edlen Streben und Wirken, die sich in einem Menschenalter gut und groß bethätigt haben, ihre freudige Zustimmung, ihre freie Huldigung versagen. Die Kritik will dasselbe, wie die Dichtkunst, die Schauspielkunst, die künstlerische Theaterleitung — die Darstellung eines schönen, in sich vollendeten Ganzen. Da kann es wohl zwischen Männern, die es ernst mit der Sache meinen — „die Sache will's, mein Herz, die Sache will's!“ — Gegensätze, aber keine Gegnerschaften geben.

Wende ich mich von diesem frohen Tage zu dem eigentlichen Theatertreiben zurück, so ist das Bild, das sich entrollt, weniger erfreulich. Von der Mitte des Aprilmonats bis zur Mitte des Junimonds haben die Berliner Theater vegetirt. Wilbrandt's

„Arria und Messalina“, die mit einer großen Schauspielerin in das Residenz-theater eingezogen war, feiert dort immer noch ihr Liebesbaccanal. Aber der Falerer ist abgestanden und das beständige Herbeirufen mittelmäßiger Schauspielerinnen, diese trüben Feste zu kredenzen, schadet der Dichtung noch mehr als dem Theater. An einem ähnlichen Siechthum leidet das Wallner-Theater. Bei Gelegenheit des Gastspiels des ehemals beliebten Komikers August Neumann brachte es eine alberne französische Posse „Die Wärmflasche“ von Meilhac und Halévy zur Aufführung, die trotz der Niederlage bei der ersten Vorstellung eine Weile ohne Wiß und Behagen von Abend zu Abend geschleppt wurde. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist das Repertoire schon längst zu einem stehenden Sumpf geworden; heute „Die Fledermaus“, morgen „Die Reise durch Berlin in achtzig Stunden“ und so fort durch saure Wochen, wie durch heitere Feste. Das Hoftheater ist mit dem ersten Mai in die Periode seines Sonnenuntergangs getreten: die Vorstellungen zu ermäßigten Preisen sind im Opern- wie im Schauspielhause eröffnet worden und sollen bis zum Beginn der Sommerferien dauern. Ueber diese Neuerung giebt es nur eine Stimme des Lobes; für diese Vorstellungen erweist sich das klassische Repertoire als ein rechter Nibelungenschatz; in mannigfaltigem Wechsel kann man dem großen Publicum ein Kleinod nach dem andern zu einem billigeren Preise zeigen, als irgendwo in einem Privattheater. Ich halte diese Einrichtung für eine der wichtigsten und folgenreichsten Reformen des Theaterwesens in unserer Stadt, deren segensreiche Wirkung sich mit jedem Jahre, mit jeder Vervollkommnung verstärken und ausbreiten wird. Selbstverständlich sind in dieser Zeit keine Neuigkeiten aufzuführen, dieselben müssen der Herbst- und Winteraison vorbehalten bleiben. Die letzten Neuigkeiten der Hofbühne waren am 25. April Kleist's „Penthesilea“ und am 30. April Raimund's Zaubermärchen „Der Bauer als Millionär“. Letzteres bildet mit dem „Verschwender“ eine dankenswerthe und gefällige Bereicherung des Repertoire's, Kleist's „Penthesilea“ dagegen wird, wie ich fürchte, in der eigenthümlichen Luft der Bühne nicht leben können. Möglich, daß die ungeschickte Einrichtung Mosenthal's, die beständig mildert und glättet und aus der düstern Sturmgewitterstimmung der Kleist'schen Dichtung, dem Salvator Rosa-Ton eine verschwommene akademisch-tragische Färbung macht, im Verein mit der ungenügenden Darstellung der Hauptfiguren durch Fräul. Ziegler und Herrn Ludwig, den geringen Erfolg des Stücks mit verschuldet haben. Das entscheidende Gewicht wird doch immer darauf zu legen sein, daß der Zuschauer weder mit der Heldin sympathisch empfinde, noch sich leicht und schnell in das heroische Zeitalter versetzen kann, das Kleist schildert. Alles, was wir aus dem Homer von dem trojanischen Kriege, seinen Helden und Frauen wissen; Alles was wir an Bildwerken von Achilles und Odysseus, den Amazonen und Amazonenschlachten gesehen, entspricht so gar nicht dem Gemälde Kleist's, den Gedanken und Gefühlen, die er durch den Mund seiner Gestalten äußert, daß wir kein Zutrauen zu seiner Dichtung fassen; nicht das Leben, sondern ein Fiebertraum, nicht eine erhöhte Wirklichkeit, sondern eine halb in's Medusenhafte, halb in's Groteske verzerrte Phantastik erscheint vor uns. Die nothwendige Einteilung in Acte, die Zwischenpausen, der Wechsel der Decoration — unvermeidliche Forderungen der modernen Bühne, die freilich feiner und behutsamer hätten durchgeführt werden können, als es in Mosenthal's Bearbeitung geschehen ist — dies Zerreißen der unaufhaltsam fortstürmenden Dichtung rauben ihr den wirksamsten Reiz. Während der Lectüre stehen wir ganz im Banne des Dichters und müssen auch widerstrebend in seinem Zauberkreise ausharren: die Pausen zwischen den einzelnen Acten der Darstellung läßt uns aufatmen; statt das Schreckliche und Ergreifende des Vorgangs zu erhöhen, schwächt die Darstellung es ab. Nicht annähernd erreicht das, was sichtbar uns in's Auge tritt, das Unbeschreibliche, was sich unsere Phantasie auszumalen sucht.

Somit erweckte denn das Gastspiel der Gesellschaft des Meininger Hoftheaters auf der Winterbühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters wie-

der das allgemeinste Interesse und bildete während dieser Monate vom 1. Mai bis in die Mitte des Juni den Mittelpunkt der theatralischen Vergnügungen. Zum dritten Male, immer mit dem gleichen Erfolge, sind die Meiningen jetzt vor dem Berliner Publicum erschienen. Und nicht allein dieses ist ihnen treu geblieben, ein Theil ihrer ästhetischen Gegner hat sich zu ihnen bekehrt, ein anderer läßt ihnen ausreichend Gerechtigkeit widerfahren. Drei Vorzüge sind es, welche den Meiningern ihre hervorragende Stellung verschafft haben: die Treue, mit der sie, von allen Bearbeitungen absehend, an dem Text der klassischen Dichtungen festhalten; das vortrefflich abgetönte, harmonisch in einander greifende, immer zu einem Gesamtbilde sich zusammenschließende Ensemble; die möglichst historisch richtige und charakteristische Einrichtung der Stücke in Decorationen, Geräthen, Costümen. In allen drei Punkten hat bisher bei den meisten Bühnen die entgegengesetzte Praxis gegolten. Statt Shakespeare's, Kleist's, Schiller's hörten wir Döschhäuser, Holbein, Laube, irgend einen beliebigen Regisseur, der heute Fiesko so und nach drei Jahren anders einrichtete; statt eines einheitlich gebildeten Ensemble's strebten alle Einzelnen willkürlich auseinander, neben einem realistischen Don Carlos spielte ein akademischer Don Philipp, je bedeutender der Schauspieler, desto weiter trat er aus dem Kreise der Uebrigen hervor; statt eines bestimmten historischen Colorits begnügte man sich mit drei allgemeinen phantastischen Farben- und Formschattirungen: Alterthum, Mittelalter und Renaissance. Dem gegenüber hatten und haben die Vorstellungen der Meiningen etwas unmittelbar Ergreifendes und Fesselndes: das Gepräge der Wahrheit. Wie oft sie im Einzelnen fehlgreifen und übertreiben, stets kommt in einem überwältigenden Eindruck der eigentliche Charakter der Dichtung zum Austrag: so im „Julius Cäsar“ wie im „Eingebildeten Kranken“, so im „Fiesko“ wie in der „Bluthochzeit“, in der Grillparzer'schen „Esther“ wie in Otto Ludwig's „Erbförster“. Niemand verlangt, daß nun mit einem Schläge die Meiningen'sche Spielweise auf allen Bühnen eingeführt werde; nicht nur, daß Decorationen, Gruppierungen, große Ensemble-Scenen von der Breite und Tiefe einer Bühne abhängen und nicht ohne Gefahr von einem Raum auf einen andern übertragen werden können: diese Einrichtungen sind das Werk eines hervorragenden Talents, einer seltenen Virtuosität, die, um auch diesen Punkt zu berühren, kritischer Einsprache sich keineswegs vornehm verschließt, sondern diese Winke aufnimmt und trefflich zu benutzen versteht. Nicht Jeder darum, der gerne möchte, kann auf diesem Instrumente spielen. Läßt sich doch die Laube'sche Weise, das Gegenstück der Meiningen'schen, ebenfalls nicht im modernen Lustspiel ohne individuelle Einschränkungen nachahmen. Daß die Meiningen aber reformirend auf alle größeren Theater eingewirkt haben, wird von Niemand mehr bestritten — nur scheint mir diese Reform immer noch nicht tief genug zu gehen. Oder ist es unmöglich, sich von plumpen und widersinnigen Bearbeitungen klassischer Werke frei zu machen? Unmöglich, die Schauspielerinnen in die echte Tracht der Philippine Welser, der Eboli, der Prinzessin Leonore zu kleiden? Unmöglich, der Aufführung eines Shakespeare'schen, eines Schiller'schen Drama's einen durch alle Theile des Werks gehenden Grundaccord zu verleihen? Wird man dann die Auswüchse der Meiningen'schen Spielweise, das Ueberladene hier, das Unbewegliche dort, das Pomphafte, wo es nicht nöthig ist, die Unruhe, wo sie die Bewegung und die Rede der Hauptfiguren hemmt und stört, vermeiden: dann wird man das Ideal einer theatralischen Darstellung erreicht haben.

Arm, wie man gesagt hat, ist das Repertoire der Meiningen keineswegs: sie haben 1874: Shakespeare's „Julius Cäsar“ und „Was Ihr wollt“, Minding's „Sirtus V.“, Lindner's „Bluthochzeit“, Molière's „Eingebildeten Kranken“ und Björnson's „Zwischen den Schlachten“ — 1875: Kleist's „Hermannschlacht“, Schiller's „Fiesko“, Grillparzer's „Esther“ und Molière's „Gelehrte Frauen“ — 1876: Kleist's „Räthchen von Heilbronn“, Otto Ludwig's „Erbförster“, Schiller's „Wilhelm Tell“, Henrik Ibsen's „Kronprätendenten“, Shakespeare's „Macbeth“ zur Aufführung gebracht: 15 Stücke in drei Jahren sind für eine mittlere Bühne, mit beschränktem Schauspielerpersonal, eine hervorragende Leistung; es darf nicht vergessen werden, daß

in Meiningen selbst das Theater ja nicht von diesem kostbaren Brode, sondern von der Alltagskost moderner Lustspiele leben muß. Von den diesmaligen Vorstellungen gehörte die des „Wilhelm Tell“ nicht zu den vollendeten. Die Einführung des Parricida hatte recht bedenkliche Striche in der Scene zwischen Attinghausen und Rudenz nöthig gemacht: ich würde lieber den Parricida beseitigen. In der Rütli-Scene hatte nicht Stauffacher das letzte Wort; um einen malerischen Effect zu gewinnen, schloß man mit den drei Gelöbnißnen der Eidgenossen; während sie auf den Knien lagen, fing das Frühroth die Spitzen der Berge zu erleuchten an. Das aber will der Dichter nicht; in dem ruhigen Auseinandergehen der Verschworenen will er uns das Gefaßtsein, die Standhaftigkeit, die unerschütterliche Entschlossenheit der Schweizer schildern — so, sagt er zu uns, handeln Männer, so handelt ein freies und ein stolzes Volk. Alles Theatralische muß hier vermieden werden, gerade der Gegensatz zwischen der Stille, die nach dem geleisteten Schwur eintritt, zu der hochgehenden Erregung, die bis dahin die Scene erfüllt hat, soll die Wirkung hervorbringen. Auch die Zerstörung der Feste Zwinguri gelang nicht recht; der Dichter schreibt in seinen Anmerkungen, hinsichtlich der scenischen Einrichtung, die Zertrümmerung des hohen Baugerüsts vor, während die Meiningen ein steinernes Burgthor einrißen. Dazu kam die sonderbare Darstellung des Tell durch den begabten Schauspieler Ludwig Barnay, der, den Realismus auf die Spitze treibend, aus Schiller's Helden mit dem stark mythischen Zuge einen abenteuerlichen Jäger und Wegelagerer machte. Indem er, in seiner Anschauung mit strenger Folgerichtigkeit, aus der Rolle das declamatorische Element und jede idealistische Zuthat entfernt, glaubt er der Naturwahrheit, der Wirklichkeit eines Schweizer Bauern und Gensjüngers näher zu kommen: nur stellt er damit die dichterische Gestalt auf den Kopf. Schiller hat gar keinen Jägermann aus Bürgeln oder Altdorf zum Modell seines Tell vor der Augen oder im Sinn: er kennt nur Eschub's Tell, den Heros, den die drei Waldstätte, etwa wie im Alterthum die Griechen den Herakles, verehrten, dem eine Kapelle errichtet ist, dessen Thaten als halb übermenschliche in den Dörfern gefeiert werden. Eine Grenze muß der Realismus der Schauspielkunst haben: die Dichtung; der Schauspieler hat den Dichter zu interpretiren, nicht nach seiner Schablone zu verbessern. Die glücklichste und tadelloseste Vorstellung, welche diesmal die Meiningen aufführten, war die des „Räthchen von Heilbronn“. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß hier zum ersten Male die Dichtung Kleist's, das „Ritterchauspiel“ aus der Zeit Maximilian's, des letzten Ritters, zur vollen Erscheinung gelangte. Treueste Bewahrung des Textes vereinigte sich mit der besten, weil schlichtesten und einfachsten Darstellung und der farbenprächtigsten Einrichtung zu einem unvergleichlichen Ganzen. Das Behmgericht und der Gottesgerichtskampf zu Worms, die Waldschenke Jacob Pech's und der Brand der Burg zu Thurnee waren historische Genrebilder, des trefflichsten Malers würdig. Keine steifleinernen Gesellen, kein sentimentales Räthchen, kein schmachtender Graf Wetter vom Strahl: das waren Ritter und Reisige, ein frisches, fünfzehnjähriges Bürgermädchen, das meilenteit zu Fuß wandern und den Bach durchwaten kann, ein fester, stolzer, biderber Edelmann aus dem 15. Jahrhundert. Statt des Theatergeklappers gab es wirkliches Schildgerassel und Schwerterklingen; die Schauspieler trugen nicht wie zu einer Maskerade linkisch und schwerfällig diese Rüstungen, diese Sturmhäuben, die Helme mit den fußlangen, niedernidenden Federn — sie bewegten sich darin wie in einer gewohnten Tracht. Nichts fehlte dieser musterhaften Darstellung, weder die Phantastik, die um Räthchen waltet, noch das Groteske, das um Künigunde spielt. In einer andern Sphäre, in der kleinbürgerlichen Welt des „Erbförsters“, leisteten die Meiningen nicht minder Vorzügliches. Thörichter Weise hat man hier die Darstellung dieses Trauerspiels im Burgtheater zu Wien zum Vergleich herangezogen. Daß man in Meiningen nicht über die Kräfte des Burgtheaters verfügt, braucht nicht erst betont zu werden. Das eben ist ja die Kunst der Regie, daß sie mit den Kräften, die sie besitzt, ein harmonisches Ganze herzustellen weiß. Mit den geringsten Mitteln, ohne jede „Augenverblendung“, kommt Otto Ludwig's „Erb-

förster" zu so vollendetem Ausdruck wie Molière's „Eingebildeter Kranke": ich glaube sogar, daß der Erdgeruch des Trauerspiels, der Tannenduft des Thüringer Waldes, stärker und frischer in der Meininger'schen Darstellung als in der künstlerisch ungleich bedeutenderen der Wiener Burgschauspieler weht.

Einen merkwürdigen Versuch haben die Meininger mit Ibsen's „Pronprätendenten" gemacht. Henrik Ibsen ist ein begabter norwegischer Dichter, dessen Schauspiele in Christiania und Kopenhagen große Theilnahme und großen Zulauf finden; unter uns sind seine Dichtungen vornämlich durch Adolf Strodtmann bekannt geworden: er hat auch die „Pronprätendenten" vor einigen Jahren übersetzt und bearbeitet (Berlin, Gebrüder Paetel). Das Stück schildert die Kämpfe, welche König Hakon V., in der Geschichte durch den Beinamen „des Alten" ausgezeichnet, in der ersten Hälfte seiner langen Regierung, die von 1217 bis 1263 währte, mit dem mächtigsten Manne seines Landes, dem Jarl Skule, zu bestehen hatte. In Hakon verkörpert der Dichter in jugendlicher ritterlicher Gestalt das Königsrecht und den königlichen Sinn, in dem Jarl die usurpatorische trotzige Gewalt eines großen Barons: leider aber drängt sich die Handlung, der Gegensatz nicht zu einer dramatischen Spitze zusammen, sondern verläuft durch eine Reihe einzelner, nur lose mit einander verbundener Vorgänge in epischer Weise. Die Scenen der beiden letzten Acte lassen sich noch am besten mit den einzelnen Gefängen eines Helbengebichts vergleichen; neue Figuren lösen die alten, die bisher im Vordergrund gestanden, ab, neue Motive treten an die Stelle der früheren. An Kraft der Sprache, in den ersten Acten sogar an dramatischer Beweglichkeit, an der Gabe, charakteristische Gestalten zu erfinden, fehlt es dem Dichter nicht: dagegen wird der dramatische Bau sinn, die Fähigkeit, gewaltige Massen einfach und übersichtlich zu gliedern, die Verwidelung zu steigern und von innen heraus zu lösen, zu sehr vermisst. Auf den deutschen Zuschauer, der von den Dingen und Menschen nicht in seinem Gemüth und seiner Volksthümlichkeit berührt wird, wie der Norweger, dem das Schauspiel eine Glanzzeit, die Heroentage seiner Vergangenheit vorführt, wirkt das Ganze doch nur wie eine Staatsaction. Trotz der prächtigen Ausstattung und des außerordentlichen Fleißes, den man auf die Einstudirung verwandte, erwies sich die Dichtung nicht zugkräftig: ein interessanter, aber verfehelter Versuch, an dem die Freunde nordischer Dichtung am Abend der ersten Auführung sich erfreuten, für den jedoch die Masse des Publicums sich nicht zu erwärmen vermochte. Ich, meinerseits, halte es gar nicht für die Aufgabe der Meininger, uns neue, noch dazu ausländische Stücke mit stattlichem Kostenaufwand vorzuführen: ihre Specialität und ihre Kraft beruht in der Einrichtung der klassischen Meisterwerke; diese dem Publicum der deutschen Hauptstadt in möglichster Vollendung zu zeigen und damit zugleich der gesammten deutschen Bühne eine mächtige und tiefe Anregung zu geben, ist nach außen hin ihre Mission. Es ist eine Vergeudung von Zeit, Arbeit und Geld, sich mit Schauspielen abzuquälen, die trotz ihres poetischen Werthes sich niemals auf einem deutschen Theater einbürgern werden, weil sie uns in ihrem Kern ewig fremd sind und sein werden.

Bei der Aufführung des „Macbeth" verdient vor Allem hervorgehoben zu werden, mit welcher Meisterschaft das phantastische Element des Trauerspiels behandelt ist: nicht allein in den Aeußerlichkeiten, dem Auftreten und Verschwinden, dem Tanz und Gesang der Hexen, den Geistererscheinungen, sondern in der Stimmung und dem Spiel Macbeth's, Banquo's, der Lady. Wir athmen gleichsam den gespenstischen Hauch, der von den schottischen Heiden aufsteigt und uns aus den Hallen der düstern Schlösser entgegenweht. Von der ersten bis zur letzten Scene erscheint das Drama in seinem richtigen Beleuchtungsston. In den Figuren wie in ihrer Umgebung herrscht das Gigantische und Schaurige vor. Die Halle, in der das Königsmahl gefeiert wird, die Höhle der Hexen, der Burghof mit der steil ansteigenden Treppe — Alles wirkt schweremüthige, finstere Gedanken, „Grillen der Verzweiflung", zu denen das Spiel der Künstler trefflich gestimmt ist. Ich nenne, um ihnen hier den Tribut des Dankes für ihren Fleiß und ihre tüchtigen Leistungen abzustatten, einige der

hervorragendsten: Frau v. Moser-Sperner ein vielseitiges Talent, im „Räthchen von Heilbronn“ die Kunigunde von Thurneck, Armgart in „Wilhelm Tell“, eine unvergleichliche „Esther“, eine, wenn auch noch keineswegs fertige, aber in den Grundzügen bedeutungsvolle Lady Macbeth; Frä. Pauli, ein herziges Räthchen, das naturwahrste, das jetzt vielleicht die deutsche Bühne besitzt, eine tragisch angehauchte Marie im „Erbförster“; Hrn. Hellmuth-Bräm, der nacheinander in nie ermüdender Ausdauer den Waffenschmied Friedeborn, den Stauffacher, den Erbförster, den Jarl Skule und Macbeth spielte, am vorzüglichsten den Stauffacher und den Erbförster; Hrn. Kesper, ausgezeichnet in Heldenrollen, die einer starken Repräsentation bedürfen: Graf Wetter, König Hakon, Macduff; Hrn. Weilenbeck, den fein abwägenden und doch auch grotesken Charakterspieler, dessen „eingebildeter Kranke“ seines Gleichen sucht, Kaiser Maximilian im „Räthchen“, der Holzhüter im „Erbförster“, Attinghausen im „Tell“; Hrn. Teller, einen mannigfach begabten, wandlungsfähigen Künstler, der sich zuweilen durch ein Uebermaß der Beweglichkeit und des Mienenspiels schadet, aber voll von originalen Aeußerungen: der Rheingraf im „Räthchen“, Gessler, Bischof Arneseon in den „Kronprätendenten“, der Buchjäger im „Erbförster“. Allen Leistungen gerecht zu werden, ist unmöglich — nur dies kann man sagen, daß in der Meiningen'schen Theatergesellschaft ein Jeder an seinem Platze mit Aufopferung und Hingabe zum Gelingen des Ganzen beiträgt. Man hat sie mit einigem Spott oft eine wohl gebrillte Compagnie Soldaten genannt — meinetwegen, ich wünschte, daß alle deutschen Schauspielergesellschaften so geleitet würden und von einem solchen Pflichter, mit der Daranfrage jeder Eitelkeit und jedes falschen Ehrgeizes, der außerhalb des Ganzen seine Befriedigung sucht, befreit wären.

Karl Frenzel.

Rückblick auf die Orientwirren.

Zunächst zur Sicherung der durch den Krieg von 1870 geänderten politischen Lage Mitteleuropa's verband sich Deutschland mit Rußland und dann mit Oesterreich zum Dreikaiserbunde. Wäre aber jene Formel gefunden, die Forderungen Europa's, wie sie sich in der orientalischen Frage darstellen, in möglichstem Einklang auszugetragen, so hätte kein besserer Moment ergriffen werden können, die Formel zur Verwendung zu bringen, als die Zeit nach 1870. Wie lagen die Machtverhältnisse und der gute Wille der Nächstbetheiligten günstiger für eine Lösung der Orientfrage, als heute, so daß diese Lage einen Bund der Ostmächte ad hoc herausfordern würde, wenn er nicht sonst schon bestände. Für das friedensbedürftige Europa ist jede politische Umwälzung heute höchstens ein nothwendiges Uebel. Das Uebel der orientalischen Lösung aber über einen günstigen Augenblick gewaltsam hinauszuschieben, wäre die Handlungsweise der Kurzsichtigkeit oder der Rathlosigkeit. Der Dreibund hat den Frieden zuoberst auf seine Fahne geschrieben: doch hieße es den Frieden schlecht verstehen, wollte man in seinem Namen eine Thatenlosigkeit auch dort verlangen, wo rechtzeitiges Handeln das Maß der Gefahr und künftiger Verwickelung augenfällig vermindert. Der heutige Friede kann nimmer um den Preis gesteigerter künftiger Kriegsgefahr erkaufte werden. Von selbst aber verschwindet die Orientfrage sammt ihrer Friedensbedrohung nicht aus der Welt. Die Gegensätze der Interessen zwischen Oesterreich, dessen Schwäche einen Aufschwung des südslavischen Elements fürchtet, und Rußland, dessen starkes Selbstbewußtsein sich eben dort im Süden geltend zu machen strebt, können nur gegen einander in der Wage gehalten werden durch die festeste Treue in den diplomatischen Beziehungen, durch aufrichtigen Compromiß in Rücksicht der Ziele, durch die Garantie Deutschlands für beide Bedingungen. Unter diesen Voraussetzungen hat der Dreibund gewagt, die Orientfrage in Fluß gerathen zu lassen, indem er gegen Europa die Bürgschaft dafür übernahm, daß kein Zusammenstoß der Großmächte daraus hervorgehen werde. —

Er hat die Orientfrage in Fluß gerathen lassen, ja er hat sogar dieselbe ihrer Lösung fördernd zugeschoben, sie in Gang gebracht. Diese Behauptung wird heute kaum Jemanden mehr überraschen. Denn — um es kurz zu sagen — die dilatorische Behandlung war das beste, wirksamste, sicherste Mittel, dem Aufstande in den türkischen Provinzen des Nordwestens den Erfolg zu erleichtern. Wie wir jetzt nach fast Jahresfrist auf die Dinge zurückschauen, spricht aus ihnen folgender Gedanke zu uns: Eine thätige Unterstützung der Pfortenherrschaft von Außen her war zur Zeit nicht anzunehmen; dagegen schützte einmal die Machtstellung des Dreibundes, dann der Mißcredit, in den der finanzielle Ruin die Pforte stürzte, ferner die Ablenkung der westmächtlchen Interessen durch den Suezcanal, endlich die Sympathien der Völker für die Rajanationen. Man schließe die Balkanhalbinsel ab

und gestatte nur dem moralischen Einfluß einzubringen, der aus der Theilnahmlosigkeit Europa's hervorgehend die Kräfte der Pforte ebenso schwächen muß, als anderseits die Sympathien der Völker und verwandten Stämme dem Unternehmungsgeist der Aufständischen zu Gute kommen. Je länger die Entscheidung hinausgezogen, je länger die Kräfte des Aufstandes gespart werden, um so größer wird ihr Gewicht, denn um so weiter wird die Entkräftung des Gegners vorgeschritten sein. Je sorgfältiger und ausgebehnter Serbien und Montenegro ihre Rüstungen vollbringen, um so entscheidender werden sie später eingreifen. In Bulgarien muß eben so ohne Ueber-eilung der Vorbereitung für die Erhebung gestattet werden, sich zu vollenden. Inzwischen ist durch diplomatische Mittel Europa in Ruhe zu erhalten, und darauf hauptsächlich hinarbeiten, daß Zeit gewonnen werde. Wenn ein solches Programm unter den Mächten nicht festgelegt ward, so sind die Thatfachen doch demselben gefolgt.

Wieder wie seit Jahren brachte der Frühling den russischen Kaiser nach Berlin, und wieder wie ein Jahr vorher knüpfte die politische Welt vielerlei Erwartungen für Krieg oder Frieden an diesen Besuch, und zwar jetzt mit größerem Recht, als damals. Stand man doch scheinbar vor der Entscheidung über die Stellung, die der Ostbund zu der veränderten Sachlage im Orient einnehmen sollte. Denn die Prophezeiung Graf Andrassy's wollte eben Wahrheit werden: Der Aufstand, in Bosnien und Herzegowina neu entflammt und mit nicht minderem Glück als im Herbst geführt, war eben hinübergesprungen nach Bulgarien, deckte hier das Vorhandensein langer Vorbereitungen auf und gewann in diesem größten Slawenstamm der Halbinsel eine viel unmittelbare, lebensgefährlichere Bedeutung für den Orient, als er bisher gehabt hatte. Es war nicht mehr wegzuleugnen: Die große orientalische Frage stand mit der ganzen Gespensterhaftigkeit wieder da, die sie im Lauf ihres langen Lebens für Europa erlangt hatte. Und für diese Frage lauschte man zu allererst auf eine Antwort von Rußland her. Daß dieselbe nicht gänzlich harmlos sein werde, wollte man schon aus den Gerüchten entnehmen, die den Grafen Andrassy nur auf besonderes Drängen und nach beruhigenden Versicherungen von anderer Seite her sich entschließen ließen, nach Berlin zu kommen.

Am 10. Mai traf der Zar hier ein, begleitet von seinem Kanzler und seinen hervorragendsten diplomatischen Köpfen, Tomini, Hamburger. War man aber gerüstet die Lage ernst zu fassen, so warf ein zufälliges Zusammentreffen doch noch unerwartete Schwierigkeiten den versammelten Diplomaten in den Weg. Am 7. Juni traf von Saloniki aus die Nachricht ein, daß aus Anlaß eines Streites des Volkes um ein zum Islam übergetretenes Bulgarenmädchen die beiden Consuln von Deutschland und Frankreich ermordet worden seien. Mit Recht rief die aufgeregte allgemeine Meinung nach Schutz der fremden Staatsangehörigen in der Türkei, und dieser Ausbruch muselmännischen Fanatismus verlangte schon um deswillen Beachtung auch in Berlin, weil er die militärischen Kräfte aller sechs Vormächte herbeirief und dadurch auf diesem Gebiete das Vorniegen der ostmächtlichen Action beseitigte. Es wurden alsbald von allen Seiten Geschwader in die türkischen Gewässer abgesandt. Trotz dieser Complication nahmen die Verhandlungen einen raschen Verlauf. Gleich anfangs trat die geänderte Reihenfolge hervor, in der die Ostmächte unter einander die Vertretung der gemeinsamen Interessen übernehmen wollten. Oesterreich, das bisher als leitende Macht nur auf eine Reihe von Mißerfolgen im Sinne der Pacification zurückweisen konnte, überließ die Führung nunmehr Rußland, welches wie bisher auf dem Schilde, mit dem es die Südslaven zu decken sich anheischig machte, die Devise des status quo ante trug. Fürst Gortschakoff trat mit einem Entwurf hervor, von dem bisher nur bekannt geworden ist, daß er über die Grenze der Concessionen hindüberging, die Graf Andrassy im Interesse Oesterreichs von der Pforte zu verlangen für rätlich hielt. Kaum aber ward dieser Gegensatz klar, so trat Kaiser Alexander, von deutscher Seite her unterstützt, vermittelnd ein, veranlaßte Aenderungen in dem Entwurf im österreichischen Sinne und brachte es zu Wege, daß bereits

am 13. Mai ein fertiges, von den Ostmächten angenommenes Memorandum durch den Fürsten Gortschakoff den Vertretern der drei übrigen Vertragsmächte vorgelegt werden konnte. Graf Andrássy theilte der erwartungsvollen Welt am 20. Mai, in der Form einer vor der österreichischen Delegation in Pest auf eine Interpellation abgegebenen Erklärung, den Kern dieses Memorandums mit. Der Standpunkt des status quo war auch fernerhin festgehalten; ein besonderes festes Programm war nicht vereinbart, vielmehr ausdrücklich ausgeschlossen worden in dem Beschlusse, daß die Mächte sich in der Orientfrage nur von Fall zu Fall verständigen wollten. In Betreff der Reformen wurde der Weg der Note vom 30. December beibehalten und Rußland hatte es unternommen, auch den schwierigsten Punkt, die Forderung der Garantien für die Ausführung der Reformen, in fester Bestimmung zu formuliren. Dieses Memorandum ward von Italien, dessen Vertreter mit ausreichenden Vollmachten versehen war, bereits am 13. Mai, als es durch den russischen Kanzler den Botschaftern der drei Westmächte vorgelegt war, sofort angenommen. Die Zustimmung Frankreichs folgte bald nachher, wol schon am folgenden Tage. England nahm sich Bedenkzeit.

So war der Dreibund nochmals siegreich aus einer erschwerten und nicht un gefährdeten Lage hervorgegangen. Denn man zweifelte im ersten Augenblicke nicht an der endlichen Zustimmung Englands. Aber schon an demselben Tage, wo die sechs Vormächte in anscheinend gesicherter Einigkeit im deutschen Reichskanzleramte versammelt waren, zogen neue Wolken im Osten herauf. An diesem Tage lief die erste Kunde von einer revolutionären Bewegung an den Ufern des goldenen Hornes ein, deren Charakter so viel Räthselhaftes aufwies, daß alle Urtheile über türkisches Wesen und Staatsleben in's Schwanken geriethen. Sosta's und Ulema's, die professionellen Vertreter des Islam in Religion, Gesetz und Recht, hatten am 10. und 11. Mai durch eine völlig geordnete und haltungsvolle Demonstration bewirkt, daß auf ihr Verlangen der bisherige Großwesir Mahmud Nedim Pascha und der Scheichul-Islam entlassen, und durch Mehmed Ruschdi Pascha und Hassan Fairullah Effendi ersetzt wurden. Sie hatten noch Midhad Pascha für das Wesirat verlangt, waren aber damit nicht durchgebrungen. Ferner hatten sie die Forderung gestellt, daß der russische Botschafter, General Ignatjew, entfernt werde, endlich daß die Türkei eine Art von Constitution im abenländischen Sinne erhalte, und es schien, daß sie sich bei der abschlägigen Antwort auf diese letztere Forderung nicht beruhigen würden. Man wußte nicht, wie diese Bewegung plötzlich aus dem Boden erwachsen war, der nur für stumpfe Indolenz oder fanatische, rohe Gewalt fruchtbar geschienen, und stand zweifelnd, ob dahinter Wahrheit stecke, ob ein gesunder Erieb sich aus diesem Samen entwickeln könnte. Sicher aber war das Eine, daß die dominirende Stellung, die Rußland bis hin zu Stambul eingenommen, einen schweren Stoß erlitten hatte. Mahmud Nedim war seit langen Jahren eine Creatur der russischen Diplomatie gewesen, er war noch im vorigen Jahre durch General Ignatjew in's Wesirat gekommen und seitdem ein Werkzeug seines Gönners geblieben, das nicht zum geringsten Theil die Schuld an der so hoffnungslos verwirrten Lage des Reiches trug. Dieses Verhältniß war nur zu bekannt in Stambul: liebte General Ignatjew es doch stets, seine Macht, seine Gewaltstellung auch offen zu zeigen. Dieses Verhältniß trug auch nicht wenig dazu bei, die Feindseligkeit zu nähren, mit der der General in Stambul in wachsender Schärfe angesehen ward, bis sie endlich jetzt bei Gelegenheit dieser ihm beigebrachten Niederlage sich in einem Artikel Luft machte, den ein dort erscheinendes Blatt, der „Levant Herald“, am 13. veröffentlichte. Es ward ihm die Schuld an dem ganzen Elend der Lage darin zugeschoben, in den heftigsten Ausdrücken ihm die Niedrigkeit, Verächtlichkeit seiner Mittel und Zwecke vorgeworfen, und daß dieser Haß in weiteren Kreisen der Bevölkerung wurzelte, dafür lieferte der General selbst den Beweis, indem er beim Ausbruch der Sostabewegung sein Botschaftshotel zu Pera mit der Sommervilla zu Bujukdere eiligst vertauschte.

Dieser ganze Vorgang war ein schlimmes Vorzeichen für die Wirksamkeit, mit

der Rußland nun eben dort seine Thätigkeit beginnen wollte, wo das Organ dieser Thätigkeit im entscheidenden Augenblicke kaum mehr die Sicherheit der Existenz nachbehalten hatte. Auch erfuhr man durch officiöse Canäle bereits die Absichten, mit denen sich die Pforte gegenüber dem Gortschakoff'schen Memorandum trug: dasselbe sollte abgelehnt werden. Durfte man nun nach dem Vorgange vom December auch annehmen, daß diese officiöse Drohung zuletzt in der Ausführung gemäßiget sich zeigen werde, so mußte man doch auf zähen Widerstand rechnen. Welchen Charakter das neue Ministerium haben werde, ward bald deutlich, als man erfuhr, daß der energische, aber gewaltthätige, alttürkische, kriegs- und ruhmthürstige Hussein Avni Pascha zum Sersaskier ernannt sei. Der neue Divan ward rasch nach einander in diesem Sinne weiter ergänzt durch die Ernennung von Ministern, wie die Pascha's Midhad, Namyl und Andere, durch Erhebung Kerim Pascha's zum Generalissimus der Armee. Es bedeutete einen radicalen Systemwechsel zu Gunsten einer Aufraffung der türkischen Kräfte, einer Sprengung der seitherigen russischen Fesseln. Auf eigene Kraft wollte die Türkei noch einmal sich zu stellen versuchen, das sprach aus diesem neuernannten Divan: aber wo würde sie demnächst Anlehnung suchen?

Schon am 19. Mai kam ein Wink darüber. Man hörte aus London, daß England dem Gortschakoff'schen Memorandum nicht beitreten werde. Mit einigem Zweifel empfing man das Gerücht: war doch von der Berliner Conferenz die Erklärung ausgegangen, daß man an dem Programm vom December festhalten wolle, und war doch dieses Programm damals von England gebilligt worden. Aber am 22. bestätigte sich leider das Gerücht: die Minister hatten vor dem Parlament die geschehene Ablehnung verkündet und motivirt. Die Antwortnote Englands auf die Berliner Vorschläge war nicht ohne Schärfe besonders gegen Rußland, kündete offen den Entschluß Englands an, nicht ungestraft den Pariser Vertrag von 1856 zerreißen zu lassen, und drückte unverhohlen das Mißtrauen in die gute Absicht Rußlands zur Wiederherstellung der Ruhe und des status quo ante auf der Balkanhalbinsel aus. Dieser Kundgebung gingen kriegerische Demonstrationen zur Seite. Eine gewaltige Panzerflotte, in der Bessikabai, dicht vor den Dardanellen gelagert, vertheidigte in den Dardanellen und dem Bosporus den Meerengenvertrag von 1856 so gut als die Interessen Englands in Aegypten. Starke Rüstungen ergänzten das drohende Auftreten. Man mußte aus diesem Gebahren schließen, daß nach der Niederlage Rußlands zu Stambul England die verlassene Position in gegensätzlichem Sinne aufzunehmen gedente, daß der Dreibund nicht mehr unbestritten seine Politik im Orient verfolgen werde. Als bald gerieth der Boden der Berliner Conferenz in's Schwanken, besonders in Frankreich verrieth sich das peinliche Bewußtsein, voreilig gehandelt zu haben. Hatte man hier dem Dreibunde gegenüber stets eine möglichst kühle Miene angenommen, so lange Oesterreich im Vordergrunde stand, so benutzte man den Augenblick, wo in Berlin Rußland den Vortritt nahm, dazu, dieser Macht durch rasche Zustimmung sich gefällig zu erweisen. Nun fiel es dem Herzog Decazes doch auf das Gewissen, daß Frankreich mancherlei mit England gemeinsame Interessen am Marmarameer habe, die vielleicht auf's Spiel gesetzt wurden um den Preis einer doch noch sehr fraglichen und fernen Verbrüderung mit Rußland. Man begann zu vermitteln, England sollte womöglich doch noch der Politik der Fünfe zugeführt, das Gortschakoff'sche Memorandum entsprechend modificirt werden. Noch war die Lage in völliger Verwirrung, als ein neuer Schlag hereinbrach.

Das Actionsministerium zu Stambul hatte mit Ueberlegung und Folgerichtigkeit sich selbst durch Herbeiziehung der tüchtigsten Kräfte für eine rücksichtslose Initiative auf dem Wege des Widerstandes gegen den hereinbrechenden Ruin vorbereitet. Den eigensinnigen, unfähigen Sultan mit fortzureißen, war keine Aussicht vorhanden. So mußte er fallen. In der Nacht vom 29. zum 30. Mai, nachdem Alles von Midhad Pascha heimlich vorbereitet worden war, entthronte das Ministerium den Sultan Abdul Aziz, und am 31. verkündete ein kaiserlicher Fat die Thronbesteigung seines Neffen, des gesetzlichen Erben, als Sultan Murad V. Murad war stets Gegner

seines Oheims gewesen, auch in der Stellung zu Rußland. So war denn die Umwälzung auch in dieser Rücksicht vollendet: Rußland hatte vorläufig seine gesammte Position am goldenen Horn, wenn auch nicht in der Diplomatenwelt von Pera, verloren. Man verband diese Ereignisse bald mit der Zögerung und dem endlichen Rücktritt Englands von den Berliner Beschlüssen. England war, wenn nicht theiligt, so doch in sehr naher Verbindung mit den Vorgängen gewesen. Nur drei Tage später, am 2. Juni, traf die Nachricht ein, Abdul Aziz Effendi, der Entsetzte, habe sich entleibt. Die nächsten Tage nach der übrigens unblutigen Palastrevolution brachten nur noch einige Meldungen, theils kriegerischen, theils friedlichen Charakters aus Stambul. Die Rüstungen wurden energisch aufgenommen, in Achmed Kaissarli ein Kapudanpascha für die Flotte ernannt. Daneben freilich wurden weitgehende Reformen in Aussicht gestellt und der eifrigste Vertreter derselben, Midhad Pascha, zum Präsidenten des Staatsraths gemacht.

Man glaubt heutzutage längst diesen Reformen nicht mehr, die von der Pforte versprochen und von ihr ausgeführt werden sollen ohne fremde Mitwirkung. Die Türken haben den europäischen Geist nicht gelernt und den osmanischen nicht vergessen. Ueberall zeigt dieser Stamm die Merkmale des Niederganges, nirgends schaffende, belebende Kraft. Im Süden überwuchert ihn das griechische Element, im Norden das slawische; er selbst bleibt sich unverändert gleich im Fordern und in der Unfähigkeit zum Geben, in zähem Festhalten der einmal vorhandenen Herrscherstellung und völliger Leblosigkeit in der Wurzel, in der Leitung der bürgerlichen Volkselemente. Wirkliche Gleichstellung der nichtmuselmännischen Bevölkerung auf allen Gebieten des Staatslebens, wie sie von Europa gefordert wird, hätte zur Folge, daß das Osmanenthum alsbald thatsächlich nicht mehr gleich, sondern auf eine untere Stufe herabgedrückt sich erblickte. Die Türken sind sich dessen wol bewußt: sint ut sunt aut non sint; und deshalb werden alle Reformen an dem Widerstreben der türkischen Bevölkerung scheitern, oder aber, mit Gewalt durchgeführt, den Zusammensturz beschleunigen. Die Aufgabe Europa's, insbesondere des Dreibundes, kann es nimmer sein, ein Volk, das numerisch und virtuell abwärts geht, zu erhalten, sondern nur den Proceß der Auflösung sich langsam und ohne große Erschütterung vollziehen zu lassen. Jede Reform, die mit mehr oder minder Thatsächlichkeit in's Werk gesetzt wird, befördert diesen Proceß, jeder Monat, der die Anstrengung der materiellen Mittel gegen den Aufstand in Bosnien, Herzegowina, Bulgarien länger in Anspruch nimmt, thut dasselbe. Die neue Regierung hat sich beeilt, den von den fünf Mächten des Berliner Memorandum geforderten Waffenstillstand in gewissen Beschränkungen zuzugestehen. Aber die Zersetzung der Lebenselemente in den Provinzen schreitet rascher vor, als die Sammlung derselben in dem Staatscentrum. Der Ausgang ist vorherzusehen. Denn die Hilfe Europa's konnte seit Jahrzehnten wol die äußere Form dieses Staates erhalten, nicht aber dem Volke neues Leben einhauchen, und von diesem Volksgeist hängt doch im letzten Grunde allein die Erhaltung des Körpers ab. Auch England ist nicht gesonnen, nochmals den Versuch einer solchen innern Regeneration mit Opfern zu versuchen. Am 10. Juni hat Disraeli im Unterhause sich in versöhnlichem Sinne ausgesprochen, indem er darauf hinwies, daß Rußland gleich den übrigen Mächten bereit sei, der neuen Regierung zu Stambul Zeit zu gewähren, um — vielleicht zum letzten mal — den Nachweis anzutreten für die Lebensfähigkeit und die Existenzberechtigung der Türkei. An der Jahreswende der herzegowinischen Erhebung werden wir voraussichtlich die Mächte versammelt sehen am Lager des „kranken Mannes“, um das Verdict abzugeben über den Erfolg dieses letzten Rettungsversuches.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Edwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Zweiter Jahrgang. Heft 11. August 1876.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Kerlich. — Amsterdam, Seffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Ruquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Edberstedt. — Bukarest, Sotthel & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Gammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, G. Boescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Jughirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Dolefschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Edberstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Runtz. Alexander Bang. — Neapel, Deffen & Roscholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haas & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. G. Schmitzborff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Korabi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kummel. — Rio de Janeiro, E. & G. Baemert. — Rom, Boescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Geltjes. — San Francisco, J. B. Gollz & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Bafedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesch & Fried. — Wieda, G. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Eben.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I. Rudolf Lindau, Das Glücksspendel. Novelle.	161
II. G. Nachtigal, Araber in Central-Afrika und Nomaden- Leben	182
III. Louis Ehler, F. Mendelssohn-Bartholdy und die Ge- sammtausgabe seiner Werke	201
IV. M. Introsinski, Die englischen Reviews	217
V. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdig- keiten. III.	238
VI. Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Erziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen. IV. (Schluß.)	253
<u>Literarische Rundschau:</u>	
VII. ****, Lord Russell's Denkwürdigkeiten	269
VIII. Wilhelm Scherer, Deutsche Puppentheater	275
IX. Albert M. Sels, Ein Engländer über Heinrich Heine	279
~~~~~	
X. Rudolf Elcho, Die Centennial-Ausstellung in Phila- delphia . . . . .	283
<u>Politik und Volkswirtschaft:</u>	
XI. H. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. I. . . . .	299
XII. A. Sammers, Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksschulbildung . . . . .	312
~~~~~	
XIII. Literarische Neuigkeiten	323

Das Glücksspendel.

~~~~~  
Novelle

von

Rudolph Lindau.

~~~~~

I.

Seit langen Jahren hatte Hermann Fabricius seinen alten Freund Heinrich Warren aus den Augen verloren — und vergessen. Doch hatten sich die Beiden auf der Universität sehr lieb gehabt und sich zu verschiedenen Malen „etwige Freundschaft“ geschworen. Das war zu einer Zeit, die noch nicht alt ist, aber doch schon fern hinter uns zu liegen scheint, wo junge Leute noch an „etwige Freundschaft“ glaubten und sich für eine große That oder einen großen Gedanken begeistern konnten. — Die heutige Jugend ist vernünftiger. — Fabricius und Warren waren, noch als Studenten, kindlich unvernünftig gewesen und hatten sich, nicht nur in dem Rausche, in dem sie Brüderschaft getrunken, sondern auch später noch, im nüchternen Zustande, fest eingebildet, daß sie während des ganzen Lebens neben einander hergehen würden, und daß Nichts sie von einander trennen sollte.

Der harmlose Wahn hatte nur kurze Zeit gedauert. Das Leben hatte die Beiden, als sie kaum Männer waren, mit strenger Hand gepackt und hatte den Einen nach Westen, den Andern nach Osten geschleudert. — Sie hatten sich noch ein Paar Monate lang häufig und ausführlich geschrieben; sie hatten sich auch noch einmal gesehen. Dann waren sie von einander geschieden; die Briefe waren seltener und kürzer geworden — und schließlich ausgeblieben. Gemeinschaftliche Interessen allein scheinen im Stande zu sein, briefliche Verbindungen auf die Dauer zu erhalten. Man kann einen Freund recht lieb haben, und doch nicht Zeit finden, ihm zehn Zeilen zu schreiben; währenddem man täglich lange Stunden für den fremden Mann erübrigt, der Einem zu einer guten Stellung verhelfen soll. Und man kann bei alledem ein treuer und edler Mensch sein. — Menschen sind Egoisten, und die Natur will, daß sie es seien. Wenn sie nur nicht gleichzeitig böshaft sind, sondern mitleidig bleiben, d. h. wenigstens

in zweiter Linie wohlwollend an ihren Nächsten denken, so darf man nicht über sie klagen. — Fabricius wußte, zur Zeit wo diese Erzählung beginnt, nicht mehr, ob er zum letzten Male an Warren, oder ob dieser zum letzten Male an ihn geschrieben habe, und wer von ihnen beiden die früher so eifrig gepflogene Correspondenz abgebrochen hatte; genug, sie existirte seit Jahren nicht mehr, und mit jedem Jahre auch war das einst so lebendige Bild des abwesenden Freundes schwächer und schwächer geworden, bis es schließlich nur noch undeutlich, beinahe gänzlich verwischt, erschien. — Manchmal war Fabricius, der eine Universitätsstadt bewohnte und sich als Professor und Schriftsteller einen gewissen Namen erworben hatte, einem Studenten begegnet, der wahrscheinlich in seiner Nähe wohnte. Er hatte braunes, lockiges Haar, ehrliche, blaue Augen, die heiter und muthig in die Welt hinausblickten, und ein freundliches Lächeln um den jugendlichen Mund, ein Gesicht ohne Arg und Falsch, das Vertrauen schenkte und Vertrauen erwarb und auf dem das Auge mit Wohlgefallen ruhte. Wenn Fabricius den jungen Mann antraf, so sagte er sich jedesmal unwillkürlich: „So sah Heinrich aus vor fünfzehn Jahren“ — und während einiger Minuten dachte er sodann an die Vergangenheit und wünschte seinen alten Irrwind noch einmal wiederzusehen. Er hatte sich auch nach solchen Begegnungen häufig vorgenommen, Erkundigungen nach dem verschollenen Freunde einzuziehen; — aber es war immer bei dem Vorfasse geblieben. Wenn er nach Hause kam, so fand er auf seinem Arbeitstische neue Bücher, die gelesen und besprochen werden sollten, Briefe von Verlegern und Herausgebern, die versprochene Manuscripte verlangten, Einladungen, die angenommen oder abgelehnt werden mußten — kurz, so viel „laufende“ Arbeiten, die sofortige Erledigung erheischten, daß es spät wurde und die Müdigkeit ihn überwältigte, ehe er wieder an Irrwind denken konnte. Das Leben der meisten Menschen richtet sich so ein, daß in demselben nur Raum für nothwendige Arbeiten — oder für das, was dafür gehalten wird — bleibt. Demjenigen, der seinem Vergnügen lebt, und der im eigentlichen Sinne des Wortes gar nichts Nützliches thut, geht es in dieser Beziehung ebenso wie dem mit Arbeiten überhäuften Gelehrten, Beamten oder Geschäftsmann. Der Mann, der „Zeit hat“, gehört zu den seltensten Ausnahmen in unserer Gesellschaft.

Eines Nachmittags, als Fabricius zur gewöhnlichen Stunde, um 5 Uhr, nach Hause kam, überreichte ihm der Diener einen Brief mit amerikinischem Poststempel, den er, ehe er ihn öffnete, aufmerksam und nachdenklich betrachtete. — Die große, eckige Handschrift auf der Adresse war ihm wohlbekannt, doch konnte er sich nicht gleich besinnen, wem sie gehörte. Aber plötzlich leuchtete sein Gesicht auf: „Ein Brief von Heinrich!“ — rief er. Das Schriftstück enthielt nur wenige Zeilen und lautete wie folgt:

„Mein lieber Hermann!

Es ist ein Glück, daß es wenigstens Einer von uns Beiden bis zur Berühmtheit gebracht hat. Ich habe Deinen Namen, als den des Verfassers, auf einem Buche gesehen, habe Deinem Verleger geschrieben, der ein höflicher Mann ist und mir mit umgehender Post geantwortet hat, und bin Dank diesem Umstande im Besitze Deiner Adresse und in der Lage, Dir mittheilen zu können,

daß ich gegen Ende September in Hamburg ankommen werde. Schreibe mir poste restante dorthin und sage mir, ob Du mich auch ein paar Tage sehen willst. Ich kann auf der Reise nach meiner Vaterstadt Deinen jetzigen Wohnsitz berühren und werde dies gern thun, wenn Du mir mittheilst, daß es Dir lieb sein wird, mich wiederzusehen.

Dein alter Freund

Heinrich Warren."

Unter diesem Briefe stand ein P. S. — „So sehe ich jezt aus“ — und in einem Couvert, das Fabricius nun entfaltete, lag eine Photographie, mit der er an das Fenster trat und die er lange und voll schmerzlicher Wehmuth betrachtete. Es überlief ihn eiskalt. Die Photographie zeigte das Gesicht eines alten Mannes: graues, wenn auch noch dichtes, langes Haar, eine sorgenvolle Stirn, tiefliegende Augen, von eigenthümlicher, beunruhigender Starrheit im Blick, ein schmerzlicher Zug um den fest geschlossenen, zwischen zwei tiefen Furchen eingebämmten Mund.

„Mein armer Warren! — So sieht er also aus! — Und er ist ein Jahr jünger als ich. Er ist noch nicht sechs und dreißig Jahre alt.“

Fabricius trat vor den Spiegel und betrachtete sein eigenes Gesicht. Nun, es war nicht so verlebt wie das, welches die Photographie, die er in der Hand hielt, zeigte, aber es war auch kein junges Gesicht mehr, und es war entschieden kein sorgenloses, heiteres; die Augen waren nicht starr und finster, aber sie blickten entmuthigt und müde, und um den Mund lagen, wie auf Warren's Wilde, schwere, tiefe Falten.

„Ja, wir sind beide alt geworden,“ sagte Fabricius mit einem Seufzer; „ich hatte seit langer Zeit nicht daran gedacht.“ — Dann setzte er sich hin und schrieb seinem Freunde und sagte ihm, wie sehr er sich darauf freue, ihn bald wiederzusehen.

Am nächsten Tage begegnete er auf der Straße wieder dem jungen Manne mit den braunen Locken und den ehrlichen, lachenden Augen, der ihn so häufig an Warren erinnert hatte.

„Der sieht vielleicht in zwanzig Jahren ebenso aus, wie heute mein alter Freund,“ sagte sich Fabricius. — „Das Leben versteht es, heitere Augen zu trüben und einen lachenden Mund in ernste Falten zu legen: Mir ist es eigentlich nicht schlecht gegangen . . . auch nicht besonders gut. Ich habe ein Alltagsleben geführt: hier ein wenig Befriedigung; dort ein bißchen Kummer und häufig Sorgen. Und darüber ist meine Jugend dahingeshwunden, ohne daß ich etwas Besonderes gethan oder erlebt hätte.“

Am 2. October empfing Fabricius eine Depesche aus Hamburg, in der Warren ihm anzeigte, daß er am folgenden Tage, Abends um 8 Uhr, in B. . . antreffen werde. Fabricius begab sich rechtzeitig zur Eisenbahn, um seinen Freund gleich nach seiner Ankunft zu bewillkommen. Er sah ihn langsam, etwas schwerfällig aus dem Wagen steigen und musterte ihn einen Augenblick, ehe er sich ihm näherte. — Wie gebrechlich und alt erschien er ihm, noch älter als er auf dem Wilde aussah. Er trug einen grauen Reiseanzug, der schlotterig auf seiner langen, hagern Figur saß. Ein breitkrempiger, weicher Filzhut

befchattete ihm Stirn und Augen. Er sah sich suchend nach Fabricius um und näherte sich dann dem Ausgange langsamen, müden Schrittes. Fabricius ging ihm entgegen; Warren erkannte ihn, sobald er ihn erblickte. Ein sonniges, junges Lächeln flog über seine verwitterten Züge, und freudig, tief bewegt, reichte er ihm die Hand.

Eine Stunde später saßen die beiden Freunde in Fabricius' gemüthlichem Zimmer vor einem frugalen Male. Warren aß wenig. Fabricius bemerkte dagegen, zuerst mit Verwunderung, dann mit Unruhe, daß sein Freund, den er als ein Muster von Mäßigkeit gekannt hatte, viel trank. Der Wein schien jedoch keinen Einfluß auf ihn zu haben. Sein farbloses Gesicht röthete sich nicht; der Blick blieb kalt und starr und die Redeweise ruhig und langsam, ohne schwer zu sein.

Das Dienstmädchen, das bei Tische aufwartete, hatte nun die Speisen abgetragen, den Caffee auf den Tisch gesetzt und das Zimmer verlassen. Fabricius rückte ein paar Sessel zurecht und sagte seinem Freunde:

„So — nun sind wir ungestört. Stecke Dir eine Cigarre an und dann mache es Dir auf diesem Sessel bequem und erzähle mir, wie es Dir während unserer Trennung ergangen ist.“

Warren schob die Cigarrentafte zurück.

— „Wenn Du nichts dagegen hast,“ sagte er, „so rauche ich meine Pfeife. Ich bin daran gewöhnt und sie schmeckt mir besser, als die beste Cigarre.“

Er zog darauf aus einem abgetragenen Etui, dem man langen Gebrauch ansah, eine schwarzgebrannte, kurze Holzpfeife, die er methodisch mit einem dunkeln, feuchten Taback füllte. Dann zündete er die Pfeife sorgfältig an, blies mit lautem Paffen einige dicke Rauchwolken vor sich hin und sagte mit sichtlicher Befriedigung:

„Ein ruhiges Zimmer — einen Freund — eine Pfeife nach dem Essen — und keine Sorgen für morgen! Das lob' ich mir!“

Fabricius musterte seinen Genossen von der Seite und ward betroffen. Der lange, hagere Mann, mit dem grauen Haar, dem glanzlosen, starren Blick, der nach vorn gebeugt, mit übereinander geschlagenen Beinen, rauchend neben ihm saß, schien so gar nichts mit Heinrich Warren, dem Freund seiner Jugend, gemein zu haben. Der Mann war ihm fremd; er wurde ihm geheimnißvoll, unheimlich. — Gleichzeitig zog tiefes Mitleiden in seine Brust. Wie schlecht mußte das Leben seinen Freund behandelt haben, um ihn so zu verändern — zu verunstalten.

„Nun,“ sagte Fabricius, die durch das Kommen und Gehen des Dienstmädchens unterbrochene Unterhaltung wieder aufnehmend, „also erzähle. — Wie ist es Dir ergangen? — Oder soll ich mit der Weichte beginnen?“ — Er bemühte sich, heiter und leicht zu sprechen; aber er fühlte, daß ihm der Versuch mißlang.

Warren rauchte eifrig weiter, ohne zu antworten. Die Pause wurde Fabricius peinlich. Er bekam beinahe Furcht vor dem fremden und doch so

bekannten Gäste, den er in sein Haus geladen hatte. Endlich faßte er Muth und sagte noch einmal:

„Nun, willst Du sprechen, oder soll ich anfangen?“

Warren lachte leise vor sich hin. „Ich dachte darüber nach,“ sagte er, „was ich Dir antworten sollte. Die Sache ist nämlich die, daß ich gar nichts zu erzählen habe. Ich wundere mich nun eigentlich — und das machte mich einen Augenblick nachdenklich — daß ich mich mein Leben lang über Nichts geärgert habe. — Was für ein Narr ich gewesen bin! Als ob es nicht gerade ebenso leicht und unendlich viel angenehmer gewesen wäre, mich über dasselbe Nichts — mein Leben — zu freuen. — Ich habe nämlich gar keinen besonders großen Kummer zu ertragen gehabt. Es ist wahr, daß ich niemals und nirgends reussirt habe; aber ich weiß, daß es mir in dieser Beziehung nicht schlechter gegangen ist, als tausend Andern. Die gebratenen Tauben sind mir nicht in den Mund geflogen; ich habe nie ein großes Loos gewonnen; ich habe mein tägliches Brod immer sauer verdienen müssen; ich habe mich auch einmal, wie man sagt, „unglücklich verliebt“. — Es ist lange her. — Ich habe mich über das Alles lange, längst getröstet. Es kümmert mich in diesem Augenblicke nicht mehr. Was mich verdrießlich macht, ist, daß mir das ganze Leben ohne Freude, ohne Genuß dahingeschwunden ist.“

Warren hielt eine kurze Weile inne und fuhr dann langsam und ruhig fort:

„Bis vor wenigen Jahren hatte ich mir noch immer eingebildet, es würde anders und besser werden. Ich war eben noch jung. Die Zeiten waren hart und schlecht. Ich arbeitete für ein miserables Gehalt in einer Schule im Staate von New-York. Ich lehrte dort alles Mögliche: was ich wußte und was ich lernen mußte, um es lehren zu können: Griechisch und Lateinisch, Deutsch und Französisch, Mathematik und Physik; auch Musik in meinen sogenannten Mußestunden. Ich kam den Tag über selten zur Ruhe. Ich war von einer Schaar lärmender, muthwilliger Burschen umgeben, deren Hauptbeschäftigung, während der Stunden, die ich zu geben hatte, darin bestand, mich bei einem Fehler im Englischen zu ertappen. — Am Abend war ich todtmüde. — Doch konnte ich immer noch eine halbe Stunde mit wachen Augen träumen, ehe ich einschlief. Und dann sah ich mich in einer glücklichen, außergewöhnlichen Lage: Ich hatte das große Loos gewonnen; die gebratenen Tauben kamen urplötzlich aus allen Himmelsgegenden für mich angefliegen. Ich war reich, angesehen, mächtig . . . was weiß ich! Ich setzte die Welt, oder vielmehr Ellen Gilmore, die meine Welt war, in Erstaunen. — Bist Du auch ein solcher Narr gewesen wie ich, Hermann? Hast Du Dich auch im wachen Traume als Staatsminister, Millionär, Verfasser des größten literarischen Werkes der Neuzeit, siegreicher Feldherr, Parteiführer im Parlament und Aehnliches gesehen? Ich habe das Alles erlebt . . . im Traume wohlverstanden. — Nun item es war eine schöne Zeit. —

„Ellen Gilmore, die ich eben genannt habe, war die ältere Schwester eines meiner Zöglinge, des wenigst lernbegierigen Schülers in der ganzen Schule. Sein Vater bestand jedoch darauf, daß er etwas lernen solle, und

ich, der ich mich des Rufes erfreute, große Geduld zu besitzen, wurde ausserkoren, um dies gegen anständige Bezahlung zu Stande zu bringen. Bei der Gelegenheit wurde ich in die Familie Gilmore eingeführt, und nachdem ich mich dort zufälligerweise auch als Musiker entpuppt hatte — Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich für einen Dilettanten ganz gut Clavier spielte — kam ich dort täglich in das Haus, um Francis Sprachunterricht und Ellen Musikstunden zu geben. —

„Nun male Dir, bitte, die Situation aus, und dann lache über mich, wie ich es selbst zehntausend Male gethan habe: also einer Seits, auf der feindlichen Seite, bei den Gilmores, großer Reichtum und nicht wenig Stolz darauf, ein kluger und gewitzter Papa, eine ehrgeizige, puffsüchtige Mutter, ein ungezogener, gutmüthiger Schlingel von Sohn, die Hoffnung der Familie, und eine bildschöne, unglaublich gebildete, ruhige, verständige Tochter von neunzehn Jahren. — Und auf der andern Seite: Dr. Heinrich Warren, neunundzwanzig Jahre alt — im Traume: Verfasser eines epochemachenden, philosophischen Werkes, oder siegreicher General der Nordarmee, oder Präsident der Republik, trotzdem man dazu in Amerika geboren sein muß, währenddem Heinrich das Licht der Welt in Galbe an der Saale erblickt hat — in Wirklichkeit: wohlbestellter Schulmeister am Gymnasium zu Elmira mit 70 Dollars monatlichem Gehalt. — Glaubst Du nicht, daß ich die hoffnungslose Lächerlichkeit meiner Stellung als Prätendent von Anfang an verstehen mußte? — Natürlich verstand ich sie. Ich war ja, wenn ich nicht träumte, ein vernünftiger Mensch, der viel gelesen und behalten hatte; und ich hätte ja wahnsinnig sein müssen, um mir einbilden zu können, daß die Möglichkeit vorhanden wäre, Ellen jemals zu heirathen. Ich wußte mit vollständiger Sicherheit, daß dies unmöglich war, gerade so unmöglich, wie daß ich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt werden sollte. Und doch träumte ich von der Heirath mit der Tochter des Millionärs. — Ich darf mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Niemand mit meiner Leidenschaft incommodirt habe. Es war ein stilles, harmloses Vergnügen, das ich mir damit bereitete. Es fiel mir ebensowenig ein, davon zu sprechen, wie von meiner Traumstellung als commandirender General am Potomac. Aber Ellen merkte doch etwas von meiner stummen, heimlichen Liebe. Ich fühlte es mit absoluter Gewißheit, obgleich sie nie durch ein Wort oder einen Blick verrieth, daß sie meinen Zustand ahne. Nur ein einziger, kleiner Zwischenfall steht damit in Widerspruch:

„Ich sah sie eines Tages mit rothgeweinten Augen. Ich wagte natürlich nicht zu fragen, was sie quäle. Sie war während des Unterrichts unaufmerksam. Als ich fortgehen wollte, sagte sie mit niedergeschlagenen Wimpern: „Ich werde vielleicht meine Stunden während einiger Zeit unterbrechen müssen. Es thut mir sehr leid. Ich wünsche Ihnen alles Gute, Herr Warren.“ — Damit ging sie schnell, ohne mich angesehen zu haben, aus dem Zimmer. Ich war bestürzt. Was sollten die Worte und der Ton, in dem dieselben gesprochen waren, bedeuten? Am nächsten Tage theilte mir Francis, mit einem Gruße vom Papa, mit, er habe vier Tage Ferien, und ich solle mich nicht zu ihm bemühen, da seine Schwester sich mit Herrn Howard, dem reichen Kaufmann aus

New-York, verlobt habe und große Festlichkeiten im Hause stattfinden würden. Da fiel es mir auf einmal wie Schuppen von den Augen, und mit den Träumen, die mir bis dahin das Leben versüßt hatten, war es zu Ende.

„Es war im Grunde kein größeres Unglück für mich, daß Ellen sich verheirathete, als daß Johnson zum Nachfolger von Lincoln erwählt wurde; weder das Eine noch das Andere ging mich vernünftigerweise etwas an; aber Du hast keine Idee davon, wie mich die Sache — ich spreche von der Verlobung — angriff. Meine ganze, vollständige Richtigkeit wurde mir plötzlich klar. Meine Traumschlösser fielen zusammen. Ich sah mich endlich, wie ich in Wirklichkeit war: ein Schulmeister — ohne Stolz auf vergangene Werke, ohne Freude an der Gegenwart, ohne Hoffnung auf die Zukunft.“

Die Pfeife war während des Erzählens ausgegangen. Warren klopfte sie bedächtig aus. Dann nahm er eine Platte gepreßten Cavendish-Tabacks aus der Tasche, schnitt mit einem Federmesser soviel davon ab, wie er grade gebrauchte, stopfte die Pfeife und steckte sie wieder behaglich an. Er sprach während dieser Beschäftigung nicht, sondern piffte leise vor sich hin. Fabricius schwieg ebenfalls. Nach einer kurzen Weile und nachdem die Pfeife durch einige schnelle, laute Züge gut angebrannt war, fuhr Warren in seiner Erzählung fort:

„Ich war eine Zeit lang sehr unglücklich. Nicht etwa über den Verlust Ellens — was man nie beseßen, nie zu beseßen berechtigt war, kann man nicht verlieren — sondern über den Verlust meiner Illusionen, über mich selbst. Ich verzehrte schockweise Aepfel vom Baume der Selbsterkenntniß und fand die Frucht sehr bitter. — Ich verließ Elmira und versuchte mein Glück wo anders. Ich verstand mein Handwerk. Ich hatte auch durch die Praxis gelernt, wie ich dasselbe am besten verwerthen konnte. Ich war nie um eine Anstellung verlegen und ich lehrte successive und mit gutem Erfolge in ein bis anderthalb Duzend verschiedener Staaten. Ich erinnere mich kaum noch, wo ich gewesen bin: in Sacramento, Chicago, St. Louis, Cincinnati, in Boston, New-York... überall — überall. Und ich fand aller Orten dieselben ungezogenen, faulen Schüler und dieselben regelmäßigen und unregelmäßigen griechischen und lateinischen Verba. Wenn Du einen Menschen sehen willst, der mit Schulbuben und Grammatik der classischen Sprachen vollständig gesättigt ist, so brauchst Du mich nur zu betrachten.

„In den Mußestunden, die ich, wieviel ich auch zu thun haben mochte, immer fand, gab ich mich philosophischen Betrachtungen hin. Bei dieser Gelegenheit gewöhnte ich mich daran, viel zu rauchen“ Er schwieg plötzlich, schien über Etwas nachzusinieren und blickte starr vor sich hin. Dann strich er sich mit der magern Hand das Haar aus der Stirn und wiederholte langsam und zerstreut: „viel zu rauchen Ich gewöhnte mich auch an manches Andere,“ fuhr er schneller fort, „aber das hat mit meiner Erzählung Nichts zu thun.

„Die Theorie, die mich am meisten beschäftigte, war die von den Schwingungen eines von mir erdachten, sogenannten Glückspendels. Ich verdanke derselben die ruhige Verfassung, in der ich seit einiger Zeit lebe und in der Du mich heute siehst. Ich sagte mir nämlich, daß mein großes Unglück, wenn ich

es, ohne unbescheiden zu sein, so nennen darf, daher gekommen sei, daß ich die Absicht gehabt habe, außerordentlich glücklich zu werden. — Wenn man sich im Traume bis zur Höhe eines weltberühmten Mannes, eines Bräutigams von Ellen Gilmore erhebt, so ist es kein Wunder, daß man beim Erwachen einen tiefen Fall machen muß, bis man wieder reellen Boden unter seinen Füßen fühlt. Wäre ich in meinen Aspirationen bescheidener gewesen, so würde die Verwirklichung derselben eine leichtere, die Enttäuschung im schlimmsten Falle eine weniger bittere gewesen sein. Von diesem, durch jüngste Erfahrung als richtig angezeigten, Princip ausgehend, kam ich sodann zu der logischen Schlußfolgerung, daß das beste Mittel, Unglück so viel wie menschenmöglich zu vermeiden, das sei, sich so wenig wie möglich Glück zu wünschen. Dies ist bereits von meinen philosophirenden Vorfahren lange Jahrhunderte vor Christi Geburt erfunden worden, und ich beanspruche kein Patent für den alten Gedanken. Das Symbol jedoch, in das ich denselben schließlich kleidete, ist, so glaube ich wenigstens, neue Erfindung.

„Gib mir einen Bogen Papier und eine Bleifeder,“ fuhr er fort, sich zu seinem Nachbar wendend; „mit ein paar Strichen kann ich die Sache am leichtesten begreiflich machen.“

Fabricius reichte seinem Freunde, ohne ein Wort zu sagen, das Verlangte. — Dieser zeichnete darauf einen großen, nach oben offenen Halbkreis auf das Papier und darüber ein vertical herabhängendes Pendel, welches den Punkt des Halbkreises, an dem sich auf dem Zifferblatt einer Uhr die Zahl VI befindet, berührte. Daneben schrieb er rechts, von unten anfangend, am Platze der Stundenzahlen, V, IV, III, die Worte: „Bescheidene Wünsche“ — „Leidenschaftliches Verlangen, Ehrgeiz“ — „Ueberschwengliche Sehnsucht nach Glück, Größenwahnsinn“. — Er schob das Papier darauf wieder zurück und schrieb links vom Pendel, also am Platze der Uhrenzahlen VII, VIII, IX: „Aerger und Verdruß“ — „Gram, bittere Enttäuschung“ — „Verzweiflung“. — An Stelle der Zahl VI endlich, gerade unter dem Pendel, machte er einen dicken, runden Punkt, den er, wohlgefällig lächelnd, sorgfältig schattirte und unter den er die Worte: „Todter Punkt. Vollständige Ruhe“ schrieb.

Er legte darauf den Kopf auf die Seite, zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund wie zum Pfeifen und betrachtete die Zeichnung eine halbe Minute lang mit großer Aufmerksamkeit. Dann sagte er: „Die Windrose ist noch nicht complet. Zwischen dem „Todten Punkt“ und „Bescheidenen Wünschen“ auf der rechten, und „Aerger und Verdruß“ auf der linken Seite, gehört noch „Vernünftige, ruhige Gleichgültigkeit“ hin . . . aber die Zeichnung, wie sie da ist, genügt zur Demonstration meiner Theorie. — Folgst Du mir?“

Fabricius nickte stumm mit dem Kopfe. Eine tiefe Traurigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Er erblickte nun in dem Freunde seiner Jugend, für den er einst eine goldne Zukunft gehofft und dem er noch heute alles Gute wünschte, einen heillosen Monomanen.

„Siehst Du,“ fuhr Warren eifrig demonstrierend fort, als halte er eine wissenschaftliche Vorlesung vor einem aufmerksamen Schülerkreis „wenn ich das Glückspendel nun leise nach rechts hin in die Höhe hebe, bis es den Punkt

„Bescheidene Wünsche“ berührt, und es sodann fallen lasse, so geht es gehorsam und natürlich bis zum Punkte „Merger und Verbruch“ zurück, den es nicht überschreiten kann, schwingt dann noch eine Zeit, längstens eine Leben lang, im Abschnitte „Vernünftige Gleichgültigkeit“ und kommt schließlich auf dem „Todten Punkt“ zu „Vollständiger Ruhe“. — Ein tröstlicher Gedanke! — Er hielt einen Augenblick inne, als erwartete er eine Entgegnung von Fabricius. Als dieser aber beharrlich schwieg, fuhr Warren fort:

„Du verstehst nun bereits, wohin ich kommen will: hebe ich das Pendel bis auf „Leidenschaftliches Verlangen“ oder „Größtenwahnsinn“, so schnellst es von da bis auf „Gram“ respective „Verzweiflung“ zurück. Die Sache ist klar. Nicht wahr?“

„Ganz klar,“ antwortete Fabricius traurig.

„Sehr wohl,“ fuhr Warren eifrig fort. „Ich fand dies leider etwas spät aus. Ich hatte mich, wie ich Dir bereits sagte, im Traume nicht mit Kleinigkeiten abgegeben. Ich hatte Präsident der Republik, siegreicher Feldherr, weltberühmter Gelehrter, Ellen's Bräutigam werden wollen. — Hm! — Ein bescheidener Mann. — Was sagst Du zu mir? Ich hatte das Glückspendel wie ein Wahnsinniger hoch gehoben, und da es plötzlich meinen ohnmächtigen Händen entfallend zurückschwang, mußte es einen großen Bogen beschreiben und den Punkt Verzweiflung berühren. — Das waren harte, böse Zeiten! — Es ist Dir hoffentlich nie so schlecht gegangen, wie es mir damals erging. — Ich lebte wie in einem tiefen Traume . . . wie in einem wüsten Rausche . . .“ Er stockte wieder, wie er es vor einigen Minuten bereits gethan hatte. Dann lachte er laut und weh auf . . . „Ja! wie im Rausche! — Ich trank . . .“ Plötzlich jedoch wurde sein Gesicht, das sich häßlich verzerrt hatte, wieder ernst und edel und er sagte schauernd: „Es ist furchtbar für einen Menschen, wenn er sich herabsinken sieht.“ — Er schwieg lange. Dann stopfte er sich von Neuem die Pfeife und sich zu Fabricius wendend fragte er:

„Hast Du genug von meinem Leben, oder willst Du das Ende der Geschichte hören?“

„Es thut mir leid, Dich so sprechen zu hören,“ antwortete Fabricius; „aber bitte, fahre fort. Es ist vielleicht am besten.“

„Ja, es thut mir wohl, mir das Herz einmal ausschütten zu können . . . Ich trank also . . . Man nimmt die niederträchtige Gewohnheit in Amerika leicht an . . . Ich mußte verschiedene Stellungen aufgeben, weil man mich dort nicht mehr für „respectable“ hielt. Aber ich fand stets ohne große Mühe neue Beschäftigung. Noth hatte ich nie zu leiden, obgleich ich auch nicht gerade im Ueberfluß lebte. Ich gebrauchte wenig. Ich vernachlässigte meinen Anzug. Ich kaufte keine Bücher mehr. — Unterhalb Jahre, nachdem ich Elmira verlassen, traf ich eines Tages im Central-Park in New-York mit Ellen zusammen. Sie war seit fünfzehn Monaten verheirathet. Ich wußte es. Sie erkannte mich sofort und rebete mich an. Ich hätte in die Erde versinken mögen. Ich wußte, daß ich abgerissen und unordentlich aussah. Ich bildete mir ein, daß sie mir das Laster, dem ich mich ergeben hatte, am Gesichte absehen mußte. Aber sie

bemerkte nichts, oder wollte nichts bemerken. Sie reichte mir die Hand und sagte mit ihrer sanften Stimme:

„Es freut mich, daß ich Sie endlich antreffe, Herr Warren. Ich habe mich bei meinem Vater und bei Francis nach Ihnen erkundigt, aber sie konnten mir keine Auskunft über Ihren Verbleib geben. Ich möchte Sie bitten, mir während des Winters wieder einige Musikstunden zu geben. Sie wissen, wo ich wohne“ — und sie gab mir ihre Adresse.

„Ich stotterte eine verlegene Antwort auf die freundliche Anrede. Sie sah mich wohlwollend lächelnd an. Plötzlich wurde sie jedoch ernst und fragte theilnehmend:

„Sind Sie krank gewesen, Herr Warren? Ich finde, Sie sehen etwas angegriffen aus.“

„Ja,“ antwortete ich, froh, eine Entschuldigung für mein Aussehen gefunden zu haben. „Ich bin krank gewesen. Ich bin noch nicht ganz wohl.“

„Das thut mir sehr leid,“ antwortete sie leise. — Rache mich aus, Fabricius! Schilt mich einen unverbesserlichen Narren! Aber ich schwöre Dir zu, ich sah in ihren Augen mehr als banale, höfliche Theilnahme. Sorgenb, mittheilend blickte es aus denselben hervor. Ein unsäglicher Schmerz packte mich. Was hatte ich gethan, um so elend zu sein? Es wurde mir schwarz vor den Augen. Der Trunk, Unruhe, schlaflose Nächte hatten mich zum Schwächling gemacht. Ich taumelte einen Schritt zurück und blickte sie verstört an. Um uns her wogte das Treiben der großen Stadt.

„Kommen Sie bald, recht bald,“ sagte sie schnell und entfernte sich. Ich sah sie in einen Wagen steigen, den sie wahrscheinlich verlassen hatte, um eine Promenade zu Fuß zu machen. Dann erblickte ich sie, wie sie mit bleichem Gesichte sich aus dem Wagenfenster hinauslehnte und mich im Vorbeifahren mit starren, erschreckten Blicken ansah.

„Ich ging nach Hause, mein Weg führte mich an ihrer Wohnung vorüber. Sie bewohnte einen Palast. Ich schloß mich in meiner Stube, in einem miserablen Gasthaus ein, und ich träumte: Allen liebte mich, bewunderte mich; sie war mir nicht verloren. Das Pendel zeigte wieder wahnsinnige Erwartungen.

„Erkläre mir, Hermann, wenn Du es kannst, wie es kommt, daß ein vernünftiger, ruhiger Mensch, denn ein solcher bin ich im gewöhnlichen Leben stets gewesen, und für einen solchen gelte ich noch heute in den Augen sämtlicher Schuldirectoren, bei denen ich acht Jahre lang mein Brod mit amo und *virtu* ehrlich und sauer verdient habe, — erkläre mir, wie es kommt, daß ein solcher Mensch zu gewissen Stunden, bei vollem Bewußtsein, positiv verrückt sein kann. — Ich will zu meiner Entschuldigung und Deiner Aufklärung annehmen, daß dieser Zustand Vorbote einer Nervenkrankheit war, die mich bald darauf packte und mich mehrere Wochen lang an das Lager fesselte.

„Während der Genesung wurde ich ruhig und vernünftig; aber mit meinem Leben war es auf einmal vorbei. Ich war in zwei Monaten um zwanzig Jahre älter geworden. Als ich das Krankenzimmer verließ, war ich alt und gebrechlich, wie ich es heute bin. Meine Vergangenheit, so leer und freudenlos

sie gewesen, war mein ganzes Leben. Es blieb mir nichts mehr zu thun, zu hoffen, zu wünschen übrig. Es war dämmerig geworden. Der Tag mit seinem Warm und seiner Hitze war vorüber. Es wurde ruhig und kühl. Das Pendel schwang träge in einem kleinen, kurzen Bogen, auf der Linie „Vernünftige Gleichgültigkeit“. Ich möchte wol wissen, wie Leuten zu Muthe ist, die ihr Ziel erreicht, die es weit in der Welt gebracht haben, die wirklich siegreiche Feldherren, Premierminister und Aehnliches geworden sind. Ob sie stolz befriedigt am Abend des Lebens ruhen können, oder ob auch sie nur kampfesmüde, nicht siegesfreudig aus dem Getümmel zurücktreten. Ist es Jedermann, bei Strafe des Glückes, verboten, in sein Inneres hinabzusteigen und sich Rechenschaft davon abzulegen, wie er sein Leben verausgabt hat?“

Warren schwieg längere Zeit, in schmerzliche Betrachtungen versunken. Dann fuhr er leise fort:

„Ich hatte Ellen's Einladung natürlich nicht Folge geleistet. Aber irgendwie hatte sie meine Wohnung herausgefunden, hatte auch erfahren, daß ich krank war. Glaube nicht etwa an eine romantische Liebesgeschichte. Keine lichte Gestalt erschien an meinem Bette; ich fühlte nicht im Fiebertraum, wie sich eine weiße Hand kühlend auf meine brennende Stirn legte. Ich wurde im Hospital gepflegt, und recht gut gepflegt, und hieß dort No. 388; und die ganze langwierige Geschichte war so prosaisch wie nur möglich. — Aber als ich das Krankenhaus verlassen wollte und dem freundlichen Director Adieu sagte, überreichte mir dieser einen Brief mit einem Cheque von 500 Dollars. In dem Couvert lag ein anonymes Billet folgenden Inhalts:

„Ein alter Freund bittet Sie, den einliegenden Betrag als Darlehen annehmen zu wollen und denselben, nachdem Sie Ihre Arbeiten wieder begonnen haben, in monatlichen Raten durch Zahlungen an das Hospital zu restituiren.“

„Die Sache war augenscheinlich gut gemeint; aber sie that mir sehr weh. Ich mußte das Geld natürlich zurückweisen. Das hätte gerade noch gefehlt, daß ich mich von der Frau, die ich liebte und die einen Andern geheirathet hatte, ernähren ließ.

„Ich fragte den Director, der mich, währenddem ich den Brief las, mit einem wohlwollenden Lächeln beobachtet hatte, ob er wisse, wer der Absender desselben sei. Er antwortete mir: er wisse es nicht; aber ich war sicher, daß er mir die Wahrheit verschwieg. — Ich dachte einen Augenblick nach, und dann fragte ich von Neuem, ob er einen Brief von mir in die Hände des Absenders des an mich gerichteten Schreibens gelangen lassen könnte. Dies bejahte er. Darauf sagte ich, ich würde ihm am nächsten Tage einen Brief bringen.

„Ich dachte lange darüber nach, wie ich schreiben sollte. Ich zweifelte nicht, daß Ellen mir das Geld geschickt hatte. Ich wollte nicht undankbar erscheinen; ich wollte sie nicht verletzen. Ich setzte endlich einen Brief auf, der, soviel ich mich noch besinnen kann, ungefähr wie folgt lautete:

„Ich danke Ihnen vielmals; aber es ist mir unmöglich das Geld, das Sie mir leihen wollen, anzunehmen. Zürnen Sie mir nicht, weil ich es Ihnen zurückschicke. Ihre Handlung zeigt, daß Sie mir wohlwollen. Ich will mich be-

mühen, Ihrer Freundschaft nicht unwürdig zu werden. Bewahren Sie mir ein freundliches Andenken. Ich kann Ihre Güte nie vergessen."

"Wenige Tage darauf und nachdem ich diesen Brief dem Krankenhaus-director anvertraut hatte, verließ ich New-York und ging nach San Francisco. — Jahrelang sah und hörte ich nichts wieder von Ellen Gilmore. Ihr Bild wurde schwächer und schwächer. Ich vergaß sie. Ich vergaß, daß ich jung gewesen. Ich war alt. Der dunkle Strom, der die Barke, die mich und mein Glück trug, ruhig, ohne Erschütterung zu dem geheimnißvollen Meere führte, in den sich schließlich alles Lebende ergießt, nahm seinen Lauf durch eine öde Wüste. Die Ufer glitten in schrecklichem Einerlei an mir vorüber. Ich stand am Bord des Nachens — des Lebens, ach, so müde! — Ich hatte wissenlich nie etwas Böses gethan. Ich hatte das Schöne geliebt und das Gute erstrebt. — Weshalb war ich so freudenlos? Ich hätte die Klippe gesegnet, die den Kiel meines Schiffes zerrissen und mich in die dunkle Tiefe gezogen hätte. — Bis zu dem Tage, wo ich Ellen's Verlobung erfahren, hatte ich immer noch geglaubt, ich werde mein Leben morgen beginnen. Das Morgen war gekommen, ohne daß ich einen Anfang gemacht hatte — und mein Leben war beendet."

Warren sprach jetzt so leise, daß Fabricius Mühe hatte, ihn zu verstehen. Er schien mit sich selbst mehr, als mit seinem Freunde zu reden. Er hob den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe und machte eine langsame, kurze Bewegung von rechts nach links, die Schwingung eines Pendels andeutend. Dann berührte er den schwarzen Punkt, den er auf dem Bogen Papier verzeichnet hatte und sagte: „Vollständige Ruhe . . . Ich möchte, Alles wäre vorbei."

Eine lange Pause trat ein, die Fabricius endlich unterbrach.

"Wie kam es," fragte er, „daß Du den Entschluß faßtest, Amerika zu verlassen und nach Europa zurückzukehren?"

"Ja richtig," entgegnete Warren sich schnell sammelnd, „das sogenannte Ende fehlt noch. Eigentlich hat meine Geschichte kein Ende . . . wie sie auch, so zu sagen, keinen Anfang hat. Sie beschreibt etwas Formloses, Zweckloses; nicht im Leben, sondern nur im Ableben — Sterben. — Aber ich kann in chronologischer Reihenfolge weitergehen, wenn Du noch nicht müde geworden bist."

"Bitte, fahre fort."

"Nun gut . . . Ich trieb mich also jahrelang in Amerika umher. Das Glückspendel war gut regulirt. Es bewegte sich stätig zwischen „Verscheidenen Wünschen," die ich meist mit Leichtigkeit erfüllen konnte, und „Merger und Verdruß," die mich nie länger als auf kurze Zeit in Anspruch nahmen. — Ich führte ein Stillleben und galt für einen Sonderling. Ich that meine Pflicht und Schuldigkeit und bekümmerte mich um keinen Menschen. Sobald ich meine Stunden gegeben hatte und Herr meiner Zeit war, ging ich allein aus der Stadt in den nächsten Wald und lagerte mich unter die großen Bäume. Alle Jahreszeiten waren mir gleich: Der blüthentreibende Frühling, der reiche grüne Sommer, der traurige Herbst, der rauhe Winter. Ich fand immer meine Freude am Walde. Der stille Wald ist das Schönste auf der Welt. Friede zog dort in meine Brust. Ich wurde vollständig ruhig, und Das, was mich umgab,

wurde mir so gleichgiltig, daß ich mich daran gewöhnte, zu Allem, was mir begegnete, auf Alles, was man mir vor- oder abschlug, „Sehr wohl“ zu antworten. Ich selbst wußte dies nicht einmal, so natürlich kam mir das Wort, bis mir ein College eines Tages sagte, man habe mir auf der Schule den Spitznamen „Herr Sehrwohl“ gegeben. — Es ist komisch, daß man mich, dem es nie gut gegangen ist, „Sehrwohl“ genannt hat.

„Nun habe ich noch von einem kleinen letzten Abenteuer zu berichten, und dann bin ich mit meiner Geschichte fertig, und dann will ich Dich hören.“

„Im vergangenen Jahre führte mich mein Weg nach Elmira. Es war Ferienzeit. Ich hatte Nichts zu thun und hatte ein paar hundert Dollars in der Börse. Ich beschloß, den Schauplatz meiner Freuden und Leiden noch einmal zu besuchen. Es war sieben Jahre her, seitdem ich ihn verlassen hatte. Ich war ganz sicher, daß mich dort Niemand erkennen werde. Uebrigens wäre es mir auch gleichgiltig gewesen, erkannt zu werden.“

„Nachdem ich durch die Stadt gewandert und meine alte Schule, sowie das Haus, in dem Ellen Gilmore gelebt, aufgesucht hatte, ging ich nach einem kleinen, in der Nähe der Stadt gelegenen Park, in dem ich als junger Mensch manche Stunde verträumt hatte und in dem ich damals jeden Strauch kannte. Die Bäume, die ich jung gesehen, waren groß geworden. Alle hatten nicht gelebt. Hier und da war einer abgestorben oder abgehackt. — Es war im Monat September — gegen Abend. Die Sonne stand tief am Himmel; ihr rothes, blendendes Licht blickte durch die dunklen Zweige. — Auf einer Bank, unter einem Baume, saß eine dunkle Gestalt. Als ich mich ihr genähert hatte, erkannte ich sie. — Es war Ellen. — Ich blieb eine Secunde wie angewurzelt stehen.“

„Sie saß vornüber gebeugt und zeichnete mit dem Stiele eines langen Sonnenschirmes Figuren in den Sand. — Sie war in Trauer. — Sie hatte mich noch nicht gesehen. Ich hielt den Athem an und wandte mich lautlos wieder ab. Nachdem ich hundert Schritte gegangen war, trat ich aus der Allee unter die Bäume und sah mich furchtsam um. Sie saß noch immer am selben Platze. Gott weiß, was für Gedanken mir plötzlich wieder in das Gehirn stiegen. Ich wollte sie sehen. Ich war sicher, daß sie mich nicht erkennen konnte. Ich näherte mich ihr langsam wie ein Spaziergänger, und wenige Minuten später ging ich an ihr vorüber. — Als sie meinen Schatten auf dem Wege sah, hob sie nachlässig den Kopf in die Höhe, und unsere Blicke begegneten sich. Mir stockte das Herz. Ihr Blick war fremd und kalt. Aber auf einmal leuchtete es darin sonderbar auf, und sie machte eine schnelle Bewegung, als wollte sie sich erheben. Mehr konnte ich nicht sehen. Ich ging weiter, ohne es zu wagen, mich umzusehen. Noch ehe ich jedoch den Ausgang des Parks erreicht hatte, rollte ein offener Wagen schnell an mir vorüber, und aus demselben sich hinauslehrend, bleich, mit weitgeöffneten Augen, wie ich sie vor fünf Jahren im Central-Park von New-York erblickt hatte, sah ich Ellen. — Was hielt mich ab, sie zu grüßen? — Narrheit — aber ich grüßte nicht. — Die Augen, die eine Secunde lang ängstlich auf mich gerichtet gewesen waren, wurden plötzlich wieder kalt.“

Ich sah noch, wie Ellen tief aufathmete und sich langsam wieder in den Wagen zurückbog. — Dann war sie verschwunden.

„Ich war nun sechs und dreißig Jahre alt. Ich schäme mich beinahe, den Schülerstreich zu bekennen, den ich beging. Ich schrieb ihr: „Ein ergebener Freund, dem Sie vor Jahren Gutes erwiesen haben und der Sie gestern einen Augenblick gesehen hat, ohne von Ihnen erkannt zu werden, sendet Ihnen seine Grüße.“ — Ich warf den Brief, eine Minute ehe ich in den Eisenbahnwagen stieg, der mich nach New-York führen sollte, in den Briefkasten; und dabei schlug mir das Herz, als ob ich eine gefährliche That verrichtet hätte. — Das sind große Abenteuer! Nicht wahr? . . . Und ich habe keine größern erlebt, und daran zehrt meine Erinnerung.

„Ein Jahr später ungefähr, vor wenigen Monaten, traf ich in Broadway mit dem zwanzigjährigen Francis Gilmore zusammen. — Die Welt ist klein — es ist schwer, Bekannten aus dem Wege zu gehen. — Francis, der seiner Schwester sehr ähnlich geworden war, erkannte mich nicht. — Ich redete ihn an. Er betrachtete mich einige Secunden freundlich und verlegten lächelnd. — Plötzlich streckte er mir herzlich die Hand entgegen.

„Herr Warren!“ rief er, „wie freut es mich, Sie endlich einmal wiederzusehen! Ellen und ich, wir haben so oft von Ihnen gesprochen und darüber nachgegrübelt, was wol aus Ihnen geworden sein möchte. — Weshalb haben Sie nie etwas von sich hören lassen?“

„Ich konnte nicht hoffen,“ antwortete ich, „daß Sie das interessiren würde.“ Ich sprach ganz kleinmüthig. Was für ein muthiger Mann ich bin! Der junge Mensch schüchterte mich ein. Und doch hatte ich nie etwas von ihm verlangt und erwartete nichts von ihm.

„Francis antwortete mit jugendlichem, freundlichem Eifer: „Es ist unrecht von Ihnen, so mißtrauisch zu sein. Sie sind der einzige Mensch, von dem ich etwas gelernt habe; der einzige Lehrer, dem ich etwas verdanke. Glauben Sie, ich habe unsere langen, schönen Spaziergänge vergessen? Ich war noch ein Kind; aber alles Gute und Schöne, was Sie mir damals erzählten, hat sich in mein Gedächtniß eingegraben. — Und Ellen? — Sie hat nie wieder Musikunterricht nehmen wollen, seitdem Sie verschwunden sind, und sie spielt heute noch dieselben alten Stücke, die sie von Ihnen gelernt hat, und will von keiner andern Musik etwas wissen.“

„Wie geht es Ihren Eltern, — wie geht es Ihrer Schwester?“ fragte ich.

„Meine arme Mutter ist vor drei Jahren gestorben,“ antwortete Francis. „Ellen führt jetzt die Wirthschaft in unserm Hause.“

„Ihr Schwager wohnt also bei Ihnen?“

„Mein Schwager?“ entgegnete Francis verwundert. „Wissen Sie denn nicht, daß er im vergangenen Jahre am Bord der „Atlante“ auf der Reise von Liverpool nach New-York ertrunken ist?“

Ich war sprachlos.

„Nun,“ setzte Francis unbefangen und ruhig hinzu, „unter uns gesagt: es war kein großer Verlust. Mein Schwager war kein guter Mensch. Ellen

lebte bereits seit drei Jahren von ihm getrennt, als er plötzlich starb. — Die Ehe ist keine glückliche gewesen.“

Ich machte ein Zeichen mit dem Kopfe, als wolle ich Beileid ausdrücken. Es war mir unmöglich, ein Wort hervorzubringen.

„Sie müssen uns nun recht bald besuchen,“ fuhr Francis fort; „hier ist meine Karte. — Bestimmen Sie einen Tag, und kommen Sie dann zum Essen. Wir werden uns Alle freuen, Sie zu sehen.“

„Ich antwortete, ich würde ihm schreiben, und damit trennten wir uns.“

„Mein Geist hatte — glücklicherweise, glaube ich — seine jugendliche Elasticität verloren. Das Pendel schwang nicht in die Höhe. Es blieb innerhalb des kurzen Bogens, in dem es sich seit Jahren bewegte. Ich sagte mir, daß mir aus einer erneuerten Verbindung mit der Familie Gilmore nur Kummer und Enttäuschung erwachsen könne. Ich fühlte, daß ich noch immer nicht ganz Herr meiner selbst geworden war, daß Ellens Gegenwart mich wahrscheinlich wieder zum Narren machen würde. Ich war vernünftig genug, um einzusehen, daß es Wahnsinn sein würde, mich um die Hand der reichen, gefeierten, jungen Wittwe zu bewerben. Gleichzeitig fühlte ich, daß ein kurzes Zusammensein mit Ellen meine arme Vernunft wieder zu Grunde richten könnte. — Ich habe in Iyrishen Gedichten gelesen, daß die Liebe den Menschen veredle, ihn zum Gotte mache. — Sie macht ihn auch zum Narren. Dies war mein Fall, und dies wollte ich vermeiden.“

„Wenige Tage vor meinem Zusammentreffen mit Francis Gilmore hatte ich die Nachricht von dem Ableben eines alten Verwandten erhalten. — Ich erinnere mich seiner nur undeutlich. Ich hatte als Kind einmal die Ferien bei ihm zugebracht, und er hatte mich damals sehr freundlich empfangen. Er war ein stiller, ernstester Mann, der ein einsames Leben führte. Ich erinnere mich dunkel, gehört zu haben, daß er meine Mutter geliebt und sich nach deren Verheirathung von der Welt zurückgezogen habe. Seit langen Jahren hatte ich nichts wieder von ihm gehört. Es scheint nun aber, daß der alte traurige Mann mich in sein Herz geschlossen und nicht wieder vergessen hatte. Kurz: vor seinem Tode hatte er mir den größten Theil seines kleinen Vermögens hinterlassen. Ich wurde auf diese Weise Besitzer eines freundlichen Hauses, in der Nähe von N . . . gelegen, und eines auf lange Jahre verpachteten Grundeigenthums. Die Pacht, 1200 Thaler p. a., erschien mir vollständig genügend, um damit alle meine Bedürfnisse zu befriedigen.“

„Ich nahm mir vor, Amerika nun sofort zu verlassen und nach meiner Heimath zurückzukehren. Ich hatte mir Deine Adresse verschafft. Ich dachte mir, daß die Freude, Dich, meinen ältesten und einzigen Freund, wiederzusehen, mich für manchen Schmerz entschädigen würde, den ich im Leben erlitten habe. Ich habe mich darin nicht getäuscht. Ich habe endlich einmal — zum ersten Male — mein volles Herz ausschütten können, und nun ist mir leicht und wohl, wie mir seit Jahren nicht gewesen ist. — Du richtest mich nicht streng; das weiß ich. — Du bedauerst meine Schwäche, ohne mich deswegen hart zu verurtheilen. — Ich habe nichts Gutes im Leben gethan — und nichts Schlechtes

verbrochen. Ich bin ein vollständig unnützes Möbel gewesen, ein „homme de trop“, wie der traurige Held einer traurigen Geschichte von Turgeniew.

„Ich schrieb Francis Gilmore vor meiner Abreise von New-York. — Ich sagte ihm, der plötzliche Tod eines Verwandten nöthige mich, nach Europa zu gehen. Ich gab ihm Deine Adresse, damit es nicht aussehe, als fliehe ich die Verbindung mit seiner Familie. Und dann reiste ich ab. — Und nun bin ich hier. — Dixi!“

Warren, der während des Erzählens die Pfeife nicht hatte ausgehen lassen und gleichzeitig eine Flasche Wein, die auf dem Tische stand, beinahe vollständig geleert hatte, erklärte sich bereit, nun die Lebensgeschichte seines Freundes Fabricius zu hören. Aber dieser war niedergeschlagen und verstimmt und fühlte sich nicht zum Sprechen aufgelegt. Er machte seinen Freund darauf aufmerksam, daß es spät geworden sei, und schlug vor, die Unterredung am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Warren antwortete darauf: „Sehr wohl“, klopfte seine Pfeife aus und vertheilte den Rest des Weines, der sich noch in der Flasche befand, zwischen Fabricius und sich. Dann hob er sein Glas und sagte feierlich: „Der Jugendzeit!“ — Er trank das Glas bis auf die Reige aus, setzte es auf den Tisch und sprach befriedigt:

„Dies ist der erste Schluck Wein, der mir seit Jahren wirklich mundet; denn ich trank ihn nicht dem Vergessen, sondern der Erinnerung.“

II.

Warren blieb mehrere Tage in V . . . bei seinem Freunde Fabricius. Er erschien diesem als der anspruchsloseste Mensch, den er jemals angetroffen hatte. Er verlangte nach Nichts und schien stets mit Allem, was ihm geboten wurde, zufrieden. Jeder Vorschlag, den Fabricius ihm machte, erhielt denselben Bescheid: „Sehr wohl.“ — Aber wenn Fabricius Nichts anregte, so machte es sich Warren mit seiner kurzen Pfeife auf einem Sehnstuhle bequem, nahm ein Buch in die Hand, in dem er jedoch nur wenig las, blies dicke Rauchwolken vor sich her und schien mit sich und der Welt vollständig zufrieden. — Fremde Leute, sagte er, sähe er lieber nicht. Die wenigen jedoch, die zu Fabricius kamen und mit denen er eine oberflächliche Bekanntschaft anknüpfte, fanden in ihm einen wohlunterrichteten, bescheidenen Mann. Er gefiel Jedermann, mit dem er in Verbindung trat. Er hatte etwas ihm eigenthümlich Gefälliges, Anziehendes. Fabricius machte sich nicht klar, worin diese Eigenthümlichkeit bestand; aber er selbst konnte sich dem Einfluß derselben nicht entziehen. Er hatte Warren in wenigen Tagen die opferfreudige, innige Freundschaft zurückgegeben, die er als junger Mann für ihn gefühlt hatte. — „Jedermann muß ihn lieb gewinnen,“ sagte er sich. „Es sollte mich gar nicht wundern, zu erfahren, daß Ellen Gilmore ihn geliebt habe. . . Ich möchte, ich könnte ihn glücklich machen.“

Fabricius führte seinen Freund eines Abends in ein Theater, in dem eine ausgelassene Posse vorzüglich gespielt wurde. Er erinnerte sich daran, daß Warren als Student eine große Vorliebe für derartige Vorstellungen gehabt

und sich dort immer außerordentlich gut amüßte hatte. Das fröhliche, frische Lachen seines Freundes klang ihm aus der Zeit noch in den Ohren. — Aber Fabricius fand eine neue Enttäuschung. — Warren wohnte dem Stücke vollständig theilnahmslos bei. Fabricius, der ihn von der Seite beobachtete, sah ihn nicht ein einziges Mal lachen. Er hörte eine Weile aufmerksam zu, dann schien er den Versuch, das, was er sah und hörte, zu verstehen, aufzugeben und sah sich zerstreut im Hause um; als Fabricius ihn endlich nach dem Ende des zweiten Actes fragte: „Wollen wir nicht nach Hause gehen?“ antwortete er schnell: „Ja, komm! Ich kann dem Unsinn keinen Geschmack mehr abgewinnen. Laß uns eine Pfeife rauchen und schwätzen. Das ist vernünftiger und amüsanter.“

Warren glich dem Freunde, den Fabricius vor fünfzehn Jahren gekannt hatte, gar nicht mehr. Aber er war Fabricius deshalb nicht weniger theuer. Er beobachtete ihn mit schwerer Sorge im Herzen, wie einen geliebten, todtkranken Sohn. Er wurde nie müde, ihn aufheitern zu wollen; er wäre eines großen Opfers fähig gewesen, um ein zufriedenes Lächeln auf die starren Züge seines Gastes heraufzuzaubern. Warren bemerkte dies, und als er von ihm Abschied nahm, drückte er ihm mit Rührung die Hand und sagte:

„Du willst mir wohl, alter Freund, das sehe ich . . . und glaube mir, ich bin Dir dafür dankbar. Wir wollen uns nicht wieder aus den Augen verlieren. Ich werde Dir regelmäßig schreiben.“

Wenige Tage nach Warren's Abreise erhielt Fabricius einen Brief für ihn aus Amerika. Das Monogramm auf dem Couvert zeigte die Buchstaben „E. H.“ — Ellen Hawanel, den Namen der von Warren geliebten Frau. Fabricius beförderte den Brief sofort weiter und schrieb dazu: „Ich hoffe, Du empfängst in der Einlage erfreuliche Nachrichten aus Amerika.“ — Warren in seiner Antwort ließ diesen Satz unberücksichtigt und sprach überhaupt nicht von Ellen. Er beschrieb seinen neuen Wohnsitz, in dem er sich bequem eingerichtet hatte, und er lud Fabricius ein, ihn dort bald und auf längere Zeit zu besuchen. Im fernern Verlauf der Correspondenz verabredeten sich die beiden Freunde, die Weihnachts- und Neujahrstage mit einander zu verbringen.

Zu Anfang des Monats December schrieb Warren, Fabricius möchte seine Abreise so sehr wie möglich beschleunigen.

„Ich befinde mich nicht wohl“ — hieß es in dem Briefe — „und ich fühle mich manchmal so matt und müde, daß ich das Zimmer gar nicht verlassen mag. Ich kenne hier noch Niemand und habe auch nicht die Absicht, Bekanntschaften anzuknüpfen. Deine Gesellschaft würde mich sehr erfreuen. Ich habe mich wieder an Dich gewöhnt und Du fehlst mir aller Orten. Ich habe Dir ein Zimmer eingerichtet, in dem Du nach Herzenslust, grade ebenso gut wie in S. . . , und jedenfalls ungestörter als dort, arbeiten kannst. Warte also nicht bis zum 23., sondern komm je eher je lieber. Wir können Weihnachten am 15. December gerade ebenso gut feiern, wie am 25.“

Fabricius war in der Lage, dem Wunsche seines Freundes Folge leisten zu können, und langte noch in den ersten Tagen des Monats December bei ihm

an. Er fand ihn sehr abgemagert und elend aussehend. Warren hatte noch keinen Arzt zu Rathe gezogen und weigerte sich auch, dies zu thun.

„Was kann mir der Doctor nützen? — Ich weiß sehr wohl, wo mich der Schuh drückt und weshalb ich hinfalle. Er würde mir Zerstreuung empfehlen, gerade wie er einem durch mangelhafte Ernährung geschwächten, armen Mann kräftige Speisen und alten Wein verordnen würde. Der arme Mann dürfte das dazu nöthige Geld nicht besitzen. Man hat nicht immer die Mittel, sich gerade das zu verschaffen, was Einem wohlthun würde. — Wie sollte ich mich zerstreuen? — Reisen? — Ich liebe nichts so sehr, wie Still sitzen — Fremde Gesichter sehen? — Du bist der einzige Mensch, dessen Gesellschaft ich dem Alleinsein vorziehe — Bücher? Ich habe keine Lust mehr am Lernen, und das, was ich weiß, interessiert mich nicht mehr.“

Fabricius machte, wie bei dem ersten Zusammentreffen mit Warren, die Bemerkung, daß dieser beinahe gar nichts aß, dagegen ziemlich viel trank. Seine freundschaftliche Sorge um Warren's Gesundheit gab ihm den Muth, davon zu sprechen.

„Du hast recht,“ antwortete ihm Warren, „Ich trinke zu viel; aber ich kann nicht essen und ich fühle das Bedürfniß, irgend Etwas zu mir zu nehmen, was meine Kräfte aufrecht erhält. Ich bin in der deplorablen Verfassung eines der jammervollen invalides du sentiment von Savarni: „Toutes ces bêtises m'ont dérangé la constitution.“

Eines Abends, als die beiden Freunde im behaglich warmen Zimmer zusammen saßen, während es draußen stürmte und tobte, fing Warren aus freien Stücken an, von Ellen zu sprechen.

„Wir stehen jetzt in regelmäßiger Correspondenz,“ sagte er. „Sie schreibt mir, sie hoffe, ich werde bald wieder nach Amerika kommen. — Weißt Du wol, Hermann, daß mir die Frau geradezu unerklärlich wird? Daß sie mich nicht wie den ersten Besten behandelt, das steht fest. — Aber was veranlaßte sie, die Verbindung mit mir aufrecht erhalten zu wollen? — Liebe? — der Gedanke ist lächerlich. — Mitleiden vielleicht. — Das ist also das Ende meiner stolzen Träume: ich bin ein Gegenstand des Mitleidens geworden. — Ich habe ihr geschrieben, daß ich mich hier festgesetzt habe und daß es meine Absicht sei, mein unnützes Leben in Unthätigkeit und Zurückgezogenheit zu beschließen. Ich werde sie nie wiedersehen. . . . Erinnerst Du Dich einer kleinen Scene aus den „Reisebildern“, wo der Student das hübsche Mädchen am Fenster küßt und dieses es sich gefallen läßt, weil er dabei sagt: „Morgen ziehe ich weiter und sehe Dich vielleicht nie wieder.“ — Der Gedanke, Jemand nie wiederzusehen, gibt Einem den Muth, Manches zu sagen, was man sonst kaum anzudeuten wagen würde. — Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. — Sage nichts dagegen, lieber Freund. Ich weiß, es ist so. Ich habe es Ellen geschrieben. . . Ich habe ihr noch viel mehr geschrieben. . . Unsinn! . . . Alles, was ich im Leben gethan habe, ist unnütz und zwecklos gewesen. Es ist ein harmonischer und logischer Abschluß meines Daseins, daß ich auf dem Sterbebette eine Liebeserklärung gemacht habe. Gibt es etwas Zweckloseres? Ich habe es gethan.“

Fabricius hätte gern etwas Näheres über diesen Brief erfahren, aber Warren

wollte sich nicht auf bestimmte Antworten einlassen. — „Hätte ich eine Copie von dem Schreiben,“ sagte er, „so würde ich sie Dir gern zu lesen geben. Du kennst meine ganze Geschichte, und ich schäme mich vor Dir keiner Albernheit, die ich begangen habe, wie groß und gänzlich unnütz dieselbe auch sein möge. — Ich schrieb den Brief vor vierzehn Tagen, als ich das Nahen des Todes mit vollständiger Sicherheit fühlte. Ich lag im Fieber. Ich hatte keine Furcht vor dem Tode, der wirklich wenig empfängt, indem er mir das Leben nimmt. Aber ich war aufgeregt, begeistert. Es ist möglich, daß ich ein hochpoetisches Nachwerk verfaßt habe, einen Schwanengesang. Ich wünschte es nicht ungethan. Nein, ich bin froh, daß Ellen endlich wissen wird, wie ich sie geliebt habe: ohne meine Liebe zu gestehen, ohne Gegenliebe zu ersehen, zu hoffen. Das nenne ich uneigennützig!“

Die Festtage gingen still und traurig vorüber. Warren war so matt, daß er sich täglich nur wenige Stunden von seinem Lager erheben konnte. Fabricius hatte nun aus eigener Nachvollkommenheit einen Arzt an das Krankenbett seines Freundes gerufen. Aber der Mann der Wissenschaft konnte auch nicht helfen. Warren litt nicht an einer bestimmten Krankheit. Seine Lebenskraft war aufgezehrt. Er erlosch langsam, wie ein Licht, das sich ausbrennt. Manchmal noch, in seltneren und längeren Zwischenräumen, flackerte sein Geist hell auf und sprühte Funken; aber schon lagerten sich die Schatten des Todes über ihn, und es wurde dunkler und dunkler.

Am Sphlvesterabend stand Warren gegen 11 Uhr auf. „Ich will das neue Jahr mit Dir in alter Weise begrüßen“ sagte er zu Fabricius. „Möge es Dir Freude bringen. Mir bringt es Frieden.“

Wenige Minuten vor Mitternacht trat er an das Clavier und spielte feierlich, einem Chorale gleich, ein Lied von Robert Schumann: „Auf das Trinkglas eines verstorbenen Freundes“. — Mit dem Glockenschlag Zwölf füllte er zwei Gläser. Er hob das Glas und sprach aus dem Liede, das er soeben gespielt hatte, langsam und nachdenklich eine Strophe nach:

„Was ich erschau' in Deinem Grund,
„Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen.“

Dann beugte er sich zurück und leerte das volle Glas in einem langen Zuge. — Er hatte während des Sprechens und des Trinkens gar nicht auf Fabricius geachtet, der ihn bestürzt und sprachlos beobachtete. Jetzt erblickte er ihn, und sein Auge leuchtete hell und freudig in jugendlichem Feuer auf.

„Ein anderes Glas!“ rief er. „Der Freundschaft! Prosit, Bruder!“

Er leerte das zweite Glas wie das erste und ließ sich dann schwerfällig auf einen Sessel nieder. Der Blick wurde wieder starr und ausdruckslos, und willig, wie ein schläfriges Kind, ließ er sich bald darauf von Fabricius zu Bette geleiten.

Während der nächsten Tage konnte er nicht aufstehen. Der Doctor schüttelte bedenklich den Kopf und theilte Fabricius, den er für einen nahen Verwandten hielt, mit, daß er sich auf das Schlimmste vorzubereiten habe.

Am 8. Januar brachte ein Diener aus dem Hotel der Stadt, in deren unmittelbaren Nähe Warren's Landhaus gelegen war, einen an diesen gerichteten

Brief, der, wie der Bote sagte, sofortige Erledigung erheischte, und den Fabricius öffnete, da sein Freund seit mehreren Stunden in einem träumerischen Fieberzustand lag, der an vollständige Bewußtlosigkeit grenzte. Der Brief war „Ellen Hatwanel“ gezeichnet und lautete wie folgt:

„Eine Reise nach Europa, die mein Vater bereits seit längerer Zeit beabsichtigte, ist plötzlich zur Ausführung gekommen. Ich habe Ihnen dies nicht früher mittheilen wollen, um das Vergnügen zu haben, Sie zu überraschen. Hier erfahre ich nun aber durch den Gastwirth, daß das Unwohlsein, von dem Sie in Ihrem letzten Briefe sprachen, noch nicht beseitigt ist. Ich mag deshalb nicht unangemeldet vor Ihnen erscheinen und frage zunächst an, ob Ihr Zustand Ihnen erlaubt, uns zu empfangen. Ich bin hier mit Francis, der wie ich darauf bestanden hat, Ihnen, werther Freund, auf der Durchreise einen kurzen Besuch abzustatten. Mein Vater ist direct von Hamburg nach Paris gereist, wo mein Bruder und ich uns in wenigen Tagen wieder mit ihm vereinigen werden.“

Fabricius dachte einen Augenblick nach. Dann nahm er seinen Hut und sagte dem Boten, er werde die Antwort auf den Brief selbst nach dem Hotel bringen. — In dem kleinen Gasthause angelangt, wurde er ohne Weiteres bei der „fremden Dame“ vorgelassen. Er hatte ihr durch den Kellner seine Karte geschickt mit den Worten: „Im Auftrage des Dr. Warren.“

Ellen war allein. Fabricius musterte sie schnell. Sie war von auffallender Schönheit. Ihre großen, entschlossenen, blauen Augen waren unruhig fragend auf den Eintretenden gerichtet.

Fabricius war in seinem Leben nur wenig mit Frauen umgegangen und erschien gewöhnlich verlegen in ihrer Gesellschaft. Aber in diesem Augenblicke waren alle seine Gedanken bei dem kranken Freunde und er konnte ohne Anstrengung vollständig unbefangen sein. Er erzählte in wenigen Worten, Warren sei krank — sehr krank — sterbend. Er, Fabricius, habe den an seinen Freund gerichteten Brief erbrochen und gelesen.

Ellen sah ihn stumm, gewissermaßen erstaunt an. Sie schien, was sie hörte, nicht zu fassen. Aber langsam füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Ist es mir erlaubt, Herrn Warren zu sehen?“ fragte sie endlich.

Fabricius bejahte dies.

„Soll mein Bruder mich begleiten, oder ist es besser, daß ich allein gehe?“

„Ich halte es für gerathen, daß Sie zunächst allein kommen. Ihr Bruder kann unsern armen Freund vielleicht später sehen.“

„Wird die Ueberraschung den Kranken nicht ermüden?“

„Sicherlich nicht. Jede Freude kann ihm nur wohl thun; und ich weiß, er wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Ellen war in wenigen Minuten bereit, Fabricius zu folgen, und bald darauf befanden sich Beide in Warren's Hause. Fabricius bat seine Begleiterin, in der Wohnstube zu warten, und ging zunächst allein in das Krankenzimmer.

Warren lag mit weitgeöffneten, im Fieber leuchtenden Augen auf dem Bette. Er redete irre. Er erkannte jedoch den Eintretenden sofort und bat diesen, ihm etwas zu trinken zu geben. Nachdem er seinen Durst gelöscht, schloß er die Augen, als wolle er schlafen.

„Ich habe Dir einen guten Freund geholt,“ sagte Fabricius, „wirst Du ihn empfangen?“

„Fabricius? Er sei willkommen!“

„Nein. — Einen Freund aus Amerika.“

„Aus Amerika? . . . Da habe ich lange, lange gelebt. . . . Wie traurig, trostlos die Ufer!“

„Wirst Du den Freund sehen?“

„Ich gleite den dunkeln Strom hinunter — hinunter. In nebeliger Ferne: hohe, dunkle Formen, bewaldete Höhen. . . . Ich kann sie nimmer erreichen.“

Fabricius entfernte sich auf den Fußspitzen und trat nach wenigen Minuten mit Ellen wieder in das Zimmer. Warren schien nichts zu bemerken. Er sprach mit leiser, tonloser Stimme weiter:

„Der Strom nähert sich dem Meere. Ich höre sein dumpfes Brausen. Die Ufer werden grün. Die Berge nähern sich. Das sind die Bäume, unter denen ich so oft geruht . . . Waldesdunkel . . . zwischen den Bäumen schwebt eine lichte Gestalt daher . . . Ellen!“

Sie trat an sein Bett. Der Sterbende blickte sie ohne jede Ueberraschung, freundlich lächelnd an.

„Gott Lob! Ich sehe Dich noch!“ sagte er. „Ich wußte, daß Du kommen würdest . . .“ Er lallte noch einige unverständliche Worte, dann lag er lange Zeit still da. Plötzlich rief er: „Hermann!“

Der Gerufene stand neben Ellen.

„Das Glücksspendel! Du verstehst mich?“ Ein kindliches, harmloses Lächeln flog über sein Gesicht. Er hob die magere Rechte in die Höhe, und mit dem Zeigefinger eine weite Pendelschwingung in der Luft nachzeichnend, sagte er dazu: „Früher!“ Dann machte er in derselben Weise eine ganz kurze Bewegung von rechts nach links, die er langsam wiederholte, und sprach: „Heute!“ — Endlich hielt er den Zeigefinger wie drohend fest und unbeweglich in die Höhe: „Balb!“ Darauf schloß er die Augen und lag einige Minuten lang schwer athmend, sprachlos da.

Ellen beugte sich weinend zu ihm herab und rief leise „Heinrich! Heinrich!“ Er öffnete die müden Augen noch einmal. Sie näherte ihren Mund seinem Ohr und flüsterte unter Thränen: „Ich habe Dich immer geliebt.“

„Ich wußte es von Anfang an,“ antwortete Warren ruhig und überzeugt. Die starren Züge wurden noch einmal sanft und belebt. Das Auge blickte freundlich, zutraulich, wie vor langen Jahren. Er ergriff Ellen's Hand und führte sie an seine trocknen Lippen. Ein Lächeln verklärte sein Antlitz.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte Fabricius.

Die alte Antwort kam: „Sehr wohl . . .“ Die kraftlosen Finger zerrten an der Bettdecke, als wollten sie diese in die Höhe ziehen. Dann streckten sich die Arme lang aus und die Finger lagen still. — „Sehr wohl . . .“ wiederholte Warren noch einmal leise. Er schien darauf in tiefes Nachdenken zu versinken. Eine lange Pause trat ein. Dann richtete er das brechende Auge liebevoll und traurig auf die Geliebte, und zögernd, leise, mit schwachem Ausdruck auf das erste Wort sagte er: „Ganz wohl.“

Araber in Central-Afrika und Nomadenleben.

~~~~~  
Von

Dr. G. Nachtigal. \*)

~~~~~

Als ich im Anfange der Regenzeit 1870 in Kufa, der Hauptstadt von Bornu, angekommen war, gedachte ich nach Ablauf derselben, im Oktober oder November, wenn der Tschadsee einen hohen Wasserstand haben würde, das Innere desselben zu besuchen. Es ist bekannt durch die Barth'schen Erkundigungen und durch den Overweg'schen Besuch des Sees, daß derselbe besonders in seinem östlichen Theile voller Inseln ist und daß diese von zwei Stämmen bewohnt werden, den Buduma oder Jedina und den Kuri, welche unter sich und mit den ursprünglichen Bewohnern von Bornu verwandt, zum Theil Heiden und fast unabhängig vom Bornureiche sind. Der einzige Europäer, welcher das Innere des Sees besucht hat, war unser Landsmann Overweg, der leider zu früh durch das tropische Klima dahingeraffte Begleiter Barth's; doch da seine restirenden Aufzeichnungen sehr spärlich sind, so versprach der Besuch eine lohnende Ausbeute.

Zu jener Zeit, Ende des Jahres 1870, rückte der Wadaikönig Mohammed Ali mit einer Kriegsmacht gegen Westen heran, und wenn sich auch bald herausstellte, daß er keinerlei feindselige Absichten gegen Bornu nährte, sondern nur seinen unruhigen Nachbarn und übermüthigen Vasallen Mohammedu, den König von Baghirmi, züchtigen wollte, so äußerte doch dieser Kriegszustand seinen Einfluß auf die ganze Gegend und machte die Einwirkung, welche der Herrscher von Bornu auf die Bewohner des Tschade unter gewöhnlichen Verhältnissen auszuüben vermag, so problematisch, daß derselbe mir seine Zustimmung zu meinem Reiseplane versagte. Nach Osten wollte ich. Da die direct östliche und die südöstliche Richtung mir abgeschnitten waren, so ergriff ich die Gelegenheit in nordöstlicher vorzudringen, als zu Ende des Winters, wie fast alljährlich, eine Anzahl Araber aus Kanem, den Stämmen der Aulād Soliman und der Mgħarba angehörig, in Bornu erschien, um auf dem großen Markte von Kufa ihren

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau“, Band VII, S. 45.

Ueberfluß an Kameelen und Datteln gegen gewöhnliche Baumwollenhemden der Bornumanufactur umzutauschen, welche von Kanem bis Borku die gangbare Münze darstellen. Mit ihnen hatte ich die Aussicht, weite, bisher unbetretene Gebiete zu durchwandern, das bunte Völkergemisch Kanems zu studiren, die Dasa oder südlichen Tibbu in Borku zu besuchen, die als Kameelweiden berühmten Thalebenen Egai und Bodele und den räthselhaften Bahar el Ghafal (Gazellenfluß) zu durchziehen und endlich noch die Bekanntschaft der im Norden von Wadaï wohnenden Bidejat oder Terrawla und der Wanja, welche in ihrer ethnologischen Stellung noch nicht gehörig fixirt waren, zu machen.

Die genannten Araber Kanems sind erst seit ungefähr einem Menschenalter auf der centralafrikanischen Bühne erschienen, während die Einwanderung der Araber überhaupt in die dortigen Breitengrade in ihren ersten Anfängen bis auf die ersten Zeiten des Islams zurückgeht. Dieselbe hat den größten Einfluß auf die Staaten- und Völkerbildung des nördlichen Centralafrika gehabt. Die centralisirten sogenannten Sudanstaaten, welche sich als breiter Gürtel in fortlaufender Linie vom Niger bis zum Nil erstrecken und das ungeheure Wüstengebiet des nördlichen Afrika von dem ganz unbekannten äquatorialen Theil des Continents trennen, sind durch die Expansionskraft des Islams entstanden. Dieser aber wurde durch die Bewohner der arabischen Halbinsel mit ihrer rastlosen Wander- und Abenteuerlust und durch die furchtlosen, zähen, energischen Berber von Osten und Norden her eingeführt. Die Verbindung der Mittelmeerküste und des Nilgebiets mit diesen innerafrikanischen Ländern, den Fellatastaaten, den Haussaländern, Bornu, Baghirmi, Wadaï und Dar For, wird seit Jahrhunderten nur durch sie aufrecht erhalten und nur auf ihren Pfaden, unter ihrem Schutze durchzieht der europäische Entdeckungs- und Forschungsreisende die große Wüste mit ihren Gefahren und Schrecken, ihren Entbehrungen und Anstrengungen, ihrer unendlichen Oede, ihrer großartigen, geheimnißvollen Schönheit.

Die in Centralafrika im Laufe der Jahrhunderte eingewanderten Araber, welche ich hier vorläufig nicht von den ihnen verbundenen berberischen Elementen trennen will, haben, so zähe sie auch an ihrem Ursprunge festhalten, mit der Zeit eine eigenartige Stellung eingenommen. Sie werden von den Eingeborenen streng von den im Norden wohnenden und nur periodisch als Kaufleute und Räuber bei ihnen auftretenden Arabern unterschieden, und von diesen wiederum nicht mehr als ihres Gleichen angesehen. Wo sie in größeren Stämmen sich niederließen, und wo sie nahe der Grenze der Wüste das ihnen eigenartige Leben von Kameelhirtin ohne zahlreiche Sklaven fortführen konnten, bewahrten sie die ursprünglichen Züge und Hautfärbung in großer Reinheit; wo sie im Süden der Sudanstaaten Rinderhirten und im Centrum derselben sesshaft wurden und wo sie inmitten dichter Bevölkerung der Vermischung mit ihr mehr ausgesetzt waren, bieten sie dem entsprechend die verschiedensten Mancen der Hautfärbung und die mannigfachsten Uebergänge zu den Negern in Körper- und Gesichtsbildung dar. An der Sprache und den Sitten ihrer Heimath haben sie mit äußerster Zähigkeit festgehalten und die erstere in den östlichen Sudanstaaten, in Wadaï und in Dar For, fast zu gleicher Berechtigung mit der Landessprache zu erheben gewußt. Aber selbst in Bornu, wo die arabische Sprache gegen die

Landessprache, das Kanuri, nicht hat aufkommen können, bin ich, der kaum angekommenen Fremdling, in der Lage gewesen, für eingeborene Araber (Schoa), deren Vorfahren vor Jahrhunderten eingewandert waren und die als Rinderhirten im Centrum des Landes wohnten, Kanurileuten gegenüber den Dolmetscher machen zu müssen.

So finden wir im fernen Westen am Niger die Fellata, welche nach meiner Ueberzeugung semitischen Ursprungs sind und wahrscheinlich von Marokko aus dorthin gelangten, ein ausgebreitetes Reich bilden und später zwischen Niger und Tschadsee die Haussastaaten erobern. In Bornu gründeten vor mehr als acht Jahrhunderten Einwanderer, welche von Norden kamen und einen entschiedenen Zusammenhang mit arabischen und sabäischen Stämmen hatten, das Reich Kanem. In Wadai und Dar For endlich sehen wir die Anfänge der Staatenbildung durch die Ländjer geschaffen, welche von Tunis kamen und deren Grundstamm wir in den Hellelia zur Zeit des Propheten im Nedjed Arabiens finden.

Ein wunderbarer Drang befeelte dieses Volk, in seinen nomadisirenden Bestandtheilen dem Fortschritt so unzugänglich, seinen Glauben und seine Sitten in die Welt hinauszutragen, und es giebt in der Geschichte der Völker kaum eine interessantere Erscheinung, als diese in der Gestalt von Kaufleuten, Missionären, Räubern, Abenteurern die Bewohner Innervafrikas hier verdrängenden, dort beherrschenden, noch anderswo als Herren anerkennenden, doch immer physisch und psychisch umbildenden arabischen Stämme und Stammfractionen.

Die letzte, jetzt, wie es scheint, definitiv gewordene Einwanderung von Arabern in die Negerländer betrifft eben jene Araber Kanem's, deren Kern der Stamm der Aulad Soliman bildet. An ihnen kann man die Geschichte dieser Einwanderungen und ihrer Folgen um so leichter studiren, als sich dieselbe erst seit einem Menschenalter vollzieht.

Die Aulad Soliman hatten ihre ursprünglichen Sitze an der großen Syrte, und das Gebiet ihrer periodischen Wanderungen reichte bis in das Innere der Provinz Fezzan, wo sie von ihren Vorfahren her Dattelpflanzungen in verschiedenen Oasen besaßen. Als in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts der alten Dynastie der Aulad Mohammed, welche ein halbes Jahrtausend in Fezzan geherrscht hatte, durch den Muffeni, einen Feldherrn Jussef Pascha's, des Koromanki, des letzten selbstständigen Fürsten Tripolitaniens, ein Ende gemacht und Fezzan eine Provinz des letztern wurde, waren die Aulad Soliman vor den Uebergriffen dieses Fürsten, welcher ihre Macht und ihren Reichtum mit Mißtrauen ansah, unter ihrem Scheich Sels en Nasser auf ägyptisches Gebiet gezogen. Sobald der genannte Muffeni die Regierung Fezzans übernommen hatte, eilten aber auch die Aulad Soliman wieder herbei, bemächtigten sich ihrer heimischen Dattelpflanzungen und bedrohten jenen selbst in seiner Hauptstadt Murzuk. Als Jussef Pascha seinem frühern Feldherrn eine Heeresabtheilung zu Hilfe schickte, zogen sich die Araber in das Thal Schati in Fezzan zurück, wurden dort von Weiden ereilt und aufs Blutigste decimirt. Sie wurden so gänzlich aufgerieben, daß fast nur Frauen und Kinder entkamen und daß ein Menschenalter gewartet werden mußte, bevor der Stamm wieder auf der politischen

und kriegerischen Bühne erscheinen konnte. Der berechtigte Chef des einst so blühenden und mächtigen Stammes war zu der Zeit ein Enkel des genannten Seif en Nasser, Namens Abb el Djlil, der nach dem Blutbade als Geißel am Hofe Jussef Pascha's emporwuchs. Abb el Djlil lernte schon als junger Mann die Negerländer kennen, indem er Theil nahm an den großen Raub- und Kriegszügen, welche im Anfange dieses Jahrhunderts nach der Eroberung der Provinz Fezzan von ihr aus nach dem fernen Süden unternommen wurden, und von denen er die letzten schon als Führer begleitete. Im Laufe von zehn Jahren zogen diese unruhigen Horden fünf Mal durch die Wüste in tropische Gebiete und jede dieser sogenannten „Ghajien“ dauerte etwa den Zeitraum eines Jahres. Haben nicht diese einfachen Beutezüge, die sich auf eine directe Entfernung von mehr als zweihundert deutschen Meilen erstrecken, etwas Staunenswerthes, der Drang zu ihnen nicht etwas Geheimnißvolles an sich! — Ich habe Greise unter den Auläd Soliman gekannt, welche alle diese Beutezüge, die sich über Libesti und Borku nach Kanem, dem Bahar el Ghafal und sogar zwischen Tadssee und Fittirilagune hindurch bis nach Baghirmi hinein erstreckten, mitgemacht hatten.

Währenddem hatte die Rache, welche der turbulente Stamm Jussef Pascha dem Koromanli schuldete, nur geschlummert. Wir finden Ende der zwanziger Jahre den hochbegabten, mannhaften Abb el Djlil mit dem Nachwuchs der Auläd Soliman, verbunden mit anderen arabischen oder berberischen Stämmen Tripolitaniens, die Sitze seiner Vorfahren in Fezzan wiedergewinnen, den Norden dieser Provinz dazu erobern, eine Colonne Jussef Pascha's schlagen und diesen selbst und das eigentliche Tripolitaniens bedrohen. Gleichzeitig hatte sich ein Neffe Jussef Pascha's, unabhängig von den Arabern und ihren Unternehmungen, gegen seinen Onkel empört und bedrohte ihn in der Hauptstadt Tripolis. Die doppelt geängstigten Einwohner riefen die Türken herbei, der Dynastie der Koromanlia wurde ein Ende gemacht und Tripolitaniens eine regelmäßige türkische Provinz.

Diesen Zeitpunkt benutzte Abb el Djlil, um eine regelmäßige Regierung in Fezzan mit der Hauptstadt Murzuk zu etabliren, welche er durch zwölf Jahre fortführte und während welcher er im friedlichen Verkehr mit der türkischen Regierung stand. Als die Türken sich jedoch fest und fester in Tripolis fühlten, erhoben sie Ansprüche auf die dazu gehörige Provinz Fezzan, verwickelten Abb el Djlil in einen ungleichen Kampf, in dem er mit den Seinen den heldenmüthigsten Widerstand leistete, und tödteten ihn in der Schlacht bei Baghla im Jahre 1840. Zum Tode getroffen, versammelte der sterbende Held die Ältesten seines Stammes und rieth ihnen, das Land der Türken zu fliehen, die ihnen doch niemals verzeihen würden, und in jene reichen Gegenden des fernen Südens zu wandern, die sie gemeinschaftlich auf ihren jugendlichen Kriegszügen kennen gelernt hätten, und von denen ihm besonders Borku mit seinem Datteldreißthum als geeigneter Wohnsitz erscheine.

So geschah es. Nun heimelten sie zwar in Borku die üppigen Dattelpalmenthäger an, doch brachte das Land weder Getreide genug zu ihrem Unterhalte hervor, noch war es bequem, für so viele Menschen die Kleidung von den Bornumärkten oder aus Fezzan zu beschaffen. Der Charakter Kanem's sagte

ihnen in dieser Beziehung besser zu. Die tief in den Boden geschnittenen Thäler mit ihrem Wasserreichtum und fruchtbaren Boden waren von sesshaften, ackerbaureibenden Kanembu bewohnt; das übrige Land trug den Charakter der Steppe und sein Mimosen- und Gräserbestand verhiess ihren Kameelen eine treffliche Weide. Das Land lag zwischen der Wüste und dem tropischen Afrika; die Produkte des letztern und die großen Negerstädte mit ihren Märkten zum Austausch waren nach Süden hin nahe, während nach Norden die weiten Steppen und Wüsten, welche sich zwischen Kanem und Borku und zwischen der Bornu- und Wadaistraße ausdehnen, wahre Paradiese für Kameelzucht, damals der Sammelplatz verschiedener kameelreicher Libbustämme, waren und reiche Beute verhiessen. Unter diesen hausten die Auläd Soliman fürchterlich. Weiter und weiter dehnten sie ihre Raubzüge aus, und nicht allein die Kameele der Nomaden wurden ihre gesuchte Beute, sondern auch die sesshaften Einwohner Kanem's, Bornu's und Baghirmi's mußten ihre Schätze hergeben. Der Ruf ihrer Macht drang in die nordische Heimath und zahlreiche Zuzüge arabischer Brüder aus Tripolitanien, von der ägyptischen Grenze bis zum westlichsten Fezzan, vermehrten ihre Macht.

Als der Kameelbestand der nächsten Umgebung etwas spärlicher geworden war, wendeten sie sich nach Kaur, der großen Libbuoase auf der Bornustraße, wo die uner schöpflichen Salzgruben von Bilma einen großen Zusammenfluß von Kameelen erzeugen. Es waren und sind hauptsächlich die südöstlichen Tuareg, vom Stamm der Kel-owi, reich an Kameelen, welche das kostbare Product der Oase theils für ihre eigenen Thiere und die der übrigen über die ganze westliche Hälfte der Sahara verbreiteten Tuaregstämme bedürfen (denn das Kameel erfordert zu seiner Prosperität der häufigen Darreichung von Salz), theils in riesigen Karavanen den salzarmen Ländern zwischen Tschadsee und Niger zuführen. Kaur wurde das Lieblingsziel der Raubzüge der Auläd Soliman und Tausende und Abertausende von Kameelen der Tuareg fielen ihnen dort zum Opfer.

Doch bald ermannten sich diese. Als einst der größte Theil der den Auläd Soliman zugezogenen nördlichen Araber, welche nicht denselben Grund hatten, die Heimath und die türkische Herrschaft zu fliehen und nur periodisch kamen und gingen, nach Norden gezogen waren, um ihren Beuteantheil in Sicherheit zu bringen, erschienen die Kelowi im Jahre 1850 auf der Bühne, überfielen die Horden in einem der Kanemthäler und rieben sie gänzlich auf. Die meisten der Männer wurden getödtet, unter ihnen der Sohn Abd el Djilil, Mohammed, und die seit Jahren aufgespeicherten Schätze an Kameelen und Silber gingen verloren, wie sie gewonnen waren. Vor dieser Katastrophe vermochten die Auläd Soliman mit ihren arabischen Zuzügen an tausend Reiter in's Feld zu stellen. Wenn sie auch nachher kaum die Hälfte dieser Zahl aufzubringen vermochten, so genügte ihre Macht immerhin, um die Libbustämme weiter auszuplündern und die sesshaften Kanembu zu terrorisiren. Die früher so belebten üppigen Kameelweiden von Egai und Bodele vereinsamten mehr und mehr; die Einwohner Borku's unterwarfen sich ihnen fast gänzlich; die Kanembu zogen sich mehr und mehr auf die Inseln des Tschadsees zurück, und den nördlichen Bewohnern Wadai's wurden die „Minneminne“ ein beständiges Schreckgespenst. Denn Minneminne, die Fresser, wurden sie von den Libbu genannt, sei es in bildlicher

Weise ihrer unersättlichen Raubgier wegen, sei es in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, weil sie, die wir Europäer schon ihrer Mäßigkeit wegen bewundern, den überaus mäßigen Tibbu ihrer Gefräßigkeit wegen auffielen.

Rastlos waren sie unterwegs, nie in feindlicher Weise. Bald zogen sie hundert Meilen weit nach Kauar, bald überfielen sie die Nordbewohner Wadal's nach einem heimlichen eben so weiten Zuge, bald unternahmen sie von ihrem Wüstenfize Borku, das sie nach wie vor als ihr Eigenthum ansahen, Züge nach Libesti, nach Wanjanga, nach Ennebi, und sogar im Norden von Dar For sind sie gesehen worden.

Was ist Raum und Zeit für einen Sohn der Wüste? Ein Tag ist für ihn wie eine Woche, wie ein Monat, ein Jahr. Und der Raum? Wo es Kameele gibt, da fühlt er sich zu Hause; wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er sein Zelt aufschlägt, da ist seine Heimath. — Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos und unermüdlisch von Süd nach Nord, von West nach Ost durchziehen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glaube, Friede und Sicherheit gewichen sind, das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser weder Gott noch Menschen fürchtenden Rotte durchwandern kann, und staune! —

Schon Heinrich Barth und Overweg hatten in Gesellschaft dieser Räuber Kanem durchreist, dessen Stämme sich damals noch mehr gegen die Unterwerfung unter die fremden Eindringlinge sträubten. Barth prophezeite damals in Rücksicht auf das siegreiche Vorgehen der Tuareg die nahe bevorstehende Auflösung des Stammes; doch ist derselbe heute mächtiger als damals. Mit den Tuareg hat er Frieden gemacht; in Kanem ist seine Stellung sicherer als je; nur im Südosten des Ländchens sucht er vergebens seine Herrschaft über den zahlreichen und interessanten Stamm der Faddab auszudehnen, welche in den hohen Laubbäcern der dicht gedrängten mächtigen Bäume ihrer Thäler verborgen, den allzu Kühn andringenden Feind mit vergifteten Pfeilen überschütten.

Nachdem die Kel-otwi den Stamm so schrecklich reducirt hatten, nahm sich der König von Bornu, Scheich Omar, seiner an, rief den jugendlichen Häuptling Rhet, den übrig gebliebenen Sohn Abd el Djilil in seine Hauptstadt Kuksa und gab ihm und seinen Leuten Pferde, Waffen und Munition in der Hoffnung, sie sollten ihm die Grenzen seines Reiches nach Norden gegen die Tuareg und nach Osten gegen Wadal schützen und seine eigenen Unterthanen in Ruhe lassen. Ersteres hätten sie wol aus ritterlichem Sinn und Rauflust gethan; letzteres aber war zu viel verlangt. Wieder und wieder plündern sie die am Nordufer des Tschads wohnenden Bornuleute und die von Bornu nach Kanem ziehenden Karavananen, wenn sie nichts Anderes zu rauben haben, und es gehört eine Gutmüthigkeit und Schlassheit, wie sie dem braven Bornukönige eigen ist, dazu, nicht mit ihnen zu brechen. Und doch haben sie Sympathie für Bornu und fühlen Dankbarkeit gegen Scheich Omar, so weit sie solchen Gefühlen zugänglich sind. Mit Wadal steht die Sache anders. Sie betrachten dieses Land mit um so begehrllicheren Augen, als die nördlichen Bewohner desselben, Araber, Tibbu und Zoghawa, durch ihren Reichthum an vortrefflichen Kameelen ihre natürlichen Feinde sind. Kurz nach dem Regierungsantritt des jetzigen Königs von Wadal,

der seinem Vater im Jahre 1858 in der Regierung folgte, wagten sie es sogar, einen brüderlichen Prätendenten mit Waffengewalt zu unterstützen, wurden aber von dem mannhafteu Könige Ali und seinen kriegerischen Unterthanen energisch zurückgeschlagen. Später ließ sich der König Ali angelegen sein, ihre Freundschaft zu gewinnen, um den Grenzbewohnern seines Landes Ruhe und Frieden zu verschaffen. Doch es nützt nichts, sie Frieden beschwören zu lassen; heute schwören sie, und morgen können sie der günstigen Gelegenheit, sich einer schönen Kameelherde zu bemächtigen, nicht widerstehen. So bieten sie seit einem Menschenalter der ganzen Umgebung Troß, gefürchtet und gehaßt von Allen, mit einer Macht von einigen hundert Reitern und eben so viel Fußkämpfern, auf einem Gebiete, das die Größe Deutschlands hat.

Vor ungefähr fünfzehn Jahren bekamen sie Zuzug von Nomaden Barka's, den sogenannten Mgharba, welche ebenfalls jetzt den Gedanken der Rückkehr aufgegeben zu haben scheinen; und während ich bei ihnen verweilte, erschien ein neuer Zuzug aus Tripolitanien von einigen hundert aus verschiedenen Stämmen recrutirten Arabern, welche jedoch nur einen kleinen Raub- und Abenteuerzug von zwei oder drei Jahren beabsichtigten.

Die Aulad Soliman, welche mit ihren ganzen Familien auswanderten, haben sich ihr arabisches Gepräge ziemlich rein bewahrt, während die Mgharba, obgleich sie noch nicht einmal halb so lange dort sind, schon außerordentlich viel Dasablut in sich aufgenommen haben, da sie keine Frauen mitbrachten. Doch alle werden noch lange nicht von den Eingeborenen zu den Arabern gezählt, welche die Negerländer als ihre Heimath betrachten. Diese heißen z. B. in Bornu Schoa, während die Araber Kanem's noch die Bezeichnung der Araber der Nordküste, d. i. Waffili, führen.

Mit diesen Leuten also beschloß ich zu ziehen. — Von den nach Kuta gekommenen war Hasäs, der Sohn Bu Alä's, der vornehmste und geachtetste. Ihm vertraute mich der Herrscher von Bornu an, ihn machte er verantwortlich für meine Sicherheit, so weit es möglich war, und ihn bat er, mich bis nach Borku zu bringen. Hasäs hat sich der übernommenen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit entledigt, mit alleiniger Ausnahme des Umstandes, daß ich, anstatt der drei oder vier verabredeten Monate, länger als drei Vierteljahre in der schrecklichen Gesellschaft seiner Gefährten, der ertödtenden Eintörmigkeit des Nomadenthums und der aufreibenden Rastlosigkeit des Räuberlebens verbringen mußte. Doch was ist, wie gesagt, für einen Nomaden ein halbes Jahr!

Wir reisten am 20. März 1871 aus der Hauptstadt Bornu's ab, überschritten den Fluß von Zoo (Komobugu Zoobe), folgten dem Westufer des Tschadsees bis zur Nordspitze desselben, wendeten uns dann nach Osten und erreichten am 5. April den eigentlichen Sitz der Araber von Kanem, die Landschaft Schitati. Und ein beschwerlicher Zug wurde es schon Anfangs für mich! Schon am Flusse von Zoo ergriff mich das Sumpffieber, und die einzige Unze Chinin, welche ich noch besaß, hatte ich, da ich den gesunden Regionen der Wüste aufstrebte und keine Aussicht hatte, neue Medicamente zu erhalten, für meine Rückkehr in Bornu zurückgelassen. Tagtäglich, wenn wir von der Mittagsrast aufsaßen, lag ich im heftigsten Fieber, mußte auf das

Pferd oder das Kameel gehoben und festgehalten werden, und mehr als einmal fiel ich besinnungslos von der Höhe der Thiere zu Boden. Gegen Morgen, wenn die Reaction eingetreten war, in heftigster Transpiration, inmitten der niedrigen Temperatur der Jahreszeit, ging es dann weiter, bis zum Tode matt. Von Aufenthalt kann nicht die Rede sein, denn das Gebiet, in dem diese Araber ihr Wesen treiben, zählt zu den unsichersten der Welt. Wenn sie in geringer Zahl dasselbe durchziehen, sind Furcht und Gefahr ihre beständigen Begleiter. Da sind die Abtheilungen der südlichsten Tuareg, die Tibbustämme Kanem's, welche sich vor ihnen in das Innere von Bornu zurückgezogen haben, die Bewohner des Tsade; und manche Andere, welche nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lassen, sich an ihren schrecklichen Feinden zu rächen.

Erst in der gesunderen Gegend der Landschaft Schitati, im nördlichen Kanem, und unter dem fast ausschließlichen Genuße von Kameelmilch verließ mich das Fieber und wuchs mir wieder Lebensmuth und Unternehmungslust.

Der Tsadsee, dessen nördlichen Theil wir umzogen hatten, und seine genauere Erforschung hatte bis da das directe Ziel der meisten nach Bornu gesandten deutschen und englischen Expeditionen gebildet; seine Ufer, sein Inneres, seine Zuflüsse, seine etwaigen Abflüsse schienen manche interessante Verhältnisse darzubieten. Er bedeckt im Ganzen ein Areal von ungefähr 500 deutschen Quadratmeilen, ist also etwa so groß wie die Insel Sicilien, mit der er ebenfalls eine dreieckige Gestalt gemein hat. Von seinen flachen Ufern gesehen, gewährt er nirgends den Anblick eines großen Sees. Entweder schweift der Blick über weite Marschflächen oder das Wasser durchschneidende Schilflinien, oder der Horizont wird begrenzt durch Inselbildungen. Das offene Wasser findet sich nur im westlichen Theil der großen Lagune von der Mündung des Schari nach der Nordspitze zu, während die östliche Hälfte nur eine nebartige Verzweigung der Wässer desselben darstellt, wodurch zahllose Inseln erzeugt werden, deren Boden- und Vegetationsverhältnisse die größte Ähnlichkeit mit denen Kanem's zu haben scheinen. Das Land ist in diesem Theile so vortwiegend, daß Handelsleute, welche nach Kanem reisen, wegen des oft unsicheren nördlichen Weges den See nach Süden umgehen und unmittelbar nach Ueberschreitung des Schari die nördliche Richtung einschlagen, gar nicht das Bewußtsein haben, einen See zu durchziehen. Sie passiren zwar täglich zahlreiche Wasserarme, welche jedoch bei niedrigem Wasserstande, also im Frühjahr und Sommer, zu welcher Zeit allein dieser Weg bereist werden kann, meist von Lastthieren durchwatbar sind. Auf dem Nordostufer des Sees, dessen Bewohner ihre Verwandten zum Theil im Innern desselben haben und lebhaften Verkehr mit den Babama und Kuri unterhalten, fand ich Niemand, der jemals offenes Wasser (Ngäi Bul d. h. weißes oder helles Wasser, wie die Kanuri, die Herren von Bornu, sagen) gesehen hätte. Man kannte nur Sand, wie das Kanemland, von Wassercanälen durchzogen.

Die Ufer des Tsade können nicht genau fixirt werden; sie sind voller Moräste und Hinterräucher und wechseln beständig. In der zweiten Hälfte der Regenzeit, welche die Monate Juli, August, September umfaßt und noch einige Tage vom Juni und vom Oktober hinzunimmt, beginnen die Wässer des Sees zu schwellen,

erreichen ihren höchsten Stand gegen Ende November und beginnen dann allmählig bis zur Regenzeit des folgenden Jahres abzunehmen. Außer dieser jahreszeitlichen Veränderung aber scheint seine Gestalt noch eine dauernde Umbildung zu erfahren, wenigstens im nördlichsten Theile und auf dem Westgestade, wie eine solche zweifelsohne im östlichen Theile vor Zeiten stattgefunden hat. An dem nördlichsten Theile des Sees, den die Araber *Ranem's* während der fünf- unddreißig Jahre ihrer Residenz daselbst fast alljährlich umziehen, bilden sich beständig neue Buchten und Wasserarme, von denen manche, welche wir sahen, noch keine Namen hatten und den Arabern in ihrer Existenz noch unbekannt waren. Daß dieselben auf ihren jährlichen Vornureisen allmählig einen immer größeren Bogen um die nördliche Extremität des Sees beschreiben müssen, bestätigt jeder Araber. Auch das Westufer scheint nach und nach vom Tsadwasser erobert zu werden. Daß wenigstens die Anwohner davon überzeugt sind, geht aus der Gründung einer neuen Residenzstadt auf höherer Lage hervor, welche der Scheich Omar Ende Winter 1872 auf 73 auf Grund der eben erwähnten deutlich ausgesprochenen Ueberzeugung anordnete. Diese Umbildung der Configuration des Tsadsees in seinem westlichen Theile hängt sicherlich mit der Veränderung, die er in seinem östlichen im Laufe der Zeit erfahren hat, zusammen.

Hier hatte der Bahar el Ghafal und sein Verhältniß zum See seit lange das Interesse der europäischen Geographen erregt. War er, trocken gelegt, wie er jetzt ist, früher ein Zufluß, war er ein Ausfluß gewesen? Es war durch die Erzählungen der Eingeborenen bekannt, daß in seinem Bette auf der Oberfläche zahllose Fischwirbelknochen, ja ganze erhaltene Skelette von ansehnlicher Größe sich fanden. Dasselbe wurde von den Ebenen Egai und Bodele erzählt, von denen es kaum wahrscheinlich war, daß sie, auf der Grenze der Wüste gelegen, ursprünglich Wasser enthalten und dem Tsadsee zugesiebt haben sollten. — Denham und Clapperton und Barth und Overweg erfuhren von den Eingeborenen, daß früher der Bahar el Ghafal Wasser aus dem großen Reservoir nach Nordosten geführt habe und daß derselbe erst in der jüngsten Zeit trocken gelegt sei. Auf der andern Seite sollte sich der Bahar el Ghafal aber bis nach Borku im Nordosten erstrecken, und Borku war bekanntlich ein Land voller Felsen, von dem man unmöglich vermuthen konnte, daß es noch unter dem Niveau des Tsadsees, der circa 800 Fuß über dem Meerespiegel liegt, gelegen sei. Man war aus diesem letztern Grunde in Europa geneigt, dem Bahar el Ghafal eine Richtung von Nordost nach Südwest zuzuschreiben und zu vermuthen, daß er unter Umständen aus der felsigen Gegend Borku's dem Tsadsee Wasser zuführen könne. Es gelang mir, dieses Verhältniß einigermaßen aufzuklären.

In Schitati angekommen, empfing mich der damalige Scheich der Araber, Abd el Djilil, der Sohn Rhet's, also ein Enkel ihres einstigen Heros von Fezzan, — ein Jüngling, durch seine Mutter von unehlicher Abkunft, — so gut als es seine Natur mit sich brachte. Noch hatten er und seine Leute Kenntniß von dem freundschaftlichen Verhältniß, das früher seinen Großvater mit den Christen von Tripolis verknüpft hatte, von den Diensten, welche dieselben damals jenem bei der türkischen Regierung geleistet, und ich hatte nicht vergeblich auf diese

Reminiszenzen gebaut. Leider hätte fast ein muhammedanischer Missionar alle meine Berechnungen zu Schanden gemacht. Derselbe gehörte jenen fanatischen Sectirern an, welche zu Djaherbub bei Siwa ihren Centralitz haben und sich, nach ihrem aus dem fernen Westen stammenden Stifter, Senuffia nennen. Diese herrschen unbestritten in der östlichen Hälfte der großen Wüste; sie sind zahlreich vertreten in Fezzan und bringen von dort aus in die Tuaregländer; sie haben religiöse Etablissements in der großen Tibbuoase Kaur auf der Bornustrasse; sie üben einen maßgebenden Einfluß auf die Teda, die Tibbu Tibesti's aus; sie unterhalten Missionäre in Borku, haben die Wanja und die Bidejat zum Theil zum Islam bekehrt und beherrschen die Straße von Benghafi nach Wadai, durch dieses Land in die Sudanstaaten dringend, denn der König Ali ist ihr eifrigster Anhänger. Da sie die Bewohner der östlichen Hälfte der Sahara als ihre Schutzbefohlenen betrachten, so hatte ihr derzeitiger Chef, Sidi Mahabi, der Sohn Senuff's, einen heiligen Mann zu den Arabern Kanem's geschickt, welche jenen, den Tibbu und den Bidejat, den unerbittlichsten Krieg machen. Ich fand ihn beschäftigt, meinen Gastfreunden ein schauerliches Bild von ihren Aussichten auf einen verlängerten Aufenthalt im Höllenfeuer aufzurollen, und als er gar von meiner Ankunft und von meinem Plane hörte, mit ihnen nach Borku zu gehen, wohin noch keines Christen Fuß gedrungen war, setzte er ihren angst erfüllten Gewissen so zu, daß sie in stürmischer Volksversammlung beschloßen, mich zu bitten, meinen Plan zu ändern und freiwillig nach Bornu zurückzukehren. Ich meinerseits erklärte dagegen, dies nur thun zu können, wenn sie selbst öffentlich aussprechen wollten, daß es eine Schande für sie sei, mit mir zu reisen, und Gasas seinerseits verweigerte jede Theilnahme an der Reise nach Borku für den Fall meiner Ausschließung. Gasas blieb fest, und die erstere Erklärung abzugeben, schämten sich die Araber, denen ja eine gewisse Noblesse und Generosität nicht abzusprechen ist. Der geistliche Herr, mit dem ich leider später noch einmal in Borku zusammentreffen sollte, reiste nach Wadai ab, und wir zogen nach Borku.

Am 23. April verließen wir die Landschaft Schitati und am 30. Mai lagerten wir an der Quelle Galakfa, der ersten Wasserstation von Borku. Sobald wir die Ufer des Tsadsees verlassen hatten, stiegen wir zu dem nördlichsten Theil Kanems in nördlicher Richtung unbedeutend an bis fast zum 16. Breitengrade, wandten uns dann in ostnordöstlicher Richtung stetig absteigend nach Egai und Bodele, erreichten die abhängigste Stelle der letztgenannten weiten muldenförmigen Niederung, die bemerkbar unter dem Niveau des Tsadsees gelegen ist, und stiegen von da nur sehr unbedeutend nach Borku auf, dessen nördlicher Theil erst sich rapide zu erheben beginnt. Von der abhängigsten Stelle Bodele's setzt sich die Vertiefung nach Osten bis zum Bahar el Ghafal fort und trifft auf ihn an der Stelle, wo er seinen Flußthalcharakter einbüßt. Beide sind mit Resten von Fischskeletten überfäet; auch Egai entbehrt derselben nicht, und noch im südlichsten Theil von Borku werden sie gefunden. Ohne Zweifel stellte der Bahar el Ghafal früher eine Verbindung zwischen dem Tsadsee und den ausgedehnten Wassermassen dar, welche Bodele und Egai bedeckten und wurde mit diesen erst in jüngster Zeit trocken gelegt. Noch jetzt weiß die ganze eingeborene

Welt, daß Bodele früher wie der Tsade ein Süßwassersee mit zahlreichen Inseln und Ortschaften gewesen ist. Diejenigen der Aulad Soliman, welche in ihrer Jugend die oben erwähnten großen Raub- und Kriegszüge im Anfange dieses Jahrhunderts von Fezzan aus mitgemacht haben, erinnern sich sehr wohl, damals unter den Eingeborenen viele Leute gekannt zu haben, welche in ihrer Jugend den Bahar el Ghafal nach Nordosten abwärts fuhren. Noch jetzt existiren zahlreiche Anekdoten in der ganzen Gegend über die Schnelligkeit, mit welcher in wenig Tagen Gerüchte von Bornu bis nach Borku gelangten, so bevölkert sei die Gegend gewesen. In diesem früheren Reservoir des Tsadsees haben wir die Chelonidenkümpfe des Ptolemäus zu suchen. Jetzt kennzeichnen kurze Brunnen und reichlicher Krautwuchs die abhängigen Stellen und bewegliche Sanddünen mit ihrer charakteristischen Halbmondsform die ganze Gegend.

Der einzelne Reisende mit gutem Kameele und ohne Gepäck kann die Entfernung in etwa 12 Tagen zurücklegen; eine Handelskaravane mit dem Zwecke der möglichst schnellen Erreichung ihres Zieles, mit ihren festgeschnürten Waarenballen und dem streng zugemessenen Mundvorrathe würde ihrer ungefähr 18 gebrauchen. Doch bei den periodischen Wanderungen der Araber Kanem's nach Bornu handelt es sich um eine temporäre Wohnortsverlegung und neben der Erreichung des Zieles um die Ausnutzung der Weiden für die Kameele. Frau und Kind, Haus und aller Besitz, Nahrung für Menschen und Thiere auf Monate muß mitgeführt werden.

Freilich, das Haus ist einfach und der Besitz ist spärlich. Jenes besteht in einem Duzend Stangen aus Akazienholz unter Mannshöhe mit einem halben Duzend Matten, aus Dumpalmengestrüpp geflochten, aus denen in zehn Minuten die längliche, viereckige Hütte hergestellt wird; nur wenige der angesehensten Leute besitzen ein Zelt, dessen Gebrauch den vorherrschenden atmosphärischen Bedingungen auch wenig entspricht. Das übrige Besitzthum wird in roh gegerbten Säcken aus Kameelhaut mitgeführt; nur ältere Frauen wissen noch die vortreflichen Säcke der fezzanischen Heimath aus Kameelgarn zu weben, und das südliche Kameel liefert kein Material für diese Industrie, denn es ist durchaus glatt- und kurzhaarig.

Der Mann trägt für gewöhnlich die einfache weiße Bornu-Lobe, die er sich entsprechend der heimathlichen Sitte enger macht und darüber, zur Erinnerung an den Haik, in den die Araber der Nordküste sich so kleidsam zu drapiren wissen, eine Art Shawl aus einem zerschnittenen und entsprechend wieder zusammengenähten Bornuhemde, der aber des schweren, groben Stoffes wegen ihm nicht mehr in malerischen Falten Haupt und Schultern zu umgeben vermag. Als Kopfbedeckung liebt er den rothen, tunesischen Torbusch, den der freie Neger eigentlich verachtet; doch lange Jahre der Wüstenhitze und des Wüstenwindes haben die so widerstandsfähige Farbe tunesischer Kunst erheblich zu bleichen vermocht. In den Säcken erfreut er sich aber einer arabischen Weste und Jacke aus Tuch oder Seide, eines in der Heimath gefertigten Beinkleides, eines Haik aus dem Lande Djerid, eines neuen tunesischen Torbusch, zuweilen eines Bernus und eines Teppichs. Das ist neben einem Paare silberausgelegter Reiterpistolen oder einem weitmündigen damascirten Karabiner, zuweilen einem gestickten

sammeltenen Sattelüberzuge, seltener einem Säbel, sein ganzes, so zu sagen überflüssiges Besizthum, das nicht den zehnten Theil einer Kameelladung ausmacht. Nur Pulver und Blei hält er sich in Vorrath, so viel er vermag und zwar verachtet er das in Bornu fabricirte absolut, kauft vielmehr nur englisches Fabricat. Neben seiner Steinschloßkinte und ihrer Munition sind die vortrefflichen Wasserschläuche aus Ziegenfellen der Haussaländer dasjenige, was er auf Erden am meisten schätzt.

Die Frau erfreut sich einiger seidener oder baumwollener Hemden und Shawls, einiger silberner Fußspangen, Armbänder und Ohrringe außer dem meistens blauen baumwollenen Gewande, das sie für gewöhnlich trägt. Ihr ganzer Toilettenschatz übersteigt nicht ein kleines Bündel leichten Handgepäcks. Ihr Hauptstolz aber ist das Gehäuf, in dem sie auf dem Kameele sitzt; ihr ganzer Ehrgeiz concentrirt sich auf seine Fabrication und auf die Lächer und Decken, mit denen es verziert und verhängt wird. Bei den dortigen Arabern wird es *Rharmut* genannt. Es ist aus leichten, schwarz gefärbten, bogenförmig zusammengebundenen Zweigen hergestellt, hoch genug, daß die Frau im Innern mit untergeschlagenen Beinen sitzen kann, und breit genug, daß sie mit mäßig zusammengezogenen Knien ausgestreckt zu liegen vermag. Zum Tragen der Herrin wird dann gewöhnlich ein großes, starkes, schönes Kameel ausgesucht, nicht allein, um dem Schatz, den es trägt, Ehre zu machen, sondern um durch eine breite vollständige Ladung dem *Rharmut* eine solide Basis zu bieten.

Einige der Kameele tragen den Getreidevorrath für Monate, denn die ausschließliche Nahrung der Dattel genügt nicht, am wenigsten für das Pferd, dessen Kraft und Schnelligkeit ja das Mittel zum neuen Besitz wird und das ihnen im Nothfalle der Retter in Gefahr sein soll. Einige Krüge aus gebranntem Thon als Kochtöpfe, Eßkühnellen und Trinkschalen aus Holz geschnitzt oder aus den Schalen großer Kürbisse hergestellt, machen mit den glatten, flachen Steinen zur Mehlabereitung den ganzen Küchenapparat der Familie aus. Ein großes Gefäß aus verzinnem Kupfer oder auch nur aus Holz dient zur Tränkung der Kameele, zum seltenen Waschen der Gewänder oder auch als Eßkühnellen, wenn der Gäste viele sind.

Langsam geht es voran. Die üppige Vegetation der tiefen Thalmulden *Ranem's* sind verschwunden. Der Nebel (*Zizyphus Spinae Christi*) versucht noch kurze Zeit, sich eine wüstenhafte Existenz aufzuzwingen. Die Mimosenwelt wird einfacher, in ihren Baumindividuen kümmerlicher. Am längsten halten sich noch die *Sajal-Mazie*, der *Lundup* (*Capparis Sodada*), der *Sual* (*Salvadora persica*), die *Suaeda* und an den Wasserlöchern die *Dumpalme*.

Das hochgewellte Terrain macht einer Ebene Platz, welche, des Baum Schmuckes allmählich entkleidet, sich anfangs noch dichten Gräser- und Kräuterwuchses erfreut. Nach und nach wird auch dieser seltener, und endlich beschränkt sich die bescheidene Vegetation auf die nächste Umgebung der Brunnen. Auf der öden, unabherrschbaren Ebene steigen nur hier und da jene etwa 50 Fuß hohen Sanddünen auf, welche in ihrer Beweglichkeit etwas Räthselhaftes, in der Regelmäßigkeit ihrer Form in Mitten der wüsten Umgebung etwas Gespenstisches haben. Die geringste Unebenheit auf der wüsten Fläche scheint Anlaß zu ihrer

Entstehung geben zu können. Der regelmäßige Ostpassat, hier aus ostnordöstlicher oder nordöstlicher Richtung wehend, führt Tag für Tag den nöthigen Sand herbei, wölbt ihn sowohl in horizontaler als in verticaler Richtung den nach Nordost gewendeten Rücken und gibt ihr so eine Halbmondsform, deren nach Südwesten gewendete Concavität sich oben in scharfgeschnittener Linie vom Rücken absetzt und glatt und steil zum Boden abfällt.

In den Thälern combiniren sich die unbeweglichen Dünen von weniger strenger Form zu mannigfach geformten Hügelreihen, kleinen Sandgebirgen und Gruppen, zwischen denen die oft verschütteten Wasserlöcher mit ihrer bescheiden grünen Umgebung dem müden und durstigen Reisenden die einzige Erquickung bieten, welche diese unwirthlichen Gegenden leisten können.

Tagtäglich um 8 oder 9 Uhr Morgens erhebt sich der hier unbestritten herrschende Ostwind, schwillt mit der Sonne häufig zu sturmähnlicher Stärke an und legt sich erst gegen Abend. Auf dem Marsche peitscht er das Gesicht des Reisenden empfindlich mit den Steinchen, die er massenhaft mit sich führt; Sand und Staub verschleiern die Atmosphäre, und wehe dem Reisenden, welcher zurückbleibt oder allein reist! Die Spuren der vorausgegangenen Karawane sind im Nu verwischt; keine Sonne liefert Anhaltspunkte für die Beurtheilung der Richtung, Wege gibt es nicht, und die Sinne des Reisenden verwirren sich. Alljährlich auf dem Zuge nach Borku vermißt man einige Sklaven, welche, nicht gehörig überwacht, ermüdet zurückbleiben, und selten vergeht ein Jahr, daß nicht ein Araber im Vertrauen auf seine Kenntniß der Gegend und auf seinen topographischen Wüstenfenn hier seinen Untergang findet. Im Lager aber überzieht dieser Wind Alles mit einer dichten, hohen Lage von Sand. Da ist keine Riste, kein Saß, in dessen tiefstem Innern man nicht Massen von Sand und Staub fände. Vergeblich ist der Kampf. Resignirt wickelt sich der Mensch, den keine zwingende Beschäftigung hinaustrreibt, in seine Decke, läßt sich geduldig mit Sand überschütten und ersteht erst gegen Abend zu dem Grabe von Leben, den die Umstände gestatten.

Wo üppiges Kameelfutter ist, wird geraftet, und an jedem dritten oder vierten Tage werden die Thiere getränkt, was immer eine Tagesarbeit kostet, besonders in Egai und Bodele mit ihren zahlreichen Wasserlöchern, deren Gehalt an Natronsalzen für die Kameelzucht des höchsten Rufes genießen. Zwar stark wird das Kameel nicht dabei, eben so wenig wie der Mensch, denn für Beide stellt eine Reise von Kanem nach Borku etwa eine energische Karlsbad-Cur dar; doch gesund bleiben oder werden beide.

Für das Kameel lebt der dortige Araber, in ihm concentrirt sich all sein Dichten und Trachten, und selbst, wenn er Beutezüge plant, geschieht es hauptsächlich mit der Hoffnung auf Kameelfang. Seine Beobachtung dieses Thieres, seine Vergliederung des physischen und psychischen Lebens desselben sind wahrhaft bewundernswürdig. Er kennt jedes Individuum seiner Herde nach seiner Eigenthümlichkeit; er unterscheidet die Fußspuren der Einzelnen und geht oft mit Erfolg den Spuren eines entlaufenen nach, inmitten hundert anderer, zwischen die es sich verirrt hat. Er erkennt aus der Fußspur, ob dieses Thier leer oder beladen ging, und wenn, ob es schwer oder leicht belastet war, und diagnostizirt

mit Leichtigkeit kleine körperliche Gebrechen nur aus ihr. Nicht selten kommt es vor, daß von der Nachts auf der Weide gebliebenen Heerde einige Exemplare gedankenlos und fressend sich verlaufen, oder daß dieselben gar, wenn in der Ferne, viele Meilen weit, durch Regenfall frische Kräuter sprossen und sich ihren scharfen Sinnesorganen verrathen, entlaufen. Tage lang verfolgt sie der Araber und wenn es nicht gerade Stuten waren, welche allerdings rastlos Tag und Nacht vorwärts streben, so bekommt er sie stets wieder in seine Gewalt.

Endlos sind die Gespräche über die Kameele; über diese Stute, die gekalbt hat und so und so viel Milch gibt, über diesen Hengst und jenen Wallach; über die verschiedenen Rälber. Jedes Lebensjahr gibt dem Thiere einen besonderen Namen, und die verschiedenen Farbenüancen rufen endlose Bezeichnungen hervor. Hat Jemand das Glück, einmal ein Rennkameel gekauft oder geraubt zu haben, wie es die Tuareg und seltener die Tibbu und die Bidejat züchten, und wie es am vollkommensten die Bischarin zwischen Nil und rothem Meere dressiren, so erzählen sie Geschichten von ihm und seiner Schnelligkeit, wie sie die Araber Arabiens nicht poetischer und phantasievoller von ihren edlen Pferden erzählen können.

Diese Einförmigkeit wird plötzlich unterbrochen durch das auftauchende Geräusch von einem feindlichen Ueberfalle, von dem man selten weiß, woher es stammt. Die Spur eines Reisenden, eines fremden Pferdes oder Kameels genügt, um in so unsicherer Gegend allgemeine Besorgniß zu erwecken. Dann wird die Trommel Abd el Djil's gerührt; Alles stürzt bewaffnet zusammen, die Pferde werden gesattelt, die Kameele von der Weide geholt; das Lager widerhallt von Kriegsrufen; die Frauen lassen ihr unnachahmliches Zungenschlaggeräusch hören, und Alles geräth in heilsame Aufregung, bis sich das Geräusch als falsch erweist, was neunmal unter zehnen der Fall ist.

Oder sie planen selbst einen Raubzug; dann geht es an ein tagelanges Discutiren, wobei Jeder gerade so viel Stimme hat, als der Chef Abd el Djil selbst. Jeder scheint anderer Meinung als der Nachbar, und eine Vereinigung der Ideen unmöglich, bis plötzlich die aristokratischen Häupter doch thun, was sie wollen und Alle ihnen nachfolgen. Jetzt ist es in Kanem eine von Bornu kommende Karawane mit Waaren, dann in Borku eine aus dem Norden Wadai's, welche aus dem salzreichen Thale Budu dieses kostbare Product holen will. Sowol mit dem Herrscher von Bornu als mit dem Könige von Wadai leben sie eigentlich in Frieden und sollten durch Dankbarkeit an Beide gebunden sein. Doch wenn es sich um Kameele handelt, werden diese einfachen Wüstenföhne arge Sophisten. Die Gewandtesten beweisen mit zäher Dialektik in der Rathsverammlung die Berechtigung zum Raube; die Habgierigsten gehen in der Ausführung voran, und die Uebrigen, die doch auch nicht leer ausgehen möchten, folgen ihnen nach.

Merkwürdig ist bei einem Ueberfalle der geringe Grad von Solidarität, der diese Räuber verbindet. Es findet keine regelmäßige Vertheilung der gemachten Beute statt; Jeder plündert für sich, hat aber auch gegen die eigenen Genossen, welche etwa kein Pferd besaßen oder zu spät kamen und nichts mehr fanden, unterwegs seinen Antheil zu vertheidigen. Gewöhnlich thun sich drei oder vier

zusammen und theilen gleichmäßig unter sich. Sind die Feinde oder vielmehr die unglücklichen Opfer dieser Habsucht mehr oder weniger wehrlos oder der Zahl nach unterlegen, so verliert gewöhnlich Niemand sein Leben bei dem Ueberfalle, es sei denn bei dem ersten Anlaufe, wo die ganze Horde blind auf sie losprengt und auf's Gerathewohl schießt. Doch sah ich auch kaltblütig Menschen hinhorden, die keinerlei Widerstand leisteten und kaum mehr besaßen als das Hemde, welches sie trugen, nur weil einige der gewissenlosen Schurken von ihren Genossen übervorthelt und keines Antheils am Raube theilhaftig geworden waren.

Ernstlicher ist der Zug in Feindesland und der Ueberfall eines Thales, einer Ortschaft inmitten des feindlichen Stammes. So von Borku aus in Tibesti, in Wanjanga, in Ennedi, bei den Arabern und Dasa im Norden Wabar's. Dann zieht Alles, was ein solides Reitthier besitzt und irgend im heimischen Lager entbehrt werden kann, aus, und man sucht die eigene Macht durch Verbindung mit beuteluftigen Eingeborenen zu mehrten. Dann kommen auch oft nicht alle wieder. Anstatt der gehofften Beute erscheint wol ein dumpfes Gerücht über Mißlingen der Expedition und von dem Untergange der Krieger, ein Gerücht, dessen exacter Ursprung ebenfalls selten festgestellt werden kann, und wenn sich dasselbe bestätigt, tönt anstatt des alt hergebrachten, über zwei Drittheile von Afrika verbreiteten eigenthümlichen Freudengeschreies der Frauen Tag und Nacht der einförmige, melancholische, nicht unmelodische Klagegesang der Trauernden durch die Wüste.

In jenem Jahre gab es von Borku aus wenig Ghaziengelegenheit. Ein größerer Zug gegen die westlichen Thäler der Bidejat, von dem der unbefriedigende Zustand meines einzigen Kameels mich zu meinem Glücke bald zwang umzukehren, endigte mit dem Verluste von fünfundzwanzig Mann Nichtcombattanten, unter denen ich mich wahrscheinlich ebenfalls befunden haben würde.

Nach diesem Verluste, der die besten Familien betraf, widmeten wir uns ganz der Dattelernte. Die ganze Libbulandschaft Borku besteht aus ungefähr zehn Dattelpalmenthälern, die sich auf einen Raum zusammendrängen, dessen Ausdehnung einige Tagereisen in jeder Richtung nicht übersteigt und die wir bei der Ankunft im Lande nach Stämmen, Stammfractionen, Familien und Kopffzahl unter uns vertheilt hatten. Die Araber Kanem's erscheinen alle drei oder vier Jahre in dieser ihrer Domäne, nähren sich und ihre Pferde und Kameele von Datteln und führen den Ueberschuß der Ernte auf die Bornummärkte zum Verkauf oder nach Kanem als Winterprovision. In solchen Jahren bleibt den unglücklichen Bewohnern von Borku nur der gegohrene Saft des jungen Palmenholzes, der stark herauschende Lagbi, zum Troste, denn die geringe Quantität von Weizen und Dohn ihrer Gärten ist durchaus unzulänglich. Die Araber aber halten sich für außerordentlich großmüthige Herren, daß sie so selten von ihrem Eigenthum Gebrauch machen. Durch dieses unglückselige Verhältniß wird Borku fast unbewohnbar. So lange die Araber Kanem's dort sind, haben die Einwohner zwar Frieden, aber beständigen Hunger; und sind dieselben in ihre Adoptivheimath zurückgekehrt, so erscheinen rachejahnend die mächtigen Nachbarstämme

aus Ennebi und Wadaï und kühlen ihre Rache, die sie den Arabern schulden, an den unglücklichen Eingeborenen. Noch kurz vor unserer Ankunft hatten die Araber Wadaï's das Land überfallen und hunderte von Frauen und Kindern und alles Kleinvieh fortgetrieben.

Die Datteln Borku's reifen je nach den verschiedenen Arten im Juni, Juli und August. Die Landschaft ist fast ganz wie Fezzan auf diesen herrlichen Baum angewiesen. — Was wären in der That die Wüstenländer ohne ihn! Die Oasen wären unbewohnbar, ihre kümmerliche Vegetation würde ohne den erfrischenden Schatten der Dattelpalme einer ephemeren Existenz, einem frühzeitigen Tode anheimfallen. Nicht allein dem Reisenden erscheint die Dattelpalme nach seiner einsamen Wüstenwanderung als der Baum des Lebens und der Hoffnung; nicht allein der Gegensatz zur öden Umgebung schmückt den Palmenhain stets mit neuer Schönheit und Pracht. Diese hohe schlanke Beherrscherin der Wüste ist nicht allein der Trost, die Hoffnung der Armen; sie ist die Retterin, die Helferin für Alle! Ihr Holz bildet die Balken der Häuser, die Gerüste der Brunnen; ihre Zweige oder vielmehr Blätter liefern das Material zu den Hütten; die Basis derselben, die Blattansätze, bilden das Brennholz und dienen zur Construction von Kameelsätteln; der Bast gibt die solidesten Stricke; das junge Holz mit seinem Zuckerreichthum wird genossen und liefert den süßen Palmentwein oder Sagbi; die Früchte sind die Existenzbasis für Mensch und Thier und Pferde, Kameele, Ziegen und Hunde fressen sie mit Vorliebe; selbst die Kerne werden zermahlen und mit Grünfutter den Kameelen in dieser Gestalt als besonders nahrhaft verabreicht. — Wenige haben in der That eine Idee von dem ganzen Werthe dieses Baumes, von dem Reichthum an kostbaren Eigenschaften, von der Fülle von Hilfsquellen, die er dem Wüstenbewohner bietet.

Für mich aber war er der einzige Trost, der mir noch blieb inmitten meiner traurigen Umgebung, meiner gräßlichen Gesellschaft und der ertödtenden Monotonie unseres Lebens. Ich verbrachte schließlich den ganzen Tag im Schatten der mir bei der Vertheilung zugefallenen Datteldäume von Ngurr. Schon Morgens früh zog ich mit den mir rastirenden Büchern und Schreibmaterialien in den herrlichen Hain und verbrachte in dem reinlichen Sande irgend einer anmuthigen Gruppe den Tag schreibend, lesend, schlafend, stets glücklich, für diese Zeit meiner entsetzlichen Umgebung entrückt zu sein.

Leider sollte auch dieses einzige Vergnügen, diese bescheidene, mir als ein Glück erscheinende, Abwechslung mir wieder geraubt werden, durch die Ankunft jenes Eingangs erwähnten Missionars, der jetzt aus Wadaï zurückkehrend seiner nordischen Heimath wieder zustrebte. Sobald er hörte, daß ich trotz seiner Verwünschungen in das Land seiner Schützlinge, ich, der erste Christ, gedrungen sei und noch mit den Arabern an dem Besizthum der Gläubigen participire, schleuderte er die energischsten Bannflüche gegen die Abtheilung der Anläd Soliman, mit der ich herumzog — denn die Araber lagern nach Stammfractionen und Familien —, und verbreitete unter den Eingeborenen und den übrigen Arabern, daß der Frig oder Weiler des Scheich Abd el Djlil, der den Christen bei sich aufgenommen habe, ebenfalls als aus Christen zusammengesetzt

zu betrachten sei, und suchte die Eingeborenen durch eine glühende Schilderung der Freuden des Paradieses, welche einem jeden Gläubigen durch Christenmord zu Theil würden, zu meiner Ermordung zu fanatisiren. — Hier trat mein Freund Hafsäs ein. Ohne Scheu vor dem heiligen, gelehrten Mann, griff er ihn in öffentlicher Versammlung, er, der unwissende Sohn der Wüste, mit scharfer Dialektik an und schlug ihn zur Genugthuung Mancher unter den Arabern, die sich unter der Last ihrer Sünden in der Gesellschaft eines so heiligen Mannes ungemüthlich fühlten, gänzlich. Er führte Allen in der öffentlichen Discussion zu Gemüthe, wie selbst der Beherrscher der Gläubigen, der Großsultan in Konstantinopel als Christ zu betrachten sei, wenn der Genußsüßer Recht habe, denn derselbe nehme die Christen freundlich bei sich auf und lebe in derselben Stadt, in den besten Beziehungen mit ihnen. Er bewies ihnen, wie überhaupt dann kein Volk und kein Land des Islams von diesen Vorwürfen sich reinigen könne, und vermochte ihm aus den Büchern des Islams selbst zu beweisen, daß die Antwortschuld auf das Paradies allerdings dem zufalle, der im heiligen Glaubenskriege einen Christen tödte, daß es aber auch nach den Gesetzen des Islams die höchste Schande sei, Jemanden zu verrathen, der, welcher Religion er auch angehöre, im Vertrauen auf Treu und Glauben der Menschheit sich unter den Schutz der Gläubigen begeben habe. — Gleichwol waren die Eingeborenen der glühenden Fanatisirung desjenigen, von dem sie Schutz und Frieden erhofften, zugänglich, und ich sah mich gezwungen, mein letztes Wohl, meine Rettung vor der Verzweiflung aufzugeben.

Glücklicher Weise näherte unser Aufenthalt in Borku sich seinem Ende. Mitte September hatten wir die letzten Datteln eingeheimst und mußten an die Rückkehr denken. Unser Getreide war lange zu Ende, der milchenden Kameelstuten waren wenige, Fleisch gab es nicht, wenn uns nicht etwa ein Kameel verreckte, und Datteln allein erzeugen zwar außer der Zahncaries keine Krankheit, doch Kraft geben sie auch nicht. So pilgerten wir, unsere Kameele weidend, langsam wieder nach Kanem. Während des Marsches sammelten die Kinder und Sklaven die reifen Samen verschiedener Gräser — dies war mit der Zeit schon eine bekannte Kunst geworden — aus denen wir dann die von der Nordküste bis zum Aequator allgemein verbreitete Speise, einen steif eingekochten Brei, ohne Salz und Gewürz, bereiteten und mit etwas verwässerter saurer Milch als Sauce begossen.

Hatten wir schon auf dem Hintwege einen Monat zur Reise gebraucht, so war die Langsamkeit, mit der wir auf dem Rückwege fortschritten, wahrhaft zum Verzweifeln. Mein Zelt bestand nur noch aus Fellen, denn der alltäglich sich erhebende Wind schwoß mit der Sonne regelmäßig bis zu einer Stärke an, welche allmählig Alles, was sich zu einiger Höhe über die Erdoberfläche erhob und was nicht niet- und nagelfest war, zerstörte. So hatte ich ebenfalls die kleine Hütte der Nomaden adoptirt und verbrachte in derselben, wie in einem unzulänglichen Käfige, Tage, Wochen, Monate. Mein Pferd wurde schon lange am Bügel geführt, seit zwei Monaten hatte es keine Getreidenahrung gesehen, und meine Kleidung bestand nur aus Lumpen.

Nur zuweilen rüttelte uns die Furcht oder die Raubsucht aus diesem Leben

penibler Vegetation heilsam auf. Heute sollten uns die Tuareg die Friedensverträge brechen, morgen wurde ein Ueberfall der Araber Wadaï's erwartet; zu anderer Zeit zogen wir selbst vier oder sechs Tage weit, Tag und Nacht, und fanden den Feind benachrichtigt und seine Kameele in Sicherheit gebracht. Ein heilloses Leben der Unthätigkeit und des Hungers, oder der Furcht und der Anstrengung. Dazu Hader und Streit zwischen den Stammfractionen, zwischen den Familien und im Schooße der letzteren. Hier spielten die Frauen die bedeutlichste Rolle. Sie hatten durchaus nicht die untergeordnete Stellung inne, die man sich gewöhnlich von den muhammedanischen Frauen denkt, sondern setzten allen Hader, alle Intriguen an, dominirten ihre Ehemänner so allgemein, wie man es selbst in unseren Ländern selten findet, und hatten selbst bei kriegeriſchen Berathungen ihren zwar unsichtbaren, aber deshalb nicht weniger bedeutenden Einfluß.

Nach Kanem zurückgekehrt blieb mir vor der Rückkehr nach Bornu noch die Pflicht, die von Barth und Overweg nicht erreichten Gegenden Kanem's zu besuchen, in welchen der furchtlose, thatendurstige Moriz von Beurmann sein junges Leben eingeblüht hatte. Hier ist Mao die Hauptstadt der früher zu Bornu gehörigen Provinz Kanem und der Gouverneur, der jetzt von Wadaï bestallt wird, stammt aus einer alten Familie früherer Bornusklaven. Die Einwohner von Mao sind alle Dalatoa, d. h. stammen alle ab vom ersten Bornugouverneur der Provinz, einem Sklaven Namens Dala, und noch jetzt betrachten die Bornukönige trotz der Abhängigkeit Mao's von Wadaï die Khalifen von Kanem als zu ihnen gehörig, wie diese trotz ihres Wadattitels „Agid“ mit ihren Sympathien nach Bornu neigen.

Beurmann, welcher die Araber Kanem's aus Barth's Schilderungen kannte, wünschte diese Räuber und Diebe, mit denen das Leben allerdings nichts Verführerisches hat, zu umgehen, und sich auf die Verbindung zu stützen, welche den Khalifa von Mao mit Bornu verknüpfte. Welcher Jammer, daß unser unglücklicher Landsmann, von so seltener Energie und so hohem Muth, die Bedeutung der von mir soeben geschilderten Araber unterschätzte! In ihrer Gesellschaft hätte ihn damals das traurige Schicksal nicht erreicht. Die thatsächlichen Herrscher jener unsichern Gegend sind eben die Aulad Soliman und ohne ihren Schutz kann Niemand dort nur mit einiger Sicherheit reisen. Selbst der Khalifa von Mao ist mehr oder weniger abhängig von ihnen, und König Ali von Wadaï sah sich genöthigt, da die Araber vom Khalifa Musa nichts wissen wollten, den frühern, Namens Mohammedu, trotzdem er ihn tödtlich beleidigt hatte, wieder einzusetzen, da er mit den unruhigen Arabern harmonirte. Ursprünglich hatte auch sicherlich der Khalifa Musa nicht die Absicht, den scheußlichen Verrath an unserm Landsmann zu begehen. Genoß doch derselbe seine Gastfreundschaft, war er doch in seinem eigenen Hause einquartiert, und hat doch der Islam, wohin er nur gedrungen ist, wie verderbliche Grundsätze er in vieler Beziehung immer verbreitet haben mag, überall Respect vor der heiligen Pflicht der Gastfreundschaft zur Geltung gebracht. Da kam der Agid Chommi, der während meiner spätern Anwesenheit in Wadaï starb, reizte die Leute gegen den Fremden auf und drängte den Khalifa, sich des gefährlichen Mannes zu

entlebigen, bevor er die Grenzen ihres geheiligten Landes Wadaï überschritten habe. So war der Agid Chommi der moralische Urheber der Schandthat. Die Stadt Mao war seitdem um einige Stunden nach Osten verlegt worden, doch noch sah ich den Kurnabaum, in dessen Schatten die Hütte des muthigen Forschers gestanden hatte, die Stätte seines heldenmüthigen Kampfes gegen die Meuchelmörder, von dem noch jetzt die Leute erzählen. Ihrer waren drei, und da sie mit ihren blanken Waffen seiner verzweifeltsten Gegenwehr gegenüber wenig ausrichteten, nahmen sie ihre Zuflucht zu Stricken, welche sie ihm überwarfen und mittelst deren sie ihn erdrockelten. Seine Leiche — erzählen die Leute — war den Geiern und Hyänen überlassen worden, doch weder diese noch jene wollten sich an ihr vergreifen. Als sich dieselbe noch nach langen Tagen intact auf derselben Stelle vorfand, begrub sie ein mitleidiger, vorurtheilsfreier Mann, der Malem Derbe, am Rande des romantischen Thales Djugu, wo derselbe noch heute seine einsame Hütte an der Stelle des frühern Mao bewohnt. Noch gelang es mir, ihm durch ein meiner Armuth entsprechend bescheidenes Ehrenkleid die Dankbarkeit meiner Nation zu beweisen. Die drei Vollbringer der schändlichen That aber starben, obgleich junge Leute, alle im Laufe von wenigen Jahren eines unnatürlichen Todes. Der Eine soll von einem Meteore, der Zweite von dem herabstürzenden Balken eines Hauses erschlagen worden sein, und der Dritte wurde in einem Streite ermordet. Ich kam auf den Schauplatz der Greuelthat, nur von einem einzigen der Auläd Soliman begleitet, dem alten Bu Aläf, dem Vater meines Freundes Hasäs, und konnte den Khalifa Mohammedu und seine Beamten, nur im Vertrauen auf meinen Begleiter und Gastfreund, in meinen Reden als Räuber und Mörder behandeln; ich konnte mich weigern, ihre Gastfreundschaft anzunehmen, indem ich ihm und seinem versammelten Hofstaate in lauter Rede sagte, ich zöge es vor, unter den Hyänen der Wildniß die Nacht zuzubringen, als in ihrer Gesellschaft, die sie sich nicht scheuten, einzelne Reisende zu verrathen, die nur Gott und ihre Gastfreundschaft zum Schutze hätten.

So konnte ich schließlich noch mit Dankbarkeit von meinen räuberischen Genossen und ihrem gottvergessenen Leben scheiden und nach fast zehn langen Monaten der Entbehrung, der Furcht und des Stets, mit einer tiefen Ueberzeugung von der wichtigen Rolle, welche die arabischen Elemente in Centralafrika spielen, in mein Hauptquartier Auka unter den Schutz des edlen Bornufürsten Omar zurückkehren.

F. Mendelssohn-Bartholdy und die Gesamtausgabe seiner Werke.*)

~~~~~  
Von  
Luis Ehlert.  
~~~~~

Bei einer Gesamtausgabe ist die erste Frage die nach ihrer Berechtigung. Ist eine künstlerische Erscheinung so mächtig, daß wir sie als Totalität, mithin in all' ihren Lebensäußerungen, auch den flüchtigen und unwesentlichen, zu begreifen verlangen, so wird ein Gesamtbild ihrer Leistungen zur Nothwendigkeit. Eine solche Zusammenstellung ist eigentlich eine Biographie ohne Worte. Nur muß die Summe der epochemachenden Werke eines Mannes prävaliren und stark genug sein, die schwächeren über Wasser zu halten. Kein künstlerisches Leben besteht aus lauter Werken gleichen Ranges. Neben bahnbrechenden wird es immer andere geben, denen die Spürkraft des genialen Instinctes fehlt. Aber sie können als Entwicklungsstufen charakteristisch und lehrreich sein. Um ein höchstes Beispiel zu wählen: welchen Einblick in das Privatleben Goethe'schen Geistes gewähren nicht die vielen gelegentlichen Arbeiten, welche uns ein großes Genie im Lichte des Werkeltags zeigen. Auch ein Lorbeerhain kann seine kleine Welt der Blumen und des Epheus haben.

Wir haben in Gesamtausgaben bisher nur Beethoven, Bach und Händel. Mozart ist im Erscheinen, Haydn und Gluck fehlen noch, ebenso Schubert und Schumann. Daß der letztere namentlich folgen wird, sobald ein Abkommen mit den verschiedenen Verlegern getroffen oder das Verlagsrecht verfallen ist, unterliegt keinem Zweifel. Er ist als der romantische Zeitgenosse Mendelssohn's ganz unerläßlich. Beide Männer, obwol der denkbar größte Gegensatz im Punkte des Naturels und des künstlerischen Ideals, gehören zu einander, fast wie Goethe und Schiller. Es ist unmöglich, über einen von ihnen zu sprechen, ohne den andern zu berühren. Indem die Natur diese beiden Männer von gleichem

*) Felix Mendelssohn-Bartholdy's Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe von Julius Riepp. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Ernst, gleicher Würde und gleicher Reinheit schuf, scheint sie, nicht ohne Anflug von Humor, ihren unerschöpflichen Reichthum an Phantasie haben zeigen wollen. Die Werke Rob. Schumann's herauszugeben, wäre die nächste dankenswerthe Aufgabe, welche sich die Breitkopf und Härtel'sche Verlags-handlung zu stellen hätte. Es darf bei solcher Gelegenheit voll ausgesprochen werden: ohne Männer solcher Art, welche mit großartiger Energie dem höchsten buchhändlerischen Ideal, die Werke ihrer Nation in würdigen Ausgaben herzustellen, mit Aufbietung aller geistigen und pecuniären Hilfsmittel nachstrebten, wäre unsere Literatur übel daran. Leider wissen wir Deutschen unseren Dank dafür nicht wie die Engländer abzutragen. Bei uns rechnen es sich die gebildeten und wohlhabenden Leute noch nicht zur Ehre und Pflicht an, solche Ausgaben zu besitzen. Wir kommen wol Verarmten und Abgebrannten zu Hilfe; daß es aber eine Wohlthätigkeit gegen unser Schicksalitätsgefühl wäre, unsern verarmten und abgebrannten Privatbibliotheken durch würdigere Ausstattung zu Hilfe zu kommen, das bedenken wir nicht.

Bei einer Gesamtausgabe Beethoven's und Bach's kam die Frage der Ausschcheidung einzelner Werke in Wegfall. Die Zahl ihrer unbedeutenden Arbeiten ist verschwindend klein. Es konnte sich also nur um die Unterscheidung bei ihnen handeln, was authentisch sei und was nicht. Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf den unschätzbaren Aufsatz Otto Jahn's über die Beethoven-Ausgabe (in seinen „Gesammelten Aufsätzen“). Schwieriger war es schon bei Händel. Alle seine verschollenen Opern und so manches der Zeit deutlich Verfallene zu drucken, hat vielleicht seine Bedenken gehabt. Um der Größe des Mannes willen entschied man sich aber auch bei ihm für Vollständigkeit. Ich hoffe, im Folgenden nachzuweisen, daß auch Mendelssohn das Unrecht auf eine vollständige, nicht bloß ausgewählte Sammlung seiner Werke besitzt, und daß, wenn man einige Frühwerke und Posthuma ausnimmt, das Gewichtsverhältniß seiner bleibenden zu seinen vergänglichen Arbeiten völlig zu seinen Gunsten spricht. Ich verstehe dies freilich mehr im moralischen, als quantitativen Sinn.

Wenn von dem Genie gesagt worden ist, daß es eine Art göttlichen Wahnsinns sei, so würde man auf den ersten Blick einem so gesunden und normalen Kopf wie Mendelssohn dasselbe abzusprechen geneigt sein. Jene räthselhaften, über alles Begreifen hinausragenden Eingebungen, wie sie bei Beethoven vorkommen, wird man vergeblich bei ihm suchen. Man hat sich zu helfen versucht, indem man einen Unterschied zwischen Genie und Talent machte, jenem mehr die Intuition, diesem mehr die Application zuschreiben wollte. Die Grenze liegt aber durchaus im Quantitativen. Ohne Eingebungen, ohne die Fähigkeit, etwas Neues zu bringen, ist auch kein Talent denkbar; denn sich aller vorhandenen Elemente bemächtigen und aus ihnen effektiv ein nur durch Mischung und überraschende Verwendung hervorgegangenes Werk hinstellen, nennen wir noch nicht Kunst. Näher kommen wir dem Problem, wenn wir verschiedenartige Grade der schöpferischen Phantasie annehmen. Vergleichen wir einmal die Hebriden mit der Coriolan-Ouvertüre. Die Welt der Fingalshöhle ist nicht die Welt Coriolan's. Dort die begründet faßlichen Bewegungen eines außerordentlichen Menschen, hier Götterschmerz und ein Gestalten, welches jeden Versuch,

uns auf ein gleiches Niveau zu heben, zurückweist. Beethoven hätte aber, mit all' seiner Größe, ein Stück wie die Hebriden nicht schreiben können. Er gleicht dem Hochwald, wo Alles zum Himmel strebt, zu riesigen Massen sich ausdehnt und die Natur in Urlauten redet. Mendelssohn war ein wohlgepflegter Park. Er gehörte, wie Mozart, zu den Sonntagskindern der Kunst, in deren Wiege die Anmuth des schön Menschlichen und die schicksalbeschwörende Macht des Bescheidens gelegt war. Ihm gaben die Sterne der eigenen Brust Licht und Leitung genug. In ihm musicirte mehr der Trieb eines harmonisch und universell gebildeten Mannes, welcher mit den mannigfachsten künstlerischen Begabungen unfehlbaren Geschmack und unfehlbaren Kunstverstand vereinigte. Auch jene spontanen Laute, welche, wie bei Schubert, uns mit dem naiven Ungefüg eines schönen Naturereignisses ergreifen und das Erfinden vollkommen als göttlichen Proceß erscheinen lassen, waren seiner Harfe versagt. Das Schicksal hatte ihm einen grundgescheidten Vater, vortreffliche Anleitung, künstlerischen Instinct, eine fast kindliche Verehrung vor Gesetz und Sitte, und eine von Weber und Schubert frisch aufgeschlossene Welt der Romantik gegeben, in die seine leicht erregte, von anmuthigster Poesie erfüllte Seele sich rasch einzuleben wußte. Alles Autodidaktenthum war ihm erspart geblieben: er lernte das Handwerk seiner Kunst von Grund aus, wie es Wenige seitdem gelernt haben. Schwierigkeiten verjüngten seinen Willen; er war nicht der Mann des Verzagens und der Verzärtelung, und ein in unsern Tagen so traurig hochmüthiges sich früh Reifsprechen war nicht seine Sache. Die Natur hatte ihm hohen Sinn für schöne Form ohne jeden Beigeschmack von Pedanterie gegeben. Dieser ihm angeborene Gestaltungsinn war vielleicht nur eine andere Form seines Pflichtgefühls, seiner unbegrenzten Verehrung alles Tüchtigen und Bewährten. Jedenfalls war er der glückliche Einsatz, dem er so manchen Gewinn zu verdanken hatte. Erscheinung ist Form. Eine Kunst ohne sie kommt über das Embryonische nicht hinaus, oder sie endet orthopädisch. Wir sehen es in der Natur: je höher ein Geschöpf, je ausgebildeter seine Organe. Es war damals noch die schöne Zeit, wo man als Kind anfang und als Genie endete. In unsern Tagen wird dieses Gesetz nicht immer mehr festgehalten. Man findet es pikanter, als Genie zu debutiren, um seine Tage im Findelhaus zu beschließen.

Gesunde Menschen pflegen meist einen übersichtlichen und naturgemäßen Bildungsgang zurückzulegen. Wenn man die geniale Frühthat der Sommer-nachtsstraum-Ouvertüre ausnimmt, so erscheint die Entwicklung Mendelssohn's ganz folgererecht. Man kann die Jahresringe an seinem Wachsthum zählen. Er ist auch hierin, wie in so vielen anderen Beziehungen, das absolute Widerspiel Schumann's. Ich wüßte nicht, worin die Originalität Schumann's schärfer, als in der ersten Periode seiner Claviermusik, zum Ausdruck gelangt wäre. Hier erscheint er so vollkommen neu, so frei von jedem nachweisbaren Einfluß der Tradition, daß er sogleich den Eindruck eines Genies macht. Mendelssohn's Jugendarbeiten lehnen sich, wie die Beethoven'schen, mit einer Art von ängstlichem Nachahmungstrieb an die klassischen Muster an. Man möchte glauben, daß die Natur, in ihrer künstlerischen Oekonomie, gelegentlich von einer ironischen Ordnung der Jahreszeiten besessen ist. So tritt sie bei Niels W. Gade in der

ersten Sinfonie und der Ossian-Ouverture frappant originell auf, verblaßt aber nach einiger Zeit zu allgemeineren Zügen. Auch bei Schumann hat der Herbst dem Frühling nicht ganz Wort gehalten. Bei aller Verehrung vor der Faustmusik, der Manfred-Ouverture, den Sinfonien — mit Stücken wie dem Quintett, dem Carneval, der Kreisleriana, den Davidbündlern, der Fis-moll-Sonate, den sinfonischen Etüden können sie nicht concurriren, denn hier weht der „Athem des ersten Schöpfungsmorgens“. Mendelssohn wird mit jedem Jahre seiner Fähigkeiten mehr Herr. Ein Bildungstrieb ohne Gleichen entwickelt ihn zu immer höherer Meisterschaft. Er hatte nicht nur das Genie des Lebens, sondern auch das des Sterbens. Seine letzte große That war der „Elias“, und ich bezweifle, daß er darüber jemals hinausgekommen wäre. Dann starb er, exact und klug, in der Stunde seines höchsten Ruhms.

Mendelssohns Leben umfaßt ungefähr die erste Hälfte unseres Jahrhunderts.*) Man vergegenwärtige sich, in welche Zeit seine Bildung fiel. Als sich der Jüngling in ihm festigte, also um sein zwanzigstes Jahr, waren Goethe und Beethoven abtretende Gestirne. Schiller war todt. Nach dem Sturze Napoleon's brach der Morgen eines Weltfriedens von seltener Dauer an. In der bildenden Kunst lebten Thormalsen und Rauch; von Schinkel fanden sich die letzten frischen Spuren. Weber, Boieldieu, Marschner beherrschten die romantische, Spontini und der aufsteigende Meyerbeer die große historische Oper. Cherubini lebte noch. Chopin und Schumann fangen bald darauf an, zuerst Verwunderung, dann Aufmerksamkeit zu erregen. In der romantischen Dichtkunst wimmelte es von Talenten aller Art: Heine, Uhland, Senau, Rückert, Chamisso, Tieck, Brentano, Arnim, L. A. Hoffmann, Eichendorff — welche berauschte Nahrung für einen beweglichen, nach Stoffen begierigen Componisten. Es war in seinen Willen gestellt, sich dem klassischen Hellenenthum Goethe's, Schinkel's, Thormalsen's anzuschließen, oder mit den Romantikern in dem frisch blühenden Märchenwald nach Wundern zu suchen. Ich habe die flüchtige Berührung des Knaben Felix mit dem greisen Dichterkürsten immer für providentiell gehalten. Mendelssohn war ganz die Natur, um den Eindruck des gewaltigen Mannes unverlöschlich in sich zu erhalten. Das Durchsichtige, Reife, Krystallinische hat er von ihm. Von ihm auch die Fähigkeit, nicht über sein Vermögen hinauszugreifen, sich im Gemessenen wohl zu fühlen. Während Mendelssohn nun in seinen Oratorien den unverkennbaren Eindruck der Renaissance macht, die alten Formen Bach's und Händel's nur erweitert und mit neuem Inhalt füllt, durch einen geistreichen Fürsten angeregt, sogar Musik zu griechischen Dramen schreibt, versinkt er in der Sommernachtsstraummusik, der Walpurgisnacht, den Hebriden in die bunteste Romantik, aber in eine, die mit der romantischen Schule wol den Stoff, aber nicht die Behandlung gemein hat. Es fehlt das Ironische, Weltkummerliche und Ueberspannte. Seine Elfen sind nicht symbolisch; sie entspringen, wenn man dies von einer Fiction sagen darf, unmittelbarer Anschauung. Es sind die Elfen Shakespeare's, ein concretes kleines Völkchen, das vom Kinde die Anmuth, vom Stern das Glimmernde, von der Blume den Schmelz, von der

*) Er war geboren 1809 und starb 1847.

Facerte die Beweglichkeit hat. Diese trippelnde Welt der Schalkhaftigkeit und des Humors, mit ihren neckischen Maskenspielen und ihrem süßen Kindergeplauder, treibt fast in allen Scherzis Mendelssohn's ihr Wesen. Solche Neigung war nichts Gelegentliches oder Zufälliges; Sie saß tief in seinem Blut. Will man sie sich erklären — wir treiben ja den Lurus, Alles erklären zu wollen — so glaube ich, daß der Trieb zum Zierlichen und kindlich Harmlosen, der so vorherrschend in ihm war, sich figürlich nirgends so gut zu dramatisiren wußte, als in der eingebildeten Welt des unendlich Kleinen. Wer jemals eine handschriftliche Partitur Mendelssohn's gesehen hat, wird schon aus den Schriftzügen wissen, welche Sauberkeit des Geistes in ihnen wohnt. Wie seine Manuscripte, so war auch sein Geist: ohne jede Rasur und Unsicherheit. Man betrachte die erste Seite der Sommernachtsraum-Ouvertüre. Wie zierlich hängen die Notenträubchen am Spalier, wie rein gestimmt läuten die Blumenglocken, welch' thaufrische Reinheit ruht über dem Ganzen! Während Hoffmann, Brentano, Arnim im Grunde aber von den Creaturen abhingen, die sie machten, hat das Melusinen- und Sommernachtsraum-Märchen in Mendelssohn's Leben seiner Realität keinen Eintrag gethan. Seiner harrten noch andere Aufgaben. Er mußte den Blumenstaub von seinen Händen schütteln, wenn er die Gestalten des Elias und Paulus herausmeißeln und ihre halb versunkenen Schatten wieder heraufbeschwören wollte. Hier mag ein Punkt betont werden, der durch magnetische Berührung mit einer Frage, die Viele unter uns mehr beschäftigt, als wir eingestehen wollen, zu einer wahren Calamität geworden ist.

Man hat versucht, bestimmte Eigenschaften von Künstlern auf ihren Glauben zurückzuführen. Natürlich handelt es sich hierbei nicht um den Werth einer Confession, sondern um das Racenthum. Convertirt Jemand, so ist sein Glaube nichts weiter, als eine theologische Geschmacksache. Das Ererbte aber, die Summe des Habituellen, Angeborenen, das ist es, was gemeint wird. Das Judenthum zu perhorresciren, glaubte man sich schon historisch berechtigt. Ahtzehn Jahrhunderte haben den widerlichen Brand nicht zu löschen vermocht. Immer lodert er wieder auf, in letzter Zeit auf musikalischem Gebiete. Man hat den Nachweis des Racenthums an den begabtesten Männern unter den Juden zu führen versucht. Nun hat, wie jedes Gemeinwesen, auch jede Religion ihr Armen- und Krankenhaus, wo man die Hilfslosen und Siechen hinschleppt. Eine ganze Religion aber für ein Hospital erklären, in welchem constitutionelle Krankheiten gepflegt werden, das ist unerhört. Was man dem Judenthum als einen Mangel seiner Gestalt nachweisen kann, das thue man immerhin. Der höchste Ausdruck der Kunst, wie wir ihn beispielsweise in Rafael und Mozart feiern, ist ihm gewiß unzugänglich. Ich glaube, man kommt der Wahrheit ziemlich nahe, wenn man dem Spontanen in ihm nur einen bedingten Raum antweist. Wir wissen, wie Heine's scheinbar einfachste Liebeslieder geübt und überarbeitet worden sind. Man vergleiche „Du bist wie eine Blume“ mit dem Uhland'schen „Die linden Lüfte sind erwacht“ oder mit einem Goethe'schen Gedicht. Es ist ein Unterschied, wie zwischen künstlichen und natürlichen Blumen; aber sie sind mit der außerlesensten Feinheit gemacht und ihr Parfum kommt oft dem Duft ganz nahe. Unter den christlichen Dichtern gibt es sehr viel un-

bedeutendere, die ihn alle an Naturlaut weit überragen, z. B. Storm, Osterwald. Hier ist offenbar die Grenze des Judenthums in der Kunst zu suchen. Eine Kunst besteht aber nicht bloß aus Eingebungen; sie bedarf der mannigfachen Begabungen der Phantasie und des Verstandes, und hier ist es, wo der jüdische Geist den Ausfall an Spontaneität wieder einzubringen verstanden hat. In einzelnen Fällen hat das Individuum sich seines Racenthums und seiner schönheitsfeindlichen Elemente fast ganz zu entledigen gewußt, und Mendelssohn muß in erster Reihe genannt werden. Spuren hiervon finden sich in den aufgeregt redseligen Außensätzen einiger seiner Streichquartette und in den Finales der Claviertrios, die zu dem Unerfreulichsten gehören, was er geschrieben hat. Aber was bedeuten solche Einzelheiten gegenüber dem Totaleindruck seines Schaffens? Man weise mir den Juden im „Wir preisen selig dich“ des Paulus, oder im „Siehe der Hüter Israels“ des Elias, überhaupt in der ganzen künstlerischen Physiognomie des Mannes nach. Wie hingegeben dem Dämon seiner Race erscheint dagegen Meyerbeer. Wohin man blickt, der speculative, melismatische Ausdruck eines nur auf den Effect gerichteten Talentes. Kein Tact bei ihm, der in der heiligen Stille des Studierzimmers, der nicht im Angesichte des ganzen Publicums geschrieben ist. Welch' ein fieberhaftes Fugiren seines Ruhmes, der ihm nicht vielstimmig genug erscheinen konnte! Wahrlich, wenn man von jüdischer Musik sprechen will — Meyerbeer hat uns die Berechtigung zu dieser fatalen Unterscheidung gegeben. Alles wirklich Ideale in der Kunst ist aber confessionslos. Man betrachte, mit welchem allgemein menschlichen Ausdruck Elias und Paulus zu ihrem Gott beten. Das ist, trotz alles testamentarischen Gewandes, nicht der Gott ihrer Väter, der alte starre Gott des auserwählten Volkes; es ist der begriffliche, philosophische Gott unserer Zeit, zu dem allein wir unser Gemüth noch in ein Verhältniß setzen können. Ich möchte es so aussprechen: Mendelssohn hatte ein dunkles Gefühl, daß seine Abstammung dem künstlerischen Ideal, das er verfolgte, nicht hilfreich sei. Er verstand es, sich ihrer Mißlichkeit zu entziehen, ohne ihre evidenten Vorzüge aufzuopfern. Daher die merkwürdige Verbindung in ihm von Temperament und Grazie, die es beherrscht. Daher der blendende Zauber seines Vortrags, welcher von Flunkerei so weit entfernt war. Daher die feine Berechnung in der Anwendung aller erlaubten Mittel, ohne jemals dem Raffinement zu verfallen. Was vom Orient in ihm geblieben, war nur der dunklere Teint, das feurigere Auge und der raschere Pulsschlag des Empfindens. Der hochmüthige Versuch, das Judenthum als ein der Kunst direct widerspännstiges Element zu graviren, wird an ihm sicher zu Schanden werden. — Die Frage in ihrer ganzen culturhistorischen Breite zu behandeln, muß andern Männern überlassen werden. Philosophie und Naturwissenschaft, vor Allem Spinoza mußte in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Hier genügt es, von dem einzelnen Manne, der uns beschäftigt, den Bann christlicher Ueberhebung abzuwenden. Ich möchte lieber, ohne jede Nothbrücke, zu einem andern Punkt in Mendelssohn's Natur übergehen, welcher interessant ist, ohne von so allgemeiner Tragik zu sein.

Goethe sagt einmal (in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter“): „Auch das gehört zum Genuß an einem Werk der Einbildungskraft, daß wir

ohne Forderungen genießen: denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird; sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt.“ In diesen Worten ruht verschämt eins jener dichterischen Geheimnisse, welches die Wurzel aller echten Kunst ist. Es richtet sich wie ein Januskopf nach zwei Seiten: der Genießende soll nicht fordern und von dem Dichter keine Forderung gestellt werden. Betrachten wir in diesem Licht die meisten unserer modernen Kunstwerke — wie weit bleiben sie hinter dieser Anforderung des nicht Forderns zurück. Sie wollen etwas vorstellen, ohne es recht zu sein, verstimmen durch die Macht ihrer Ansprüche und lassen dem unmittelbar Genießenden keinen Spielraum der freien Auslegung. Ich spreche hier nicht bloß von der crassesten Form dieses Zwanges, dem Programm, sondern von der unerfreulichen Nöthigung, uns mit den privatesten Seelenprozessen eines Autors zu beschäftigen. Es gibt psychologische Interna, welche künstlerisch nicht verwendbar sind. Es ist dasselbe Gesetz, welches dem Maler verbietet, einen Fieberparoxysmus oder eine Hautkrankheit zu malen. Goethe hat es gewagt, im „Clavigo“ eine Schwindstüchtige auf die Bühne zu bringen, und in der bekannten römischen Wüste des Aesop sind die Attribute des Verwachsenseins sichtlich angedeutet. Aus solchen Ausnahmen, die noch dazu mit dem größten Tact behandelt sind, wird Niemand auf eine Regel schließen wollen. Schon die Benutzung des Wahnsinns im Drama zeigt am deutlichsten, wo die Grenze liegt. Nur da ist er zulässig, wo er, wie bei Lear und Ophelia, als unvermeidliche pathologische Consequenz eines gesteigerten Seelenaffectes denkbar ist. Ein von Haus aus Wahnsinniger wäre künstlerisch ein unmöglicher Stoff. Nun meine ich, daß es auch unfruchtbare und häßliche Regungen des Gemüthslebens gibt, mit denen die Kunst sich nicht beschäftigen sollte. In der Musik ist es Mode geworden, zu Stoffen wie Lear, Faust, Manfred, Hamlet Overtüren zu schreiben; Stoffe, die, wenn man nicht ein großer Mann ist, in der gefährlichsten Weise dem Verfahrenden und Ungesunden Vorstoß leisten. Mit welchen Forderungen soll hier genossen werden, und — man verzeihe die Inversion — mit welchem Genuß wird hier gefordert? Ist nun der Wahnsinn als Object schon ein mißliches Ding, wieviel schwerer ist er im Subject zu ertragen. Was sollen uns geistige Verrenkungen, unter denen Musiker ihren Seelenschmerz vortragen? Jeder Schmerz ist ein Unglück, aber nur sehr wenige ein Kunstobject. Beethoven in seiner letzten Zeit und Schumann haben vielfach ungünstig gewirkt. Man posirte wie sie und ahnte nicht, daß man es nur bis zur Grimasse brachte. Ich gestehe ganz aufrichtig, daß ich in der „Schönen blauen Donau“ von Strauß viel mehr richtig gewollten und getroffenen Kunstsinn wahrnehme, als in all’ den Zerrbildern einer aufgebauchten modernen Romantik. Mendelssohn würde mir darin Recht gegeben haben. Ein Walzer von Strauß erfüllt Alles, was man von dieser Musikgattung fordern kann. Er sprudelt von Erfindung und guter Laune und ist von dem bestreichendsten klanglichen Reiz. Ich habe nicht nöthig, mich literarisch oder ästhetisch auf ihn vorzubereiten wie auf eine Michelangelo- oder Dante-Sinfonie; ich brauche mich auf keine Art von Münzregulirung bei ihm einzulassen: was er mir gibt, kann ich augenblicklich in Fleisch und Blut

umsetzen. Und das ist es, was wir auch von der Kunst verlangen: Stoffwechsel. Was ich mir in keiner oder doch nur in der gewaltsamsten Weise assimiliren kann, was, statt mich zu gesunden, mich auf ein fremdes Zwangs- und Krankbett wirft, das gehört nicht in den Tempel der Kunst. Mendelssohn war über diesen Kernpunkt künstlerischen Wesens von erstaunlicher Klarheit. Nimmt man eine einzige Richtung aus, die gleich berührt werden soll, so lehrte sein untrüglicher Kunstverstand nur in diejenigen Kreise künstlerischen Empfindens ein, welche darstellungswürdig und erfreulich waren. Er hat, obwohl er der Erfinder der Ouvertüre zu bestimmten dichterischen Vorwürfen ist, den überspannten Erbsanspruch, welcher der Musik aus der illegitimen Verbindung mit ihrer Natur fremden Vorstellungen erwuchs, auf seinen Pflichttheil gesetzt. Die poetischen Stoffe, welche ihn anregten, trugen die Musik eigentlich schon latent in sich, so: Meeresstille und glückliche Fahrt, Melusine, Fingalsöhle, Walpurgisnacht, Sommernachtsraum. In der kleinen Erfindung des Titels „Lieder ohne Worte“ lag ein gut Stück ästhetischen Glaubensbekenntnisses. Es sollte damit gesagt sein, daß das instrumentale Lied keines Wortführers bedarf.

Welchen Erfolg diese empfindungsreichen, bald elegisch, bald munter gefärbten Tonstücke gehabt haben, ist unbekannt. Die ersten Hefte sind bei weitem die frischesten; nach dem fünften tritt Ermatten ein, wie überall, wo ein glücklicher Gedanke zu viel Nachkommen erhält. Schwerlich war es in Mendelssohn's Sinne, Alles, was sich von diesen Arbeiten in seiner Mappe fand, herauszugeben. Vielleicht wäre es eine höhere Pietät gewesen, auch manche andere Posthuma zu unterdrücken. Aber ich habe ein zu deutliches Gefühl von der Schwierigkeit, in einem Nachlaß wie dem seinen kritische Unterscheidungen aufzuwerfen, als daß ich den Herausgebern irgend einen Vorwurf machen möchte. Nachlässe haben immer etwas Feierliches, und es ist schwer, sie mit nüchternem Verstande zu ordnen. Widerstrebte es nicht so sehr einem berechtigten Gefühl, so wäre es besser, dieses Geschäft von ganz unparteiischer Hand verrichten zu lassen, von einer Hand, welche kaltblütig ausscheiden würde, was dem Dank, zu dem ein großes Vermächtniß verpflichtet, nicht volle Ehre erweise.

Mendelssohn's Thätigkeit hat fast alle Gebiete tonkünstlerischen Schaffens berührt, mit Ausnahme der Oper. Ein früher Versuch in ihr, „Die Hochzeit des Camacho“, fällt in seine Werdezeit und kann keinen Anspruch auf Bedeutung erheben. Die „Heimkehr“ war nur ein gelegentliches Liederpiel, die „Sorelei“ blieb unvollendet. Was wir von ihr kennen, ist auf der Bühne nicht recht zu denken. Die Oper verlangt vor Allem ein frisches Zugreifen, das mehr auf's Ganze als auf's Einzelne gerichtet ist. Auch scheint für ihre Pflege die Beschäftigung mit andern Musikgattungen nicht förderlich zu sein. Nimmt man Mozart, Beethoven und Cherubini aus, so haben die eigentlichen Operncomponisten sich auf andere Kunstgebiete nur ganz vorübergehend eingelassen. In der Oper ist Alles anders als in der Kirchen- und Kammermusik: Composition, Pinselführung, Farbe. Man muß außerdem eine populäre Ader in sich tragen; muß wissen, wie ein Ding von der Masse aufgenommen und empfunden wird. Kurz, man muß mehr Volk als Individuum sein. So waren Weber, Auber,

Rossini, Boieldieu. Mendelssohn war für eine solche Aufgabe viel zu reservirt und aristokratisch. Er lebte nicht in der Sphäre des Volks, sondern in einer ausgewählten Gesellschaft. Für ihn war das Oratorium eine viel adäquatere Form. Auch in der Kirche wird eine Wirkung auf die Allgemeinheit ausgeübt; aber sie ist anderer Natur. Sie addirt sich gewissermaßen nur zu einer Vielheit von Einzelwirkungen, während sie in der Oper sich umgekehrt zunächst an das Ganze wendet und das Individuum außer Betracht läßt. Schon was sich vor unsern Augen sinnlich abspielt, ist viel concreter und darum allgemeiner, als was wir erst mit Hilfe des Vorstellungsvermögen in uns zur inneren Anschauung bringen können. Das ist es aber nicht allein, denn verwischen würden sich diese Unterschiede auch nicht bei einer im Concertsaal wiedergegebenen Oper oder einem auf der Bühne dargestellten Oratorium. Ein echter Operncomponist richtet seine Musik immer an eine Gesamtheit von Hörern. Bach hat in seinen Passionen sicher nicht daran gedacht. Er schrieb als Einzelner für Einzelne, diese mögen nun so zahlreich sein, wie sie wollen. Es ist höchst merkwürdig, daß sich bei Händel diese Wirkungsgattungen mischen, da sein Oratorium von der Oper ausging.

Mendelssohn's besondere Eigenthümlichkeiten sind in seinen großen Werken — ich rechne, außer den Oratorien, hierzu namentlich die Overtüren, die Musik zum Sommernachts Traum, die Walpurgisnacht, das Octett, das erste Clavier- und das Geigenconcert, so völlig zur Geltung gekommen, daß wir die Unvollendung seiner Oper schwerlich zu beklagen haben. Ein Werk von wirklich lebendiger, dauernder Bühnenvirkung wäre die „Dorelei“ kaum geworden. Sie hätte das Schicksal von Goethe's „Natürlicher Tochter“, Schumann's „Genoveva“, Schubert's „Häuslichem Krieg“ gehabt, die man um ihrer Herkunft willen und wegen des literarischen Interesses, das sich an sie knüpft, von Zeit zu Zeit aufführt, ohne sie halten zu können.

Werden sich doch selbst die sogenannte „schottische“ und „römische“ Sinfonie nicht dauernd in der Gunst des Publicums halten, weil Mendelssohn keine eigentlich sinfonische Natur war. Sie sind voll der reizendsten Details, und einzelne ihrer Sätze, wie die beiden Scherzi, verdienen wol unsterblich zu sein. Aber es fehlt die Prägnanz in der Totalität, ohne welche es keinen dauernden Ruhm gibt. Eins wird ihnen aber in den Augen eines Jeden, der die Kunst als etwas Zusammenhängendes, sich Fortbewegendes zu denken gewohnt ist, als bleibendes Verdienst angerechnet werden, daß sie sich mit kluger Beschränkung von den titanischen Bahnen Beethoven's abzuwenden und in einer Region heimisch zu machen verstanden, welche von den Schauern des Größtenthums unberührt blieb. Mendelssohn hat nur einmal etwas unternommen, wozu seine Kräfte nicht ausreichten und nicht ausreichen konnten, weil die Aufgabe eine falsche war, und dieses eine Mal nur aus Verlegenheit. Ich spreche von der Musik zur „Antigone“ und zum „Oedipus“. Es ist bekannt, daß Mendelssohn diese Arbeiten auf den Wunsch Friedrich Wilhelm's IV., aber ohne rechte Lust und Ueberzeugung, unternahm. Er war viel zu geschickt, um nicht zu wissen, daß sich nicht deutsche Musik zu einem griechischen Drama schreiben ließe. Was

wir von der Musik der Griechen*) wissen, ist herzlich wenig; das aber wissen wir bestimmt, daß ihre Art, den Chor musikalisch zu behandeln, mit dem, was wir unter Musik verstehen, nicht die geringste Ähnlichkeit besessen haben kann. Im griechischen Sinne, mit griechischen Mitteln diesen Versuch zu wagen, war also unausführbar. Was blieb, als in unserm Sinne, mit unsern Mitteln den Wortlaut Sophokleischer Verse zu illustrieren? Der König, von einem wunderlichen Regenerationsbedürfnis für alte Kunst ergriffen, insistierte. Es ist schwer, geistvollen Fürsten etwas abzuschlagen. Mendelssohn ging an die Arbeit mit aller Feinheit seines Geistes, aller Routine eines guten Philologen. Ich kann diesen Partituren gegenüber das Bild nie unterdrücken, als schmückte man eine antike Statue mit frischen Blumen. Auf „Antigone“ und „Oedipus“ folgte noch Racine's „Athalie“. Damit schloß glücklicher Weise die Reihe der königlichen Aufträge.

Man vergleiche den Eindruck, den solche geistreiche Arbeiten hervorbringen mochten, mit der Weltwirkung des „Paulus“ oder „Elias“, und man fühlt den Unterschied zwischen dem lebendig aus der Seele geborenen und dem künstlichen Kunstwerk. In der „Antigone“ Alles berechnet, ausweichend, vorsichtig: hier kein taubstummer Lact, ein Leben voll erfrischenden Ueberflusses, ein pochendes Kraftgefühl, als schwämme ein jugendstrophender Körper im lebenden Wasser. Schon die Stoffe haben etwas vertraulich Uebervältigendes. Prophet und Apostel, in all' ihrer Größe so menschlich bewegt, im Zorn wie in der Liebe uns so verständlich. Die Macht der Ehre so durchsichtig stark, als läge von Handel's gewittergroßem Geist ein letzter, spät aufleuchtender Blitz darin. Und nun das Erschütternde unterbrochen von der Süßigkeit des Einzelgesanges, in welchem Innigkeit und Grazie sich verschwiftern. Beide Oratorien sind der merkwürdige Beweis, wie eine anscheinend abgeschlossene und erschöpfte Kunstform durch Individualisierung wieder lebendig gemacht werden kann. Mendelssohn hatte das Studium Bach's durch Aufführung der Passion neu belebt und aus solcher Belebung für sich selbst eine neue, auf Bach'schem Grunde ruhende Welt gestaltet. Seine Natur war durch und durch Renaissance. Man kann sich die Entwicklung der Kunst ohne seine Vermittlung fast nicht denken. Dies ist sein bleibendster Ruhm, den Niemand ihm mißgönnen wird, auch Derjenige nicht, der für die Werke seines Genius ohne Zärtlichkeit ist. Als er auftrat, war es wie nach einer großen Campagne, die alle Hilfsquellen und Güter erschöpft hatte. Beethoven's Triumphzug glich in dieser Beziehung dem Napoleon's. Er hatte Kunstmittel und Kunstempfinden scheinbar bis auf's Sekte verbraucht. Man hätte glauben sollen, darnach käme das Nichts. Schubert wurde erst lange nachher anerkannt; er componierte zunächst für den kleinsten Kreis, und seine Wirkung ließ sich damals nicht ermessen. Da trat Mendelssohn auf. Seine ganze Persönlichkeit, die vornehme und doch natürliche Art, sich einzuführen, machte den größten Eindruck. Zudem besaß er Alles, um sich rasch

*) Der ausgezeichnete Forscher Gebaert hat in seiner unlängst erschienenen „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité“ Alles mitgetheilt, was davon aufzufinden und zu entzählen war.

zur Geltung zu bringen. Er componirte nicht nur, er spielte, lehrte, dirigirte. Er blendete schon durch sein persönliches Wesen. Und mit welch' beispielloser Sicherheit ging er den ernstesten Weg, den er für recht hielt, vorüber an allem Reiz, an Schmeichelei, ja an Vergötterung. Wie oft wurde er unbequem und wußte, daß er es wurde. Abtrünnigkeit war ihm ein fremder Begriff. Aus seinen Briefen, die jede Biographie ersetzen, kann man den ganzen Menschen herauslesen. Es gibt kaum etwas Reizvolleres und dabei Einfacheres, als sie. Schließlich ist der Mensch doch die Kunst. Wenn es Ausnahmen davon gibt, so sind sie mindestens unbehaglich, und wir werden, wie in einem übertriebenen Roman, das Gefühl des Unwahrscheinlichen nicht los. Alles Unwahrscheinliche aber ist absurd, weil es unser Urtheil suspendirt.

In seinen Claviercompositionen, sowol den „Liedern ohne Worte“ als in der nach Umfang und Tiefe bedeutendsten, den „*variations sérieuses*“, ist es Mendelssohn nicht gelungen, einen eigenen Clavierstil zu schreiben, wie ihn Chopin und Schumann in so hohem Grade zu erfinden verstanden. Er liebte keine Neuerungen, wie er denn, so im Leben, wie in der Kunst, ohne jedes revolutionäre Bedürfniß war. Er suchte seine Eingebungen in dem Gegebenen darzustellen, ohne von der Sehnsucht nach neuen Hilfs- und Ausdrucksmitteln beunruhigt zu werden. Für alles Experimentiren war er eine zu kluge und vorsichtige Natur, und wo er sich von solchen Neigungen hinreißen ließ, wie in den griechischen Dramen und dem „Lobgesang“, auch meist nicht glücklich. Eine Mischung von Sinfonie und Cantate, wenn schon durch das mächtigste Vorbild zwiefach angeregt, konnte seinem, reinliche Gliederung und Trennung der Disciplinen — man möchte hier fast sagen, der Kirche vom Staat — verlangenden Kopfe nicht frommen. So entstand ein Werk, in welchem man, bei aller erdenklichen Vorliebe für seinen Verfasser, sich aus dem Sinfonischen in's Chorische und umgekehrt aus diesem in jenes hinüberseht, weil jene großartige Rücksichtslosigkeit darin fehlt, mit der ein auf das Aeußerste losbringender Geist unbedenklich all' seine Vortheile wahrgenommen hätte. Wer mit so ungeheuren Mitteln, mit der Gemeinschaft zweier Elemente, von denen jedes einzelne für sich allein schon ausdrucksfähig genug ist, eine gewaltige, alles Hergebrachte übersteigende Wirkung erzielen will, muß von anderem Wuchs, anderem Wollen, anderem Leben und Sterben sein. Der „Lobgesang“ ist eine wohl überlegte, feinsinnige Composition; warum sie aber nicht ganz Cantate geworden ist, bleibt uns unverständlich. Und das ist das Kriterium solcher Werke, daß wir, wie beim Finale der Beethoven'schen Chorsinfonie, eine andere Form absolut nicht zu denken vermögen. Fangen wir über sie zu brüten an, so hat die Berechtigung schon ihr halbes Spiel verloren.

Der Mangel eines eigenen Clavierstils verhehlt sich selbst in denjenigen Werken nicht, welche, wie die beiden Concerte und das H-moll-Capriccio, durch die Natur des Vorwurfs darauf hindrängen. Aber eine Heiterkeit reinsten Art bringt diesen Ausfall kaum zum Bewußtsein. Das G-moll-Concert insbesondere ist unter allen Nach-Beethoven'schen Arbeiten dieser Gattung wol die glücklichste und liebenswürdigste. Sie stellt das Verhältniß zwischen Orchester und Clavier in ein so trauliches Licht, hält die schwere Mitte zwischen einem, der musikalisch-

schon Dichtung und dem virtuoson Zweck gleichzeitig dienenden Genre so geistreich und scheinbar unbewußt ein, daß es noch heute ein Muster für uns geblieben ist. Nur Schumann war es beschieden, in seinem Geiste und in wieder ganz anderer Art, ein Seitenstück dazu zu schreiben. *) Es hat seit jener Zeit nicht an den vielseitigsten Bemühungen gefehlt, die Vorbeeren des G-moll-Concertes zu theilen. Neben sehr viel tüchtigen Arbeiten haben wir auf diesem schwierigen Felde die sinnlosesten Attentate gegen den guten Geschmack erlebt. Was ist von alledem geblieben? Nur Dasjenige, was, wie bei Chopin, wesentlich der Virtuosität als Folie dient und die Liszt'schen Parforcestücke. Bei Chopin fehlte eine Grundbedingung, der Sinn für die orchestrale Partie. Seine Concerte sind nicht Duette zwischen Clavier und Orchester, sondern geistreich erfundene Clavierstücke, bei denen ein Orchester zufällig im Hintergrunde steht. Uebertroffen ist das G-moll-Concert nur einmal, und zwar von Mendelssohn selbst in seinem Violinconcert. Ich stehe nicht an, dieses Stück ganz in die vorderste Reihe seiner Leistungen zu rücken und es für eine der vollkommensten Schöpfungen zu halten, welche jemals aus der Werkstatt eines Musikers hervorgegangen sind. Im G-moll-Concert kann man vielleicht von einer ungleichen Höhe der einzelnen Partien reden. Das Mittelstück mit seinem sommerlich rosendurchglühnten Ton überragt gewiß das Finale, welches der Spielfeligkeit eines abschließenden Tonstücks wol zu sehr die Zügel schießen läßt. Das Violinconcert ist von der ersten bis zur letzten Note Kunst im höchsten Wortverstande. Nirgend Ermattung oder Abfall. Dem Genius des schönsten aller Instrumente gewidmet, scheint es durch ihn gegen alles Fehlen gesiegt worden zu sein: ganz unnachahmlich darin ist der Bund der Stimmungen. Der leise Anflug von Elegie, welcher dem ersten Satz ein so unvergleichliches Colorit gibt, wird im zweiten zur ausklingenden Schwermuth, der man das Tröstliche ihrer Endlichkeit zwischen den Zeilen abhört, bis hinter der weggeworfenen Maske der lustigste Kinderjubiläum losbricht. Wie das Alles erfunden, empfunden, ausgeführt, mit welcher Grazie alle Ausdrucksmittel bis zu ihrem reifsten Genügen herangezogen werden, davon kenne ich in der musikalischen Literatur kein zweites Beispiel. Mit dem Beethoven'schen Werke gleicher Gattung muß hier jeder Vergleich abgelehnt werden. Es ist von ganz anderer Potenz, größerer Machtfülle, größerem Stil. Aber was würde aus unserer Kunst, wenn wir Alles geringschätzen wollten, was nicht Beethoven oder Mozart gleiche? Mendelssohn war eben so weit entfernt, mit seinem G-moll-Concert an das Es-dur zu rühren, als es ihm eingefallen ist, dem unsterblichen Violinconcert des Meisters ein ebenbürtiges an die Seite setzen zu wollen. Sich die Miene größeren Gebahrens zu geben, wäre ihm gewiß besser, wie den Anderen gelungen. Ich denke, was in seiner Macht lag, solchen Schein des Anspruchs von sich abzuwehren, hat er durch den völlig veränderten Ton, den er anschlug, unzweideutig bewiesen. Die immense epische Kraft Beethoven's besaß er ja ganz und gar nicht. Er war Dyrker; aber mit einem für einen solchen sehr entwickelten Gestaltungsvermögen,

*) Das Concert von Brahms kommt hier nicht in Betracht, da es einer anderen Gattung angehört.

welches seinen geistigen Bewegungen oft zur glücklichsten plastischen Verfinnlichung verhalf. Wie köstlich ist das Melusinenmärchen vorgetragen und welche tonmalerische und erzählende Kunst liegt in „Meeresstille und glückliche Fahrt“! Dieses letztere Stück mit seiner entzündenden Einleitung scheint mir geschrieben zu sein, den Streit über das Bildliche in der Tonkunst mit all' seinem Spuß zum Abschluß zu bringen. Die Musik, neben der Poesie die bewegteste unter den Künsten, ja eigentlich die Kunst des bewegten Klanges, kann, wo es sich nicht bloß darum handelt, auf einen Laut den instrumentalen Reim zu finden, nur Bewegtes schildern. Will sie die Ruhe malen, so bleibt ihr nichts, als die Schilderung des minder Bewegten; also eine Modification der Bewegung, oder die Fermate, d. h. ein momentaner Verzicht auf sie. Erscheinungen ohne Bewegung ist sie außer Stande in Tönen auszudrücken. Gestalt und Farbe gehören mithin der bildenden oder beschreibenden Kunst an. Wollte sie auch nur das Große oder Kleine, Helle oder Dunkle, Weiche oder Rauhe schildern, so müßte sie nach Allegorien in der Bewegung suchen. Wenn man Tongeschlechter wie „Dur“ und „Moll“ mit „hart“ und „weich“ bezeichnet, so ist das nur im allgemeinsten Sinne zutreffend; denn man kann erfahrungsgemäß sehr weich in Dur und sehr hart in Moll sein. Das Goethe'sche Gedicht war also eine sehr glückliche Folie für die Musik. Wie sich aus der brütenden Stille des Wassers das Wellenspiel erhebt, wie die leisen Hauche zum Winde anschwellen, der das Fahrzeug glücklich in den Hafen treibt, das ließ sich, ein klingend bewegtes Bild, im Orchester vortrefflich ausdrücken. Auch die Schlußsignale möchte ich vertheidigen. Ein Tonmärchen, und das soll es doch sein, darf schon am Schluß dem alten Vorrecht der Märchenerzähler, drastisch und mit einem kleinen Tusch zu schließen, treu bleiben — es versteht sich, wo er, wie hier, hingehört.

Wie sehr bei der Overture zu einem bestimmten Stoff derselbe begünstigend oder hemmend mitwirkt, sehen wir am besten an der „Ruh Blas“-Overture. Der Componist konnte sich entweder für den Stoff nicht erwärmen, oder dieser versagte sich der musikalischen Verbindung; genug, dem sonst sein ausgeonnenen Stück ist etwas Frostiges und Unvermitteltes geblieben, wovon Mendelssohn's vier große Overtüren nicht die geringste Spur zeigen. Ihre drei Themen sind mehr nach einander, als in einander gewebt, und die stete Wahrnehmung ihrer unglaublichen, rein äußerlichen Dreieinigkeit thut auf die Länge nicht wohl.

Wollte man aus den Concertprogrammen der letzten zehn bis fünfzehn Jahre eine Scala Mendelssohn'scher Werke, proportionirt nach ihrer abnehmenden Anziehungskraft, entwerfen, so würden sich, da der öffentliche Cultus einer Kunst ein ziemlich sicherer Gradmesser ihrer allgemeinen Werthschätzung ist, daraus Wahrnehmungen herleiten, die schon als statistische Argumente bedeutungsvoll sind. Die Stimme des Volkes ist zwar nicht immer die Stimme Gottes, am wenigsten, wo es sich um aufsteigende Gestirne handelt: sie ist es immer bei absteigenden. Es ist sehr schwer, einer neuen Kunstweise die Herzen der Menschen zu gewinnen, aber es ist nicht leicht, wieder von ihnen freigegeben zu werden. Zu der süßen Macht der Gewohnheit tritt das eigene Grauen, welches bei conservativen Menschen jeden Geschmackswechsel begleitet. Wo im

Kunstleben ein Nachlaß an Befriedigung zu spüren ist, kann man mit Sicherheit eine wirkliche Erschöpfung voraussetzen. In unserm Kunstbeharren lassen sich, wie in den meisten Ehen, nebeneinander drei Grade unterscheiden: enthusiastische Liebe, gewohnheitsgemäße, etwas gelockerte Theilnahme, Entfremdung oder Uebersättigung. Nur zu wenigen Erscheinungen halten wir bis an's Ende den ersten Grad ein. Der Zauber verblaßt, wir fühlen uns von den Eindrücken ermüdet, die uns abnugen, ohne unsern Verbrauch durch Restitution auszugleichen. Endlich beginnen wir die Fortsetzung unserer Hingebung für einen Act der Gutmüthigkeit zu halten, womit jedes Verhältniß innerlich abgeschlossen ist. Im Familienleben haben wir wol Pflichten: in der Kunst sind sie ohne große Bedeutung und Folge.

Betrachten wir unter dem angedeuteten Gesichtspunkt die Werke Mendelssohn's, so werden wir einen großen Theil seiner Kammermusik in die zweite Kategorie versetzen müssen. Die Abnahme derselben (auf den Programmen, namentlich in allen fortschrittlichen Kreisen, ist nachweislich. Trios, Cello-sonaten, ja selbst die Musik für Streichinstrumente verlieren, mit geringen Ausnahmen, von Jahr zu Jahr mehr in der Theilnahme des Publicums. Die Erklärung liegt offenbar in der zu geringen Widerstandskraft ihrer Eleganz gegen den nach tieferem Maß strebenden Geschmack neuerer Zeit. In sämtlicher Kammermusik Mendelssohn's sind die beiden Mittelsätze fast immer reizvoll, viele unter ihnen von geradezu unvergänglicher Schönheit. Anmuth und Schwermuth, die beiden Sphären, in denen sich Scherzo und liedmäßiges Adagio am liebsten bewegen, standen ihm in solchem Maße zu Gebote, daß er mit ihnen immer zu rühren vermochte. Der erste Satz kränkelt häufig an einem weltmännischen Pathos, welches durch die Gesprächigkeit des letzten übel verleumdet wird. Nun lassen wir uns gern zwei artige Kinder gefallen, insbesondere, wenn sie durch verschiedenartiges Temperament anzuziehen verstehen: sind sie aber von gar zu beweglichen und eingreifenden Eltern umgeben, so bleiben wir doch auf unserer Hut. So ist es mit der Mendelssohn'schen Kammermusik: es gibt immer eine Auseinanderetzung mit der Familie. Ausnahmen, wie gesagt, gibt es freilich, so das Octett, das Es-dur-Quartett u. a.; recht wurzeln wollen die Stücke als Ganzes aber nicht mehr.

Was ist es mit dieser Vergänglichkeit? fragen wir uns unwillkürlich. Müssen wir uns hier nicht wieder der Goethe'schen Verse erinnern, welche Hanslid in seinem jüngsten Buche so glücklich citirte?

„Schuf ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.“

Gewiß, es gibt Dinge, welche wir wie „Thau“ und „Blumen“ um ihrer Vergänglichkeit willen nur noch schöner finden. Aber der Dichter läßt sie „sich weinend von Jupiter's Thron wegtwenden“. Verblühen und vertrocknen zu sehen, was unsere Seele einst ganz erfüllte, was sie wie Ewigkeiten einzuschließen vermeinte, es ist ein herbes, herbftliches Gefühl. Aber die Geschichte der Kunst raucht von welken Blättern. Nicht Alles in ihr ist zeitlos, wie das Immergrün; und es wäre thöricht

. . . nach Ewigkeiten zu verlangen,
wo Alles schwindet, was angefangen.

Wer sagt uns, ob, was unserem Denken heute noch als ewig erscheint, nur weil wir den Zeitpunkt seiner Endlichkeit nicht berechnen können, nach hundert Jahren nicht schon zu den Todten geworfen ist? Die Zeit ist ein Grab, in das Alles zuletzt versinkt; das Leben aber wird des Neugebüren's nicht müde und zieht seine geheimnißvollen Kreise weiter und weiter. Vergessen wir nicht: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Die Mission des Einzelnen ist nur ein Bruchtheil von der Mission Aller. Den Nachklang unseres Wirkens, — mag das Gesetz der Resonanz ihn doch immerhin reguliren.

Es kann an dieser Stelle und bei dem Zweck, der mich leitet, nicht meine Absicht sein, mich über alle Einzelheiten Mendelssohn'schen Wirkens zu verbreiten. Was er im Siebe, im ein- wie mehrstimmigen, geleistet, und wie tief diese Arbeiten, beispieelsweise die „im Freien“ zu singenden Lieder für gemischtes Quartett, noch im Volke wurzeln, ist allbekannt. Auch eine Analyse der Sinfonien und Psalmen bleibe ich absichtlich schuldig. Ich sehe in ihnen mehr Werke der höchsten und liebenswürdigsten Intelligenz, als solche, die dem Componisten eine Stelle unter den Ersten seiner Nation bereitet haben würden, wenn sie nicht von so viel mächtigeren begleitet gewesen wären. Im Zusammenhange mit diesen werden sie immer auf unsere Dankbarkeit zu zählen haben. Man wird mir diese, wie manche andere, Freimüthigkeit vielleicht zu Gute halten, denn es ist schwer, bei einem so allgemein entworfenen Bilde alle Stimmen für sich zu haben. Nur darin bin ich wol der Theilnahme aller Orientirten und Wohlgefinnten gewiß, daß die überhand nehmende Geringschätzung eines Meisters, welcher, wie wenige Musiker, von den denkbar reinsten und gesundesten Trieben geleitet wurde, mit allen Waffen der Kritik bekämpft werden muß. Unsere heutige Musik würde in vieler Beziehung eine normalere sein, wenn sie ihm in der Macht und Klarheit seiner Ideale nachzueifern wollte, worunter natürlich nicht zu verstehen ist, daß man seine Wendungen und Eigenthümlichkeiten geistlos copiren soll. Copie ist immer schlimm, selbst wo das Vorbild ein richtiges ist, weil sie Armuth beweist. Etwas Anderes ist es, zu erkennen, welches Streben, welcher Wille uns zu erziehen geeignet find, an welchem Beispiel wir ein noch in der Gährung begriffenes Kunsttreiben aufzurichten und zu befestigen haben. Eine gute Hälfte künstlerischen Ringens ist sittlicher Natur. Wehe einer Kunst, die dies vergißt!

Unterschätzung Mendelssohn'scher Kunst war übrigens schon früh üblich. In Leipzig wurde in der Zeit, als Mendelssohn und Schumann zusammen an dem neu begründeten Conservatorium lehrten, von den jüngern Tonkünstlern eine fast fanatische Abgötterei mit Schumann getrieben. Ein gewisser H. Hirschbach gründete damals, unter dem Namen „Repertorium“, eine Musikzeitung, welche als Hauptzweck die grenzenloseste Mißachtung Mendelssohn's verfolgte. Jeder Jüngling mit langen Haaren und kurzem Gesicht ließ darin seine Unzufriedenheit mit ihm aus. Hirschbach selbst componirte, und schrieb Quartette mit poetischen Devisen. Eins führte das Motto: „Es möchte kein Hund so länger leben.“ Der unzufrieden quartettirende Mann ist denn auch bald gestorben, das „Repertorium“ lebte nur kurze Zeit. Auch erinnere ich mich hier einer

Anekdote, welche mir der verstorbene A. B. Marx als Zeuge erzählte. Als Mendelssohn die Sommernachtsraum-Ouvertüre geschrieben hatte, erschien er eines Tages mit seiner Partitur bei Spontini. Spontini wohnte damals auf dem Gensbarmenmarkt. Nachdem das Spiel beendet war, führte er den jungen Componisten an's Fenster, wies auf einen der bekannten Thürme und sagte: „c'est très-joli, mon cher. Mais il vous faut des idées grandes, comme cette coupole là“. Wo sind jetzt die „großen Ideen“ Spontini's, wo seine „Murmahäl“, sein „Cortez“, seine „Olympia“? Hören wir doch selbst die Vestalin nur noch mit gemischtem Vergnügen. Und die „kleinen“ Ideen des Sommernachtsraums?

Die Breitkopf- und Härtel'sche Ausgabe wird neunzehn Serien umfassen und innerhalb 2 1/2 Jahren perfect sein. Erschienen sind bisher dreizehn derselben. Die kritische Revision liegt in den Händen von Jul. Riez, einem unserer gewiegtesten Musiker und Freunde Mendelssohn's. Um ein weit verbreitetes Vorurtheil, als wären die Preise dieser Ausgabe hochgestellt, zu entkräften, füge ich hinzu, daß sie thatsächlich nur die Hälfte, oft nur ein Drittel der der bisherigen Ausgaben betragen. So kosteten beispielsweise die drei ersten Bände Claviermusik zusammen M. 24, während ihr Preis in den bisherigen Einzelausgaben M. 67 betragen würde.

Die englischen Reviews.

Von

Dr. M. Jutrosinski in Berlin.

Der Franzose Michelet hat von den Engländern den Ausspruch gethan, daß sie nichts als Review-Artikel schrieben. Das spitze Wort deckt natürlich nicht im Mindesten den weiten Umfang der reichen literarischen Thätigkeit des britischen Volkes, streift aber mit Glück und Geschick die Grenze der Wahrheit.

In keinem Lande haben Reviews oder periodische Zeitschriften, die ausschließlich der Kritik neuer Bücher gewidmet sind, eine so ausgeprägte Form und hervorragende Bedeutung gewonnen, als in dem, auch sonst vielfach eigenartigen Inselreiche; in keinem andern Lande hat sich die Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise, wie sie in den Review-Kritiken gehandhabt wird, in so ausgedehntem Maße auf Stil und Diction in Büchern und Leitartikeln der bedeutendsten Tagesblätter verpflanzt; nirgendwo beeinflussen dieselben die öffentliche Meinung in gleich hohem Grade oder erregen die Theilnahme ihrer Leserkreise so lebhaft und nachdrucksvoll.

Eine neue Nummer „Blau-Gelb“ Blue-and-Yellow oder The Blue and Buff — die volkstümliche Benennung für die Edinburgh Review, von der Farbe des Rückens und der Einschlagdeckel — oder ein frischer Band der Quarterly und Westminster Review werden nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern in der ganzen, großen gebildeten Gesellschaft mit einer gewissen Spannung erwartet.

Die letzten Nummern irgend einer der in England erscheinenden Vierteljahrs- oder Monatschriften fallen in den Empfangszimmern gebildeter und wohlhabender Familien, auf den Büchertischen oben auf liegend, sofort in die Augen und bilden nicht selten den Anknüpfungspunkt der Unterhaltung.

Die Mannigfaltigkeit der auf diesen Blättern behandelten Gegenstände, der glänzende Stil, das Ansehen und die Bedeutung der Mitarbeiter verschaffen den Rundschauern eine große Anzahl von neugierigen und wißbegierigen Lesern. Jeder, der eine eben veröffentlichte Nummer dieser Journale in die Hand nimmt,

darf erwarten, auf etwas Neues, Pilantes, Ueberraschendes zu stoßen oder doch tüchtige Belehrung und nachhaltige Anregung zu finden.

Vor zwei Jahren (October 1874) erlebte die Contemporary Review wegen eines Artikels von Gladstone über den Ritualismus, welcher die kirchlichgesinnte englische Gesellschaft in so große Aufregung versetzte, kurz hintereinander zwölf Auflagen. In der Session des preussischen Abgeordnetenhauses 1875 beriefen sich die Papstgläubigen für ihren Standpunkt zu den Maigesetzen auf einen Artikel der Edinburgh Review; die Staatspolitiker wiesen auf die widerlegenden Argumente der Quarterly Review über denselben Gegenstand hin. Der Abgeordnete v. Sybel citirte damals unter großer Heiterkeit des Hauses eine Abhandlung der ultramontanen Dublin Review, in welcher die Frage aufgeworfen war, wovon die Legitimität einer Dynastie abhängt, und die einfache entscheidende Antwort gegeben war: ganz vom Belieben des Papstes. Ja, als am 16. Januar 1875 eine neue Nummer der Quarterly ausgegeben wurde, hielt man es für wichtig genug, den Hauptinhalt des Artikels „über die Reden Pius' IX.“ von Gladstone noch an demselben Tage durch den Draht den deutschen Zeitungen zu übermitteln. — So mag es denn den Lesern dieser deutschen Rundschau, welche den vielverheißenden Versuch gemacht hat, eine ähnliche Art von Geistesfrüchten auf deutschem Boden zu cultiviren, nicht unwillkommen sein, zu erfahren, wie die englischen Reviews entstanden sind, sich entwickelt haben und welche Stellung sie in der periodischen Presse einnehmen.

Den Titel Review führen auch andere zahlreiche Zeitschriften in den vereinigten Königreichen. Jede Summe von Thatfachen und jede Reihe von Ereignissen macht eine kritische Sichtung nothwendig. Dem Reviwer fällt die Aufgabe zu, aus der Mannigfaltigkeit den gemeinschaftlichen Gedanken hervorzuhoben, die Hauptrichtung der auseinandergehenden Wege zu bezeichnen. Der kürzeste Zeitabschnitt, für welchen eine übersichtliche Betrachtung nützlich erscheinen kann, wird der Verlauf einer Woche sein. Und so finden wir denn auch Wochen-, halb- und ganzmonatliche, Vierteljahres- und Jahresrevuen. Die Saturday Review z. B. hält eine Umschau über die im Laufe einer Woche vorgefallenen wichtigsten Ereignisse und durchbringt sie mit Gedanken allgemeinen Inhalts: wenn die Tagesblätter referiren und raisonniren, verhält sich die Wochenschrift zusammenfassend und orientirend. Die Monatshefte dieses Namens behandeln in der Regel irgend einen Zweig der Kunst und Wissenschaft, so die oben erwähnte Contemporary Review theologische Fragen, meistens innerhalb der englischen Kirche. Specifisch aber ist die Bezeichnung Review für die kritischen Vierteljahresschriften*) von allgemein literarisch-wissenschaftlichem Inhalt geworden. Und nur diese sollen in den vorliegenden Blättern den Lesern vorgeführt werden, mit der Be-

*) Die meisten von den einigen und achtzig Vierteljahresschriften sind unter den verschiedensten Titeln (Journal, Circular, Record, Guide, Magazine, Repository u. A.) ausschließlich bestimmten Wissenszweigen und Berufsarten gewidmet, z. B. der Münzkunde, dem Sport, dem See- und Kriegswesen, mikroskopischer Forschung, religiöser Erbauung u. s. w. Nur etwa zehn bis zwölf sind, unter dem Namen Review, die Vermittler der poetischen und politischen, wissenschaftlichen und schóngeistigen Literatur.

beschränkung auf die drei hauptsächlichsten Repräsentanten der Gattung, welche sich sowohl daheim einen großen Einfluß verschafft und lange erhalten haben, als auch im Auslande Beachtung und Anerkennung genießen. Es sind dies zugleich die Vertreter der drei hervorstechendsten politischen Richtungen in England: Die liberale Edinburgh Review, welche allen nach ihr entstandenen ähnlichen Zeitschriften zum Muster und Vorbild gebietet hat; die conservative Quarterly Review, welche im Gegensatz zu jener in's Leben gerufen wurde und in ebenbürtigem Wettstreit mit ihr über zwei Menschenalter die Geister der gebildeten Lesewelt in England in Bewegung und Spannung erhält, und endlich die, im englischen Sinne, radicale Westminster Review, welche freiere politische, religiöse und gesellschaftliche Anschauungen zu verbreiten sich bestrebt.

Bevor wir indessen die glanzvollsten literarischen Sterne, die am kritischen Horizonte Englands am Anfange dieses Jahrhunderts aufgingen, einer eingehenden Betrachtung unterziehen, gebietet es die Pietät, mit einigen Worten der bescheidenen kritischen Zeitungen zu gedenken, denen vor ihnen die Aufgabe zugesallen war, neu erschienene Bücher zu sichten und den Geschmack sowie das Urtheil der Leser zu leiten. Wie der Naturforscher keinen Sprung in der Natur anerkennt, sondern mühevoll und sorgsam die vorausgegangenen Stufen eines Naturwesens aufsucht, so geziemt es sich, in den Geisteserzeugnissen der Entwicklung und den Uebergängen nachzuforschen. Indem wir den Verdiensten der Vergangenheit gerecht werden und ihnen Dankbarkeit entgegenbringen, ernten wir den Lohn, den Zusammenhang der geistigen Aufeinanderfolge besser zu verstehen, die Erscheinungen der literarischen Welt gründlicher zu erfassen und als Fortschritt zu erkennen.

Die frühesten englischen Reviews waren lediglich Anzeigen von neuen Büchern. Den dürftigen, armseligen Auszügen fehlte der lichterleuchtende und sichterleuchtende Gedanke. Der kritische Werth der Weekly Memorials von 1688, der Censura Temporum von 1707 und der Memories of Literature von 1725 stand weit zurück hinter dem Journal des Sçavans in Frankreich, auch hinter den Acta Eruditorum in Deutschland. Diese notizenartigen Veröffentlichungen entwickelten sich zu einem systematischen Bücherurtheil — die Keime der modernen Kritik in sich bergend — zuerst in der Monthly Review 1749. Neben der Inhaltsangabe des Buches veröffentlichte sie Auszüge mit kritischen Bemerkungen über Vorzüge und Mängel. Auch wurde sie von einem bestimmten politischen und religiösen Standpunkte aus geleitet: sie war eine eifrige Fürsprecherin politischer und religiöser Freiheit. Während demnach die Monthly Review sich als Organ der Whigpartei und der Dissenters ihren Einfluß verschaffte, wurde die Critical Review 1756, der Smollet sein Talent und seine Rührigkeit widmete, der Anwalt torthistischer und hochkirchlicher Gedanken und Bestrebungen. So vertraten diese beiden Zeitschriften am Ausgange des vorigen Jahrhunderts dieselben Parteistandpunkte, wie am Anfange unseres Jahrhunderts die Edinburgh und ihre Rivalin die Quarterly Review.

Der große Erfolg der beiden genannten Publicationen rief eine beträchtliche Zahl ähnlicher kritischer Journale in's Dasein. Die meisten von ihnen

erwiesen sich aber nicht lebensfähig: es fehlte ihnen Geschmac und der Reiz einer lebhaften Diction. Hauptsächlich aber trugen sie den Todeskeim in sich in der Unrebllichkeit und Unwahrheit, mit der sie die besprochenen Bücher und somit das Publicum behandelten. Sie standen in Abhängigkeit zu großen und kleinen Verlegern und wurden lediglich in deren Interesse geleitet. Im Haupttheile galt es, den Verlag ihrer Brodherrn auf's feinste und eleganteste herauszuputzen; der Nebentheile hingegen, der Monthly Catalogue, welcher die Bestimmung hatte, kurze Bemerkungen über alle Bücher zu machen, die seit der letzten Ausgabe veröffentlicht wurden, war dazu außersehen, die Erzeugnisse wetteifernder Buchhändler mit allem Schmutz zu betwersen.

Diese überzeugungslose und liebedienerische Art der Kritik wurde durch das Erscheinen der Edinburgh Review am 20. October des Jahres 1802 plötzlich und unerwartet über den Haufen geworfen. Sie bewirkte sofort eine wahre Revolution in der kritischen Würdigung gleichzeitiger Geistesproducte durch die furchtlose Sprache, die sie führte, und den übermüthigen Ton — im guten und bösen Sinne — den sie anschlug, und der ihr Furcht und Achtung zugleich verschaffte.

Der wirkreiche Sydney Smith, welcher sich später unter dem Namen Peter Plymley durch seine schneidigen Briefe über die Katholikenfrage einen weitverbreiteten Ruhm erwarb, soll in einem Kreise junger, unbeschäftigter Rechtsgelehrten in Edinburg die erste Anregung zur Herausgabe der Review gegeben haben, die von der Hauptstadt Schottlands ihren Namen erhielt. In einem Anfall jugendlicher Laune wählten sie ihr Motto aus Publius Syrus, von dem keiner von ihnen, wie Sydney Smith in Selbstironie berichtet, je eine Zeile gelesen hatte. „Judex damnatur cum nocens absolvitur“, — der Richter verdient die Strafe, wenn er den Schuldigen frei ausgehen läßt, das sollte die Richtschnur ihrer Kritik sein: sie wollten gegen schlechte Bücher, verderbliche Gesellschaftsordnungen und veraltete Geseze einen frischen, fröhlichen Krieg führen. Sydney Smith, der Anfangs die Zeitung hatte, verließ kurz darauf Edinburg, und Francis Jeffrey, in spätern Zeiten Lord-Advocat von Schottland, nahm die Redaction in die Hand. Sechszundzwanzig Jahre hindurch von 1803—1829 war er die Seele und der Tonangeber dieser Blätter. Seine lange und geschickte Führung erwarb der Edinburger Vierteljahrsschrift den Ruhm, ein neues System der Kritik in England gegründet zu haben und hohe Achtung für die unerschrockene kühne Vertheidigung freisinniger Ideen gegen verrottetes bequemes Herkommen.

Jeffrey verstand es, als Chef sich einen tüchtigen Generalstab zu bilden. Er war fast durchgehends aus jungen Leuten zusammengesetzt, voll Geist, Wiß, Kampflust — und vor Allem von unbedingtem Vertrauen auf ihre Kraft und ihr Geschick.

„Sie begannen ihre Laufbahn,“ um mit Walter Scott, der dem Kreise nahe stand, zu reden, „mit dem Bewußtsein geistiger Vollkraft, bestrahlt von dem Sonnenschein der Jugend und der Lebensfreude und durch innige Freundschaft an einander geknüpft.“

Zu Jeffrey's bedeutendsten Genossen zählte in erster Reihe Henry Brougham. Er war zur Zeit 23 Jahre alt. Seine pridelnde Ironie, seine Schlagfertigkeit, vielseitige Kenntnisse und eine vordringliche Bereitwilligkeit über Alles und Jedes zu schreiben, weil er über Alles und Jedes sprechen konnte, machten ihn zu einem überaus geschätzten Mithelfer.

Der bereits erwähnte Sydney Smith stand in den ersten dreißiger Jahren. Er übte in seinen Artikeln einen unwiderstehlichen Reiz auf die Lachmuskeln der Leser, indem er beißenden Spott, drolligen Scherz und logische Schärfe in einander zu mengen verstand.

Auch Walter Scott gehörte zu dem auserlesenen Kreise.

Die ersten 20 Nummern der Review brachten 75 Artikel vom Chefredacteur, 23 von Smith, 80 von Brougham und eine Reihe von Scott.

Wie hoch der Werth solcher Mitarbeiter auch anzuschlagen war, den eigenthümlichen Charakter prägte dieser Zeitschrift der noch nicht 30 Jahre alte Hauptleiter auf, „der große Jupiter der Kritik“. Er besaß eine seltene Befähigung für diesen Beruf und für ein solches Amt. Sein Wissen war ausgebreitet und bestimmt zugleich, sein Gedächtniß umfassend. Witzig und mit Geschmack verstand er ein Buch in seine einzelnen Theile zu zerlegen, Fehler, Schnitzer, Abgeschmacktheiten herauszulesen und in berebter, lebhafter Sprache auch ein langweiliges Werk populär und angenehm zur Anschauung zu bringen. Jeffrey schrieb bis 1829 hauptsächlich Artikel über Poesie. Sie waren der schönste Schmuck der Edinburgh Review, klar, verständnißvoll, oft tief eindringend, zuweilen ohne poetisches Empfinden, aber immer glänzend geschrieben.

Schottlands Hauptstadt, in welcher die erste englische Review dieses Jahrhunderts veröffentlicht wurde, war in hohem Grade geeignet, ihr die eigenthümliche Richtung zu geben, welche sie ausgebildet und volksthümlich gemacht hat, nämlich bei den Kritiken von einem allgemeinen Gedanken auszugehen, Grundsätze aufzustellen und das vorliegende Einzelproduct daran zu prüfen — und gleichertweise die einzelnen Freiheits- und Reformmaßregeln vom principiellen Standpunkte aus zu beurtheilen und mit Wärme und Eifer zu befürworten.

Hervorragende und originelle Denker hatten durch ihre Vorlesungen und Schriften die Geister zu philosophischen Untersuchungen angeregt und eine frische literarische Thätigkeit hervorgerufen. Hume, der Historiker und Philosoph, Adam Smith, der Vater der modernen Nationalökonomie, Robertson, der Geschichtschreiber Karl's V. und America's, Thomas Reid, Gegner von Hume's Skepticismus und Begründer der sogenannten schottischen Philosophenschule, sowie sein berühmterer Schüler Dugald Stewart hatten in die höheren und mittleren Gesellschaftsschichten des nordischen Athens, wie Edinburg mit seinen zahlreichen literarischen Instituten und Bestrebungen genannt wurde, eine große Menge Gedankenstoff ausgeschüttet. Die Lehrer der Naturwissenschaft und Philosophie an der Universität erfreuten sich eines weit verbreiteten Rufes.

Auch waren zur Zeit in Schottland liberale politische Ideen nicht ganz so in Vann gethan, wie in England. Hier waren die herrschenden und tonangebenden Classen durch die Gewaltthaten und Gräuelt, welche die französische Revolution

im Gefolge hatte, wahrhaft fanatisch aufgeregt worden gegen jeden Gedanken einer Neuerung oder Reform im englischen Verfassungsleben. Mit einer Aengstlichkeit sonder Gleichen wurde die Unabänderlichkeit der englischen Staatsgrundsätze erklärt.

„Frankreich,“ klagt Byron, „blutberauscht, gebär Verbrechen,
Und an der Freiheit, ach! muß überall
Der Saturnalien wüster Traum sich rächen!“

Indem nun die schottischen Reviereur zeitgemäße Veränderungen der Constitution des Landes befürworteten und die Sache der Freiheit in Schutz nahmen, bildete sich gewissermaßen eine politische Opposition Schottlands zu England, und Edinburgh wurde dadurch der Mittelpunkt der liberalen Elemente des ganzen Reiches.

Die Schotten waren sonst immer die Zielscheibe des englischen Witzes gewesen; nunmehr bot sich den verletzten Schotten die günstige Gelegenheit, den ein Schlaraffenleben führenden Cothneys in London ihre Impertinenz durch beißende Kritiken reichlich heimzuzahlen:

„So lang' es duldsam Albion's Söhne leiden,
Daß Schotten über Englands Witz entscheiden.“ (Byron.)

Zu diesen gewichtigen Ursachen, welche die ersten Herausgeber der Edinburgh Review zu ihrem Unternehmen getrieben haben mochten, kam noch der Umstand, daß damals in der nordischen Hauptstadt keine nennenswerthe periodische Zeitschrift vorhanden war, welche der Intelligenz der Bewohner und der Aufregung, welche die großen Tagesfragen hervorbrachten, auch nur einigermaßen entsprach.

Diesen gegebenen Vorbedingungen eines wahrscheinlichen Gelingens fügten die Herausgeber ihrerseits einige wichtige Momente hinzu. Die früheren Journale der Art waren monatlich herausgegeben worden. Ihre Aufgabe war es gewesen, Anzeigen von allen Büchern zu machen, die seit der letzten Publication erschienen waren. Die Artikel mußten natürlich kurz und inhaltlos sein. Indem die Reviereur des vorigen Jahrhunderts sich bestrehten, irgend etwas Picantes und Geistreiches über jedes gedruckte Buch zu veröffentlichen, anstatt einige wenige auszuwählen und einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, waren sie genöthigt, ohne gehöriges Nachdenken zu schreiben und zu kritisiren, was sie nicht gelesen hatten.

Die Kritiker der Edinburgh Review hingegen — und ihr Programm, wie es die erste Nummer brachte, wurde das Modell fast aller späteren — veröffentlichten ihr Journal vierteljährlich anstatt monatlich, ferner schenkten sie ihre Aufmerksamkeit nur solchen Büchern, welche bereits im Publicum Anerkennung gefunden hatten oder auf solche Anspruch erhoben, endlich gaben sie ihren Besprechungen wichtiger Gegenstände eine Ausdehnung, wie sie bisher in kritischen Zeitungen nicht üblich gewesen war. Die Aneignung dieses Planes gewährte dem Herausgeber die Muße, eine Wahl zu treffen unter Werken und Stoffen je nach dem Interesse, das sie erweckten, und die Mitarbeiter konnten mit Ueberlegung ihre Bücher aussuchen und ihre Untersuchungen mit Sorgfalt zu Papier bringen.

Ebenso hielt sich diese neue Zeitschrift — im Gegensatz zu den alten — vollständig frei und unabhängig von dem Einflusse eines Verlegers.

Dazu kam endlich die kluge, praktische Maßregel, daß jeder Mitarbeiter ein ansehnliches Entgelt für seine Leistungen annehmen mußte. Selbst Gelegenheitsjournalisten von Rang und Stand waren gezwungen ihre wirkliche oder vorgeschützte Delicatesse abzulegen und Zahlung anzunehmen. Der Herausgeber wies standhaft alle Anwandlungen von Empfindlichkeit mit dem Beispiele Peter's des Großen zurück, der gleichfalls Sold angenommen habe, so lange er als gemeiner Soldat in den Laufgräben seine Arbeit verrichtete.

Der Bogen wurde mit 10 Guineas, nach wenigen Jahren mit 15 und 20 bezahlt. Diese in Materialismus versunkenen Engländer, die heute 25 Guineas und darüber für einen Bogen und für manchen Essay 300 zahlen, waren schon damals des Idealismus baar: sie bezahlten gute Geistesproducte mit gutem Gelde wie Kaufmannswaare!

Alle diese zufälligen Umstände nun im Verein mit den wohlüberlegten Maßnahmen sicherten den Erfolg des Unternehmens. Die überraschend schnelle Verbreitung der Review aber, die Macht und das Ansehen, welche sie sich, wie im Fluge, erwarb, hatten ihren Hauptgrund in den gewaltigen Zeitereignissen, welche ein fieberhaftes Interesse erweckten, und in der Behandlungsweise, im Tone, den die Herausgeber der herrschenden Aufregung anzupassen verstanden. Der Umsturz von Herrscherthronen in ganz Europa, große innere und äußere politische Fragen, der schnelle Wechsel von Krieg und Frieden boten von selbst würdige und bedeutungsvolle Erörterungspunkte. Die leidenschaftliche Beredsamkeit im Parlament, der hohe Schwung der Worte und Gedanken regte die ganze englische Nation auf und verlangte tiefere Begründung und stärkere Erschluterungen, als sie die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts geboten hatten.

Die Essayisten, deren Rolle die Reviewers jetzt übernahmen, hatten in ihren literarischen Skizzen höfliche und artige Formen, Etikettenbräuche, die Kunst sich wohlانständig und gefällig zu kleiden, ferner Fragen der Moral und Philosophie zu ihrem Thema gewählt. Addison, der Hauptvertreter dieser Richtung, und Andere entwarfen Sittenbilder der Zeit und waren darauf bedacht, Sinn und Geschmack für die Literatur und Lectüre überhaupt erst zu bilden. Nicht einmal die oberste Gesellschaftsschicht, noch weniger die mittlere, empfand Freude und Vergnügen an den Geisteserzeugnissen ihrer Schriftsteller. Addison verstand es, die besten Schriftsteller zu bezeichnen und das Publicum auf den Genuß derselben vorzubereiten. In allgemein faßlicher Form und mit einschmeichelndem Zauber machte er die Kritik volksthümlich und unterhaltend für eine große Leserschaft. Er versetzte philosophische Erörterungen und schöngeistige Unterhaltungen aus den Studirstuben und Bibliothekszimmern in Clubs und Gesellschaften, in's Kaffeehaus und an den häuslichen Herd: bis dahin blöde und unbeholfen, wurden sie von Addison gesellschaftsfähig gemacht. Diese literarischen Genrebilder waren in den ruhigen, friedlichen Zeiten beliebt und gesucht. Nunmehr verlangte der Geschmack große historische Gemälde, aufregende Schlachtenbilder, und die Reviewers kamen den Wünschen des Publicums entgegen und drängten alle jene Zeitschriften, welche dem oben geschilderten Geschmack ent-

sprachen, den Tatler, Spectator, Guardian, Rambler, Idler und wie sie sonst geheißen haben, in den Hintergrund.

Eine neue Art Prosa war zum Bedürfnisse geworden: das Lesepublicum wollte, wie es durch's Leben erregt wurde und leidenschaftlichen Antheil an den Dingen nahm, auch in der Kritik der Thaten und Ereignisse denselben warmen, hochgehenden Pulschlag fühlen.

Die Schriftsteller der Edinburgh Review verstanden es, dem Bedürfnisse des Publicums durch eine leidenschaftliche Sprache und durch eine Uebertreibung im Ton gerecht zu werden. Der schwungvolle Stil, die Originalität der Gedanken, das Geschick, die kritischen Besprechungen mit den Tagesereignissen in Beziehung zu setzen, erwarben ihnen einen zahlreichen, theilnehmenden Leserkreis in den oberen und mittleren Classen der Gesellschaft in Großbritannien.

Die Review wurde bald bei Schriftstellern und Politikern eine gefürchtete Macht. Den Tories, welche am Ruder waren, stieg die Besorgniß auf, daß das Gift der liberalen Tendenzen, welche diese viel gelesenen Blätter verfochten, durch die reizende Schale, in der es kredenzt wurde, auch in ihren eignen Gliedern Verheerungen anrichten könnte.

Um diesem verderblichen Umsichgreifen der offenen und starken Sympathien der Edinburgh Review mit den Liberalen entgegenzuarbeiten, wurde der Plan gefaßt, eine neue Review mit entgegengesetzten Tendenzen zu gründen. Der Hauptförderer dieses Unternehmens war der bisherige Mitarbeiter Walter Scott. Durch Geburt, Erziehung und politische Grundsätze in naher Verbindung mit den Tories, faßte er eine heftige Abneigung gegen die politischen Principien, welche in der Edinburgh Review mit Wärme und Talent verbreitet wurden.

Die unmittelbare äußere Veranlassung zum Bruche mit der Zeitschrift, für die er bisher gearbeitet hatte, war ein starker Angriff Brougham's auf die Politik der englischen Regierung in Spanien. Obwol Scott mit Jeffrey auf befreundetem Fuße lebte, wollte er nunmehr keine Gemeinschaft mehr mit einem Manne halten, der seiner Meinung nach der französischen Revolution seinen Beistand lieh. Ihre Freundschaft wurde, wie zwei Jahrzehnte früher die zwischen Burke und Fox, plötzlich und geräuschvoll abgebrochen. Diese politische Feindschaft hatte indeffen eine starke Beimischung von persönlicher Empfindlichkeit über eine unbarmherzige, rücksichtslose Kritik seines „Marmion“, welche sechs Monate vorher, April 1808, in der Edinburgh Review veröffentlicht worden war. Schon die Wahl des Gegenstandes hatte ihm Jeffrey zum Vorturfe gemacht: romantische Rittergeschichten in unserer modernen Zeit zu schreiben, sei ebenso phantastisch als eine moderne Abtei oder eine englische Pagode zu bauen; die Unvollkommenheit der Form rühre von der übergroßen Eile her, mit welcher der Dichter producire. Ja, Scott's Charakter wurde in gewissem Sinne angegriffen, wenn sein schlechter Geschmack verurtheilt wird, Politik und Poesie zu mischen, um lebenden Personen, die in hohen Aemtern stehen, Lob zu spenden. Ein Dichter, lautete die scharfe Mahnung an ihn, sollte eingedenk sein, daß er nicht für eine Generation schreibe.

Diese Kritik hatte den empfindlichen Dichter auf's tiefste verletzt. Die moralische Ohrfeige, welche ihm Jeffrey versetzt hatte, stachelte ihn zum größten

Eifer, zu Reisen nach London, zu unaufhörlichen Unterhandlungen mit dem jungen, unternehmenden Londoner Verleger Murray und zu einem ausgetriebenen Briefwechsel mit einflussreichen Männern und Schriftstellern an, um ein neues kritisches Journal in's Leben zu rufen. Seine ausdauernden Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt: im Februar 1809 erschien die erste Nummer der Quarterly Review in London.

William Gifford war von George Canning zum Redacteur des Tory-organs ausersehen worden. Er hatte sich durch heißende Satiren einen Namen erworben und stand bereits als Herausgeber der Wochenschrift „The Anti-Jacobin“ im Dienste der Toryregierung. Vom Schuhmacherlehrling und Schiffsjungen hatte er sich, in mühseligem Ringen nach Kenntnissen, zum Vorkämpfer und Parteigänger der englischen Aristokratie hinaufgearbeitet. Sechzehn Jahre hindurch schlug er ihre Schlachten: sein Kampfplatz war die Quarterly. Er besaß wie Jeffrey ausgebreitete Kenntnisse, war wohl bewandert in der classischen Literatur sowie in der altenglischen Poesie. Seine Hauptstärke und sein eigentliches Verdienst bestand in der Besprechung der alten heimischen Dichter und der dramatischen Literatur insbesondere. Ihm fehlten Jeffrey's Witz und Beredsamkeit, er übertraf ihn aber an Gelehrsamkeit und in der Handhabung bitterer Sarkasmen und schonungsloser Satire: „wenn er die Feder in die Hand nahm, floß sie über von Galle und Vermuth“.

Durch die Ernennung dieses Kämpfers mit der scharfen, verletzenden Feder war des jungen Dichterlöwen Byron — der von den Edinburghern schwer verwundet worden war — sehnlichster Wunsch, einen Rächer entstehen zu sehen, in Erfüllung gegangen: „Was schläfst Du, Gifford?“ hatte er kurz vorher ausgerufen.

„Was schläfst Du, Gifford? laßt uns nochmals fragen,
Gibt's keine Tollheit auf der Welt zu zügeln?
Gibt's keine Narren weiter durchzuprügeln?
Gibt's Sünden nicht, Satiren abzufassen?
Trabt ruhig nicht das Laster durch die Gassen?“

Dem Herausgeber standen mehrere der bedeutendsten Schriftsteller der Zeit zur Seite, unter Anderen Walter Scott, von dem in der ersten Nummer drei Artikel erschienen, John Wilson Croker, ein Eingeweihter des Ministeriums, der die politischen Artikel, namentlich die durch Detailkenntnisse ausgezeichneten über Frankreich, schrieb, der Dichter Robert Southey und der Reisebeschreiber John Barrow.

Alle Hebel hatte Scott in Bewegung gesetzt, um sofort beim ersten Anfange der neuen Zeitschrift eine große Wirkung zu sichern: Canning, der Atlas der englischen Politik, so hatte er in London dringend gemahnt, sollte seine Last auf einige Stunden ablegen, irgend ein ministerielles Diner mit Vorschützen eines Gichtanfalles ausschlagen und bei einem Huhn und einer Flasche Wein einen Artikel oder wenigstens den Entwurf zu einem solchen für die erste Nummer schreiben; wichtige politische Mittheilungen sollten aus dem Ministerium der Redaction zugesteckt werden, aus denen man, ohne ausdrückliches Verühmen,

ersähe, daß die Review gut und sicher informiert sei; die Zeitschrift sollte plötzlich und überraschend erscheinen, so würde man im Stande sein, einen Eindruck hervorzubringen und einen erfolgreichen, ehrenvollen Widerstand zu leisten.

Der Kampf, welcher zwischen den beiden rivalisirenden Literaturzeitschriften begann, „war“ — wie ein englischer Literaturhistoriker sich ausdrückt — „ergötzlich für Alle, welche keine Bücher zu kritisiren hatten“.

Schon der erste Artikel der Quarterly über spanische Angelegenheiten war gleichsam die Antwort auf den bereits erwähnten von Brougham, welcher Walter Scott die äußere Veranlassung zum Bruche gegeben hatte. Seine offenbare Bestimmung war, den Charakter des neuen Journals zu kennzeichnen: er klagte die Herausgeber der Edinburgh Review als Vaterlandsfeinde und Gottesleugner an, beschuldigte sie, Liberalismus zu nennen, was in Wahrheit Jacobinerthum sei, Religionslosigkeit mit Toleranz zu verwechseln, kurz und gut Thron und Altar zu unterwühlen.

Der heftige Kampf jener Zeit, der zwischen Whigs und Tories mit zündender Flammensprache im Parlament geführt wurde, fand sein Spiegelbild auf den Blättern der beiden Reviews: „Die Götter der Quarterly wurden Götzenbilder von Holz und Stein in der Edinburgh Review, und wen diese hoch in den Himmel hob, den stürzte jene in den tiefsten Abgrund“.

— „Abenteurer Beide,

Kämpft jeder eifervoll für seine Fahne.“

Die hervorragendsten Parteimänner hielten diese Zeitschriften für die geeignetsten Canäle, durch die sie ihre Gedanken und Meinungen über Wissenschaft, Philosophie, Literatur, Kunst, Verwaltung und Alles, was den Menschen lieb und theuer, wichtig und nützlich ist, in die Köpfe und Herzen der Gebildeten oder noch zu Bildenden leiten könnten.

Die Artikel über Poesie zogen die Aufmerksamkeit in erster Reihe auf sich. Sie nahmen in beiden Reviews einen großen Raum ein und wurden im ersten Vierteljahrhundert am liebsten gelesen und am meisten bewundert.

Auch in der poetischen Sprache und Ausdrucksweise hatte sich, wie mit der prosaischen, um die Wende des Jahrhunderts eine Veränderung und Umgestaltung vollzogen.

Die Anregung von Seiten der großen neuen deutschen Literaturepoche hatte daran einen nicht geringen Antheil. „Die Muses erwachten aus einem Traumschlummer und die Dichter fingen wieder an ihre Empfindungen mit Leidenschaft und Pathos vorzutragen. Die französisch glatten, wohlgebauten Verse Pope's, der Auspuß des kühlen und dürftigen Inhalts durch Fitter aus der Mythologie der Alten, hörten auf Gegenstand der Bewunderung zu sein. Die Naturlaute von Burns und die empfundenen Töne Cowper's hatten einen neuen Weg gewiesen.“ Als Georg III. im Jahre 1820 aus dem Leben schied, gab es eine beträchtliche Zahl von Dichtern, deren Werke mit warmem Interesse und lebhafter Begierde aufgenommen wurden: Crabbe, Campbell, Wordsworth, Coleridge, Southey, Scott, Moore, Byron, Shelley, Keats lieferten den Kritikern reichen und würdigen Stoff der Besprechung.

Viele Kritiken der Reviews über die gleichzeitigen Poeten und ihre Poesien

sind von Werth gewesen und geblieben: lebhaftes und schnelles Erfassen des Inhalts, eine reiche Phantasie, bilderreiche Darstellung und glücklicher Ausdruck zeichneten sie aus. Sie sind aber oft mit Coterie-Voreingenommenheit geschrieben und von Parteivorurtheil beeinflusst. Jede Review hatte ihre Schoßkinder und ihre Stiefkinder. Dazu gesellte sich das ausgeprägte politische und religiöse Glaubensbekenntniß, mit dem die Dichtertwerke gelesen und besprochen wurden: die Kritiker zeigen daher nicht immer den Gleichmuth des Richters, sondern den Parteistandpunkt des Advocaten.

In der Edinburgh wurden niemals die poetischen Verdienste und Schönheiten der sogenannten „Seeschule“ anerkannt, die Quarterly hingegen richtete ihre heftigen Angriffe auf Keats, Shelley und Hazlitt. Der später gemilderte und abgewogene Ton der Reviews war anfangs herb, verächtlich und voller Uebertreibungen.

Um die Kritik der vorangegangenen Zeit aus ihrer Schläffheit aufzurütteln, betraten die neuen Kritiker den entgegengesetzten Weg: ihr System bestand fast nur im Angriff. Einige Kritiker aus jenen Jahren haben in der Literaturgeschichte eine Berühmtheit erlangt, vor allen die über Byron's Erstlingswerk „Mußestunden“ (Hours of Idleness) im Frühjahr 1808. Der Recensent verhöhnte ihn als Lorb und Minderjährigen, wie sich der Dichter selbst auf dem Titelblatte genannt hatte, rieth ihm, erst etwas Rechtes zu lernen, um nicht Knabenreime für Poesie auszugeben, und sprach den Wunsch aus, daß Byron sein Versprechen halte, dieses erste Product nämlich auch sein letztes sein zu lassen. Diese wegwerfende verächtliche Behandlungsweise regte den Stolz, die Ehrbegier und das Rachegefühl des Dichters gewaltsam auf. Nach einem eifrigen Studium satirischer Dichter, um sich ein Modell zu schaffen, raffte er allen Klatzsch zusammen, der einen Stoff zu boshaften Scherzen bot, und ergoß seinen verhaltenen, erstidenden Glühjorn in die poetische Satire: „Englische Dichter und schottische Kritiker“ (English Bards and Scotch Reviewers). Facit indignatio versum. Da er den wirklichen Verfasser, den wahren Schuldigen nicht kannte, so schoß er blind seine Pfeile ab, um sie Alle zu treffen, die Tageshelden auf dem Felde der Literatur:

„Wen sucht, wen meidet man? Die Wahl ist schwer.
Wen schonen? Wohin richten einen Streich?
Denn Barb' und Kritiker find bei uns sich gleich.“

Alle zusammen nannte er:

Tyrannenbrut, zu frechem Werk verschworen,
Des krit'schen Richterstuhls Ujurpatoren.

Byron's Pamphlet machte ungeheures Aufsehen; ihm fiel der Beifall aller rivalisirenden Literaturzeitschriften zu; alle Dichter und Schriftsteller, welche in Edinburg schlecht recensirt worden waren, klatschten freudig in die Hände. Als Beispiel der bissigen Galle, die er in die Verse goß, diene, was er, mit Hinweis auf den unbarmherzigen Richter Jeffrey's unter Jacob II., über Jeffrey sagte:

Heil, mächt'ger Jeffrey, Dir! Es rühmt das Land
Noch einen Richter, fast wie Du genannt;
An Gnab' und an Gerechtigkeit Dir gleich, —
Der Satan ließ ihn, heißt's, aus seinem Reich,

Er hat auf ihn der Welt zu Lieb' verzichtet,
 So daß, der Menschen einst, jetzt Bücher richtet;
 Ohnmächt'ger, doch mit gleichem schwarzen Herzen,
 Schnell im Verdammen zu der Folter Schmerzen;
 Im Recht erzogen, ist er einzig nur
 Mit Lust der Menschen Fehlern auf der Spur.

Jene Kritik in der Edinburgher Vierteljahrsschrift ist bis auf unsere Tage herab vielfach getadelt worden; aber der Verfasser ist, wie selbst Thomas Moore, Byron's Biograph, zugesteht, zu entschuldigen: „Wir lesen jetzt,“ sagt er, „Byron's Jugendverse gleichsam im Lichte seines künftigen Sonnenglanzes, der Kritiker aber hatte damals die Hilfe dieses reizenden Reflexes nicht, den die hellen Strahlen seiner spätern Größe auf seine ersten Knabenversuche zurückwerfen.“

In spätern Nummern hat die Edinburgh Review zu ihrer eignen Ehre wiederholt Gelegenheit genommen, reumüthig das Geständniß abzulegen, daß sie in der Anospe die Blume nicht entdeckt. Wie oft sie aber auch Byron's neue poetischen Ergüsse mit höchster Anerkennung und im schwungvollsten Stile der Welt anpries, er fühlte immer den alten Stachel im Herzen, und obwohl er später wünschte, jene Pausch- und Bogen-Satire nicht geschrieben zu haben, erinnerte er sich doch gar zu oft für seine Seelenruhe in Freundestreifen der scharfen und verletzenden Sprache jenes Artikels: der Geist der Reviewers verfolgte ihn durchs ganze Leben.

Nach seinem Tode setzte ihm dieselbe Review das schönste Denkmal in tiefempfundener dichterischem Schwunge: „Es ist kein König mehr in Israel. Griechenland, Italien, ja die Welt haben ihren Dichterheros verloren; sein Tod hat eine größere Trauer verbreitet und ein tieferes Weh zurückgelassen, als das Hinscheiden eines der vielen Großen, so weit die Erinnerung reicht. Er ist wie die Sonne in ihrem Glanze untergegangen, und seine Laufbahn war am strahlendsten im letzten Augenblicke, denn sein Andenken ist nun geheiligt durch die Freiheit und den Genius.“

Während die erwähnte Kritik eines Dichters schlummernde Lebenskraft weckte und entfaltete, wie die Schläge des harten Stahls dem Feuersteine sprühende Funken entlocken, hatte eine andere in der Quarterly die Wirkung, das Herz eines Dichters, der aus weicherem Stoff geformt war, frühzeitig zu brechen. Gifford hatte von Keats' Endymion behauptet, daß es ihm bei allem Aufwande von Kraftanstrengung nicht gelungen wäre, über das erste der vier Bücher dieser poetischen Romanze hinauszukommen. Die Schule, zu welcher der Dichter unglücklicher Weise zu gehören schien, kleide die abgeschmacktesten Ideen in die ungeschlachtesten (uncouth) Worte. Dieser wegwerfende Angriff soll den Tod des kränkenden Dichters beschleunigt haben, was Byron halb mitleidig, halb muthwillig im Don Juan also erwähnt:

John Keats starb hin durch giftige Kritik.
 Der arme Bursch! gar böß war sein Geschick!
 Seltsam, daß Geist, die feurige Partikel,
 So ausgeknäuzt wird durch Journalartikel!

Als im Jahre 1826 dem verbitterten, phantasiearmen Gifford der empfindungsarme, sympathische Lockhart in der Zeitung des konservativen Journals

folgte, wiederfuhr auch hier dem gekränkten poetischen Talente Keats' Gerechtigkeit und wurde Shelley's mit Anerkennung gedacht. Ueberhaupt milderte und besänftigte sich der Ton in rein literarischen Dingen, zumal um etwa dieselbe Zeit oder wenig später durch Macaulay, der in der liberalen Edinburgh Review seine glänzende Schriftsteller-Laufbahn begann, gleichfalls eine würdigere, veredeltere Sprache zum Ausdruck kam.

Nach dem Tode Shelley's und Byron's, als Scott, Moore und Southey die poetische Bahn verlassen und ihre Empfindungen und Gedanken in Prosa niederlegten, nahm die bisherige Theilnahme für Recensionen dichterischer Schöpfungen beträchtlich ab; später trat an ihre Stelle die Romanliteratur, die sich in England so mächtig entfaltete.

Wie zahlreiche Blätter der kritischen Zeitschriften indessen der schönen Literatur gewidmet waren, so blieb doch die politische Literatur die Hauptsache. Jeffrey hatte einmal einem Freunde geschrieben, sein Journal gehe auf zwei Beinen, von denen das eine die Literatur, die Politik aber, unter allen Umständen, das rechte Bein sei.

Wenn nun die politischen Principien und Parteiansichten die Federn der Mitarbeiter dieser Zeitschriften schon bei der Beurtheilung schöngeistiger und rein wissenschaftlicher Themas lenkten und beeinflussten, so daß der harsche Ton und derbe persönliche Invektiven zu Duellen, wie zwischen Thomas Moore und Jeffrey, und zu rohen Straßenanfällen auf Kritiker führten, so waren die Gemüther um so erregter und leidenschaftlicher in Zeiten, wo die allerwichtigsten politischen Reformen auf den Tagesordnungen standen, bei denen es galt, einer mächtigen und geschlossenen Partei alte ererbte Vorrechte oder materielle Vortheile zu entwenden. Die bloße Erwähnung der großen Reformmaßregeln: der Katholiken- und Judenemancipation, der Freigebung des Handels, der Sklavenemancipation in den Colonien, die Wilberforce's Namen unsterblich gemacht hat, Abschaffung der Kornzölle, der Cobden die Wege geebnet hat, der Ausdehnung des Wahlrechts, Beseitigung der Staatskirche in Irland und England, geheimer Abstimmung bei Parlamentswahlen, wird begreiflich machen, wie heftig der Angriff und die Vertheidigung geführt wurden. Die Conservativen befürchteten oder gaben vor zu fürchten, daß die Existenz Altenglands und der Kirche auf dem Spiele ständen; die Liberalen im Gegentheil hielten ihre Vorschläge für das geeignetste Mittel, das Land vor Umsturz zu bewahren. Hart platzten die Geister bei den Debatten auf einander, unerbittlich war der Federkrieg.

Zur Charakterisirung der rücksichtslosen Sprache, wie sie gegen politische Gegner gang und gäbe war und noch ist, diene ein Satz aus der Besprechung eines veröffentlichten Briefes von William Russell in der Quarterly Review: „Seine hinfällige Logik, seine schaukelhaften Principien, seine böswilligen Unterstellungen, seine unverschämte dreisten Behauptungen sind nichts Neues in seinen politischen Stilübungen (penmanship): er ist als Staatsmann ein unbesonnener, anmaßlicher Flachkopf“ (he is a wild, presumptuous and shallow statesman). Und das in einer wissenschaftlichen Zeitschrift!

Selbstverständlich bei einer Nation, die in allen Welttheilen Besitzungen und Handelsinteressen hat, finden alle Bewegungen und Erschütterungen in

europäischen Ländern und in fremden Continenten neben der Poesie und inneren Politik, Philosophie und Geschichte, exacte wie humanistische Wissenschaften, schöne Künste sowie Ackerbau und Militärwesen ihr Echo in den Reviets. Neben dem Höchsten und Bedeutendsten, dem Nächsten und Drängendsten erhalten aber auch das scheinbar Niedrigste und Entfernteste einen Platz, wofern es nur das menschliche Interesse zu erregen im Stande ist.

Die Kritik einer neuen Ausgabe des alten und neuen Testaments nach der ältesten vaticanischen Handschrift wird gleichzeitig einer Besprechung unterzogen mit der Gesundheit der Nachtwächter und Straßenfeger; neben Shakespeare und Milton steht eine Abhandlung über Strid- und Sticdmuster; auf einen Essay über Homer folgt die Theorie der Stereoskope; auf die Geschichte der Sanskritliteratur, Gehirnkrankheiten und Verstandesstörung; eine Karawanenreise durch die Wüste Sahara wechselt mit der Eisenbahnfrage in England; der Ursprung der Cultur ist nicht zu hoch, um in Gesellschaft der Bierbrauerei und Schankwirthschaft aufzutreten; neben einer Abhandlung über den ethischen Gehalt des Talmud kann eine Beleuchtung des Adreßbuches und der Straßennamen von London stehen.

Nur muß der Revieter im Stande sein, den räumlich und zeitlich entlegenen Dingen ein praktisches, in der Gegenwart wirkendes Interesse abzugewinnen. Denn diese Zeitschriften haben das bewußte Ziel, in das Leben der Nation unmittelbar einzugreifen, bestimmten und offen eingestandenen politischen, religiösen, wissenschaftlichen und socialen Anschauungen Verbreitung und Geltung zu verschaffen, die Gemüther und Geister der Gesellschaftsclassen zu gewinnen, welche eine Einwirkung und, wenn erforderlich, einen Druck auf die regierenden Familien zu üben vermögen. Daher die vorzugsweise Berücksichtigung brennender Tagesfragen. Jede Veröffentlichung, die solche berührt, sei es in Form eines Buches oder einer Broschüre, einer Adresse an eine Corporation oder an eine hervorragende Persönlichkeit, sei es der Brief eines Parlamentsmitgliedes an seine Wählerschaft, ein Aufsehen erregender Leitartikel, eine Correspondenz an eine Zeitung, gewährt die Veranlassung, nicht immer gerade das Buch oder die Broschüre zu behandeln, sondern oft vielmehr den darin berührten Gegenstand.

Wie wirkungsvoll und bedeutend zuweilen die Kritik wichtiger Publicationen durch eindringenden Scharfsinn, umfassende Gelehrsamkeit und geistvolle Darstellung sein mag, der Hauptwerth und eigenthümliche Charakter der Reviets-Artikel liegt doch mehr in der Summe allgemeiner Ideen, grundlegender Principien und bestimmter Grundsätze, die sie zu verbreiten suchen. Den Titel des Buches gleichsam als Motiv benutzend, stellt sich der Kritiker auf einen höheren Standpunkt, der ihm eine weitere freie Aussicht eröffnet, und nicht beengt durch nahe Hindernisse hält er eine Umschau und — in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Reviets — eine Rückschau zugleich auf den Anfang und Beginn der Thatfachen und Ereignisse, verfolgt den geschichtlichen Verlauf derselben, hebt die aufeinanderwirkenden zusammenhängenden Ursachen und Folgen hervor, und so die Vergangenheit an die Gegenwart anreihend, forscht er nach den möglichen und wahrscheinlichen Ausgängen. Durch das Heraus-schälen der leitenden Gedanken und durch Klarlegung der Theorie der Ereignisse

sucht er nachzuweisen, inwiefern die in dem angeführten Werke dargelegten Ansichten einen Fortschritt bekunden oder welche Früchte für die Zukunft von ihnen erwartet werden dürfen.

Statt einer Kritik oder eines Referats gibt der Reviewer einen Essay, eine selbständige Studie aus einem Gusse, von einem leitenden Gedanken belebt, Alles ausschließend, was den Gang schwerfällig machen, Alles einschließend, was ihn fördern kann; er ist so im Stande, seine besonderen Kenntnisse, seine persönliche Begabung frei zu entfalten und Cabinetstücke der Kritik zu liefern, die als einheitliches Ganze auch für spätere Zeiten einen dauernden Werth bewahren.*)

Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Aus der Kritik eines Buches über altenglische Poesie entsteht ein Essay über die Natur und den Gegenstand der Poesie überhaupt oder über den Unterschied zwischen Poesie und Prosa; die Recension einer neuen Ausgabe von Dryden's Werken verwandelt sich unter der Hand des Reviewers in eine Untersuchung der Gesetze, welche den Aufschwung und Verfall der Poesie bedingen und beeinflussen; die Anzeige der Vorstellungen auf einem Londoner Theater wird zur Geschichte des Dramas; die Erwähnung eines epischen Gedichtes eine Erörterung der augenblicklichen Gefühls- und Geschmacksrichtung in Bezug auf diese poetische Gattung oder über die Aussichten auf einen Erfolg oder Mißerfolg des Verfassers; eine Geschichte von England gewährt dem Reviewer die Veranlassung, die Entwicklung der englischen Historiographie einer Untersuchung zu unterziehen, eine Classikerausgabe, sich über den Nutzen des Griechischen und Lateinischen auszulassen.

Welche Meister- und Muster-Essays Macaulay an Bücheranzeigen in der *Edinburgh Review* knüpfte, ist bekannt genug.

Mögen neben den Beispielen aus der Sphäre des Friedens auch einige aus den bewegten Kriegsjahren einen Platz finden. Die bekannte Kriegscorrespondenz der *Times* während des Feldzuges von 1866 und ähnliche Publicationen veranlaßten den Reviewer, das militärische Wachsthum Preußens von den Zeiten des großen Kurfürsten bis herab zum Frieden von Nikolsburg zu schildern; an ein Buch über die neuesten Kriegshilfsmittel lehnte sich ein Recensent an, um die Geschichte des Fortschrittes in der Waffenbereitung durch die letzten zwei Jahrhunderte zu verfolgen an einer Vergleichung der Feuerwaffen zur Zeit der Königin Elisabeth mit denen unter der Königin Victoria; ein anderer benutzte dasselbe Thema, um die stehenden Armeen in den verschiedenen Staaten Europas und Amerikas einer Prüfung zu unterziehen und sie mit der Englands zu messen.

Weniger also in der Schätzung und Beurtheilung der Bücher, als in der Verbreitung allgemeiner Gesichtspunkte, in dem Reiz und Antrieb, den sie ihren Lesern zu weiterem Eindringen in würdige Wissensfragen gewähren, liegt die

*) Nicht bloß einzelne Artikel, sondern ganze Nummern der *Reviews*, die doch einen stattlichen Band ausmachen, erleben zahlreiche Auflagen, oft noch Jahrzehnte nach ihrem ersten Erscheinen. Die gesammelten Beiträge hervorragender Schriftsteller bilden dauernde Literaturschätze, wie *Jeffrey's Contributions* und *Macaulay's Essays* aus der *Edinburgh*, *Mill's* und *Grote's* aus der *Westminster Review*. Ein Aufsatz unseres allzufrüh verstorbenen Landsmannes Emanuel Deutsch in der *Quarterly* aus dem Jahre 1867 über den „Talmud“ wird auch jetzt noch immer von Neuem gedruckt.

eigentliche Stärke der englischen Reviews. Von Anfang an haben es diese Zeitschriften verstanden, die Belehrung anziehend zu machen, mit Witz und Scherz, Lebhaftigkeit und Laune ihre ernstesten Artikel zu würzen, durch blendende Antithesen, unerwartete Wendungen, Anspielungen aller Art, Paradoxen, glänzende Bilder, durch Schlagwörter, die sich leicht dem Gedächtniß einprägen, durch glücklich gewählte Anekdoten die Leser munter und aufmerksam zu erhalten und mit Unterhaltungsstoff für die nächsten drei Monate zu versehen; die Revisoren malen in grellen, übersatteten Farben. Nun hat freilich nicht jeder Mitarbeiter diese besondere Gabe der Darstellung und des Stils, und der Herausgeber ist genöthigt, auch Beiträge anzunehmen, denen jener Schmuck oder Schimmer fehlt, wosfern der Verfasser nur Kenner des Gegenstandes ist, dem die Kritik gelten soll. Dem Herausgeber aber steht das unbestrittene Recht zu, die Artikel, welche ihm zum Drucke übergeben werden, seinerseits einer kritischen Review zu unterziehen, um schwerfälligen, schleppenden irgendwelche leichte, geistreiche Abschnitte vor- oder anzuhängen, unklare durch einige Geistesblitze zu erhellen oder, um ein Bild Walter Scott's anzuwenden, sie schmachtbarer zu machen durch eine Hand voll Gewürz, das hineingestreut wird. Zuweilen drängen sich aber der Pfeffer und die sonstigen Zuthaten so sehr hervor, daß das eigentliche Gericht nicht zu erkennen ist. So erzählt Carl Stanhope, daß er im Jahre 1833 (zur Zeit noch Lord Mahon) der Quarterly einen Artikel über die französische Revolution übergeben habe. Der Leiter des Journals habe diesen Wilson Croker, dessen besondere Domäne die Revolutionszeit war, zur Amdendirung übertragen. Diese hätte aber aus so heißen persönlichen Anspielungen bestanden, daß er in großem Verdrusse seine Vaterschaft des Ganzen nicht anerkannt wissen wollte.

Jeffrey soll Meister der Kunst gewesen sein, solche Schminke und Schönheitspflasterchen aufzulegen und zu vertheilen, manchen Beiträgen durch geschicktes Streichen oder leichtes Retouchiren Anmuth und Leichtigkeit zu verleihen.

Lockhart, Walter Scott's Schwiegersohn und sein Biograph, welcher die Herausgabe der Quarterly von 1826—1853 besorgte, besaß ein ähnliches Geschick wie Jeffrey. Durch wenige Züge konnte er einem Artikel Gefälligkeit und Pointe geben, überflüssigen Stoff ausscheiden, einen halb entwickelten Gedanken ausführen, einen verwickelten Satz entwirren und so einem schwerfälligen, aber gründlichen Artikel Geist und Leben einhauchen, wie der Bildhauer dem formlosen Stein Gestalt gibt.

Viele Mitarbeiter der Reviews liefern sonach, in einem alltäglichen englischen Witz, häufig blos den Pudding und der Herausgeber besorgt die Rosinen.

Aus den vorangegangenen Bemerkungen ist unschwer der Schluß zu ziehen, daß viele Kritiken in den Reviews mehr blendend als gründlich, übertrieben im Ausdruck und einseitig in der Behandlung sind. Mitarbeiter desselben Journals gehen zuweilen bei der Beurtheilung von entgegenstehenden allgemeinen Gedanken aus: der eine tadelt einen jungen Dichter, weil er die feststehenden, unabänderlichen Gesetze der poetischen Kunst mißachtet habe; ein anderer lobt einen zweiten, gerade weil er neue Bahnen eingeschlagen und sich um die veralteten nicht gekümmert habe.

Auch sind die Entscheidungen dieser literarischen Gerichtshöfe, die in ihren Vierteljahressessionen Urtheil und Recht sprechen, nicht immer unfehlbar: unge-

achtet der verurtheilenden Kritiken in der Edinburgh Review über Wordsworth, wird er in seinem Vaterlande zu den großen Dichtern gezählt; Scott's Marmion hatte trotz des absprechenden Urtheils einen glänzenden Erfolg; Shelley hat sich die Herzen der Freunde der Poesie erobert, wie wegwerfend auch die Quarterly ihn behandelt hat. Selbst wissenschaftliche Theorien, die lächerlich gemacht wurden, sind später zur Geltung und Anerkennung gelangt.

Bei alledem bleibt das Verdienst der Reviews groß und bedeutsam. Durch die Discussion der Ideen und Principien, welche sie den Literaturwerken und Tagesfragen zu Grunde legen, liefern sie gleichsam den Compaß, welcher die Richtung auf dem unübersehbaren Meere des Schriftthums und in der erregten Strömung der Tagesmeinungen angibt. Die Hauptgesichtspunkte dieser reichen geistigen Production werden durch die Vierteljahrsschriften zuerst von den oberen Zehntausend, dann von den Mittelclassen erfaßt, bis sie durch die Vermittelung der zahlreichen Monats-, Wochen- und Tageszeitschriften Gemeingut auch der untern Gesellschaftsclassen geworden sind. So wurden die Grundsätze der Nationalökonomie, welche die Edinburgh Review oft und ausführlich behandelte, populär, bis ihre Macht so unwiderstehlich war, daß jede englische Regierung, Whigs oder Tories, ihre Ergebnisse in Gesetzesform zu kleiden, vor das Parlament zu bringen und dort zu vertheidigen gezwungen war. Ebenso war es mit allen großen Fragen der innern Politik, mit der Katholikenemancipation, der Staatskirche in Irland; und ebenso wird es, auf demselben Wege, wenn nicht alle Anzeichen trügen, zu einer vollen Auseinandersetzung von Staat und Kirche überhaupt kommen.

Neben der theoretischen Erörterung verfolgen die Reviewers greifbare Ziele; sie sind in der Regel Männer öffentlicher Wirksamkeit, nicht bloße Schriftsteller von Beruf. Unabhängige, talentvolle junge Leute, die sich dem Staatswohle widmen wollen, betrachten diese Journale als eine Übungsschule für einen künftigen Parlamentsitz, das hohe Ziel wohlberechtigten Ehrgeizes. In ihnen lernen sie ihr Wissen und ihre Kenntnisse in ein gefälliges Gewand kleiden, die Methode, den Gedanken eine rechte Form geben, die Gründe nachdrucksvoll und eindrucksvoll vortragen. Der in vielen Familien angesammelte Reichtum, alter Besitz, Unabhängigkeit der Aristokratie in Verbindung mit der eigenthümlichen Richtung der Engländer, ihre großen Mittel und beneidenswerthe Muße vorzugsweise specielle Lieblingsstudien zu widmen, versorgen die Reviews zu jeder Zeit mit dem erforderlichen Stoff. Und insofern liegt in dem Anfangs angeführten Satz Michelet's eine gewisse Wahrheit: „Les Anglais ne font guère que des articles de revues.“

William Hamilton legte den Grund zu seinem späteren Rufe in einem Artikel über Cousin's Philosophie in der Edinburgh Review, Macaulay's Essays über Milton und Machiavelli verschafften ihm mit Hilfe Jeffrey's einen Sitz im Parlament, George Cornewall Lewis, der bedeutende Forscher in der römischen Geschichte und Herausgeber jener Zeitschrift von 1852—55, wurde englischer Finanz- und Kriegsminister, und zahlreiche andre wie James Macintosh, Mac Culloch, James Mill, Wilberforce, Hallam, Canning, John Stuart Mill, Grote, Bulwer, Gladstone, haben in den Reviews, dem Kampf- und Ringplatz der besten

Geister Englands, mit verdecktem Visir — die Artikel erscheinen anonym — um den höchsten Preis geworben. Mit wie vieler Mühe hingegen muß sich bei uns der Herausgeber einer wissenschaftlichen literarischen Zeitschrift die erwünschten Beiträge verschaffen; Staatsmänner, Juristen, Professoren sind zu sehr von ihren Berufspflichten in Anspruch genommen. Erst seit Kurzem ist es auch bei uns besser geworden: namhafte Gelehrte, die sonst nur umfassenden Werken ihre Zeit und Thätigkeit widmeten, erfreuen zuweilen das gebildete Lesepublicum mit kleineren Beiträgen, schätzbaren Arbeitspänen von den schweren, streng wissenschaftlichen Gerüsten, an denen sie zimmern. Die Vermehrung ihrer Zahl wird der schönen Literatur eine größere Tiefe und einen kernigeren Gehalt verleihen, wie die Gelehrten selbst hintwiederum durch solche Bemühungen ihren Blick für's Leben und die Praxis schärfen würden. Die englischen Review-Artikel vermitteln gleichsam die Wissenschaft mit dem Leben, die Forschung ist durchflochten von Gedanken aus der Praxis. Die Schulung englischer Gelehrten durch Review-Artikel übt einen merkwürdigen Einfluß leichterer Behandlung und gefälligeren Stils auch auf umfangreiche Fachwerke, die daher bei den gebildeten und urtheilsfähigen Lesern sich leichtem Zutritt verschaffen. Die englischen Schriftsteller mögen dadurch auch eine schärfere Uebung gewinnen, stets ein größeres Publicum vor Augen zu haben. An diese Betrachtung über die Darstellungsweise der Reviews will ich eine Bemerkung über den Ausdruck in denselben hinzufügen. Sie haben sich immer bestrebt, ein reines, kräftiges Englisch zu schreiben, und bilden dadurch ein starkes Gegengewicht zu der oft überladenen, wunderlichen Ausdrucksweise der schnell geschriebenen und schnell gedruckten Tagesblätter, schützen den sächsischen Sprachschatz vor dem affectirten Rauderwälsch der zahlreichen Secten (Cant), vor dem schlüpfrigen Gassenjargon (Slang) und bleiben die Hüter des Muster-Englisch ihrer Königin, „The Queen's English“.

Das sind die Vorzüge und Fehler, die Glanz- und Schattenseiten der Reviews, die sie während ihrer siebenzigjährigen Lebensdauer der Welt offenbart haben. Sie hatten Epochen des Aufstiegs und Niedergangs. Ihr Schicksal hing von der Gunst der Zeiten und Personen ab, je nachdem sie große Ideen, weltbewegende Thaten zu behandeln hatten und außergewöhnliche Mitarbeiter fanden. Die Zahl der Exemplare war vor wenigen Jahren gesunken. Anstatt der früheren 20,000 veröffentlichte die Edinburgh 4000 und die Quarterly 5000. Die alle Menschen und alle Länder ergreifenden großen religiös-politischen und ökonomisch-socialen Fragen der Gegenwart scheinen ihnen, wie das häufige Erwähnen und Citiren derselben erweist, wiederum erneuerte Lebenskraft und frische Kampfeslust eingehaucht zu haben.

Mancherlei Ursachen haben indessen dazu beigetragen, den einstigen hohen Flug zu hemmen. Der Quell ursprünglicher Poesie fließt nicht mehr so reichlich wie im ersten Viertel unseres Jahrhunderts. Der Dichter ist vom Naturforscher verdrängt worden. Die großartigen und wundervollen physikalischen Entdeckungen aber finden ihre ausführliche Erörterung meist in Fachjournalen. Es haben sich ferner die scharfen politischen Gegensätze und Parteikämpfe beträchtlich gemildert, die maßlose, schneidige, stachelnde Sprache ist ruhiger, höf-

licher geworden; persönliche Angriffe haben das Verletzende verloren. Dadurch wird das Bedürfnis mancher Leser nach heftiger leidenschaftlicher Erregung nicht mehr befriedigt. Ferner hat die Aufhebung der Papier- und Zeitungssteuer die Tages-, Wochen- und Monatschriften billiger und lesenswerther gemacht. Sie füllen ihre Spalten mit guten ausführlichen Besprechungen von Literaturerzeugnissen und bringen ihre Geistesproducte frischer, schneller und billiger auf den Markt, während die Reviews ihren ursprünglichen, verhältnißmäßig hohen Preis von 6 Schillingen (6 Mark) das Heft beibehalten haben. Endlich sind zahlreiche Concurrenz-Reviews geschaffen worden, unter denen eine große Familienähnlichkeit herrscht.

Jedoch ist von allen Vierteljahrschriften nur eine noch den beiden hier gewürdigten mit Erfolg an die Seite getreten, die Westminster Review. Sie wird mit mancherlei Unterbrechungen und unter wechselnden Schicksalen seit 1824 als Organ der sogenannten philosophischen Radicalen veröffentlicht, keiner Umsturz männer etwa, welche die Gesellschaft auf den Kopf stellen wollen, sondern definirbare Freiheiten und greifbare Rechte weiteren und tieferen Volksschichten zuzuführen bestrebt sind. Diese Partei zählt Gelehrte von Ruf und Männer von unabhängiger Lebensstellung wie John Bright zu den Ihrigen. Die etwas dogmatische Beweisführung und philosophische Sprachweise dieses Journals verschließt ihm aber gerade die Kreise, für deren Rechte es hauptsächlich kämpft. Als Gründer dieser politisch-socialen Gruppe ist Jeremias Bentham, der Vorläufer der Manchester Schule, anzusehen, welcher das Princip des Utilitarismus nicht bloß in der Moral, sondern auch in der Rechtswissenschaft, der Gesetzgebung und der politischen Philosophie als vorwaltenden Gesichtspunkt zur Geltung bringen wollte: das Glück der großen Massen zu fördern und ihr Elend zu lindern, waren seine humanen Ziele. Eine schwerfällige Sprache und dunkle Ausdrucksweise verhinderten aber, daß seine Schriften Eingang und Verbreitung fanden. Doch brachten dieselben sowie auch seine persönlichen Anregungen lebhafteste Erörterung in der Gelehrtenwelt hervor und erzeugten ein frisches Interesse bei jungen Staatsmännern und Rechtsgelehrten. Man fand, daß zwischen Whigs und Tories kein principieller, sondern nur ein Gradunterschied vorhanden war, und stiftete deshalb unter der Regide des Meisters die neue Zeitschrift, um die neuen Gedanken und Doctrinen zu popularisiren und zur Geltung zu bringen. John Bowring, ein wahrer Mezzofanti der modernen europäischen Sprachen, und James Mill, der energische, rücksichtslose Denker, waren die ersten Leiter dieser Zeitschrift. In ihr haben sich George Grote, der Geschichtsschreiber der Griechen, und James Mill's größerer Sohn, John Stuart Mill, der Logiker und Nationalökonom, ihre literarischen Sporen erwarben. Zu jeder Zeit ist die Westminster Review für Regulirung der übergroßen Einkünfte der englischen Staatskirche, für Abschaffung der zahlreichen Sinecuren, der Steuer auf die Bildung, wie die Zeitungssteuer genannt wurde, auf alle Lebensbedürfnisse, des Erstgeburtsvorrechts, der Fideicommissen mit Nachdruck und Wärme eingetreten; mit Kraft und Schärfe dringt sie auf die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, selbst der Frauen, auf Sparsamkeit in der Verwaltung, Vereinfachung des gerichtlichen Verfahrens, Ausbreitung des Unterrichts und auf vollständige

Trennung der Kirche vom Staate. Sie stützt nicht die alten Säulen der englischen Verfassung: König, Haus der Lords und das Parlament, sondern räumt offen der demokratischen Regierungsform den Vorzug vor der monarchischen oder aristokratischen ein, spricht sich in feindlichem Sinne gegen die herrschenden Classen und gegen die officiële Kirche aus.

Seit der Verschmelzung der Westminster mit der Foreign Quarterly Review schenkt sie eine große Aufmerksamkeit der Besprechung ausländischer, besonders aber der deutschen Literatur.

Sie hat in Gemeinschaft mit ihren Rivalinnen dazu beigetragen, fremde Literaturen in England bekannt zu machen, besser schätzen zu lehren und unzählige Vorurtheile, namentlich in Bezug auf deutsche Kritik, deutsche Philosophie und deutschen Charakter, zu zerstreuen. Stichwörter von ehemals, die uns galten, wie schlechter Geschmack, Mysticismus, metaphysisches Wolkenland im Gegensatz zur englischen, realistischen (matter-of-fact) Anschauungs- und Denkweise, sind allmählig einer größeren Achtung und Anerkennung unseres Wesens gewichen.

Unter allen englischen Reviews aber ist keine den Hoffnungen, welche Goethe mit seiner warmen Empfänglichkeit und herzlichen Theilnahme für alles Bedeutende auf sie setzte, nämlich, daß sie bestimmt seien, einst eine allgemeine oder Weltliteratur zu erzeugen, näher gekommen, als die seit etwa einem Jahrzehnt unter der geschickten Leitung und Mitarbeiterschaft von John Morley monatlich erscheinende Fortnightly*) Review. Obwol sie, streng genommen, nicht in den Rahmen dieser Besprechung gehört, seien ihr aus diesem Grunde hier einige Bemerkungen gewidmet. Ihr internationaler Charakter ist in den zahlreichen fremdländischen Mitarbeitern deutlich ausgeprägt. Wir begegnen, um nur einige hervorragende Namen zu erwähnen, Heinrich v. Sybel's und Karl Hillebrand's Aufklärungen über deutsche Reichs- und Literaturverhältnisse, des unermüdblichen Karl Blind's tapferer Vertheidigung seines Vaterlandes, sprachlichen Aufsätzen von Max Müller, solchen über deutsche Musik, deutsches Schulwesen von anderen Landsleuten. Italien, Spanien, Frankreich sind durch die bedeutungsvollen Namen eines Mazzini, Castelar, Rochefort (sogar in französischer Sprache) vertreten.

Wie die Fortnightly in dieser Beziehung eine eigne Richtung eingeschlagen hat, so weicht sie auch sonst von den kritischen Vierteljahrsschriften wesentlich ab. Sie erscheint, wie bereits erwähnt, am ersten jedes Monats, die Artikel sind mit Namensunterschriften versehen und schließen sich nicht an neue Publicationen an, sondern sind selbständige Essays, mit großer Sachkenntniß, frischem Geiste und in lebhafter, anregender Darstellung geschrieben. Bedeutend sind die Arbeiten über socialwissenschaftliche Fragen (von Fawcett, G. Campbell u. A.), wie über Löhne und Contractbruch, Landtheilung, Genossenschaftswesen (Trades Unions und Cooperative Associations), über den Anspruch der Frauen auf politische Rechte neben höchst anziehenden historischen und culturgeschichtlichen Aufsätzen.

*) Der ursprüngliche Plan, sie alle 14 Tage herauszugeben, ist suspendirt, daher der jetzt nicht mehr zutreffende Titel.

Mit den übrigen Reviews hat sie das Gemeinschaftliche, daß sie eine ausgeprägte politische Tendenz an der Stirn trägt. In dieser Beziehung ist sie als jüngere, lebensfrischere Schwester der Westminster Review anzusehen. „Freie Kirche, freies Land, freie Schule und freie Arbeit“ sind ihr Zukunftsprogramm. Um es zu verwirklichen, sucht sie Dissenters und Arbeiter zu einer neuen, geschlossenen Partei zu sammeln. Sie bereitet neue Ideen zu neuen Reformen vor. Bis die neue Partei erstarkt sein wird, selbst die modernen Bestrebungen als Gesetze in's Leben einzuführen, ist ihre Devise: „Mögen die Whigs herrschen, die Radikalen sollen regieren,“ wie unter dem Ministerium Gladstone der Radicale Bright das treibende Rad der reformirenden Gesetzgebung gewesen ist.

Wenn im Obigen der Bestrebungen der englischen Reviews, die darauf hingen, unser Volk verstehen und würdigen zu lehren, mit Anerkennung gedacht wurde, so wird es einem deutschen Rundschauer vor Allem wohl anstehen, an dieser Stelle den englischen Reviewer ganz besonders mit Dank zu erwähnen, der, beinahe zwei Menschenalter hindurch, es sich zur Aufgabe gemacht, seinen Landsleuten unsern Charakter, unser Denken und Empfinden zur Anschauung zu bringen. Thomas Carlyle erntet jetzt den Lohn und die Genugthuung, darauf hinweisen zu können, daß große und umfassende Gedanken, daß tiefe und wahre Empfindung es auch zu großen, bewunderungswürdigen Thaten zu bringen im Stande waren. Es war ihm von einem guten Geschicke vergönnt, in einer glänzenden Schriftstellerlaufbahn, die er mit der Lebensbeschreibung Schiller's, des idealsten deutschen Dichters, begonnen, im hohen Alter die realste Schöpfung deutschen Geistes und deutscher Kraft freudig zu begrüßen: den politischen Neubau des Vaterlandes, die Einigung der deutschen Stämme, die Aufrichtung eines Achtung gebietenden deutschen Reiches.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie **J. D.
Dr. Heinrich von Brandt.**

III.

No. 1.

Posen, den 4. April, um 9 Uhr Morgens.

Ich verschob gestern meinen Bericht, weil ich hoffte, über die endliche Lösung der militärischen Verhältnisse hier etwas mittheilen zu können. Aber da man angefangen, die Politik mit in den Bereich der militärischen Wirksamkeit zu ziehen, so vertröbelt sich die Entscheidung von einem Tage zum andern. Seit vorgestern sind hier alle Truppen versammelt, über die man einstweilen gebieten kann — ich glaube in der Provinz an 16—18,000 Mann. — Gestern sollten mobile Colonnen nach Szroda, But und Miłosław gehen. Da läuft die Meldung ein, daß in der Gegend von Obornik ein Detachement bei einem Dorfe auf einhundert Senfemänner gestoßen, die sich auf einen Edelhof zurückgezogen, hier die Senfen in die Erde gesteckt und unter dem Rufe: „es lebe unser König, unser Vater Friedrich Wilhelm,“ erklärt hatten, nicht auseinander gehen zu wollen. Zu gleicher Zeit hätten sich Frauen und Kinder in großer Zahl um sie geschaart und den Soldaten zugerufen: hier auf uns Wehrlose schießt, mit unserm Blute besieckst euch u. s. w. Man vermuthete, überall diesen passiven Widerstand organisiert zu finden, und beschloß daher um so mehr von der Absendung mobiler Colonnen zu abstrahiren, als noch in der Nacht ein Schreiben aus Berlin eingelaufen war, das die größte Schonung anempfahl. Gleichzeitig mit der Absendung der Colonnen sollte auch die Erklärung erfolgen, daß Posen in Kriegszustand versetzt sei. Letzteres zu redressiren war aber zu spät, und so ist denn

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau“, Band III, p. 392 und Band IV, p. 368 ff. Wir lassen hier vorerst an Stelle des Tagebuchs eine Reihe von Briefen an eine hervorragende Persönlichkeit folgen, welche sich demselben beigelegt finden. Sie geben den unmittelbaren Eindruck der damaligen Lage der Dinge vielleicht noch getreuer wieder, als die biographischen Aufzeichnungen, in deren Mittheilung demnächst fortgefahren werden wird.

gestern um 3 Uhr Nachmittags die Stadt in Belagerungszustand erklärt worden. Es wurde überall unter Trommelschlag und Trompetenschall bekannt gemacht. Anfangs blieb Alles ruhig. Später aber sammelten sich Gruppen auf dem alten Markte — ein Kerl fiel einem Husaren in den Bügel, und da haben denn einige Husaren von ihren Waffen Gebrauch gemacht, wobei ein Mensch ziemlich stark, ein anderer leicht verwundet wurde. Der Cravall hatte damit ein Ende; Abends aber entstand ein neuer Auflauf vor dem Local des polnischen Comités. Wie es heißt, hätte die schlesische Landwehr, die überhaupt wüthend und schwer zu zügeln ist, das Local desselben stürmen wollen. Soviel ist gewiß, daß sie einem Studenten den Säbel, welchen er sich, um mit Minutoli zu reden, ehrenvoll auf den Barrikaden von Berlin erworben, zerbrochen, ihn stark verwundet und eine drohende Stellung gegen die Polen überhaupt angenommen, die Cocarden abgerissen haben, &c. Einige Züge Husaren und ein Piquet Infanterie stellten aber bald die Ruhe wieder her, die auch bis jetzt nicht weiter unterbrochen worden. Doch hat sich ein schlesisches Landwehr-Commando, das heute nach Gnesen gerückt ist, noch Demonstrationen gegen das Comité erlaubt. Das Local hat müssen besetzt werden. Ich höre, daß Juden die Soldaten hierzu animirt und mit Schnaps betwogen haben sollen. Wie mir der Commandirende vor einer Stunde sagte, so erwartet man heute General von Willisen, um, ich weiß nicht was Alles anzubahnen. Man spricht von einem polnischen Ober-Präsidenten, polnischem Militär, enfin von einem „jungen Polen“ unter eigenen Emblemen. Mag man nun thun, was man will, so ist es Zeit, daß etwas geschähe. Das ganze preussische Wesen ist so auseinander getrieben, so zerbrockelt und zertweicht, daß es ohne Blutvergießen nicht wieder hergestellt werden kann. Die fabelhaften Insinuationen des Ober-Präsidenten haben hierzu den Grund gelegt und die schwachen Instructionen von Berlin die Sache vollendet.

Das flache Land und die kleinen Städte haben die Polen ganz inne. Wie es scheint, so fürchtet man jeden entschiedenen Schritt, der mit Blutvergießen begleitet sein könnte. Ich habe noch gestern gerathen, unter jeder Bedingung Szroba zu nehmen, und sollte man über die gesammten Comité's wegmarschiren müssen — aber bald wartet man auf General von Willisen, bald auf Nachrichten vom Minister, und darüber wächst der Hydra der Kopf stündlich. Truppen hat man jetzt eher zu viel als zu wenig.

No. 2.

Nachmittags um 6 Uhr.

Wollte Gott, man sagte auch hier die Sache ernstlich an, aber fast scheint es mir, als wäre jeder Vorwand willkommen, die Entscheidung aufzuschieben. General von Hirschfeld hat heute einen gewissen Dobeski hierher gesandt, der, wie ich höre, Landwehr-Officier ist und sich allerhand Extravaganzen in Gnesen soll haben zu Schulden kommen lassen. — Aus dem Schildberger Kreise hört man allerhand Greuel: 7 Domänen sind theilweise geplündert und in Asche gelegt worden, 2 polnische und 5 deutsche. Die deutschen Grundbesitzer klagt man harter Behandlung ihrer Einsassen an.

In der Anlage schicke ich ein ganzes Packet Proclamationen. Sie deuten

ungefähr den Standpunkt beider Parteien an, den kühnen, verwegenen Revolutionär und die sich im engen Circelkreise bewegende, schüchterne Legitimität. Ich füge zugleich ein Gedicht bei, das hier nebst einem Zerrbilde auf den König verkauft worden. Es stellt einen gekrönten Reiter in der Harlekinsjacke dar, dessen Rosse zwei bewaffnete Proletarier führen. Krone und Scepter liegen bereits an der Erde. Der Reiter ist im Begriff zu fallen. Die Behörde hat es erst nach einigen Tagen, nachdem Tausende von Exemplaren verkauft waren, wegnehmen lassen können. Eine Proclamation des Commandirenden füge ich bei. *) Aber was helfen uns die Truppen, wenn wir sie nicht brauchen? Aus Dolzig geht soeben der Bericht ein, daß man sich dort geweigert, unsere Truppen aufzunehmen, weil man 200 Senfemänner erwartet. Der Officier ist so schwach gewesen, weiter zu marschiren, ohne sich wenigstens das Comité mitzunehmen. In Szrem, wo 1400 Mann stehen, hat man das Comité außer Wirksamkeit gesetzt und hinterher wieder installiert. Alles, weil die Herren politisiren, statt energisch und entschlossen zuzugreifen. Die jungen Officiere sind über diese Züge politisirender Schwäche außer sich, und ich kann nur deren Ansichten theilen und ehren.

No. 3.

Posen, den 6. April 1848,
um 6 Uhr Abends.

Heute Nacht endlich ist General von Willisen angekommen. Ich glaube, daß dessen Ankunft Diesem und Jenem schon recht gewesen, denn heute Abend eben sollte die Expedition gegen Szroda abgehen. Auf den Wunsch des Generals aber wird der Ausmarsch der Truppen nun um drei Tage aufgeschoben. Der General verspricht sich von diesem Aufschube goldene Berge, und angeblich hätte ihm das National-Comité versprochen, die Truppen auseinander gehen zu lassen und Alles so herzustellen, wie es vor dem 20. März gewesen. Daß aber dies nicht geschehen wird, ist wol mehr wie gewiß. General von Willisen hat die Vollmacht, den Polen vortweg Manches zu gewähren. So sollen sie z. B. einen

*) Corps-Befehl.

Posen, den 3. April 1848.

Mit großer Genugthuung habe ich bisher gesehen, mit welcher musterhaften Ordnung und Disciplin, mit welcher Ruhe, Ausdauer und Hingebung Officiere und Soldaten jezt seit 14 Tagen schon die vielfachen Beschwerden eines mühsamen Dienstes ertragen und sich in Geduld in die Nothwendigkeit eines unthätigen Harrens gefunden haben, das auch meinem Soldatenherzen schwer geworden ist.

Ehrend erkenne ich diese Leistungen an und sage Euch, Kameraden! meinen wärmsten Dank dafür. — Nur das Menschlichkeitsgefühl hat mich bis jezt veranlaßt, allen den bedauerlichen Aufregungen um uns her mit Ruhe zuzusehen, ohne dagegen einzuschreiten.

Auch jezt ist noch eine kurze Zeit des Ausharrens erforderlich. Mit der bisher bewiesenen Ruhe und würdevollen Haltung werdet Ihr auch jezt das Gesez zu schützen wissen.

Gehorham und willig, treu Eurem Könige, treu Eurem Eide, werdet Ihr daher wie bisher Eure Pflicht erfüllen, und Jeder von Euch wird jeberzeit gleich freudig mit mir rufen:

„Hoch lebe der König!“

Der commandirende General
gez. von Colomb.

polnischen Ober-Präsidenten haben, ihm aber ad latus ein deutscher Präsident stehen — sie sollen ferner die Befugniß erhalten, sich die Landrätthe selbst zu wählen, die Districts-Commissaire sollen ganz wegfallen etc. Man druckt soeben eine Proclamation, die ruhig gehalten und sehr bestimmt zur Ordnung und Gefügigkeit auffordert. Ich denke sie Ihnen morgen übersenden zu können. Habe ich General von Willisen recht verstanden, so wird er auch ein Stück von polnischer Bewaffnung gestatten, um so Alles, was bis jetzt die Waffen ergriffen und nicht zurückkehren will, zu absorbiren. Das National-Comité will sich hier auflösen, ob aber die Enragés in der Provinz, wie z. B. Welczewski bei Trzeszno, einer Mahnung hierzu Folge leisten werden, dürfte zu erwarten stehen. Ich möchte es kaum glauben. In Breschen und Szroda soll es sehr bunt aussehen; man sprach davon, daß Breschen heute geplündert werden sollte. An der Warthe hat sich Herr Matecki, dieser ehemalige preussische Officier, festgesetzt und gerirt sich gleichfalls als Organisator. Ich habe heute Gelegenheit gehabt, ein von ihm unterzeichnetes Placat zu sehen.

Die deutsche Bevölkerung hat von mehreren Seiten her sehr verschiedene Männer hierher geschickt, um zu erklären, daß sie unter keiner Bedingung unter Polen stehen wollten. Wir sind ein Herr von Bastrow, von Bittwik, von Treskow und von Winterfeld als Präsidenten eines hier zu Rathe sitzenden Comites genannt. Willisen selbst meinte, daß es ihm Mühe machen werde, diese Verhältnisse zu ordnen. — Morgen denke ich in meinem Berichte fortfahren zu können.

No. 4.

Posen, den 7. April, um 8 Uhr Abends.

Die Revolutionärs haben die letzten Tage sehr entschieden benutzt, um die Soldaten, Polen sowol als Deutsche, in ihrer Treue zu erschüttern. Die Bearbeitung der Polen hatte man wol vorgeesehen. Dieselben waren unter genaue Controlle gestellt, und das energische Einschreiten gegen Einen, der überführt worden, durch Desertion und zum Treubruch aufgefordert zu haben, schien die Sache ganz coupirt zu haben. Wenngleich auch Landwehrleute des 1. Bataillons 18. Infanterie-Regiments, das gestern in der Stärke von ca. 700 Mann ausmarschirt ist, geäußert, daß sie mit den Polen gemeinschaftliche Sache machen würden, so hat man doch hiervon weiter keine Notiz genommen. Das Bataillon war sehr schön, beim Ausmarsch aber in einem entschiedenen Zustande militärischer Auflockerung. Die Officiere meinten jedoch, die Ordnung werde sich finden, sowie man zum Thore hinaus sei. Das Bataillon war nach Glogau bestimmt, soll aber auf General von Willisen's Rath für jetzt nur nach Fraustadt oder Bissa gehen. — Auffallend ist es, daß in Redoute I auf dem Kronwerk, wohin nur Avancirte der Artillerie kommen, ein Geschütz ganz kunstgerecht vernagelt gefunden worden. — Eine betäubende Erscheinung ist es, daß man nun anfängt, auch die Deutschen im revolutionären Sinne zu bearbeiten. Seit einigen Tagen hat man den Soldaten im Bazar und in einigen anderen großen Quartieren den deutschen Soldaten-Katechismus und andere Libelle insinuirt. Da wir keine Vorschrift haben, um uns gegen dergleichen gefeßlich sicher zu

stellen, so habe ich in einem Brigadefehl den Soldaten anheimgestellt, die Vertheiler solcher Schriften tüchtig durchzuprügeln und hinauszutwerfen. Ich muß zwar erwarten, von den Herren Zeitungsschreibern hierüber angegriffen zu werden; aber ich werde dies ruhig abwarten. — Ich schrieb schon, daß in Dolzig eine Unannehmlichkeit passirt sei. Die Sache hängt so zusammen. Ein Major vom 18. Infanterie-Regiment erhält den Befehl, mit zwei Compagnien und 25 Pferden über den benannten Ort zu nach Posen zu marschiren. In Dolzig angelangt, sagt ihm das dortige Comité, er könne dort nicht bleiben, weil für 100 Senfemänner Quartier angesagt worden sei, und nach einem unnützen Herüber- und Hinübergerede zieht das Commando ruhig ab, angeblich um keinen Conflict herbeizuführen. In Szrem benimmt der Major sich in einer andern Sache fast noch miserabler. Wie er nun hier ankommt, nehme ich Gelegenheit, ihn auf sein nicht ganz entschlossenes Betragen aufmerksam zu machen, es besonders hervorhebend, daß, wenn er einmal hätte den Senfemännern weichen wollen, er wenigstens jene illegale Behörde, die ihm so entschieden entgegengetreten, hätte mitnehmen müssen. Dies hat der gute Mann so übel genommen, daß er um eine Untersuchung gebeten, die ich auch sofort veranlaßt habe. Die Sache wird gewiß nicht gut ablaufen, denn die Officiere seines Detachements sind ihm in Dolzig en corps entgegengetreten und haben ihn dringend ersucht, doch die Armee nicht so zu compromittiren und auf die bloße Angabe des Comité's hin Reißaus zu nehmen. Einen ziemlich ähnlichen Fall haben wir in Buk gehabt. Die ganze Welt will den Politiker spielen; energisch auftreten und handeln will Niemand. — Hier sagt man, daß vom 3. Dragonerregiment viele Dragoner desertirt und in Trzemeszno bei den Insurgenten ständen. Dies aber ist wahrscheinlich eins jener übertriebenen Gerüchte, wie deren so viele coursiren.

Willisen sagt mir, daß der König geäußert, er sei es nun müde, hier stets eine Armee auf den Beinen zu haben — er wolle die deutschen Bezirke seinen Provinzen einverleiben, Posen festhalten und dann könne den Rest nehmen, wer da wolle — Kosaken, Russen — ihm sei es einerlei. Seiner Versicherung nach hätten die Russen erklärt, sie würden einen Einfall polnischer Insurgenten nicht als einen casus belli betrachten.

In Breschen soll völlige Anarchie herrschen. Gestern hat man einen Fleischer dort umgebracht, weil er, der nur deutsch konnte, sich in dieser Sprache unterhalten. Man hat die Zeugen dieser That an General von Willisen geschickt, um ihn zu überführen, mit wem er es zu thun habe. Die Deutschen sind hierüber erbittert, und ich höre, daß das deutsche Comité hier anfängt, den Polen sehr entschieden entgegenzutreten. Mitunter fallen Scenen vor, die an's Tollhaus erinnern. Gestern nimmt ein Escadrons-Chirurgus von den Ulanen Urlaub, angeblich um einige Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Statt dessen geht er in den deutschen Club und hält hier eine Rede gegen den König, die an Schamlosigkeit Alles übertreffen soll, was bis jetzt gegen denselben losgelassen. Die Mitglieder des Clubs aber fallen über ihn her und würden ihn wahrscheinlich erschlagen haben, wenn nicht einige besonnenere Leute ihn gerettet und auf

die Hauptwache abgeliefert hätten, wo er als Hochverrätther auf dem Rapport figurirt.

Hier besteht jetzt eine Art von Ruhe, indem Mieroslawski hat veröffentlichten lassen, daß er die Namen Aller in den Zeitungen bekannt machen würde, die nicht sofort abreisten, wohin sie beordert wären. Wie und wann sich das Gewitter entladen, ob es gegen uns oder die Russen losbrechen wird, steht zu erwarten — ich fange an zu besorgen, daß es wird sehr ernstlich hergehen müssen, wenn man die Ruhe wieder herstellen will. Die Hydra ist zu groß geworden, um sie ohne Weiteres ersticken zu können.

Die Proclamation von General von Willisen lege ich bei. *)

v. Brandt.

*) Einwohner des Großherzogthums Posen!

Die Reorganisation der Provinz, wie sie Seine Majestät versprochen, soll beginnen; ich bin dazu mit den nöthigen Vollmachten versehen. Ich hoffe, das Vertrauen der ganzen Bevölkerung kommt mir bei diesem schwierigen Werke entgegen; dürfte ich das nicht hoffen, würde ich den sonst so ehrenvollen Auftrag nie übernommen haben.

Polen! Ihr wünscht eine nationale Regierung, ein nationales Gerichtsverfahren in Eurer Sprache: Ihr werdet Beides haben; als erste Sicherheit dafür haben Seine Majestät bestimmt, daß ein Mann polnischer Abkunft an die Spitze der Verwaltungsbehörde treten und daß die freie Wahl der Landräthe wieder gegeben werden soll. Ihr wünscht eine nationale Bewaffnung: Ihr habt sie schon an der Landwehr; es gibt keine vollständigere als diese. Alles, was Ihr wünschen könnt, wird sich sehr leicht an sie anschließen, und ich werde gern Vorschläge erfahrener Männer unter Euch entgegennehmen über Aenderungen, welche etwa begehrt werden könnten, wie z. B. Abzeichen und Dienstsprache.

Deutsche! Hegt keine Besorgniß, die Rechte, welche Eure Sprache Euch gibt, sind unverlethbar, ganz Preußen gewährt sie Euch.

Als leitendes Princip für die künftigen Einrichtungen steht fest, daß jeder in seiner Sprache regiert werde, in ihr sein Recht empfangen. Keiner soll nöthig haben, zu irgend welcher Behörde in einer andern Sprache zu reden als in der seinigen, noch darf er anders als in ihr beschieden werden oder sein Urtheil empfangen. Habt Vertrauen zu Euren polnischen Landsleuten, bei aller natürlichen Aufregung der letzten Zeit haben sie doch die ernstesten Anstrengungen gemacht, Keinem von Euch zu nahe zu treten. Einzelnes ist eine Ausnahme, die sie selbst beklagen und auch Einzelne von Euch haben nicht immer das rechte Maß gehalten.

Darum vor Allem keine gegenseitigen Anschuldigungen; seht nur auf das Ganze, seid nachsichtig und milde gegen das Einzelne. In der Einigkeit seid Ihr stark, in der Entzweiung jedem Winde, der von Außen kommt, Preis gegeben.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen soll nun sofort an's Werk geschritten werden. Aber eine Vorbedingung muß ich machen. Zuvor muß Ordnung und Geseßlichkeit vollkommen wieder hergestellt sein. Es darf keine Autorität im Lande geben, welche nicht von der Regierung ausgeht, nicht von ihr sanctionirt ist.

Von den bestehenden Comités kann ich nur die bestätigen, welche lediglich Locale Zwecke, die öffentliche Sicherheit im Auge haben und deren Fortbestehen die Ortsbehörden wünschen; alle anderen müssen sich sofort aller und jeder öffentlichen Handlung enthalten.

Jede ungerichtete freiwillige Bewaffnung in Trupps wird im eigenen Interesse der Rationalität gut thun, sich unverzüglich aufzulösen. Es droht für jetzt noch keine Gefahr von Außen. Träte sie uns nahe, so würde ich der Erste sein, welcher die Vaterlandsliebe der Eingeborenen zu jeder Anstrengung aufforderte. Für jetzt kann jeder ruhig in seine Heimath zurückkehren. Eure Gefahr ist auch die unsere und wir werden dann zusammen ihr entgegenreten. Was bis jetzt geschehen, ist eine ungeitige Verschwendung von Geld und Kräften.

Posen, den 8. April 1848, Abends 7 Uhr.

General von Willisen hat mit seiner Proclamation schlechte Geschäfte gemacht; denn wie ich höre, sind Polen und Deutsche damit gleich unzufrieden. Er ist eben im Begriff, noch eine andere drucken zu lassen. Auf seinen ersten Bericht hat der König nachgegeben, daß ein polnisches Infanterie- und ein polnisches Cavallerieregiment mit polnischen Fahnen und polnischem Commando gestiftet werde. Meines Erachtens aber werden die Polen auch hiermit nicht zufrieden sein. Schon der Umstand, daß sie nie wahrhaft sind, daß sie, während sie hier unterhandeln, fortfahren zu organisiren, Stafetten auffangen, Steuern erheben u., muß alle Unterhandlungen zerschlagen. Auf die Nachricht, daß General von Willisen und Mieroslawski herumreisen werden, um zu sehen, ob sie auseinander gegangen u., hat das Comité hier veranlaßt, daß man sich von allen Seiten nach Szroda begeben, um dem Commissar zu zeigen, wie stark man sei. Das General-Commando hat hierüber eine Menge Befehle in Händen, die ihm von allen Seiten zugegangen sind. In Szroda und Wreschen sollen jetzt an die 12,000 Mann beisammen sein nebst zwei kleinen Geschützen und einem ganzen Ulanenregiment. Hier hat man gestern Abend auch die Landtschaft besetzt, weil man dort fortfuhr, zu exerciren. Die Studenten sind zur Stadt hinausgewiesen, weil die Erbitterung der eingerückten Truppen es unmöglich machte, sie gegen deren Insulten zu schützen. Morgen, spätestens übermorgen soll denn auch General von Dunker mit der mobilen Colonne losbrechen. Ist er glücklich, so wird die Sache bald ein Ende haben; sollte er aber einen Schreck erleiden, so würde die Revolution ihr Haupt um so sicherer erheben. Ich bin mit Vertheidigung der Stadt und dem Commando der Truppen in Biniary beauftragt — ein schwieriger Auftrag, der seine bösen Seiten hat. Je mehr man sich mit den darauf bezüglichen Details beschäftigt, auf je mehr Blößen,

Wer sich dem Dienste der Waffen aber widmen will, kann sich bei dem Landwehr-Commandeur melden, er wird, wenn er dienstfähig ist, eingestellt werden.

Polen! Die edelsten Männer unter Euch haben mir ihre Mitwirkung für die Herstellung der Ordnung, wie ich sie verlangen muß, zugesagt; ich werde mich in ihrer Begleitung bald überzeugen, ob meine Wünsche überall erfüllt sind und dann soll es schnell an's Werk gehen. Bis dahin kann nur vorbereitend berathen werden. Ich werde dazu Männer jeden Standes, jeder Sprache in angemessenem Verhältnisse heranziehen und hoffe sicher, Sr. Majestät Regierung nur solche Vorschläge zu machen, welche das Zeichen gerechter Abwägung aller Interessen an ihrer Stirn tragen.

Noch einmal also: Ordnung, Ruhe, Geseß!

Ohne Ordnung keine Freiheit, und Polen! bedenkt, welches unverhoffte volle Maß bürgerlicher und politischer Freiheit Ihr durch die großen Gaben der letzten Wochen mit uns genießt, mehr als Einer von uns zu erleben hoffte. Wollt Ihr aber unsere Freiheit mitgenießen, müßt Ihr zunächst auch in unsere Ordnung eingehen. — Werdet Ihr zu derselben zurückkehren, Euch geordnet und ruhig in Eure Heimath begeben, so verbürge ich mich Euch für das Gesehene die vollständige Amnestie bei Sr. Majestät zu erwirken.

Posen, den 6. April 1848.

Der Königl. Commissarius und Präses der Commission
zur Reorganisation des Großherzogthums Posen,
von Willisen, General-Major.

Schwächen, Unzulänglichkeiten stößt man. Es ist kaum glaublich, wie die Herren in's Gelag — das ist wol der rechte Ausdruck — hineingebaut. Da ist kein Gedanke gewesen, daß die Sache noch einmal so oder so kommen könne — in so viel Jahren, haben sie calculirt, wollen wir fertig sein, und damit Basta. Weder die Erfahrungen von 1831 noch 1846 haben sie klug gemacht — nirgend ein Abschnitt, ein Anschluß an die Stadt, die Enceinte derselben noch offen, die einzelnen Forts nur bedingungsweise vertheidigungsfähig. Wären wir genöthigt worden, die Stadt zu verlassen, ich weiß nicht, wie es mit Fourage, Brod &c. geworden sein würde. Wir haben einstweilen nur gegen den gewaltsamen Angriff formirt und doch haben wir 161 Geschütze en batterie. Von dem Bataillon meiner Brigade, das in der Enceinte liegt, habe ich 231 zur Artillerie geben müssen. Mit einem Worte, man muß es dem Ingenieurcorps, dem Kriegsministerium nachrühmen, daß sie beim Bau kein politischer Gedanke geleitet, daß sie als reine Techniker und eben nur noch als Techniker einer niedern Ordnung gehandelt haben. Von den Details der Verschanzung, mit denen ich mich unablässig beschäftige, ließ sich noch mehr sagen — ich möchte sagen, daß man für jedes Werk ein eigenes Ingenieurcorps haben müßte.

Generallieutenant von Wedel ist heute Nachmittag hier angekommen. Ich habe jedoch nicht Zeit gehabt, ihn zu sehen — nur Lieutenant Mirus habe ich einen Augenblick gesprochen. Von ihm habe ich erfahren, daß die Blücher'schen den Kampf begonnen und einen guten Fang gemacht haben. Die Sache hat hier eine ungemeine Freude erregt — man erwartet nur den Moment, loszubrechen. Alle Berichte stimmen darin überein, daß man Alles, was man hat aufstreiben können, bei Szroda und Breschen concentrirt. Am Ende denkt Mieroslawski daran, die ganze Geschichte auf Rußland zu hegen.

Ich habe bis heute 31 Deserteure, heute fünf auf einmal. Doch hat man einen Menschen eingefangen, der sie dazu verleitet — auch einen Mann hat man arretirt, der den deutschen Soldatenkatechismus, dies infame Blatt, unter die Soldaten vertheilt hat.

Morgen denke ich, den endlichen Ausmarsch der mobilen Colonnen berichten zu können. Gott gebe, man hätte sie sofort nach meiner Rückkehr aus Berlin in Bewegung gesetzt.

No. 6.

Posen, den 9./4, Morgens 10 Uhr.

Die Sache mit General von Willisen fängt an, schlecht zu gehen. Die Deutschen aller Orten haben sich entschieden gegen ihn ausgesprochen und ihm vorgeworfen, daß er ihrer Sache entgegentrete und die Polen ungebührlich begünstige — einige sind sogar soweit gegangen, ihm zu sagen, daß er nur an einen Krieg mit Rußland denke. Im deutschen Club sind dieserwegen die heftigsten Reden gehalten worden, und man hat sich mit bitterer Beschwerde über des Generals Treiben an den Minister des Innern gewandt. Auch die Polen sind mit ihm unzufrieden und werden sich vor allen Dingen hüten, auseinander zu gehen. Ebenso hat sich der Commandirende gegen ihn erklärt und beim Kriegsminister gegen seine Maßnahmen entschieden protestirt. Ich wollte

ihn gestern Abend besuchen und ihn von dem Sturm, der sich gegen ihn zusammenzieht, abtiren, aber er war nicht zu Hause. Morgens um 7 Uhr sprach ich ihn auf einige Augenblicke; er las mir in größter Eile eine Proclamation vor, die er beabsichtigte, zu erlassen und eilte dann in die Session der Reorganisationsmänner. Seit der Zeit habe ich ihn nicht gesehen. Mieroslawski ist gestern nach Szroda gegangen. Bleibt es bei den erlassenen Bestimmungen, so würde der Ort morgen angegriffen werden.

Im Augenblicke wo die Truppen zur Expedition nach Szroda abrücken und ich die Sicherheitsmaßregeln für die mir vertrauten Posten einleite, werde ich zum Commandirenden befohlen. Ich traf dort Generalleutenant von Steinacker, General von Willisen, General von Dunker und Major von Olberg. Der Commandirende fragte mich, ob ich für den Geist der Truppen einstehen könne, wenn die Expedition nach Szroda noch länger vertagt würde? Ich erklärte, daß ich dies nicht könne; daß heute gegen 700 Polen zur Weichte gewesen, daß die Insinuationen der Priester und Edelleute schon anfangen, ihre Früchte zu tragen; daß das Verschieben und Verlegen Officiere und Soldaten höchst unzufrieden mache. General von Willisen wollte die Expedition bis Dienstag 11 Uhr aufgeschoben haben. Darüber kam es nun zu heftigen Debatten, in denen namentlich der Commandirende sich gegen jede und alle Concessionen erklärte. Endlich jedoch ward nachgegeben, daß der Angriff nicht vor Dienstag 11 Uhr geschehen dürfe; alle Polen sollten dann auseinander gegangen sein, die unter dem militärpflichtigen Alter sollten zu ihren Eltern, die Landwehrmänner zu ihren Bataillons zurückkehren, die sonstigen Freiwilligen aber bei den Regimentern der polnischen Division eintreten. Der Erzbischof, Mieroslawski und viele andere Polen haben sich anheißig gemacht, die Leute zum Auseinandergehen zu vermögen. Ich glaube jedoch, daß der Anmarsch der Truppen, die morgen nur eine Meile von Szroda bivouaciren werden, hierbei das Beste thun wird. Bei Alledem ist wieder ein Tag verloren gegangen.

Im deutschen Comité hat man eine Notiz, die Willisen angeblich den Polen eingehändigt haben soll, circuliren lassen. Die Deutschen haben dem Commandirenden erklärt, daß sie sich nun, da man sie complet verrathe, selbst Recht verschaffen und mithin bewaffnen würden. Zugleich haben sie zwei Deputirte nach Frankfurt und zwei nach Berlin geschickt. Der Commandirende hat ihren Entschluß durchaus gebilligt. Es wächst somit ein neues Element in die Sache, das sie nur noch verwickelter macht. General von Willisen will sich übrigens morgen einer Colonne anschließen, um einen letzten Versuch zur Sühne zu machen.

Heute stehen hier nur vier Bataillone meiner Brigade. Morgen rücken das Samter'sche Landwehr-Bataillon, ca. 600 Mann, und das Liegnitzer Landwehr-Bataillon, ca. 400 Mann, hier ein. Die Landwehr-Escadron des hiesigen Landwehr-Bataillons, 76 Pferde, tritt morgen unter Rittmeister v. Tresslow in Activität. Ich glaube, man könnte in kurzer Zeit Tausende von Leuten beritten machen, wenn man nur die Pferde nach dem Staatspreis bezahlen wollte. Mit dem Gelde aber sieht es knapp aus, weil durchaus nichts eingeht und von

Berlin nichts geschieht wird. Präsident Niebs sagte mir, daß kaum so viel da sei, um den Officianten das Tractament für den nächsten Monat auszuzahlen.

No. 7.

Posen, den 10., Morgens 8 Uhr.

Die Nacht ist ohne Störungen vorübergegangen. Doch sind mehrere Verhaftungen Bewaffneter vorgefallen. Beim Abfahren der Szrodaer Post wurden zwei Studenten und ein Franzose aus Batignolles verhaftet, die mit Stuken und Säbeln bewaffnet waren und überdies noch einen Ballen mit Waffen bei sich führten. Um 1 Uhr etwa nach Mitternacht ward die Nachricht vom Vorfalle in Miescisko im Bivouak bekannt. Die Sache fiel um so mehr auf, als General v. Wedel bei seiner Anwesenheit hier versichert hatte, es sei im Departement, bis auf Trzemeszno, Alles ruhig. Ich habe hier von Hause aus gerathen, dem Winkel von Ragomo, Sopienno, Kled etc. die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mieroslawski legte ihm 1846 nicht ohne Grund so hohe Wichtigkeit bei und hat ihn auch jetzt, wo er alle seine Kräfte bei Szroda concentrirt, festgehalten. Ich fürchte, daß sich dorthin die Insurgenten zurückziehen, wenn ihr Gros auseinander gesprengt wird, und daß sie hier einen sehr günstigen Schauplatz für den kleinern Krieg finden. Das buschige, durchschnittene Terrain ist dazu sehr geeignet und liegt vortrefflich, um nach allen Seiten hin auszufallen. Hoffentlich jedoch werden ihnen die Generale von Wedel und von Hirschfeld hierzu keine Zeit lassen.

Aus Berlin her geht die Weisung ein, jetzt, wo Willisen's Bemühungen sich als fruchtlos bewiesen, energisch einzugreifen. Wie es scheint, hat General von S. eine hierauf bezügliche Cabinetsordre zu gelinde gedeutet, denn er empfiehlt noch immer Schonung und Menschenliebe. Wenigstens fragt ein Brief vom General von Neumann vom 8. d., warum man denn noch nicht ernstlich eingeschritten? Uebrigens ist man hier mit General von S.'s Erklärung in der Stände-Versammlung über die hiesigen Umtriebe sehr unzufrieden. Er hat hundert Documente über den anarchischen Zustand der Provinz in Händen und äußert sich darüber in einer blöden, mamsellenhaften Zurückhaltung. Kommt er nochmals mit einer solchen deplacirten Schonung zum Vorschein, so riskirt er, von hier aus sehr scharf in den öffentlichen Blättern zurecht gewiesen zu werden. Die Deutschen sind hier ganz furios geworden und wollen von keiner Schonung mehr etwas wissen. Sie werfen den Behörden Schwachheit und Mangel an Energie vor, worin sie theilweis nicht Unrecht haben.

1 Uhr.

Während General von Willisen mit den Polen schön thut und wirklich hemmend wirkt, haben wir in Purnik eine neue Ungelegenheit erlitten. Ein Detachement Reconvalescenten von 8 Mann ist in Purnik entwaffnet worden, und die Leute selbst sind nur in der Finsterniß den Mißhandlungen der Menge entwichen. Eine Husaren-Patrouille von 10 Pferden, die beauftragt war, die Nachricht von der Verschiebung der Feindseligkeiten einer von Santomyschl heranrückenden Colonne zu überbringen, ist in dem Orte gleichfalls angegriffen

worden. Ein Husar ist dabei geblieben — ein Pole — die andern sind, ohne ihren Auftrag vollführen zu können, zurückgekehrt. Ob hierdurch noch größere Unannehmlichkeiten herbeigeführt werden dürften, steht natürlich zu erwarten.

Ueber eine neue Proclamation des General von Willisen ist der Commandirende außer sich. Er ist sogleich zu ihm gegangen und hat ihm darüber, als der mündlichen Verabredung zuwider, die heftigsten Vorwürfe gemacht. Was sich daraus entwickeln, wie sich die Sache fortspinnen wird, mag Gott wissen. Jedenfalls ist die Stimmung der Deutschen den Polen gegenüber noch gereizter geworden und deren Comité hier ist entschlossen, es auf Alles ankommen lassen zu wollen. Der Commandirende selbst hat eine energische Protestation in Bezug auf manche Punkte an General von Willisen gerichtet.

4 Uhr.

Der Commandirende hat sich entschlossen, heute noch aufzubrechen und der Expedition, die ca. 8000 Mann zählen wird, beizuwohnen. Ich soll die Ehre haben, ihn zu begleiten. Jedenfalls ist die Sache morgen um diese Zeit entschieden. Kommt es zum Kampfe, so wird er sehr blutig sein. Unsere Soldaten sind wüthend, die Polen nicht minder. Ich schreibe womöglich vom Kampfplatze selbst. So Gott will, treiben wir die Rebellen auseinander und stellen die Ordnung wieder her. Wir werden dort Manchen treffen, der gegen unsere Kameraden in Berlin gekämpft — ich denke, wir wollen ehrliche Abrechnung halten. Wenn Gott mich in der Expedition abrufen sollte, so werde ich wenigstens das Bewußtsein mit hinüber nehmen, nach Kräften für die gute Sache gewirkt zu haben.

General von Duncker meldet soeben, daß sich die beiderseitigen Vorposten hinter Tulce bei Jimico gegenüberstehen — an ein Auseinandergehen scheint nicht zu denken.

No. 8.

Madowice bei Szroda, den 11./4. 48, 4 Uhr Nachmittags.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Die Sache ist ganz anders gekommen, als alle Welt geglaubt. Die Polen haben sich den ihnen vom General von Willisen gestellten Bedingungen unterworfen und sollen nun auseinander gehen. In drei Tagen soll Alles auseinander sein. Die Truppen haben daher in der Nähe der Stadt, im Umkreis einer Meile, Cantonirungen bezogen. Ob die ganze Sache von Erfolg sein wird, wer möchte darüber das Rechte wissen? 2000 Mann und 400 Pferde in Abtheilungen von 500 Mann und 100 Pferden sollen in Szroda, Wreschen, Miloslaw und Kionz zusammenbleiben, bis der Commandirende sie den Truppen einverleibt. Es sind die Leute, glaube ich, die nicht wissen, wohin sie sollen, oder aber, die die Polen ausgesucht, um noch weiter zu miniren, als es bis jetzt gelungen. Willisen ist ganz stolz, es soweit gebracht zu haben — wir Alle aber sind in Verzweiflung, daß es dahin gekommen. Morgen soll ich nach Szroda, um zu sehen, wie weit den Stipulationen der Abkunft genügt worden.

Nach den, dem General von Willisen überreichten Documenten waren auf den verschiedenen Punkten 18,000 Mann beisammen; in Szroda, das besetzt

und barricadirt worden, nur 4000 Mann. Die Hauptbände soll in Breschen stehen, 6000 Mann. Die Polen selbst sollen gemeint haben, daß sie nicht würden auseinander zu bringen sein. Einstweilen muß man Alles glauben, was circulirt — die Folge wird ja lehren, ob es wahr gewesen. Ich fürchte, man beugt einer momentanen Ungelegenheit vor und bereitet sich deren größere für die Zukunft. Die Nachricht von dem Engagement des General von Wedell bei Przemczyn lief heute Nacht ein — ich glaube, man hat ihn auf Neffa dirigirt.

No. 9.

Pomornice, den 12./4. 48, 6 Uhr Abends.

Die unerklärbaren Verhältnisse, in denen wir hier im eigentlichen Sinne des Wortes herumschwimmen, fangen an, immer unerklärlicher zu werden. Gestern war Alles Vertrag, Amnestie. In Folge derselben unterhandle ich mit einer Deputation aus Szroda und habe soeben eine Art Vertrag unterzeichnet, als der Befehl einläuft, morgen um 10 Uhr auf demselben Flecke zum Abmarsch aufgestellt zu sein, wo wir gestern den General von Willisen empfangen. Der commandirende General hatte mich beauftragt, über das Verhältniß einen Corps-Befehl aufzusetzen und die Truppen über den Verlauf der Sache einigermaßen zu beruhigen. Während dem hatte sich General von Willisen den Truppen genähert und ist von diesen, wie ich höre, mit einer wahren Indignation empfangen worden. Die Landwehr namentlich hat sich über sein Betragen höchst tumultuarisch ausgesprochen und es haben Scenen stattgefunden, die stark an Indisciplin grenzen. Ich mag nicht Alles nach erzählen, was darüber gesprochen wird; aber die Sache ist soweit gekommen, daß der General von Willisen seinen Mantel abwerfen mußte, um den Leuten zu zeigen und zuzurufen, daß er preußischer General sei, um sie von weiteren Excessen abzuhalten. Seinen Begleitern hat man die polnische Cocarde abgerissen und den Wagen, in dem ein Regierungs-Commissar vom Ober-Präsidio saß, umwerfen wollen. Der Mißmuth der Soldaten hat sich in ungezügelter, unverzeihlichster Weise Luft gemacht.

Sind die Nachrichten, die uns soeben aus Posen zugehen, begründet, so wäre dort gleichfalls ein Cravall bei des Generals Ankunft gewesen. Man sagt sogar, daß das Militär und die Polizei die Deutschen und die Juden auseinander treiben müssen. Was den Befehl zur plötzlichen Concentrirung bewirkt, ist bis jetzt noch ein Räthsel — entweder sind General von Willisen bestimmte Nachrichten darüber zugegangen, daß ihn die Polen täuschen, oder aber der Commandirende, der nach Posen zurückgegangen, hat von Berlin Weisungen erhalten, der Sache schnell ein Ende zu machen. Soeben kommen Officiere aus Kurnil und Wnin. Die Landwehr, die dort steht, hat schnelle Justiz geübt. Sie hat selbst desarmirt, die Adler mit Triumphgeschrei wieder aufgehängt — das Ganze nicht ohne Excesse — ein übles Zeichen für die Polen, denn von der Erbitterung der Leute gegen sie kann man sich keine Idee machen. Leider aber muß man gestehen, daß sich hiermit die Bände der Disciplin grausam lösen. Die tobenden Landwehrmänner haben sogar auf einen Officier des 7. Regimentes angeschlagen, als er zur Verhütung des Allarms ernstlich hat einschreiten wollen.

11 Uhr Abends.

Soeben kehrt der Commandirende von Posen heim. Der Abmarsch für morgen wird aus mir unbekannten Ursachen abbestellt und erst auf übermorgen angeordnet. Zugleich bestätigt es sich, daß Tausende von Menschen vor des Generals von Willisen Quartier erschienen und dort den größten Spectakel angerichtet haben. Die Pikets haben unter die Waffen treten und der Commandirende hat den General ersuchen müssen, abzureisen, was denn auch geschehen ist, wenngleich erst in der Nacht. Um 12 Uhr wurden die ganzen Cantonnements alarmirt; der Lärm kam von Kurnik her, wo wahrscheinlich die Landwehrleute ganz ohne Noth geschossen und einen Scandal herbeigeführt hatten. Zuletzt hieß es, man habe aus den Fenstern geschossen, was sich aber nicht bestätigt hat — es hat sich nur ergeben, daß einige Landwehr-Bataillone, namentlich das Liegnitzer, aus Rand und Band sind. Die Cantonnements aber waren rasch unter den Waffen.

Szroda den 14./4., 5 Uhr Abends.

Heute endlich sind wir hier eingerückt. Von all' den Schanzen, Redouten, Verhaufen, wovon man so viel erzählt, ist gar nichts, oder doch nur so wenig da, daß es an das Lächerliche grenzt. Der Aufmarsch unserer Colonnen hat einen guten Eindruck gemacht. Die Leute hatten sich einreden lassen, mit den Preußen sei es vorbei. Nun haben sie sich eines Andern überzeugt, denn die 8 — 9000 Mann und 10 Geschütze, die allein hier eingerückt, sprachen klar und deutlich auch zu den Ungläubigsten. Der Einmarsch ist ohne jede Störung geschehen, ebenso die Entwaffnung der Bürgergarde, das Abnehmen der polnischen Fahnen. Aber während die Truppen bei dem Commandirenden defiliren, haben sich von der Landwehr wieder Leute entfernt und angefangen, den Probst, der allerdings ein übler Patron sein soll, zu plündern. Das Liegnitzer Landwehr-Bataillon sah beim Vorbeimarsch gräulich aus, war ganz auseinander. Ich habe dem Commandeur zu den extremsten Maßregeln gerathen, aber ich glaube nicht, daß ich damit durchkommen werde. — Ich weiß nicht, ob sich der General täuscht, aber ich glaube, daß wir jetzt erst beim Ende des Anfangs sind. Uebrigens hätte man keineswegs nöthig gehabt, auch nur die mindesten Concessionen zu machen; aber die Instructionen des Generals von Willisen scheinen ganz eigener Art zu sein. Wie ich höre, so wenden sich alle Meuterer jetzt gegen Galizien. Ich lasse mir sogar sagen, daß man sie auch von Berlin dorthin dirigire. Aber werden sie dort bleiben? Sollten sie nicht von dorthin demnächst verstärkt zurückkehren? Bei der Schwäche der Regierungen, dem Mangel an Energie, der Schlaffheit der Behörden, der Kühnheit und Rücksichtslosigkeit der Meuterer ist dies mehr wie wahrscheinlich. Willisen will von alle dem nichts hören und sehen. Gott gebe, daß er Recht habe; aber, obwol ich nicht zu den Geistessehern gehöre, glaube ich mich nicht zu täuschen.

Der Commandirende ist mit des Generals von Willisen Maßregeln im höchsten Grade unzufrieden. Er hat in Berlin in den stärksten Ausdrücken dagegen protestirt und sich namentlich gegen die Incorporirung der Mannschaften in die Posenschen Regimenter ausgesprochen. Ich würde dabei das schlechteste Geschäft machen. Die Regimenter haben im Durchschnitt die Hälfte Polen;

kämen nun noch zu jedem Regiment 1000 Mann, so weiß ich wirklich nicht, wie das werden soll. Ich habe bis jetzt das Unmögliche möglich gemacht; aber die Sache auf die Länge der Zeit zu halten, geht über meine Kräfte. Man will mir die Ueberwachung der polnischen Depots in den vier Städten übertragen; aber ich werde mich auf das Aeußerste dagegen sträuben — ich wüßte kein undankbareres und schwierigeres Geschäft. In Breschen ist gegen Mieroslawski ein completer Aufstand ausgebrochen — auch von hier hat er sich flüchten müssen. Ich habe ihm vielfach gesagt, wie die Sache hier enden werde. Aber so viel Verstand und Kenntnisse er auch haben mag, so fehlt ihm doch die Ruhe, das erste und nothwendigste Requisit für einen großen Mann.

General von Willisen hat dem Commandirenden gerathen, schon jetzt die Landwehr in kleinen Märschen nach Hause zu schicken, überhaupt alle militärischen Maßregeln zu sistiren. Alle Militärs sind anderer Meinung. Aber wer weiß, wer hier Recht behält?

Szroda, den 16./4. 48.

Guer &c. dürften Sich wundern, noch einen Bericht von hier aus zu erhalten. Bei dem diplomatisch-politischen Gange unserer Angelegenheiten jedoch, in dem die militärischen Maßregeln ganz in den Hintergrund treten, müßte man eigentlich erstaunt sein, uns überhaupt noch hier zu sehen. General von Willisen sieht die Abwicklung der ganzen Uebereinkunft noch immer in einem rosenfarbenen Licht; in Berlin hat man ihr seine ganze Beistimmung bis auf die Incorporirung der annoch bewaffneten Leute gegeben. Diese soll noch einer weiteren Entschließung vorbehalten bleiben. Zugleich hat man sich für eine Abzweigung des ehemaligen Negbistricts und der deutschen Grenzkreise positiv entschieden und für die Sicherstellung der deutschen Nationalität in dem zu reorganisirenden Theil der Provinz entschieden ausgesprochen. En attendant stehen uns aber die bewaffneten Banden noch immer gegenüber. In Breschen haben sie bei ihrem Abzuge einen Juden ermordet, vier Judenmädchen mit Senfen tödtlich, vier andere Menschen aber schwer verwundet, dabei noch geplündert und wie die Vandalen gehaust. Man war Willens, diese ganze Sache so hingehen zu lassen. In einer Versammlung aber beim Commandirenden habe ich mich entschieden gegen diese Schwachheit ausgesprochen und darauf angetragen, daß, wenn die Mörder und Verbrecher nicht bis heute um 9 Uhr ausgeliefert würden, man ohne Weiteres Miloslaw angreifen und die Banden mit Gewalt der Waffen auseinander treiben müsse.

Diese Ansicht ist denn auch durchgegangen, man hat sie General von Willisen zur Mittheilung an die Insurgenten zugesandt und ihn zugleich aufgefordert, bei der Expedition zugegen zu sein, um sich zu überzeugen, daß man bei aller Entschiedenheit doch jeder Regung der Menschlichkeit Gehör geben werde. So stehen die Sachen jetzt, d. h. um 6½ Uhr Morgens. In Kionz sollen gleichfalls grobe Excesse vorgefallen sein. Man hat dort angeblich im Lager einige Insurgenten-Chefs ermordet und mißhandelt. Die Führer sind darauf entflohen und die Banden sollen nun rauben und plündern. Wie es scheint sind an keinem Punkte die Chiefs Herren ihrer Leute. — Die Furcht hält sie noch bei ihren Leuten. Griffe man energisch und entschieden zu, so hätte man längst reinen Tisch ge-

macht. Aber die unglückselige Politik, die steten Befehle von Berlin, das Blutvergießen zu vermeiden, verhindern, die Ordnung herzustellen. Von fern gesehen, mag sich Manches in einem andern Lichte darstellen; aber es ist ein wahrer Jammer, so in der Mitte der Ereignisse zu stehen und zu sehen, wie es zugeht. Hier wollte man sich auf Tod und Leben wehren, alle Welt war überzeugt, daß es einen heißen Kampf sehen werde; in Warschau sollte dasselbe stattfinden. Aber ebenso, wie sich unsere schlauen Politiker glücklich schätzten, einen Ausweg zu finden, um ja nicht die Fingerspitzen in Blut zu tauchen, beeilen sich die Polen, eine Ausrede zu finden, sich bei Leibe nicht bis auf den letzten Mann niedermachen zu lassen. Die Barricaden, Gräben etc., welche die Priester eingeweiht und die Senfemänner geschworen, bis auf den Tod vertheidigen zu wollen, sind am Tage unseres Einrückens durch alte Frauen beseitigt worden.

Ich bemerkte schon früher, daß sie eben so schlecht concipirt als ausgeführt waren. Ein Gerücht sagt, die Insurgenten wollten jetzt über die Warthe gehen, sich mit denen bei Kionz und Pleschen vereinen und versuchen, nach Galizien zu gehen, wo sie auf große Erfolge rechnen.

Um 11 Uhr.

Soeben geht eine Remonstration des Generals von Willisen gegen die Expedition nach Miłosław ein. Sie wird danach unterbleiben. Eine Verletzung der höheren Führer wirft die ganze Ordre de bataille über den Haufen. Ich bin beauftragt, die Führung aller Truppen zu übernehmen. — in einer Stunde breche ich mit 6 Bataillonen, 6 Escadronen und 6 Geschützen nach Kionz auf, wo es drunter und drüber gehen soll.

Briefe von Schiller*)

an

Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg
über ästhetische Erziehung.

~~~~~  
In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben

von

A. L. J. Michelsen.

~~~~~  
5.

Durchlauchtigster Prinz,

Ehe ich die angefangene Materie verlasse, so verstaten Sie mir, was ich bisher blos theoretisch ausführte, auch historisch zu erweisen. Ich versetze mich in Gedanken in die Urwelt zurück, und folge der jugendlichen Menschheit auf ihren ersten Schritten zur Humanisierung.

Was war der Mensch, ehe die seelenbildende Kunst ihre Hand an ihn legte? Der trotzigste Egoist unter allen Thiergattungen, und bey aller Anlage zur Freiheit der abhängigste Sinnensklave. Er sorgte blos für sich selbst und schätzte nichts, als was seine rohen Begierden stillte. Die schöne Natur breitete umsonst ihre Herrlichkeit vor ihm aus. Er sah nichts in ihr als eine Beute, über welche seine Begehrlichkeit herfstürzen konnte. Er betrachtete sie blos mit dem gierigen Blick eines Räubers, wenn sie ihm ihren Reichthum zur Schau ausstellte, und blos mit dem knechtischen Blick eines Mißethäters, wenn sie in Gewittern, Erdbeben, Ueberschwemmungen ihre Größe und Macht blitzen ließ. Ohne eine Wahl anzustellen, trachtete er blos nach unmittelbarer Befriedigung. Der Geschlechtstrieb war das einzige Band, das ihn an seine Gattinn fesselte, und die Befriedigung dieses Triebes die einzige Forderung, die er an sie machte. Bey seiner Bekleidung, seinen Geräthschaften, seiner Wohnung sah er blos auf das Nothwendige. Eine Höhle genügte ihm, um ihn vor dem Grimm wilder Thiere und der Witterung zu schützen. Gebrauch es an dieser, so machte er sich eine künstliche von Baumzweigen oder Steinen; so kümmerlich sie auch ausfallen

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau“, Heft 7, S. 67—81, Heft 8, S. 273—284 und Heft 9, S. 400—413.

mochte, der Noth war sie schön genug. So trotzig er sich gegen die Ohnmacht betrieß, so verzagt war er gegen die Uebermacht. Alles, was er überwältigen konnte, nahm er als Eigenthum in Anspruch; alles, womit seine Stärke sich nicht zu messen wagte, war ihm ein feindliches Wesen, das gegen ihn bewaffnet war; so legte er in alles, was ihm vorkam, die mörderische Selbstsucht, die seine eigene Brust befeelte.

So elend erscheint uns die Menschheit auf ihrer untersten Stufe. So finden wir die alten Belasger im Thuchibides, und neuere Weltentdecker haben die Schilderung des Griechen bey vielen Völkern der Südsee und des nördlichen Asiens bestätigt gefunden.

Ich verlasse dieses niederschlagende Bild, um Ihnen, Gnädigster Prinz, ein fröhlicheres vorzuführen. Was war es für ein Phänomen, welches die anfangende Humanisierung bey diesen wilden Stämmen verkündigte? So viele historische Annalen wir auch zu Rath ziehen mögen, es ist bey allen Völkern dasselbe Phänomen: die Liebe zum Puß.

Der Wilde hört auf, sich mit dem Nothwendigen zu begnügen; er verlangt, daß es noch eine Eigenschaft mehr besitze, und zwar eine Eigenschaft, die nicht mehr seinen thierischen Trieb, sondern ein Bedürfniß von besserer Abkunft befriedigt. Diese Eigenschaft ist das Schöne. Freilich nur schön für seinen barbarischen Geschmack, aber hier kommt es ja nicht auf den Inhalt, sondern bloß auf die Form des Urtheilens an, und mit dieser ist eine Veränderung vorgegangen. Es gründet sich nicht mehr auf die unmittelbare und materielle Empfindung, sondern auf die Reflexion, auf die freie Betrachtung. Auch das Häßliche, als schön beurtheilt, beweist schon die Thätigkeit eines freieren Vermögens, ein Wohlgefallen ohne Sinneninteresse, einen anfangenden, wenn gleich noch so grotesken Geschmack.

Das Schöne des Wilden ist immer das Seltsame, das Schreiende, das Bunte. Er bildet groteske Figuren, liebt grelle Farben, und eine gellende Musik. Aber da diese Eigenschaften sein materielles Wohlfeyn schlechterdings nicht verbessern können, so muß man annehmen, daß er sie auf seine Denkkraft bezieht, und sie nicht darum schätzt, weil er unmittelbar etwas angenehmes dabey erleidet, sondern weil sie ihn mittelbar, als Anlässe zur Thätigkeit, rühren. Sie gehören also in subjektivem Sinn allerdings zur Familie des Schönen, wie sehr sie auch, in objektiver Rücksicht, davon ausgeschlossen sind. Sie gefallen seinem innern Sinn, weil sie ihm eine Thätigkeit des Verstandes zu empfinden geben.

Jetzt fängt auch der Wilde an, auf den Eindruck Acht zu haben, den er auf andere macht. Er will gefallen. Schon diese einzige Regung macht ihn zum Menschen. Dieses Bedürfniß könnte er nicht haben, wenn er nicht angefangen hätte, aus dem engen Kreis der Nothwendigkeit heraus zu treten, und für den Werth der Dinge einen andern Maasstab zu gebrauchen, als die Beziehung auf sinnlichen Genuß. Alles was er besitzt, muß jetzt neben dem Dienst, wozu es da ist, noch eine Forderung erfüllen. Es muß ausgezeichnet seyn und in die Augen fallen; denn so pflegt sich der erste Geschmack anzukündigen. Er, der auf der ersten Stufe vorlieb nahm, fängt an zu wählen, und was ihn bey dieser Wahl leitet, ist mehr werth als seine ganze vorige Existenz. Jetzt sucht

sich der alte Germanier schönere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkgeschirre aus, und der Nordkaledonier läßt bey seinen Festen die buntesten Muscheln kreisen. Selbst die Waffen sollen jetzt nicht mehr bloße Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn. Das rauhe Feldgeschrey fängt an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen.

Nicht zufrieden, das Nothwendigere zu verschönern, macht sich der menschgewordene Wilde das Schöne, auch schon der bloßen Schönheit wegen, zum Zweck, und will gewisse Dinge, bloß um dieses Zwecks willen, haben. Er schmückt sich. Die Gegenstände seiner Begierde wachsen, die Zahl seiner Güter mehrt sich, bis die künstlichen Bedürfnisse die natürlichen übersteigen. Der bloße Nutzen ist schon eine zu enge Grenze für seine erweiterten Neigungen. Wie er seine Haare mit Federn, seinen Hals mit Korallen ziert, wie er sogar an seinem eigenen Körper künstelt, und seine natürliche Gestalt, in der Absicht, sie zu verschönern, bis zum Abscheulichen entstellt, ebenso führt er in sein gesellschaftliches Betragen und in seine Sitten Schnörkel und Verzierungen ein, und gefällt sich über die bloße Zweckmäßigkeit hinauszugehen, um den erwachten Trieb nach freiem Vergnügen zu befriedigen. Wie sehr auch alle diese ersten Versuche, als Entfernungen von der Einfalt der Natur, ins Abentheuerliche, Abgeschmackte und Widerflinnige fallen, so sind sie doch eben deswegen, weil es Entfernungen von der Natur sind, Wirkungen eines freieren Bildungsvermögens, und daher, als die erste Annäherung der Vernunftfreiheit, eines Grades von Achtung werth. Sie beweisen uns, daß der einzelne Mensch und das Volk, bey denen wir sie antreffen, die Epoche der gänzlichen Unmündigkeit und des bloßen Naturregiments überstanden haben; daß sie nicht mehr Wilde, sondern Barbaren sind; denn Wildheit ist ganz unentwickelte, Barbarey falsch entwickelte Menschheit.

An dem Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern wird jetzt eine sehr vortheilhafte Veränderung sichtbar. Es ist nicht mehr der blinde Drang der Natur allein, was die Geschlechter einander näher bringt. Reize werden von dem Weibe, Verdienst von dem Manne gefordert, und die Schönheit ist der Tapferkeit Preis. Freiheit äußert sich bey dem Geschäft des Instinkts, und da der Instinkt sonst ganz ohne Wahl handelt, so dient diese Freiheitsäußerung zum untrüglichen Beweis, daß etwas höheres als die Natur dabey thätig war.

Auch der gesellschaftliche Umgang gewinnt ein ganz anderes Ansehen. Abhängiger von der guten Meinung anderer, weil er zu gefallen wünscht, muß der rohe Egoist den Ungeßüm seiner Affekte bezähmen, und die Freiheit außer sich respektieren, weil er der Freiheit gefallen will. So lange er gegen andre nur in physischen Verhältnissen stehet, kann er nur ein Objekt des selbstsüchtigen Erhaltungstriebes, nie eines freien ästhetischen Urtheils seyn. Er muß also heraustreten aus dem feindseligen kriegerischen Stand der Natur, und sich in einen Gegenstand der uneigennütigen und ruhigen Betrachtung verwandeln. Dies ist aber nur dadurch möglich, daß er selbst zur milden Erscheinung wird, daß er andern nicht als Feind gegenübersteht, daß er durch keine ungeßüme Kraftäußerung ihre Selbstliebe aufschreckt, kurz, daß er andere nicht, gleich einem feindseligen Gestirn, in den Wirbel seines Daseyns zieht, sondern sie, wie ein fernleuchtender Stern, als bloße liebliche Vorstellung beschäftigt.

Nirgends aber offenbart sich die wohlthätige Veränderung der Empfindungsart deutlicher, als in der heitern und lachenden Gestalt, welche, nach Erwachung des Schönheitstriebes, Religionen und Sitten annehmen. Furcht ist der Geist aller Gottesverehrung, ehe der Geschmack die Gemüther in Freiheit setzt. Es ist bloß ihre Macht, wodurch sich Götter und Dämonen dem kindischen Alter der Menschheit verkündigen, und dem Sklaven der Bedürfnisse ist alles Mächtige zugleich schrecklich. Ein knechtisches Zagen ist seine Andacht, sein Gottesdienst ist finster und nicht selten fürchterlich. So wie aber der Sinn für Schönheit erwacht, und der verzagte Erhaltungstrieb nicht mehr ausschließend und allein den Maasstab der Beurtheilung abgiebt, so verbessern sich auch die Vorstellungen von den Göttern, und der Mensch fängt an, in ein edleres Verhältniß zu denselben zu treten. Weil sie nicht mehr als bloße Naturkräfte auf ihn stürmen, so gewinnt er Raum, sie mit dem ruhigen Blick der Betrachtung zu fixieren. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit erschreckt hatten, und überraschen ihn mit einem veredelten Bilde seiner selbst. Das göttliche Ungeheuer des Morgenländers, das bloß mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltete, zieht sich in der griechischen Phantasie in die freundliche Form der Menschheit zusammen, und selbst der Vater der Götter muß seine plumpe Titanenkraft mit Schönheit vertauschen, um den Geschmack eines feinern Volks zu gewinnen, den nur die Form, nicht mehr die bloße Materie, befriedigen kann.

So unterwirft sich der Schönheit stille Macht nach und nach die rohe Natur, initiirt den Wilden zum Menschen, und lehrt ihn, auch schon in seinem physischen Sklavenstande seine dämonische Freiheit versuchen. Aber ihre wohlthätigen Wirkungen schränken sich nicht darauf ein, die Empfindungen zu vergeistigen, und dadurch die reine Geistigkeit von ferne vorzubereiten. Ihr Einfluß auf die letztere ist noch näher und unmittelbarer, denn selbst in seiner absolut freien Thätigkeit, im Geschäft der Erkenntniß und der Wahl, leistet sie dem Geist gegen die widerstrebende Sinnlichkeit Beystand, ob ihr gleich an diesen Geschäften selbst kein positiver Antheil gestattet werden kann.

Die Erforschung der Wahrheit erfordert Abstraktion und strenge Gesetzmäßigkeit, wovon die Trägheit und Willkührlichkeit der Sinne zurückbebt. Anspannung der Denkkraft gehört dazu, um die Form, worin allein die Wahrheit enthalten ist, von der Materie zu scheiden. Um also die sinnlichen Vermögen, die sich immer nur an die Materie halten, für die reine Thätigkeit der Vernunft zu gewinnen und ihren Widerstand zu besiegen, ist es nöthig, Formen wieder in Materie umzusetzen, Ideen in Anschauungen zu kleiden, und durch die Operationen der thätigen Kraft die leidende zu affigieren. Nur auf diese Art kann auch bey dem reinen Erkenntnißgeschäfte der Sinnlichkeit ein Gewinn abfallen, und die Arbeit mit Genuß, die Anspannung mit Abspannung, die Thätigkeit mit Seiden abwechseln.

Dieses leistet der Geschmack im Vortrag der Wahrheit. Bey dem Schönen fängt die Vernunft an, in das willkührliche Spiel der Phantasie ihre Gesetzmäßigkeit zu mischen. Bey dem Schönen fangen Phantasie und Empfindungskraft an, einen edlern Stoff von der Vernunft zu empfangen, und bey der höhern

Thätigkeit des Gemüths interessiert zu werden. Das Schöne dient also nicht bloß dazu, die Sinne zur Denkkraft zu erheben, und Spiel in Ernst zu verwandeln, es hilft auch umgekehrt, die Denkkraft zu den Sinnen herabzugiehen und Ernst in Spiel zu verwandeln. Das erste dieser beiden Verdienste erwirbt sich der Geschmack um den empfindenden, das zweite um den denkenden Theil der Welt.

Zum Denken wird der Mensch, wenn nicht starke Triebfedern seine natürliche Trägheit überwinden, bekanntlich nur durch den Reiz des Genußes eingeladen, und dieser Genuß muß unmittelbar aus seiner Thätigkeit selbst, nicht aus den Folgen derselben fließen. Diese erwarteten Folgen seiner Thätigkeit — sey es nun; daß sie wesentlich daraus fließen, wie die Einsicht aus dem Nachdenken, oder daß sie sich zufällig damit verbinden, wie etwa der Lohn mit der Arbeit oder der Ruhm mit der Geschicklichkeit — können niemahls zu allgemein wirksamen Antrieben dienen, weil es ja noch stets problematisch bleibt, ob wir eine Vorstellung davon haben, ob wir uns Hoffnung dazu machen, und ob wir einen Werth darauf legen. Und dann kann uns ein noch so großes Gut in der Erwartung, wenn es auch anlockend genug ist, uns zur Arbeit anzuspornen, doch die gegenwärtige Mühe der Anstrengung nicht verbergen, noch das Gefühl eines Zwanges ersparen. Um dieses Gefühl völlig aus dem Gemüth zu verbannen, muß der Genuß so schnell mit der Anspannung wechseln, daß das Bewußtseyn beyde Zustände kaum unterscheiden kann. Ein Meister in der guten Darstellung muß also die Geschicklichkeit besitzen, das Werk der Abstraktion augenblicklich in einen Stoff für die Phantasie zu verwandeln, Begriffe in Bilder umzusetzen, Schlüsse in Gefühle aufzulösen, und die strenge Gesetzmäßigkeit des Verstandes unter einem Schein von Willkühr zu verbergen.

In den wenigsten Fällen wirkt der Verstand logisch, nemlich mit deutlichem Bewußtseyn der Regeln und Principien, die ihn leiten; bey weitem in den mehresten Fällen wirkt er ästhetisch, und als eine Art von Takt, wie Ew. Durchl. schon aus dem Sprachgebrauch ersehen, der in allen Sprachen für diese Verstandesgattung den Ausdruck Gemeinsinn einführte.

Nicht als ob der Sinn jemals denken könnte; der Verstand wirkt hier ebenso gut, als bey dem schulgerechten Denker, nur daß die Regeln, nach denen er verfährt, nicht im Bewußtseyn festgehalten werden, und daß wir in einem solchen Fall nicht die Verstandesoperationen selbst, nur ihre Wirkung auf unsern Zustand durch ein Gefühl der Lust oder Unlust erfahren. Ehe das Gemüth sich Zeit nimmt, sein eigener Zuschauer zu seyn, und von seinem Verfahren sich Rechenschaft zu geben, wird der innere Sinn affiziert, die Handlung geht in Reiden, der Gedanke in eine Empfindung über.

Für diesen Takt nun muß der Redner und Schriftsteller von Geschmack sein Werk ausführen, wiewohl er sehr unrecht thun würde, es bloß vermittelt eines solchen Takts zu erzeugen. Führt er es hingegen auch für den logischen Verstand aus, wie er es durch denselben erdachte, so legt er jedem seiner Leser oder Zuhörer die Arbeit des Hervorbringens auf, die er doch allein hätte übernehmen sollen; er verweilt sie länger, als es dem Sinn gefallen kann, bey dem zwangvollen Zustand der Abstraktion, indem er den weit beliebteren Zustand der Anschauung

und Empfindung verzögert. Er übt also eine Art von Gewalt gegen sie aus und mißfällt, weil er die Freiheit beleidigt.

Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, Gnädigster Prinz, daß diesem Gesetz des Geschmacks nur Vorstellungen unterworfen sind, die auf Unterhaltung und Ueberredung abzielen, nicht aber solche Werke, welche der strengen Prüfung ausdrücklich hingegeben werden, und Ueberzeugung bewirken sollen. Diese letztern sind von allen Anforderungen des Geschmacks nicht nur freigesprochen, sondern es streitet sogar mit ihren Zwecken, daß sie in ästhetischer Rücksicht vortrefflich sind; weil der Zustand des Genusses der Prüfung nicht günstig ist, und eine geschmackvolle Behandlung das logische Maschinenwerk verdeckt, auf welches doch alle philosophische Ueberzeugung sich gründet. So würde Kant's Kritik der Vernunft offenbar ein weniger vollkommenes Werk seyn, wenn sie mit mehr Geschmack geschrieben wäre. Ein solcher Schriftsteller wird aber auch vernünftigerweise nicht erwarten, daß er Leser interessiere, die seinen Zweck nicht mit ihm theilen.

Wer hingegen allgemein gefallen will, den entschuldigt kein Stoff, er muß die Freiheit der Phantasie respektieren, er muß das logische Geräthe verbergen, wodurch er den Verstand seines Lesers lenkt. Wenn der dogmatische Vortrag in geraden Linien und harten Ecken mit mathematischer Steifigkeit fortschreitet, so windet sich der schöne Vortrag in einer freien Wellenbewegung fort, ändert in jedem Punkt unmerklich seine Richtung, und kehrt ebenso unmerklich zu derselben zurück. Der dogmatische Lehrer, könnte man sagen, zwingt uns seine Begriffe auf, der sokratische lockt sie aus uns heraus, der Redner und Dichter giebt uns Gelegenheit, sie mit scheinbarer Freiheit aus uns selbst zu erzeugen.

So wie ein geschmackvoller Vortrag zum Denken einladet, und die Erkenntniß der Wahrheit befördern hilft, weil er selbst aus abstrakten Begriffen einen Stoff für die Sinnlichkeit bildet, so hilft der Geschmack auch selbst die Sittlichkeit des Handelns befördern, indem er die moralischen Vorschriften der Vernunft mit dem Interesse der Sinne in Uebereinstimmung bringt, und das Ideal der Tugend in ein Objekt der Neigung verwandelt.

Aber hier, Gnädigster Prinz, betrete ich einen Boden, wo es ebenso gefährlich als leicht ist, einen Mistritt zu thun, und wo ich mich also genöthigt sehe, einen langsameren Schritt zu nehmen. Es giebt der denkenden Köpfe sehr viele, welche von keinem Einfluß des Geschmacks auf die Sittlichkeit wissen wollen, und in diesem Gebiete weit mehr von ihm befürchten als hoffen. In den folgenden Briefen werde ich Gelegenheit haben, ihre Gründe zu prüfen.

Ich erlaube mir noch nur den Wunsch hinzuzusetzen, daß das Interesse Ew. Durchl. an diesen Unterhaltungen nicht in eben dem Grad sich vermindern möchte, als das meinige wächst, solche fortzusetzen.

Mit tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht unterthänigster Diener

Ludwigsburg in Schwaben am 21. November 1793.

F. Schiller.

6.

Durchlauchtigster Prinz,

Mit einem gemischten Gefühl von Verlegenheit und Muth ergreife ich heute die Feder. Ich habe die Frage zu beantworten, wie viel die Tugend durch den Geschmack gewinnt, und fürchte daher in einen noch ernsthafteren, und für eine schriftliche Unterhaltung noch weniger schicklichen Ton, als bisher, zu verfallen. Doch ich erinnere mich zugleich, an wen ich schreibe, und wenn auch vielleicht die Wahl meines heutigen Gegenstandes den delikaten Geschmack des Weltmanns beleidigen sollte, so werde ich an dem Herzen des Tugendfreundes und an der Wahrheitsliebe des philosophischen Denkers, dem kein Gegenstand der Untersuchung, am wenigsten ein solcher, gleichgültig ist, desto nachdrücklichere Vertheidiger finden.

Ich bekenne gleich vorläufig, daß ich im Hauptpunkt der Sittenlehre vollkommen kantisch denke. Ich glaube nemlich und bin überzeugt, daß nur diejenigen unsrer Handlungen sittlich heißen, zu denen uns bloß die Achtung für das Gesetz der Vernunft und nicht Antriebe bestimmten, wie verfeinert diese auch seyen, und welch' imposante Nahmen sie auch führen. Ich nehme mit den rigidesten Moralisten an, daß die Tugend schlechterdings auf sich selber ruhen müsse, und auf keinen von ihr verschiedenen Zweck zu beziehen sey. Gut ist (nach den kantischen Grundsätzen, die ich in diesem Stück vollkommen unter-schreibe) gut ist, was nur darum geschieht, weil es gut ist.

Wenn ich also dem Geschmack das Verdienst zuschreibe, zu Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Brief zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall wie mit der äußern und physischen. Frey in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Ebenso kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überhoben ist, sich nach andern zu richten; ebenso gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelpe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabey keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklich-lichertweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald

wir nur wissen, daß der Handelnde dabey bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Ebenso verliert eine innere Handlung deswegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabey bloß dem Ausspruch seiner Vernunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern, folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Vergönnen mir Ew. Durchl., daß ich diese Analogie noch weiter ausführe. Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unserer Freiheit entgegentwirken, und bezwungen werden müssen. In so fern giebt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbarer wenigstens, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstand feindseliger Kräfte behaupten, aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich in's Mittel schlägt, und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Ebenso mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten, und die wir abweisen müssen. In so fern giebt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstehender wenigstens, wenn wir bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sich keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anderes als unsere Willenskraft diese Anreizungen entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir bloß darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist — gesetzt auch, es wäre die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen, sondern daß jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlösse, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Kollision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eines hinausläuft, der Begierden mit der Vernunft zu entspringen, und einer Seits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andrer Seits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle haben. Moralität kann also auf zweyerlei Weise befördert werden, wie sie auf zweyerlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchungen brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen sey.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein

eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der verändert werden müßte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn starke Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden.

Ich trage also kein Bedenken, Gnädigster Prinz, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördere, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der gefährlichste innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruch zu befinden. Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz, und will sein Objekt durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat.

Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, giebt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinn gelüftet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, giebt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchungen siegen. In ästhetisch verfeinerten Gemüthern ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist.

Diese Instanz ist der Geschmack. Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut alles, was eckigt, was hart, was gewaltthätig ist, und neigt sich zu allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturm der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören, und den Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts anderes ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Diesen Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeußerung seiner Affekte auflegt, verschafft ihm über diese Affekte selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen, und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk sehn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden.

Der Geschmack ist also als der erste Kämpfer anzusehen, der in einem ästhetisch verfeinerten Gemüth gegen die rohe Natur heraustritt, und, ehe die

Vernunft noch nöthig hat, sich als Gesetzgeberin ins Mittel zu schlagen, und in Forma zu sprechen, diesen Angriff zurücktreibt. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affect ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß darum von dem Joch des Instinkts, um es in seinen Fesseln zu führen, und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher sehn kann. Der Geschmack nemlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität, da ist bloß ein Tausch der Ketten vorgegangen.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materielle Reigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Reigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Object mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die Vernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr den lebhaften und feurigen Beifall der Natur.

Wenn wir nemlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle ohne Mühe auf diese zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit (die Natur) die Motion im Gemüth, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu eskortieren. Unterwegs, als beide zusammen ritten, bekommt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf, nur der Andre, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlafe lag, erblickte der letztere des Alexius Schwert, das in einem Baumzweige aufgehangen war, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena giebt zu verstehen, daß sie nicht wüßte, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier, Gnädigster Prinz, war nun ein moralischer Rechtsandel der ersten und heraufsteigenden Gattung, wo der sinnliche Trieb den ersten Antrag machte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung

aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren — und als er (ich setze diesen Fall) einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht in den Nachen sprang, den kein anderer besteigen wollte, so ist wohl niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Fall von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Motion der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmack darauf Einfluß geben?

Gesetzt also der erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckte, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Naturtrieb sein Anliegen vorbringt, schon der bloße Geschmack es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der Geschmack den Willen blos durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das widrige Gefühl, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung und im Gebiet der leidenden Kraft verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent; eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reißbaren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren Ausspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird das mit Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfänglichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte durchsetzen müssen. Werden Sie ihn aber, Gnädigster Prinz, deswegen im zweyten Fall für minder vollkommen als im ersten halten? Gewiß nicht, denn er handelte ja im zweyten so gut als im ersten nach einer Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgte, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch ebenso vollkommen, physisch hingegen ist er bey weitem vollkommener, denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subjekt für die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Naturbewegungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen denen Fällen, wo der Naturtrieb die erste

Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, was sonst das Gewissen hätte ausmachen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe moralischer Handlungen, sondern auf der größern Fertigkeit des Gemüths, solche Handlungen ausüben zu können; ja vielleicht wird man in der Epoche des erfüllten sittlichen Ideals ebensowenig von Moralität und moralischen Thaten als in dem goldenen Alter der Natur und der Kindheit hören, und höchstens nur bey außerordentlichen Fällen daran erinnert werden, daß die Vernunft und nicht die Neigung das Ruder führt. Der Geschmack kann hingegen in allen denen Fällen positiv nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht, und in Gefahr ist, von der stärkern Beredsamkeit der Natur überstimmt zu werden. In diesen Fällen nemlich stimmt er unsre Sinnlichkeit zum Vortheil der Pflicht, und macht also auch ein geringeres Maaß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist.

Gesetzt, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser gesinnt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickt, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als insofern sie ein Ausdruck unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsre Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird.

Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische, worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet, und so innig in einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und so wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu erhalten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — so lange sie menschliche Natur bleibt — nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Rücksall gleichförmig und beharrlich als reine Geisternatur handle, daß sie nie gegen die sittliche Ordnung verstoße, wie mit den Vorschriften der Vernunft sich im Widerspruch befinde — wenn wir, bey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend, uns gestehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer besten Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns bey

diesem Bewußtseyn unsrer Unzuverlässigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Fehltritte leidet — wenn wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ohngefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten — wenigstens als vollkommener Instrumente dem Naturzweck zu entrichten, was wir als unvollkommene Personen der Vernunft schuldig bleiben, um nicht in beiden Weltordnungen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie keinen moralischen Werth hat, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnten alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden. Je zufälliger aber unsre Moralität, um desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Verschümmelung der letzteren würde uns moralisch zugerechnet werden können. Ebenso wie der Wahnsinnige, der seinen nahen Paroxysmus ahndet, alle Messer entfernt, und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines kranken Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu seyn — ebenso sind auch wir verpflichtet, uns in den freien Intervallen durch Religion und durch ästhetische Tugend zu binden, damit unsre Leidenschaft nicht in den Perioden ihrer Herrschaft gegen die Weltordnung rase.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Gesetzmäßigkeit der Handlungen da zu sichern, wo die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle verdiente, der weder die Reize der Schönheit noch den Glauben an eine Vorsehung und Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich in allen Vorfällen des Lebens der Pflicht gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, wenn er demselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl der Welt, das durch unsre zufällige Tugend gar übel besorgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ätern, der Religion und dem Geschmack, zu befestigen.

Und zwar scheinen sich beide, wenn ich anders meinen Erfahrungen trauen darf, in den Menschen und in das Menschengeschlecht so zu theilen, daß die Religion demjenigen ihre Arme öffnet, an dem die Schönheit verloren ist. Da nemlich, wo keine ästhetische Kultur den innern Sinn aufgeschlossen, und den äußern beruhigt hat, und die edleren Empfindungen des Verstandes und Herzens die gemeinen Bedürfnisse der Sinne noch nicht eingeschränkt haben, oder in Lagen, wo auch die größte Verfeinerung des Geschmacks den sinnlichen Trieb nicht verhindern kann, auf eine materielle Befriedigung zu bringen — da ist es die Religion, die auch dem sinnlichen Trieb noch ein Object antweist, und ihm für die Opfer, die er der Tugend zu bringen hat, hier oder dort eine Entschädigung zusichert. In diesen Fall aber kommen wir alle, nur mit dem Unter-

schied, daß der rohe Mensch sich unaufhörlich, der verfeinerte nur momentenweise darin befindet.

Eine Seele nemlich, welche angefangen hat, das edlere Vergnügen an Formen zu kosten, und aus dem reinen Quell der Vernunft ihre Genüsse zu schöpfen, scheidet ohne Kampf von den gemeinen Freuden des Stoffs, und hält sich für die Entbehrungen des äußern Sinns durch die Vergnügungen des innern unendlich entschädigt. Aber Einen Fall giebt es doch, wo wir alle, verfeinert oder roh, unter die Gewalt des Instinkts zurückkehren, und wo die Natur, aller Kunst zum Troze, ihre Rechte geltend macht. Keine ästhetische Kultur geht so weit, daß sie den Naturtrieb auch da zurückweisen könnte, wo er sich für Leben und Daseyn wehrt. Alles was der Geschmack vermag, ist, das Objekt unsrer Begierden zu verändern, und gröbere Empfindungen gegen feinere auszu-tauschen. So lange also die Vernunft, bey ihrer moralischen Gesetzgebung, bloß das Opfer einzelner Empfindungen fordert, so kann der Geschmack dem innern Sinn erstatten, was dem äußern entzogen wird; sobald aber die Vernunft das Opfer der Kraft selbst verlangt, und den letzten Grund aller, auch der geistigsten Empfindungen, antastet, so hat der Geschmack nichts mehr zu setzen, weil er — als ein zur Hälfte sinnliches Vermögen — in das Schicksal der Sinne sich selbst mit verwickelt sieht, und mit der Existenz auch seine Herrschaft sich endigt. Wo das Vermögen der Empfindungen aufhört, da ist kein Tausch der Empfindungen möglich, und den Trieb zu unterdrücken, den wir nicht mehr befriedigen können, ist alles was übrig bleibt. Dies ist aber nur durch die gewaltsamste aller Abstraktionen und durch eine Kraftäußerung möglich, deren die gemischte Natur des Menschen kaum fähig ist. Dazu würde ein Sprung vom Bedingten ins Unbedingte hinüber, und eine völlige Verzichtleistung auf alles, was an uns der Materie gehört und unter Naturbedingungen steht, also auf Daseyn und Bewußtseyn und Wirken erfordert werden. Bloß die reine Form der Vernunft, in ihre unwandelbare Identität eingehüllt, würde, von allem Stoff abgesondert, zurückbleiben, und selbst diese Idee des Absoluten und Nothwendigen würde, weil sie nicht ohne Zeitbedingungen und Stoff gedacht werden kann, in den allgemeinen Verlust mit eingeschlossen werden. Da nun zu dieser Gemüthsoperation eine Kraft erfordert wird, deren nur die wenigsten Menschen, und diese Wenigen auch nur in ihren glücklichsten Momenten, fähig sind, so werden wir wohl thun, für diesen äußersten Fall Religionsideen in Bereitschaft zu halten, um dem unabweisbaren Lebenstrieb in einer andern Ordnung der Dinge eine Befriedigung versichern zu können. Soll ich es frei heraus sagen, Gnädigster Prinz? Die Religion ist dem sinnlichen Menschen, was der Geschmack dem verfeinerten, der Geschmack ist für das gewöhnliche Leben, was die Religion für die Extremität. An eine dieser beiden Stützen aber, wo nicht lieber an beide, müssen wir uns halten, so lange wir keine Götter sind.

Schon ein flüchtiger Blick in die gegenwärtige moralische Verfassung der Welt bestätigt mir meine Bemerkung. Betrachten wir die Masse des Volks; seine Religion ist das Gegengewicht seiner Leidenschaften, wo kein äußerer Widerstand ihre Stärke bricht. Der gemeine Mann wird sich vieles nur als Christ verbieten, was er als Mensch sich erlaubt hätte. Betrachten wir die feineren

Klassen, so sind sie gesittet, aber nicht sittlich. Die Gesetze des Anstandes, des guten Tons und der Ehre können sie allein vermögen, Rechte ungekränkt zu lassen, die sie weit entfernt sind, zu respektieren. Wo das Interesse ein zu schwacher Zügel für sie seyn würde, da ist es blos der Geschmack, der uns die Gesetzmäßigkeit ihres Betragens verbürgt. Ich zweifle nicht, daß es unter beiden Klassen Beispiele wahrer Tugend giebt, aber ich fürchte sehr, daß sie zu den Ausnahmen und nicht zu der Regel gehören. In Frankreich hat jetzt eine Erschütterung zugleich die Religion umgestürzt und den Geschmack der Verwilderung preisgegeben, und es fehlt viel, daß der Karakter der Nation so weit aufgebaut wäre, um dieser Stützen zu entbehren. Die Zeit wird lehren, was geschehen wird.

Darf ich, Vortrefflichster Prinz, wegen der freimüthigen Wendung, mit der ich diesen Brief beschloß, Ihre Verzeihung hoffen? Ich gestehe, daß mir daran gelegen war, mich auch in diesem Stück Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin, denn vor Personen, die ich in diesem Grad respektiere und liebe, möchte ich gern so vollständig und unverhüllt erscheinen, wie vor meinem eigenen Herzen.

In tiefster Devotion ersterbe ich

Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
unterthänigster Diener und dankbarster Verehrer

Ludwigsburg am 3. Dec. 93.

Friedrich Schiller.

7.

Durchlauchtigster Prinz,

Der Sinn für das Schöne, habe ich in dem vorhergehenden Briefe auszuführen gesucht, diene der wahren Tugend zur Stütze und ersetze sie, wo sie mangelt, durch die ästhetische. Diese ästhetische Tugend, obgleich sie dem Menschen keinen Werth in der moralischen Welt erwirbt, macht ihn doch für die physische brauchbar, weil sie ihn einer Gesetzmäßigkeit des Betragens fähig macht, ohne welche die Natur ihren großen Zweck, der auf Vereinigung der Menschen zu einem Ganzen gerichtet ist, nie erreichen könnte. Aber die Menschen sind darum noch lange nicht vereinigt, wenn sie nicht unter einander entzweyhet sind und die Legalität allein kann blos verhindern, daß Ungerechtigkeit nicht das Band der Gesellschaft zerreiße. Die Menschen wahrhaft und innig zu vereinigen, dazu gehört noch ein eigenes positives Band, der gesellige Karakter, oder die Mittheilung der Empfindungen, und der Umtausch der Ideen.

Zur Gesellschaft konnte schon das bloße Bedürfniß den Menschen führen, aber nur der Geschmack zur Geselligkeit; denn schon die Noth konnte seine doppelte Natur entwickeln, aber nur die Schönheit sie vereinigen. Der Geschmack allein bringt eine harmonische Einheit in die Gesellschaft, weil er eine harmonische Einheit in dem Individuum stiftet.

Rücksicht auf die Mittheilbarkeit der Empfindungen und Ideen ist bekanntlich das erste Gesetz, welches der gute Ton allen Gliedern einer civilisirten Gesellschaft diktiert. Der gute Ton verbannt alles was ausschließt. Er verlangt,

daß an dem, was Einer faßt, und was Einer empfindet, alle ohne Unterschied sollen Theil nehmen können.

Aber die Vergnügungen der Sinne, die sich auf unmittelbare Sensation und eine materielle Ursache gründen, und die entgegengesetzten des reinen Verstandes, die sich auf Abstraktion und logische Formen beziehen, haben beide mit einander gemein, daß sie nie einer allgemeinen Mittheilung fähig sind. Jene deswegen nicht, weil sie sich nach einer individuellen Empfänglichkeit und nach Privatbedürfnissen richten, welche zufällig sind; diese deswegen nicht, weil sie zwar aus der unveränderlichen und gemeinschaftlichen Anlage des Verstandes, aber aus einer besondern Anwendung und Entwicklung dieser Anlage fließen, welche gleichfalls zufällig ist, und nicht bei jedermann darf vorausgesetzt werden.

Man würde eine gemischte Gesellschaft aus der gefitteten Welt sehr schlecht unterhalten, wenn man bloß den Sinnen mit angenehmen Reizungen schmeichelte. Denn, auch die Geistesleerheit einer solchen Bewirthung abgerechnet, könnte man ja niemals sicher seyn, daß der Privatgeschmack eines Einzelnen aus der Gesellschaft dasjenige nicht abhorrierte, was den andern Vergnügen macht, und, gesetzt daß es auch durch Varietät gelänge, es jedem Einzelnen recht zu machen, so würde doch eigentlich nicht gesagt werden können, daß der Eine das Vergnügen des Andern theile, sondern jeder würde immer nur für sich besonders genießen, und seine Empfindungen in sich begraben.

Man würde aber die nämliche Societät nicht viel besser befriedigen, wenn man sie mit den profoundesten Wahrheiten der Mathematik, Metaphysik oder Diplomatie bewirthete, weil das Interesse an diesen Gegenständen auf Kenntnissen und einem besondern Verstandesgebrauche beruhet, der nicht von allen Menschen erwartet werden darf. Der bloß sensuelle Mensch und der bloße Fächergelehrte sind daher gleich unbrauchbare Subjekte der Konversation, weil beide gleich wenig Fähigkeit besitzen, ihr Privatgefühl zum allgemeinen zu erweitern, und das allgemeine Interesse zu dem ihrigen zu machen.

Literarische Rundschau.

Lord Russell's Denkwürdigkeiten.

Recollections and Suggestions. 1813—73 by Earl Russell. 2. edit. London 1875. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Halle, G. Giesenius. 1876.

Unter den lebenden Staatsmännern kann wol kaum Einer auf eine so lange politische Laufbahn zurücksehen, wie Lord Russell, der, 1792 geboren, dieselbe 1813 als Mitglied des Unterhauses für Tavistock begann und bis Mitte 1866 an den Ereignissen dieses Zeitraumes als Mitthandelnder einen hervorragenden Antheil genommen hat. Achtzehn Jahre kämpfte er als einer der Führer der kleinen, aber stetig wachsenden Whigpartei, welche gegen das seit der französischen Revolution am Ruder befindliche starre Toryregiment die Sache der Reform vertrat; 1831 in das Ministerium Lord Grey's berufen, führte er vornehmlich die Parlamentsreform im Unterhause durch und ist seitdem Mitglied aller liberalen Ministerien gewesen, bis er sich mit dem Falle Gladstone's 1866 zurückzog und von da nur noch einzeln an den Verhandlungen des Oberhauses theilgenommen hat. Dagegen hat er während dieser wohlverdienten Muße seines Alters die Feder noch fleißig geführt, häufige Zuschriften an die „Times“ über kirchliche und politische Fragen gerichtet und namentlich auch den vorliegenden Band Memoiren geschrieben. Dieselben sind indeß von sehr ungleichem Werthe. Der erste Theil, welcher Aufzeichnungen aus der Zeit enthält, während welcher Russell in den Reihen der Opposition mit steigendem Erfolg kämpfte und schließlich sein Hauptziel durchsetzte, bietet vieles Interessante; die späteren Capitel, welche die Periode von 1842 bis auf die Jetztzeit behandeln, sind lückenhaft und gehen gerade über die Punkte, in denen ihr Verfasser auf dem Gebiet der praktischen Politik keine Vorbeeren geerntet, ziemlich mit Stillschweigen hinweg. Wir wollen, da Russell's geschichtliche Bedeutung wesentlich in dem Antheil liegt, welchen er an der Parlamentsreform genommen, diesen etwas näher in's Auge fassen.

Die englische Auffassung der Volksvertretung war niemals die der Kopfzahl, sondern stets die der Repräsentation örtlicher Verbände, der Graffschaften und der Burgflecken gewesen; aber bereits im 17. Jahrhundert hatte sich in derselben ein Mißverhältniß gezeigt; zahlreiche Plätze, die zu blühenden Städten erwachsen waren, blieben ohne Vertretung, während andere, welche zur Unbedeutendheit herabgesunken waren, über Sitze im Unterhaus verfügten, die thatsächlich von den großen Grundeigenthümern vergeben wurden. Auch in den Graffschaften war der Einfluß derselben maßgebend, in den größern Städten lag die Vertretung entweder in den Händen oligarchischer Corporationen oder einer bestechlichen Masse. In Schottland stand es womöglich noch schlimmer, da die Gesamtzahl der Wähler sich kaum auf 4000 belief; in Irland steigerte sich die Gehässigkeit des Systems durch den Ausschluß

der Katholiken, welche die große Mehrheit der Bevölkerung bildeten. Durch den Parteikampf der Whigs und Tories machten sich in der Wirklichkeit die Sachen allerdings besser, wie die glänzende parlamentarische Geschichte des 18. Jahrhunderts zeigt; indeß waren die Zustände doch zu abnorm, um auf die Länge unangefochten zu bleiben. Schon Cromwell hatte seinen staatsmännischen Blick bewiesen, indem er 72 kleinen Flecken ihr Wahlrecht nahm, es Manchester, Leeds und Halifax verließ und die Zahl der Graffschafsmitglieder vermehrte; aber die Restauration annullirte diese Reformen zum größten Theile. Lord Chatham sagte sodann die Nothwendigkeit einer Aenderung in's Auge, er prophezeigte, daß bis Ende des Jahrhunderts das Parlament entweder sich selbst reformirt haben müsse oder zur Strafe von außen reformirt werden würde; sein Vorschlag ging 1770 dahin, den Graffschaften ein drittes Mitglied zu geben, um ein Gegengewicht gegen die bestechlichen und faulen Flecken zu schaffen. William Pitt nahm den Plan seines Vaters wieder auf und versuchte zweimal, 1783 und 1785, eine umfassende Reform durchzuführen, welche England schwere Kämpfe erspart haben würde; aber er scheiterte an der Opposition der Privilegirten.

Die Ausschreitungen der französischen Revolution riefen eine starke conservative Reaction in England hervor, welche alle Reformpläne in den Hintergrund drängte und sich steigerte, je länger der große Kampf gegen Napoleon dauerte; um die verschiedenartigen Elemente einer Majorität für die Fortsetzung des Krieges zusammenzuhalten, gab Pitt die Verbesserung der Zusammensetzung des Unterhauses ebenso auf wie die Emancipation der Katholiken und den Freihandel. Aber wenn damals die Opposition selbst anerkannte, daß der Moment, wo man die nationale Existenz vertheidigte, kein günstiger sei, um die Verfassung auszubilden, so war es um so dringender geboten, nach dem Frieden die Sache in die Hand zu nehmen. Das schroffe Toryregiment jedoch, welches sich noch über 15 Jahre behauptete, wies die allmählig ersickernde Bewegung für eine gerechtere Vertretung der Bevölkerung einfach zurück; selbst Canning, der in der auswärtigen Politik einen liberalen Umschwung herbeiführte, erklärte sich 1822 auf das lebhafteste gegen den Wahn, „jenes Feuer vom Himmel, dessen heiliges Gefäß unsere Verfassung ist, größer und glänzender leuchten zu lassen,“ während man in Wahrheit seine Reinheit gefährde oder sein Verlöschen riskire. Als die Majorität sich genöthigt sah, dem Flecken Grampound sein Wahlrecht wegen notorischer Bestechlichkeit zu entziehen, weigerte sie sich doch, es auf das unvertretene Leeds zu übertragen. Die Hauptverantwortlichkeit für diese falsche Politik trifft Wellington; mehr General und Minister als constitutioneller Staatsmann fand er, es lasse sich mit dem gegenwärtigen Hause vortrefflich regieren, folglich sei ein Wechsel im System unnöthig. Dabei blieb er, obwohl die Flut sichlich stieg und sein Cabinet mit Huskisson, Palmerston, Lord Dudley und anderen Ministern, die einer nach dem andern zurücktraten, der besten Kräfte beraubt ward.

In dem Kampf, welchen die Opposition gegen diese Verblendung der Regierung führte, nimmt Lord John Russell die erste Stelle ein; es ist die glänzendste und verdienstvollste Zeit seiner Wirksamkeit. Unermüdet war er in der Aufdeckung von Mißbräuchen und Vorlegung von Reformplänen, welche, damals noch sehr gemäßig gehalten, die öffentliche Meinung befruchteten. Nachdem Wellington und Peel in Bezug auf die Emancipation der Katholiken hatten nachgeben müssen, war die Parlamentsreform nicht mehr hintenanzuhalten. Die unter dem Eindruck der Julirevolution und der vielen Verwaltungsmißbräuche vollzogenen Wahlen brachten einen mächtigen Umschwung in der Majorität des Unterhauses hervor, und als ohne Verständniß für diese Zeichen der Zeit der eiserne Herzog beim Zusammentritt des Parlaments erklärte, daß nach seiner Ansicht die Zusammensetzung desselben vollkommen sei, so daß der menschliche Geist a priori nichts so Gutes hätte erfinden können, wurde das Ministerium bei der nächsten Abstimmung geschlagen und zum Rücktritt genöthigt. In dem Cabinet von Lord Grey, das an seine Stelle trat, bekleidete Russell die Einkure des Zahlmeisters der Armee, hatte aber als eigentliches Geschäft die Durchführung der Reform des Unterhauses. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen

Stadien des Kampfes zu verfolgen, durch welchen dies geschah; wir beschränken uns auf die charakteristischen Momente der Maßregel selbst.

Sie ging hauptsächlich dahin, daß 50 Flecken mit geringer Bevölkerung, die bisher 111 Mitglieder gewählt hatten, ihre Rechte vollständig verloren und 30 Flecken, die 60 Mitglieder wählten, die Hälfte ihrer Vertreter verloren. Die so verfügbar gewordenen 141 Sitze wurden auf die großen Städte und volkreichsten Grafschaften vertheilt, die bunten Abstufungen des städtischen Wahlrechts abgeschafft und dafür eine Qualifikation von 10 Pfd. St. jährlichem Miethzins eingeführt. Die Bill ging weiter, als die Freunde der Reform gehofft und die Feinde derselben gefürchtet hatten. Groß war der Beifall, den sie in der Masse der Bevölkerung fand, welche Lord Brougham's Lösung „die Bill, die Bill und nichts als die Bill“ aufnahm; um so lebhafter aber auch die Opposition nicht nur bei denen, die in ihrem bisherigen Besitz bedroht waren, sondern selbst bei vielen Gemäßigten, welche eine Untergrabung des Gleichgewichtes der Verfassung fürchteten. Unter diesen ragte besonders Sir Robert Peel hervor, der die erwähnte herausfordernde Erklärung Wellington's entschieden getabelt und die Nothwendigkeit der Reform anerkannte; er bekämpfte die Bill, weil, wie er sagte, dieselbe verhängnißvoll für die glücklich gemischte Regierungsform Englands sein werde, für jenen Geist der Mäßigung, welcher demselben das Vertrauen der Welt erworben, verhängnißvoll für die Regierungsweise, die, indem sie Eigenthum und Freiheit der Individuen mit Nachdruck schirme, doch der Staatsgewalt eine Kraft verleihe, welche jeder andern Zeit und jedem andern Lande unbekannt geblieben sei. Die Maßregel stehe unter dem Geiste jenes revolutionären Geistes, welcher aus Frankreich wehe: wenn das englische Volk von seiner augenblicklichen Aufregung wieder zu sich komme, werde es den Ministern vorwerfen, die Verfassung umgestürzt zu haben, unter der das Land groß geworden. Specieell führten die Gegner der Bill Folgendes an:

1) Das bisherige System habe auf beiden Seiten jedem politischen Talent einen Platz gesichert. Jeder aufstrebende Kopf, welcher der Regierung oder der Opposition von Nutzen sein konnte, sei sicher gewesen, einen Sitz zu finden. Fast alle großen Staatsmänner, welche sich einen Namen in der parlamentarischen Geschichte erworben, seien zuerst für kleine Flecken eingetreten, und die Regierung habe durch die ihr zu Gebote stehenden jede Stelle mit dem Bestgeeigneten besetzen können.

2) Das System habe eben durch die Zugänglichkeit der kleinen Flecken jedem großen Interesse der Nation eine Vertretung gesichert, während bei dem Kopfsahlprincip notorisch bedeutende Classen der Gesellschaft dieselbe nicht fanden.

3) Das System habe der jedesmaligen Regierung eine feste Majorität gesichert und doch, wie die Geschichte zeige, keineswegs stationäre Zustände geschaffen. Wenn ein Ministerium durch Mißgriffe gefallen, so erhielten seine Nachfolger, welche vielleicht mit wenig Stimmen gesiegt, eine feste Majorität durch die Flecken, welche in den Händen der Regierung als solcher waren. Dadurch aber sei gerade die gefährlichste Eventualität des parlamentarischen Wesens beseitigt, nämlich daß ein Cabinet nicht im Stande sei, eine Maßregel durchzuführen und doch die Opposition nicht fähig, an seine Stelle zu treten.

Gewiß waren diese Einwürfe nicht ohne Gewicht, aber an den Tories rächte sich jetzt der Starrsinn, mit dem sie früher auch die bescheidenste Reform zurückgewiesen, und ebenso falsch war ihre nunmehrige Tactik, die Bill nicht im Einzelnen zu verbessern, sondern ganz zu Fall zu bringen; sie mußten schließlich vor dem drohenden Unwillen der öffentlichen Meinung doch weichen. Es ist begreiflich, daß Russell die Bill noch heute in allen ihren Theilen vertheidigt; er verwahrt sich einerseits dagegen, daß sie zu radikal eingegriffen, daß er die Thorheit des Dieners von Madbin begangen, der sich durch den Ruf „Neue Lampen für alte“ betrügen ließ, die rostige Zauberlande für ein glattes, flimmerndes Ding von neuer Arbeit wegzugeben; man habe nur die alte Lampe von bleibendem Schmutze gereinigt, daß sie heller brennen könne. Und gewiß hat er darin Recht, daß die Reformbill nichts von der französischen

Verfassungsmacherei an sich hatte, daß anderntheils eine große und kühne Maßregel zugleich auch die weiseste war, weil sie allein den Frieden wiederherzustellen vermochte. Aber wenn man ihm auch darin zustimmt und zugibt, daß, als die Bill einmal eingebracht war, sie auch durchgesetzt werden mußte, so ist doch die Frage, ob sie in jeder Beziehung richtig gegriffen war, und das wird sich nicht durchweg behaupten lassen. Sie trug zunächst den Charakter einer Parteimaßregel, und zwar nicht bloß deshalb, weil sie manche whiggistische Wahlkreise sorgfältig erhielt, sondern namentlich weil sie dem städtischen Element, das fortan durch 405 Abgeordnete vertreten war, ein gewaltiges Uebergewicht über das ländliche gab, welches nur 253 Mitglieder zählte, obwohl die Grafschaften bei weitem den größten Theil der Bevölkerung umfaßten. Was sodann die städtischen Wählerschaften betraf, so läßt sich sehr bestreiten, daß die Miethe einen richtigen Gradmesser für die politische Stellung eines Mannes gibt, zumal ein einförmiger Satz derselben in verschiedenen Städten etwas ganz Verschiedenes bedeutet; 10 Pfd. Miethe im Ostend von London sind etwas Andres als dieselbe Summe im Westend, etwas Andres in Manchester als in Chester. Daneben begünstigte dieser Censur wesentlich die niedrige Mittelklasse, in welcher die stets whiggistisch gesinnten Dissenters stark sind, eine Wahlqualifikation nach dem Mietzins wird immer besonders günstig für die kleinen Händler und Ladeninhaber sein, weil sie im Verhältniß zu ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihrem Vermögen und geistigen Bildung eine verhältnißmäßig höhere Miethe zahlen als andere Classen. Der Censur von 10 Pfd. schloß alle diese ein und damals fast alle eigentlichen Arbeiter aus.

Ebenso wenig läßt sich behaupten, daß durch die Reformbill die Bestechlichkeit erheblich vermindert ward; sie blüht noch heute, wie die fortwährenden Untersuchungen beweisen, und im Wesentlichen ist der Unterschied nur, daß vor 1832 der Candidat dem Besitzer des Wahlkreises eine runde Summe zahlte, während dieselbe sich jetzt auf viele Personen theilt. Noch heute betragen die Kosten einer Wahl, bei der alle eigentliche Bestechung vermieden wird, mindestens 2000 Pfd.; es ist aber keine Seltenheit, daß 20,000 aufgewendet werden.

Wichtiger noch sind folgende Momente. Es liegt im System der parlamentarischen Regierung, wie sie sich in England einmal gebildet hat, daß nicht bloß die Minister, sondern auch die Unterstaatssecretäre, Kronanwälte u. s. w. Mitglieder eines der beiden Häuser sein müssen. Die Minister selbst nehmen allerdings durchweg eine so bedeutende Stellung ein, daß sie auf einen Sitz rechnen können; aber nach Abschaffung der Regierungswahlkreise macht es oft erhebliche Schwierigkeiten, jüngere Leute, welche als Verwaltungsbeamte vortrefflich, politisch indeß unbekannt sind, in's Parlament zu bringen. Wahrhaft ausgezeichnete Köpfe können nicht gegen den Localen Einfluß irgend eines reichen Kaufmanns oder Brauers durchdringen, dessen Ehrgeiz keine Opfer scheut, um das M. P. hinter seinen Namen setzen zu können. Die Minister müssen daher nehmen, nicht wen sie für den tauglichsten halten, sondern wen sie bekommen können.

Mit der Reformbill hat eine Zerfegung der Parteien begonnen, welche oft das parlamentarische Regiment überhaupt in Frage zu stellen droht, namentlich da die Irländer seit der Katholikenemancipation sich nicht einfach in eine der beiden großen bestehenden Parteien einfügten, sondern mit der einen oder andern, je nach ihren katholischen und specifisch irischen Interessen, stimmten. Wir haben es häufig erlebt, daß ein Ministerium nicht leben und nicht sterben kann, oder sich am Ruder gegen die Majorität hält, weil diese in sich zu uneinig ist, um eine Verwaltung aus ihrer Mitte zu bilden. Das gegenwärtige Disraelische Cabinet ist seit langer Zeit das erste, welches unabhängig von den irischen Mitgliedern über eine feste Mehrheit verfügt. Das ist eine bedenkliche Erscheinung in einem Lande, wo keine unabhängige königliche Gewalt neben der Legislative steht und wo die Regierung nur dadurch stark ist, daß die Minister im Parlament hinreichende Autorität haben, um den Gang der Geschäfte zu leiten. Je schwächer ein Ministerium ist, desto weniger wird es

geneigt sein, die Verantwortlichkeit für große Maßregeln auf sich zu nehmen, sondern wird sie auf das Parlament abzuwälzen suchen, wodurch die Verantwortlichkeit illusorisch gemacht, weil eine große Versammlung, welche nicht fest geführt wird, unsicher in ihrem Verfahren und unthätig in ihren Beschlüssen ist. Und mit dieser Verfahrenheit der Parteien hat die Tüchtigkeit ihrer Führer abgenommen; das trat zunächst nicht zu Tage, weil jede große politische Veränderung erst nach längerer Zeit ihre volle Wirksamkeit entwickelt; die Periode von 1832—60 lebte wesentlich von den Staatsmännern, welche schon vorher auf die Bühne getreten waren; aber wie schwach ist der Nachwuchs! Gladstone, Disraeli, Lowe, Cobden, Bright, Göschen haben ihre Verdienste; aber welch' ein Abstand, wenn wir sie mit Lord Derby, Palmerston, Melbourne, Brougham, Russell, Peel vergleichen! Die Reformbill legte den Schwerpunkt der parlamentarischen Vertretung in die Mittelclassen; aber diese haben wenig Männer von Bedeutung und keinen einzigen Staatsmann im großen Styl hervorgebracht, das allgemeine Niveau des Unterhauses hat sich nicht gehoben, sondern ist auf das Mittelgut von Männern gesunken, die durch Reichtum in's Parlament gelangen.

Am wenigsten hat sich Lord Russell's Voraussage bewahrheitet, daß die Bill den Abschluß der Frage bringen werde, daß sie eine final measure sein solle. Der großen Aufregung des Kampfes folgte allerdings eine Periode der Ruhe und eine Reaction, welche wenige Jahre später wieder Peel an's Ruder brachte. Sodann nahmen die wirtschaftlichen Reformen alles Interesse in Anspruch; aber schon 1852 taucht die Frage einer neuen Parlamentsform auf, und zwar schlug derselbe Russell, der die Bill von 1832 als „endgültige Lösung“ erklärt hatte, eine weitere Ausdehnung des Wahlrechts vor. In den vorliegenden Aufzeichnungen übergeht er diesen Versuch mit vollständigem Schweigen, wahrscheinlich, weil derselbe erfolglos war, aber schließlich zu Resultaten geführt hat, die seine Absichten überflügeln. Thatsächlich ging der Anstoß, den er damit gab, keineswegs aus einer Bewegung im Volke hervor, sondern war lediglich ein Parteimandev, um sein schwaches Ministerium durch eine populäre Maßregel zu stärken. Ein innerlich zwingender Grund, die parlamentarische Vertretung auf's Neue zu ändern, lag nicht vor; alle wirklich notwendigen Reformen waren in ununterbrochener Reihe durchgesetzt, jedenfalls hätte die Reform eher auf Beseitigung positiver Uebelstände, wie der Bestechung, des Unwesens der Privatbills, der nicht ausreichenden Vertretung der Grafschaften im Verhältniß zu den Städten gehen müssen, als auf eine neue allgemeine Herabsetzung der Wahlqualifikation. Aber die Sache war einmal wieder auf das liberale Programm gesetzt, und mit Rücksicht auf die vorgeschrittenere Fraction der Partei ging man successive weiter, bis dann endlich 1866 doch das Russell'sche Cabinet über diesen Stein stürzte und — sic vos non vobis — der schlaue Disraeli den Liberalen den Rang ablies. Weiter gehend als sie, führte er für die Städte das Haushaltswahlrecht ein, eine Maßregel, die der Premier des Cabinets, Lord Derby, selbst als einen Sprung in's Dunkle bezeichnete und die Russell scharf tadelt, weil sie keinem der beiden Principien entspreche, auf die allein das Wahlrecht gegründet werden könne, das allgemeine Stimmrecht oder die Beschränkung auf Personen, die durch Besitz und Erziehung zum Wahlrecht befähigt seien.

Wir übergehen hier die andern inneren Fragen, welche unser Verf. meist ziemlich sporadisch behandelt, um noch einige Bemerkungen betreffs der Rolle zu machen, die er in der auswärtigen Politik gespielt hat. Für dieselbe zeigte er im letzten Theile seiner Laufbahn eine besondere Vorliebe und machte 1859 seine Uebernahme des Auswärtigen Amtes geradezu zur Bedingung seines Eintrittes in das Ministerium. Gleichwol hat er gerade auf diesem Felde am wenigsten Lorbeeren geerntet und am meisten beigetragen, Englands Stellung im Rathe der Nationen sinken zu lassen. Was zunächst den Krimkrieg betrifft, so scheint Russell nach seinen Aufzeichnungen noch jetzt nicht zu fühlen, wie schwach seine Politik gewesen ist; er erzählt, daß er eine Erklärung an die Pforte veranlaßt, sie müsse die bekannte österreichische Note von 1853 dem Wortlaut sowol als dem Wesen nach annehmen,

indem sonst England ihr nicht länger gegen Rußland bestehen werde und sie sich darauf gefaßt machen müsse, die Donaufürstenthümer den ganzen Winter besetzt zu sehen. Als nun aber die Türkei sich doch weigert, darauf einzugehen, weil die Fassung der Note den gefährlichsten Auslegungen Raum gebe, gehen ihm plötzlich die Augen auf und er schreibt: „Bisher haben wir Rußland große Mäßigung gezeigt. Jetzt ziemt es uns, der Türkei die gleiche Nachsicht zu beweisen, wenn sie ihrerseits eigenfinnig und starrköpfig wird!“ Von den Wiener Conferenzen zu Anfang 1855, wo Russell als erster Bevollmächtigter Englands auftrat, schweigt er ganz, wol in dem Bewußtsein, daß er dort keine besonders glänzende Rolle spielte, z. B. in zarter Rücksicht auf seinen neben ihm sitzenden französischen Kollegen Rußland die geforderte Neutralisirung des Schwarzen Meeres durch die Bemerkung annehmbar zu machen suchte, daß England Ludwig XIV. zu weit härteren und demüthigenderen Bedingungen genöthigt habe. (Protokoll der Conferenz vom 17. April 1855.) Ueber sein auswärtiges Ministerium (1859—65) gibt Russell nur wenige Seiten. Ganz mit Schweigen übergeht er die klägliche Politik in Bezug auf Polen und Schleswig-Holstein; er war der erste, welcher für den thörichten und verbrecherischen Aufstand eintrat, durch den die unverbesserlichen Polen alle Vortheile der liberalen Concessionen Alexander's II. zu Nichte machten; er empfahl dem Petersburger Cabinet, Polen parlamentarische Institutionen zu geben, und antwortete dem russischen Gesandten, der ihm bemerkte, daß es doch schwierig sei, die Polen in dieser Hinsicht vor den Russen zu bevorzugen, warum man denn diesen nicht dasselbe gewähren wolle? Er bewog Frankreich und Oesterreich zu dem diplomatischen Feldzug zu Gunsten Polens, der nach vielen Depeschen und großen Worten im Sande verlief; er wollte Rußland seiner Rechte auf Polen aus den Wiener Verträgen verlustig erklären, weil dasselbe seine Verbindlichkeiten nicht erfüllt habe, aber behielt seine Erklärung in der Tasche, als Graf Bernstorff ihm im Auftrage Bismarck's bemerkte, daß dann die deutschen Regierungen auch den König von Dänemark seiner Rechte auf Schleswig-Holstein verlustig erklären könnten, da derselbe die Bedingungen des Londoner Protokolls nicht erfüllt habe. Er gestand schließlich in seiner Rede von Blairgowrie ein, daß er niemals daran gedacht, seinen Forderungen für Polen kriegerischen Nachdruck zu geben. In die Frage der Herzogthümer mischte er sich beständig ein, empfahl 1862 Dänemark eine höchst originelle Verfassung mit vier Parlamenten, versicherte es des englischen Beistandes und überließ es schließlich seinem Schicksal. Zwei andere Angelegenheiten berührt er kurz, seine Haltung gegenüber Italien und Amerika. Die lebhaften Sympathien, welche er dem italienischen Einigungswerk entgegenbrachte, machen seinem Herzen alle Ehre, und er drückt mit einem gewissen Stolz zwei Depeschen ab, in denen er die italienische Annexionspolitik gegen den Tadel Rußlands und Preußens vertheidigt und mit der Anerkennung des Königreichs zuerst vorgeht. Wir glauben ihm gern, wenn er sagt, daß ihm der warme Beifall des Grafen Cavour und des General Garibaldi für diese Anstrengungen, bei dem guten Werte zu helfen, zu Theil geworden, und gönnen ihm die Freude an einer Statue „Das junge Italien“, welche ihm einige Mailänder Herren als Anerkennung verehrt haben. Aber er scheint die Macht seiner Worte und Sympathien einigermassen zu überschätzen; Depeschen, Meetings und Ovationen für Garibaldi haben das Festungsviereck nicht gebrochen. Hinsichtlich des amerikanischen Secessionkrieges gibt Russell zu, daß er einen Fehler begangen, indem er durch sein Zögern die Alabama habe entkommen lassen; behauptet aber, sonst eine strenge Neutralität durchgeführt zu haben, was die Geschichte schwerlich bestätigen wird. Darum kann man ihm indeß nicht das Recht bestreiten, den traurigen Vertrag von Washington herbe zu tadeln, durch den Gladstone den Vereinigten Staaten gegenüber ohne jede zwingende Nothwendigkeit capitulirte, indem er sich ein ex-post facto erfundenes Gesetz aufnöthigen ließ, welches die Verurtheilung Englands nothwendig machen mußte, ohne daß dieses seinerseits eine Genugthuung für die Einfälle der Fenier in Canada erhielt. Denn so *schonungslos* Russell's auswärtige Politik war, so ist er doch kein Manchestermann, der wi-
„eben um jeden P“

will und durch die Erklärung, daß der Krieg etwas Abscheuliches sei, Demüthigungen provocirt. Er hat ein lebhaftes Gefühl für Englands Ehre, und wie er nicht zögerte, bei dem Trentfall Amerika die Wahl zwischen Genugthuung und Krieg zu stellen, so will er auch für die Zukunft den britischen Territorialbestand gegen jeden Angriff mit allen Mitteln vertheidigt wissen.

Es ist ein reiches und bewegtes politisches Leben, welches sich in diesen Blättern entrollt und in der Geschichte der innern Entwicklung Englands einen bedeutenden Platz behaupten wird. Was die auswärtige Politik betrifft, so scheint Lord Russell die Wahrnehmung zu bestätigen, daß sie die schwache Seite der Whigs ist; zu den großen Staatsmännern seines Vaterlandes und seiner Zeit gehört er überhaupt nicht, dazu fehlt ihm der umfassende Blick und die Energie, welche die Erfolge eines Chatham, Pitt, Wellington und Peel begründeten. * * *

Deutsche Puppenkomödien.

Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. Heft I—IV. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1874, 1875.

„Wir wollen Allen Alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewahrt hat“: so schrieb Achim von Arnim 1805. Er meinte den gesammten Schatz deutscher Poesie, welche die Gewähr der Volksthümlichkeit in sich selber trug. Und er sprach das Programm einer edlen Genossenschaft begeisterter Männer aus, welche jenen Schatz, den halb versunkenen, halb vergessenen, wieder ausgraben und an alles Volk vertheilen wollten.

So erklangen die deutschen Volkslieder aus „des Knaben Wunderhorn“. So erschienen die deutschen Märchen und die deutschen Sagen. So sind die Nibelungenhelden wieder auferstanden. So hat man Volksbücher, Räthsel und Sprichwörter erneuert. So sind die Romanfiguren des siebzehnten Jahrhunderts, Simplicius, Schelmuffsky, die drei Erznarren, wieder im neunzehnten umgegangen*). Jetzt ist die Zeit der Auferstehung endlich auch für die Puppenspiele, für die letzten Reste des deutschen Volkstheaters gekommen.

Es war hohe Zeit. Nur das Puppenspiel vom Faust hatte bisher allgemeinere Theilnahme gefunden, verschiedene Fassungen desselben wurden gedruckt, und Simrock hat seinen „deutschen Volksbüchern“ eine vortreffliche Bearbeitung eingefügt. Alle übrigen aber drohten zu verschwinden. Ein gebildeter Deutscher hatte eher Gelegenheit, in Paris die Poffen Gringale's, in Wien die sinnlosen Tollheiten des Wurfelpraters zu sehen, als eine jener ernstern Marionettenvorstellungen, der Genovefa z. B.,

*) Simplicius Simplicissimus schickt sich soeben an, seinen alten Zauber auf die deutsche Lesewelt in erhöhtem Maße auszuüben. Im Nordwestdeutschen Volkschriften-Verlag ist eine freie Bearbeitung des Romans von Clard Hugo Meyer erschienen (Bremen, 1875), welche dem Buche alles abzustreifen sucht, was seine Wirkung bei heutigen unbefangenen Lesern beeinträchtigen könnte. Der Held darf sich nun eher in gebildeter Gesellschaft sehen lassen. Er findet auch zum Schlusse häuslichen Frieden. Seltsamer Weise hat der wilde Reitersmann selbst in dieser zahmen Gestalt noch im März 1876 den Schwarzen wie den Weißen des preussischen Abgeordnetenhauses einen jähen Schrecken eingejagt. Es verfolgt ihn sein altes Verhängniß: „Simplicius wird ein Waldbreuder, verfällt hernachmalen aber wieder in das alte Luder“. Jetzt ist er sittsam geworden, aber seine Besserung hilft ihm nichts, sie wird ihm nicht geglaubt.

wobei einfache schlichte Leute in Thränen zerfließen und ein altes Mütterchen etwa, Dichtung und Wahrheit verwechselnd, in die lebhaftesten mitleidigen Klagen ausbricht: „Sieben Jahre in der Einsamkeit, nur von Wurzeln, es ist kein Wunder, daß sie abgehärtet aussieht“ u. s. w. Ich spiele auf ein Factum an, das mir glaubwürdig bezeugt ist; denn ich selbst war nie in der Lage, eine solche theatralische Wirkung zu beobachten. Auch im antiquarischen Handel kommen Manuscripte von Puppenspielen äußerst selten vor. Ich hatte mich daher Jahre lang vergeblich nach einer näheren Bekanntschaft damit gesehnt, und fühle mich jetzt dem Herausgeber der obengenannten Bändchen zu besonderem Danke verpflichtet. Sie sind für die historische Erforschung des deutschen Schauspiels unentbehrlich und sehr lehrreich.

Aber nicht bloß die Literaturgeschichte hat daran ein gewisses Interesse, sondern, wenn ich mich nicht täusche, in bescheidenen Grenzen die Literatur selbst. Auch diese Stücke können wieder aufleben; auch ihr poetischer Gehalt kann der Gegenwart von neuem zu gute kommen. Die Märchen sind nach zwei Seiten wertvoll: die Wissenschaft studirt an ihnen die Verbreitung der Novellenstoffe; die deutschen Kinder freuen sich an der Poesie als solcher. Auch die Puppenkomödie ist noch heut ein Kindervergnügen, und manche Mutter wird gezwungen, daran ihre tragische oder komische Kunst zu erproben: sie wird gewiß lieber nach den vorliegenden Heften greifen, als daß sie eigene Erfindungen wagt oder sich mit beliebigen modernen Erzeugnissen begnügt. Einer Kinderphantasie leuchten glückliche Sterne, welche, wie Goethe und sein Wilhelm Meister, früh aus den Puppenspielen genährt und mit einer Reihe tragischer Hauptstoffe ahnungsvoll vertraut wird. Und die Erkenntniß wird sich wohl merklich Bahn brechen, daß auf einer möglichst frühen und möglichst intensiven ästhetischen Erziehung der heranwachsenden Generationen ein großer Theil unserer nationalen Zukunft beruht. Auch hier müssen wir endlich lernen, die ungünstigen Naturbedingungen durch Arbeit überwinden, damit wir an Geschmack des Lebens, Redens, Schreibens und Bildens hinter den romanischen Völkern nicht länger zurückbleiben. —

Ich bin nicht Pedant genug, um Herrn Engel im Einzelnen vorzurechnen, wie er seine Ausgaben hätte besser einrichten sollen; oder ihn fühlen zu lassen, daß ein Gelehrter von Beruf dies oder jenes würde anders gemacht haben. Ein Gelehrter von Beruf hätte jedenfalls nicht so glücklich gesammelt. Und was nützt mir die größte Kunst, ein Material zu bearbeiten, wenn sie nicht im Stande ist, das Material herbeizuschaffen. Nur um Eins möchte ich im Interesse der Wissenschaft ernstlich bitten: daß uns möglichst genau gesagt werde, woher die Handschriften stammen, welche Herr Engel benützt. Die Stücke selbst verrathen uns wenig über ihre Herkunft. Der Hanswurst hat in seiner Mundart oft wienerische Anklänge; in der Genovefa glaube ich manchmal niederrheinische Spracheigentümlichkeiten zu vernehmen; u. s. w.

Die acht Schauspiele, die wir bis jetzt empfangen haben, sind von sehr ungleicher Art und von sehr ungleichem Werth. Nur Eins haben sie gemeinsam: den Hanswurst. Um das Verdammungsurtheil des Professors Gottschee, das im übrigen so einflußreich war, wie Professoren-Anatheme selten sind, hat sich der Puppen-Wurstel offenbar gar nicht gekümmert. Er ist dem Faust und Don Juan als Diener treu geblieben. Er wird von Solo zu Schurkendiensten benützt und ist dann doch wieder der gutmüthige Fentersknecht, der Genovefa am Leben läßt. Er tritt in der Gesellschaft von Chrus und Tompris auf. Er schlägt sich mit Feen und Teufeln herum: das letztere ist seine besondere Force, die komischen Figuren der altdeutschen Volksbühne müssen sich mit einander messen, um die Zuschauer doppelt zu erheitern. Man könnte leicht schon aus dem vorliegenden Material eine Naturgeschichte des Hanswurstes schreiben. Die Wahrheit zu sagen, das Geschöpf ist nicht sehr interessant. Die typischen Späße, Mißverständnisse, Prügel, Schimpfwörter bewegen sich in einem engen Kreise des Witzes, so daß nur noch jenes kindliche naive Publicum sie dankbar aufnehmen wird, unter welchem die Puppenspiele ihre eigentliche Heimath haben.

Blos im Faust ist Hanswurst neben dem Helden zum ergreifendsten Gegensatz geworden: der hochstrebende Idealist, der eine Beute der Hölle wird — und der dumme, niedrige Philister, dem der Teufel nichts anhaben kann. Seufzend steht zuletzt Faust als der kleinere da und bricht in die Worte des in Flammen sterbenden Reformators aus: „Welch treumüthige Einfalt!“ — o sancta simplicitas. Der Philister sitzt über den Helden zu Gericht, und natürlich bekommt die Einfalt Recht.

Die Geschichte des Puppen-Faust ist ziemlich klar. Von der Geschichte der übrigen Stücke weiß ich wenig zu sagen; wenig mehr, als was schon der Herausgeber ermittelt hat.

„Der Raubritter oder Abelsheid von Staudenbühl“ ist gewiß nicht älter als die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die erste Blüthezeit des Ritterromans und Ritterschauspiels. Während die Puppenspiele sich sonst einer planen, wenig gehobenen Sprache befleißigen, „schleicht“ hier gleich anfangs „die Sonne sich blaß und traurig hinter dem Nebelgewölkt herauf, als wär ihr groß Herzeleid widerfahren.“

Die „wohlthätige Fee Almada“ kann aus derselben Zeit stammen. Von dem französischen Feenmärchen, von Wieland und von der Zauberoper sind solche Anregungen ausgegangen. Der „Don Juan“ ist jünger als Molière und älter als Mozart. Die „Genoveva“, die ich nicht chronologisch zu tagiren weiß, hat den Golo natürlich noch als reinen Bösewicht bewahrt und ihn nicht sentimentalisch abgeschwächt.

„Hans Wurst als Teufelsbanner“ stammt direct oder indirect aus einem Schwanke des Hans Sachs. Der „verlorene Sohn“ war seit dem lateinischen Acolastos des Sappheus (1529) ein beliebter Dramenstoff, dessen Tradition sich nachweisen läßt, bis er 1620 in die sogenannten „englischen Comödien“ ausgeht. In dem Puppenspiel ist wenig von der alten Ueberlieferung zu spüren: die Figur der Visette deutet bestimmt auf die französische Lustspielschule des vorigen Jahrhunderts.

Der „König Cyrus“ ist mir ganz räthselhaft. Die großen Eroberer, wie Alexander, waren auf der altenglischen Bühne beliebt.

Sicher verdanken wir dieser Bühne den „Faust“, der freilich alle anderen Puppenspiele weit in Schatten stellt und auf welchem ich ein wenig verweile, nicht um mit Dingelstedt's geistreicher Darstellung im Matheß dieser Zeitschrift zu wetteifern, sondern um das dadurch erregte Interesse noch weiter für einige ergänzende Bemerkungen in Anspruch zu nehmen.

Das älteste deutsche Faustbuch von 1587 erzählt gleich 1588 eine dramatische Bearbeitung durch Christoph Marlowe; diese ist im siebzehnten Jahrhundert, vermuthlich durch englische Schauspieler mit den Stücken Shakespeare's nach Deutschland gekommen und dem Zeitgeschmacke gemäß nicht blos übersezt, sondern umgestaltet worden. Die Alexandriner, die antike Mythologie, die Furien statt der Teufel deuten auf die Zeit des Andreas Gryphius. Dieses Drama liegt unsern Puppenspielen zu Grunde. Dem Original am nächsten werden das von Engel publicirte und ein früher von Oscar Schade herausgegebenes stehen. Die einzelnen Fassungen kann man mit ihren Verschiedenheiten bis in die Dichtungen des vorigen Jahrhunderts, bis zu Goethe und Maler Müller verfolgen. Lessing's Faustfragment hat in eins der Puppenspiele Aufnahme gefunden und ist darin nicht ganz unwürdig eingefügt und weitergeführt worden.

Ein solcher Stoff pflegt über die Jahrhunderte hin getragen zu werden durch den Geist, aus dem er geboren ist. Das sechzehnte Jahrhundert hat uns kein anderes poetisches Erzeugniß von gleicher Bedeutung überliefert: es hat einen seiner größten historischen Charakterzüge darin verewigt.

Jene Zeit liebt die kleine Erzählung, die Novelle, den Schwank, die Fabel, das Lügenmärchen. Diese kleinen Gattungen können sich zu eigenthümlicher Größe erheben, wenn sie unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefaßt und an eine einzelne Figur geheftet werden.

Eine solche Figur aus früherer Zeit war Meinel Fuchs. Solche Figuren wurden jetzt Eulenspiegel, der Finkenritter, die Schildbürger. Die UnflätHEREI condensirt sich in der Gestalt des Grobianus. Ein ebensolcher Typus, aber von ganz anderer Tiefe als alle die genannten, ist Faust.

Ein Theil des Volksbuches stellt sich nur als eine Sammlung von Zauber- geschichten dar. Dinge, die man früher von Albertus Magnus, Erlolf von Fulda, Simon Magus u. A. erzählte, wurden jetzt auf das Haupt des Johannes Faust vereinigt, eines Mannes aus dem Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, eines gelehrten Vagabunden und nach Art der Taschenspieler blenden- den Magiers. Johannes Faust wurde ein Sammelpunkt für Zauber- geschichten, wie Eulenspiegel ein Sammelpunkt für Eulenspiegel- leien.

Aber auch der Teufels- glaube spielt herein, die beliebte ausgebreitete Teufels- literatur gewinnt hier Vertretung. Die uralte Sage von einem Bündniß mit dem Teufel, die in Kleinasien im sechsten Jahrhundert zuerst auftritt und welche schon das Drama des zehnten Jahrhunderts bearbeitet hatte, wird gleichfalls auf Faust übertragen.

Protestantischer Eifer macht den Verdammten, der Hölle Verfallenen zum Papisten: er verachtet die Schrift, ermangelt des unerschütterlichen Glaubens an Christus und verzweifelt, wie der mittelalterliche Parzival, an der Gnade Gottes.

Auch an der Sinnlichkeit der Epoche hat er Theil. Er beschwört sich das schönste Weib herauf aus der Unterwelt, um mit ihr das Leben zu genießen.

Aber dieses Weib ist Helena — und wir erkennen in dem, der sie begehrt, den Sohn der Renaissance, der sich vermischt, die verlorenen Comödien des Plautus und Terenz wieder herzustellen; der an der Universität Erfurt über den Homer liest und seinen Studenten die alten Helden persönlich vorstellt: sie fürchten sich gewaltig vor Polyphem, der nicht wieder zur Thüre hinaus will.

Und mit diesem Weibe zeugt er ein Kind, das „ihm viel zukünftige Ding erzählte, so in allen Ländern sollten geschehen“ — wir erkennen den universalen Wissens- und Forschungs- trieb des Jahrhunderts der Erfindungen, der Entdeckungen, der Reformation, das in alle Höhen und Tiefen bringt, aus den Sternen die Schicksale der Menschen lesen will und an eine unbeschränkte magische Macht des Geistes über die Naturkräfte glaubt.

Faust „nahm an sich Adlersflügel, wollte alle Gründe am Himmel und Erden erforschen“: erzählt das Volksbuch. Faust's Abfall von Gott ist „sein stolzer Hochmuth, Verzweiflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und wider Gott kriegen wollten.“

Damit ist der eigentliche Lebenskeim der Sage bloßgelegt: der gelehrte Titanismus. Es ist ganz mittelalterliche Auffassung, wenn das höhere Wissen auf Verlehrs mit dem Teufel zurückgeführt wird: Erbschaft einer Zeit, in welcher Teufelsdiener, die Heiden, die Araber, sich im Besitz dieses höheren Wissens befanden. Aber die mittelalterliche Auffassung hat hier ein edles Gefäß gebildet, worin die modernen Helden des Geistes ihr höchstes Empfinden niederlegen konnten.

Was in Faust lebt, lebt auch in Kepler: der Troß und die Kühnheit, das stolze Kraftgefühl, welches die Worte niederschreiben konnte: „Hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu lesen der Mittwelt oder der Nachwelt, gleichviel; es wird seines Lesers Jahrtausende harren, wenn Gott selbst sechs Jahrtausende lang den erwartet hat, der sein Werk beschauete.“

Was in Faust lebt, lebt auch in Lessing und Goethe. Je genauer wir Goethe kennen lernen, desto höher steigt neben dem Dichter der Gelehrte. Die Macht allgemeiner Gedanken in ihm wird uns allmählig erst klar. Dieser Titan ist Jupiter geworden: aber das poetische Symbol des gelehrten Titanismus blieb das poetische Symbol seines Lebens. Eine größere Ehre konnte dem Puppenspiele nicht zu Theil

werden, als daß es für Goethe's Faust die Grundlage abgeben durfte. Die siegreiche Einfalt des Philisters, repräsentirt durch Hanswurst, ist daraus verschwunden. Hinzu kam dagegen die siegreiche Einfalt der Natur und Unschuld, vertreten durch Gretchen.

Wilhelm Scherer.

Ein Engländer über Heinrich Heine.

The life, work and opinions of Heinrich Heine, by William Stigand; 2 voll., 900 pages; London, Longmans & Co. 1875.

„Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichsten Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten,“ mit diesen Worten bezeichnete Heine den Zweck seines irdischen Wirkens in seinem Testamente, und diese Erklärung steht an der Spitze der neuen englischen Biographie Heine's, welche vor Kurzem in London erschienen ist. Der Verfasser, bisher nur bekannt durch seine Beiträge zu englischen Revüen, so wie durch sein Epos Adonais (über den ersten Kreuzzug), bemerkt, daß die Absicht, Frankreich mit Deutschland auszusöhnen, leider vom Dichter nicht erreicht sei; daß aber Heine dennoch einmal später vielleicht durch seine Werke dazu beitragen könnte, diese Aussöhnung zu bewerkstelligen, wenn das Andenken an den Krieg von 1870/71 aus dem Gedächtnisse mehr geschwunden sei. Bis dahin jedoch wäre es wünschenswerth, daß ein Neutraler, weder Franzose noch Deutscher, seine Meinung über Heine ausdrücke, und das Land seiner Geburt mit dem Lande, wo Heine seinen Wohnsitz genommen, vergleiche. Stigand will also das Leben und die Werke des großen rheinischen Dichters einer genauen Prüfung unterwerfen, zu dem Zwecke einer vergleichenden Betrachtung über Deutschland und Frankreich. Ein Werk, welches mit solchen Ansprüchen auf strenge Unparteilichkeit auftritt, in einem Augenblicke, wo die Spannung zwischen den zwei Nachbarvölkern einen so bedauerlichen Grad erreicht hat, wird ohne Zweifel mit tiefem Interesse in Deutschland gelesen werden. Wir sind es gewohnt, aus England vorurtheilsfreie Kennerstimmen zu hören, vorzüglich in Sachen der Literatur. Seit Carlyle das Leben Schiller's, und Lewes dasjenige Goethe's so meisterhaft geschrieben hat, daß ihre Biographien bei allen Einsichtigen Deutschlands als unübertroffene Musterwerke gelten, schenken wir keinem Ausländer lieber unsere Aufmerksamkeit in Fragen der Literatur, als einem Engländer. Wie steht es nun mit diesem Stigand'schen Werke? Ist es ein würdiges Seitenstück zu den Werken der genannten beiden Schriftsteller?

Es thut uns leid, diese Frage entschieden verneinen zu müssen. Der junge englische Verfasser hat sich leider nicht zu jener Ruhe und Höhe der Betrachtung erheben können, welche man von einem leidenschaftslosen wissenschaftlichen Forscher zu erwarten berechtigt ist. Wir verlangen durchaus nicht von einem Fremden, daß er unsre eignen Anschauungen theile und in politischen Streitfragen überall auf unsre Seite trete. Aber wir haben das Recht, zu fordern, daß er sein Urtheil, da, wo es entschieden ungünstig für uns ausfällt, mit derjenigen Zurückhaltung ausspreche, welche sich für den Bürger eines neutralen Nachbarlandes, und überdies für einen Literaturhistoriker geziemt. Die Geschichte der Literatur ist kein Tummelplatz politischer Leidenschaften. Die Besprechung der verschiedenen National-Kunststile ist recht wol möglich, ohne den literarischen Verurtheilten Schimpf und Lort anzuthun. Herr Stigand hätte also, dem wissenschaftlichen Zwecke seines Werkes getreu, die politischen Tagesfragen entweder ganz schlummern lassen sollen, oder mindestens sie so behandeln

müssen, daß keine von beiden Parteien — Franzosen und Deutsche — daraus Grund zur Klage schöpfen konnte. Aber leider hat er dies nicht gethan, sondern versucht, Deutschland politisch sowol wie literarisch zu verurtheilen; ja, er hat seine Verdammung sogar auf Gebiete ausgedehnt, welche mit der Literatur in gar keiner Verbindung stehen. Die Neutralität, wovon die Vorrede sprach, ist nichts als eine trügerische Phrase, die eine höchst tendenziöse Parteischrift verdecken soll. Unter Anderem hat Stigand die deutschen Fürstenhöfe, die deutschen Gelehrten, unsre akademische Jugend und sogar unsre Frauen auf eine Weise besprochen, die sich höchstens für ein politisches Pamphlet, aber nicht für ein Werk über Literatur paßt. Alle thörichten Anklagen, welche die französische Presse seit den letzten fünf Jahren gegen uns erhebt, werden uns von Stigand auf Englisch aufgetischt, und man glaubt oft, man liest Auszüge aus „Un voyage au pays des milliards“ oder aus den *Feuilletons* des *Gaulois* und ähnlicher französischer Blätter. Nach seiner Behauptung sind die Preußen fast alle Slavo-finnischen Ursprungs, und den Russen verwandt, und deshalb Englands natürliche Feinde. Als geborne Slaven und Sklaven lassen sie sich von „frechen“ Fürsten und Adligen knechten, hassen die gebildeteren Culturvölker West-Europa's, und haben deshalb jenen jüngst vergangenen Krieg angefangen. Stigand erlaubt sich mehrere unparlamentarische Aeußerungen über die preussische Regierung und besonders über den großen Staatsmann, der gegenwärtig die Geschicke unseres Vaterlandes leitet. Er gibt ihm Schuld, den Krieg von 1870 provocirt zu haben, und behauptet, daß es ihm gelungen sei, dem übrigen Europa über die wahre Ursache dieses Kampfes Sand in die Augen zu streuen. Er schreibt den Krieg nicht, wie man sonst thut, den Eroberungsgelüsten der Franzosen zu, sondern dem Haß, welcher alle Emporkömmlinge (*parvenus*), und somit auch die Deutschen, gegen ältere und gebildete Nationen beseele. Er leugnet nicht, daß bei unserer vorherrschenden „Barbarei“ doch einige Anfänge von Civilisation in Norddeutschland zu finden seien; aber diese Anfänge datirt er von der französischen Hugenotten-Colonie, welche nach Widerrufung des Edictes von Nantes sich in Preußen ansiedelte. Dieser Colonie verdanke „Preußen“ fast Alles, was es besitze an Industrie, Kunst, Bildung und Geschmaç. Deutschlands politische Bildung, so schwach sie auch bestellt sei, rühre ebenfalls von französischem Einflusse her, indem mehrere politische Flüchtlinge von 1830 bis 1848 in Paris die Segnungen der Freiheit kennen lernten, und daher ihre Landsleute über den Nutzen des Constitutionalismus belehren konnten. Am allerlautesten betont Stigand das angebliche Fehlen des komischen oder spielenden Elementes im deutschen Charakter. Dieser Mangel soll der Grund sein, weshalb es in Deutschland „kein einziges Lustspiel“ gebe, und weshalb deutsche Witzblätter so erbärmlich, deutsche Romane und Zeitungen so langweilig wären. Um so erstaunenswerther, sagt er, wäre in einem so witz- und salzlosen Lande das Auftreten eines Mannes wie Heine. Sein Erscheinen wäre in der That einer von jenen Ausnahmefällen oder Unregelmäßigkeiten der schaffenden Natur, welche Darwin entweder als *Atavismus*, oder als einen *lusus naturae* bezeichnen würde.

Wir haben Herrn Stigand reden lassen, damit der Leser den Geist dieses Schriftstellers richtig auffasse. Es muß jedem Vernünftigen klar sein, daß wir es hier mit keinem wirklichen Literaturhistoriker, sondern mit einem verkappten politischen Parteigänger, mit einem jugendlichen Hitz- und Brausetopfe zu thun haben, welcher die Armuth seines Geistes und den Mangel an speciell literarischem Talent durch Ausbeutung der öffentlichen Tagesfragen verdecken will. In der That, man muß lange suchen, ehe man irgend einen originellen Gedanken in dem Buche antrifft. Die biographischen Nachrichten darin sind alle wörtlich aus dem trefflichen Werke Adolph Strodtmann's entnommen; diejenigen literarischen Kritiken aber, welche nicht aus dieser Quelle stammen, schließen sich an die Ansichten des französischen Kritikers Taine an, und von völligen Fehlgriffen, Mißverständnissen, falschen Angaben und irrigem Uebersetzungen aus dem Deutschen findet sich beinahe in jedem Capitel eine unerfreuliche Menge. Leider war der Stoff der Biographie sehr dazu angethan, der

tendenziosen Absicht des Verfassers Vorschub zu leisten. Heine's Schriften sind bekanntlich ein sehr unlauterer Born, worin die deutschfeindlichen Heißsporne Englands und Frankreichs einen reichen Vorrath von Scheltworten, schlechten Wizen und Waffen des Angriffs auf die früheren und jetzigen regierenden Kreise Deutschlands antreffen können. Diese benutzt nun Stigand mit innerlichem Wohlgefallen. Leben und Werke des verstorbenen Dichters werden zu einem wahren Sündenregister deutscher Schlechtheiten ausgebeutet. Die unpatriotischen Bemerkungen Heine's über deutsche Gelehrte, seine Spottverse auf deutsche Fürsten, auf Menzel, Uhland, Jahn und Wasmann werden, so weit dies mit englischen Begriffen von öffentlichem Anstand verträglich war, überseht und mit einer Miene des Triumphes und der inneren Genugthuung dem Publicum vorgetragen. Diejenigen Stellen aber, worin Heine England bespricht, werden hinwegdemonstrirt, weil sie dem Nationalgefühl des englischen Lesers unangenehm gewesen wären, und die gänzlich franzosenfeindlichen Stellen in Heine, welche bekanntlich auch sehr zahlreich sind, werden ausgelassen. Das Buch Stigand's sollte betitelt sein: „Wizige Excerpte aus Heine zur Beschimpfung Deutschlands“, denn die wahren Ansichten Heine's kann man aus dem englischen Buche gar nicht erfahren. Um unsre Behauptung durch ein einziges schlagendes Beispiel zu unterstützen, greifen wir aus einigen hundert Stellen, wo Heine die französische Leichtfertigkeit und Sittenverderbnis bespricht, folgende heraus, aus Band 11, Seite 159: „Ich hoffe, was ich im vorigen Briefe über das französische Lustspiel angedeutet habe, findet Ihre Bestimmung. Das sittliche Verhältniß, oder vielmehr Mißverhältniß zwischen Mann und Weib ist hier in Frankreich der Dünker, welcher den Boden des Lustspiels so kostbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch ist der Mittelpunkt aller jener Lustspiel-Raketen, die so brillant in die Höhe schießen, aber eine melancholische Dunkelheit, wo nicht gar einen äblen Dufst zurücklassen. Die alte Religion, das katholische Christenthum, welche die Ehe sanctionirte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, ist hier mitsammt der Hölle erloschen. Die Moral hat in Frankreich alle ihre Lebenswurzeln verloren und rankt nur müthig-welt an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat . . . der verrufensten Messaline öffnen sich die Flügelthore des französischen Salons, so lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt u. s. w.“ So geht es oft Seiten lang bei Heine, in seinen Berichten über die Verdorbenheit französischer Zustände. Warum hat Stigand solche Stellen geflissentlich übergangen? Warum sind dagegen die Bemerkungen über die Langweiligkeit der ehelichen Verhältnisse in Deutschland mit einer wahrhaft kindischen Absichtlichkeit hervorgezogen? Stigand drückt an vielen Stellen seines Werkes seine Ueberzeugung von der hohen Sittenreinheit der Franzöfinnen aus, und belobt die socialen Zustände seines gallischen Lieblingslandes mit einer in dem Munde eines Engländers beinahe ironisch klingenden Leichtgläubigkeit. Wir lassen es dahingestellt, ob Stigand wirklich diese paradoxen Ansichten im Stillen theilt. Vielleicht hat der Verfasser bloß aus persönlichen Rücksichten, etwa aus Höflichkeit gegen französische Leser, Verwandte oder Freunde, dergleichen seinem Buche einzuverleiben für nöthig erachtet. So viel ist sicher — die öffentliche Meinung Englands, aller Nord-Europäer, so wie der ganzen übrigen Welt, hegt eine total entgegengesetzte Ansicht über den moralischen Zustand der französischen Gesellschaft, als diejenige, welche in diesem englischen Werke vorgetragen wird.

Was würden die Engländer dazu sagen, wenn man in Deutschland ein Buch, etwa über Lord Byron, schreiben wollte, und alle schlechten Wize, alle gehässigen Urtheile dieses oder anderer Schriftsteller, nebst den Meinungen der amerikanischen Fren oder ähnlicher brittischer Unterthanen über ihr Mutterland zusammenstellen wollte, vermischt mit böswilligen Zeitungsartikeln, über die Untugenden und Schlechtheiten der Bewohner Altenglands? In Deutschland würde ein solches Buch schwerlich geschrieben werden, weil wir unsern Nachbarn Gerechtigkeit widerfahren lassen und unsre Nationalvorurtheile nur zu sehr bei Seite legen bei Behandlung ausländischer

Literatur und fremder Sittenzustände. Es gibt in der That nichts Unerfreulicherer und für den Literaturhistoriker Unpassenderes als derartige Klatschsucht, welche das Aushängeschild der literarischen Biographie zur Maske für ein politisches Pasquill benützt. Nur ein gänzlich in französischen Vorurtheilen befangener und verbohrtter Mensch, wie dieser Stigand zu sein scheint, konnte je auf den Gedanken kommen, ein Leben Heine's zu solchem Zwecke zu schreiben.

Die Urtheile Stigand's über Deutschland verdienen um so weniger eine genauere Prüfung, weil er die lächerlichsten Irrthümer begeht, sobald er sich von dem Texte des Strodtmann'schen Werkes einige Schritte entfernt. Was er über die schwäbische Dichterschule, über Hegel, über Gutzkow und Andere gesagt hat, beweist eine höchst mangelhafte Kenntniß unserer Literatur. Die schwäbische Schule nennt er eine „Anzahl unbedeutender Versmacher, die in Zukunft nur noch in Verbindung mit Heine erwähnt würden“. Seine mehrmaligen Bemerkungen über Lessing's Emilia Galotti, (welcher Name immer mit dem e hinter dem l gedruckt auftritt), erwecken das Bedauern jedes Gebildeten, daß ein Engländer so wenig Bekanntschaft mit unseren Literaturwerken besitzt. Herr Stigand erinnert uns oft an den berebten Franzosen, der fortwährend Shakespeare als „le grand Villiams“ bezeichnete. Sehr possierlich sind die Versuche Stigand's, die deutsche Musik herabzusetzen. Er sagt, die Musik wäre in Deutschland ein „künstliches Product“, bloßes Resultat technischer Fähigkeit. Er meint, die Kopf- und Geistesmusik — (elaborate head-music) — der Deutschen stände tief unter der melodiereichen Herzensmusik — (melodious heart-music) — Italiens. Er schreibt auch Heine diese Ansicht zu, und um doch einen Beweis für diese falsche Behauptung beizubringen, übersetzt er eine Stelle, wo Heine von der deutschen „Muse“ spricht, als ob sie von der deutschen „Musik“ handle. Heine sagt, bei Besprechung der Schlegel: Unsere Muse ist ein altes Weib mit einem Spinnrocken: Stigand übersetzt (I, 379): Our music is an old woman with a distaff. Falsche Uebersetzungen spielen überhaupt eine große Rolle in diesem elenden Buche.

Die gegenseitige Beurtheilung der großen Nationen Europa's ist an sich sehr wünschenswerth und kann in ihrer Anwendung auf Literatur nur zu wahrer Belehrung und zur Berichtigung des europäischen Geschmacks beitragen. Aber es ist auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß, wenn diese kritische Arbeit von so unfähigen, groben Parteigängern, wie dieser Stigand, in die Hand genommen wird, die Folge eine bedauerliche und unheilvolle sein muß. Wenn man die Kritik so treibt, so wird sie nur die gegenseitige Achtung tödten, die Stimmung verbittern, das Vorurtheil bestärken und alle schlechten Leidenschaften in das Heiligthum der Kunst und Wissenschaft hineinführen. Es wird uns freuen, aus England selbst Stimmen zu vernehmen, welche gegen ein Werk von der Art des vorliegenden den wolverdienten Ordnungsruf ergehen lassen.

Albert M. Selß.

Die Centennial-Ausstellung.

I.

Philadelphia. Juni 1876.

Die internationale Ausstellung in Philadelphia ist so eigenartig in ihrer Zusammensetzung, daß man zögern muß, ihr den Namen einer Weltausstellung beizulegen. Von den europäischen Staaten hat nämlich nur einer bei diesem Unternehmen seine volle Kraft eingesetzt, und das ist England. Neben den jungen Staaten von Nordamerika tritt also das Mutterland im vollen Glanz seiner Friedenswerke auf, und dieser Umstand gibt der Ausstellung eine leichte politische Färbung.

Unwillkürlich steigt dem fremden Besucher der Gedanke an den großen Familienzwist des vorigen Jahrhunderts wieder auf, nur verschwimmen diese Dinge wie der bleigraue Revolutionshimmel, der Declarationsblitz vom Jahre 1776 und die blutgerötheten Felder von Lexington, Saratoga, Trenton und Yorktown im Hintergrund des Gemäldes. Im Vordergrund aber steht die jugendfrische Union mit einem Schimmer des Glücks in den Augen und dem reichen Sternentranz im Haar; mit versöhnendem Lächeln nimmt sie die stolze Matrone Britannia bei der Hand, führt sie in das Reich ihrer Schöpfungen und scheint sagen zu wollen: „Sieh, was im Laufe eines Jahrhunderts aus mir geworden ist!“

Die Union ging bei der Veranstaltung dieser Ausstellung in Philadelphia von einem idealen Gesichtspunkte aus. Das hundertjährige Geburtsfest der Republik sollte gefeiert werden; wie konnte das Land, welches seine Macht und Größe nicht von Eroberungen durch Waffengewalt, sondern allein von den glücklichen Erfolgen der freien Arbeit herleitet, dies in würdigerer Weise thun, als dadurch, daß es die Resultate seiner friedlichen Entwicklung in einer Ausstellung aller Producte zu zeigen versuchte und die Kulturvölker aufrief, ihre Kräfte auf diesem Felde mit ihm zu messen?

Von den Staaten, welche bisher internationale Ausstellungen veranstalteten, hat vielleicht keiner so sehr das Bestreben in den Vordergrund gerückt, Belehrung zu geben und Belehrung zu empfangen, als gerade die Union, und so ist die sechste Weltausstellung ein rechtes Friedensfest geworden, bei welchem die fremden Nationen so viel Gewinn ernten, als die Bewohner der hundertjährigen Republik.

Ein so prächtiger Ausstellungsplatz kann kaum gedacht werden, als der ist, welchen der Fairmount-Park zu Philadelphia bietet, das „Eden von Amerika“. Philadelphia liegt bekanntlich am Zusammenfluß des Schuylkill und Delaware, und während die großen Monumentalbauten der Stadt wie die Stapelplätze des geräuschvollen Handels sich an den Ufern des Hauptstromes hinziehen, breitet sich im Norden der Stadt der weite schattige Park zu beiden Seiten des Schuylkill aus. Von dem Staatenhaus, in welchem der erste Congreß der Colonien tagte und Jefferson's Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet wurde, gelangt man mit der Pferdebahn in

50 Minuten zum Ausstellungsplatz, welcher am Westufer des Schuykill liegt und einen Flächenraum von 236 Acker umfaßt.

Schon in der äußern Entfaltung ihrer Bauten ist die Ausstellung von 1876 eine ungemein großartige. Auf dem Plateau von Lansdowne und dem waldbumsäumten Hügel land im Norden desselben liegen nicht weniger als 170 Ausstellungsbauten. Unter diesen sind die Haupthalle und die Maschinenhalle räumlich so bedeutend, daß sich die gleichartigen Bauten früherer Ausstellungen nicht mit ihnen messen können.

Da die Baucommission von dem Grundsatz ausging, daß die Form der Halle mit dem Inhalt möglichst im Einklang stehen müsse, so hat man bei der Ausführung dieser vorerwähnten Ausstellungsgebäude mehr die Zweckmäßigkeit, als die architektonische Schönheit in's Auge gefaßt. Gleichwol gewährt die Haupthalle, welche eine Fläche von 936,000 Quadratfuß bedeckt, einen imposanten Anblick. Die ungeheure Fassade des broncefarbenen Gebäudes erhält durch die scharf heraustretenden Projectionen im Centrum, wie zu beiden Enden der Längseite, welche an allen Ecken mit Thürmen, vergoldeten Ablern und wehenden Bannern geschmückt sind, eine gefällige und zugleich reiche Form. Zu diesem Riesenbau wurden nicht weniger als $8\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Eisen und über 7 Millionen Fuß Bretter verbraucht. Dreitausend Arbeiter stellten diesen Bau von dem Augenblick an, da der erste Spatenstich gethan wurde, bis zu seiner völligen Vollendung, in dem kurzen Zeitraum von einem Jahr her, und zwar unter der Leitung der Amerikaner Pettit, Wilson und Dobbins. Bei dieser Halle, wie der Maschinenhalle, sind Licht und Luft in reichem Maße vorhanden. Mit dem Hauptgebäude liegt die Maschinenhalle in einer Flucht und beide bilden eine fast ununterbrochene Front von 3824 Fuß.

Hinter der Haupthalle liegt in einer Entfernung von 300 Fuß, fast am Rand des Lansdowne Plateaus, die Memorialhalle, der eigentliche Monumentalbau der Ausstellung, der nicht weniger als 1,500,000 Dollars kostete, eine Summe, welche der Staat Pennsylvanien und die Stadt Philadelphia allein aufbrachten. Es ist bekannt, daß ein talentvoller deutscher Architekt, Herr J. Schwarzkmann aus München, den Plan zu diesem Gebäude entwarf, und seine Ausführung leitete. Es ist denn auch ein stolzer Granitbau entstanden, im Stil der modernen Renaissance, der sich auf der hohen Terrasse recht imposant ausnimmt. Die von einem Dom überragte Centralhalle hat drei hohe säulengetragene Eingangspforten und ist durch lustige Arkaden mit den Capavillons verbunden. Allegorische Figuren und fliegende Adler schmücken die Ecken der Centralhalle und der Pavillons, Schalen in antiker Form die schlanken Deckengeländer. Von der Kuppel des Domes erhebt sich, mit den Füßen auf der Erdkugel stehend, die Columbia, welche in der Hand den Preis des Siegers hält. Der mit künstlerischer Pracht ausgeführte Bau ist auf das reichste ornamentirt, allein leider läßt gerade der ornamentale Theil viel zu wünschen übrig, das Blattwerk der korinthischen Säulen ist nicht kräftig genug herausgearbeitet, die allegorischen Figuren sind mangelhaft in der Zeichnung und die Adlerfittiche sehen fast so aus, als habe sie der Künstler aus Furcht, daß seine Geschöpfe davonfliegen könnten, ein wenig zurechtgestutzt.

An die Memorialhalle schließt sich ein großer Annex an zur weiteren Unterbringung der Kunstwerke, zu deren Aufnahme beide Gebäude bestimmt sind.

Wie die Memorial-Halle, so wird auch die von Schwarzkmann erbaute Porticuhall dem Fairmountpark erhalten bleiben, nur steht zu befürchten, daß die etwas delicate Constitution der letzteren nicht allzulange den Winterstürmen widerstand zu leisten vermögen. Der Bau ist nämlich seinen Hauptbestandtheilen nach aus farbigem Glas und Eisen hergestellt; außer diesen Materialien kamen noch farbige Ziegel zur Verwendung, und endlich dunkler Marmor.

Die im maurischen Stil des zwölften Jahrhunderts ausgeführte Halle gewährt dem Beschauer ein Bild von wahrhaft phantastischer Pracht und Schönheit. Sie ist auf einer sonnigen Höhe gelegen und ihre Haupteingänge werden von dichtbelaubten

Baumkronen beschattet. Von einer breiten Galerie aus, welche um das ganze Gebäude läuft, erblickt man in der Ferne die blauen Wasser des Schuykill, über welche Dampfer und Segelboote dahingleiten, eine waldige Schlucht windet sich vom Fluß herauf bis dicht in die Nähe der Horticulturhalle, und an einer Stelle ist eine breite Eisenbrücke über die Wipfel der mächtigen Bäume weggespannt. An der Südseite ziehen sich Parkanlagen mit bunten Pavillons, breiten Alleen, Blumenbeeten, Bosquets, Fontainen, Statuen und Vasen hin, welche das Entzücken jedes Landschaftsgärtners ausmachen. Bei der Maschinenhalle liegt, von Blumenfeldern und Villenbauten umgeben, ein blauer See, aus dessen Mitte springende Wasser emporrauschen. Im Nordwesten zieht sich eine Reihe von Bauten am Saum des Waldes hin, die fast unabhäufbar erscheint, und es gewährt dem müden Wanderer einigen Trost, daß munter läutend ein Eisenbahnzug durch den Ausstellungsgrund dahinfliehet, von dessen offenen Sommerwagen aus man alle Ausstellungsgebäude wenigstens oberflächlich betrachten kann.

Jenseits der Schlucht liegt noch eines der Hauptgebäude, welches den Mittelpunkt einer ganzen Section bildet, ich meine die Agriculturhalle. Dies Gebäude ragt mit seinen gothischen Thürmen, hohen Spitzbögen und grünen Dächern wie ein weitausgelegter Kirchenbau aus dem dunklen Grün einiger Cederngruppen hervor. Es besteht aus einem weiten Mittelschiff und drei Transepten. Bei seiner Construction wandte man eine ganz neue Combination des Materials an — nämlich die von Holz und Glas. Auch dieser Bau bedeckt einen beträchtlichen Flächenraum, denn er ist 826 Fuß lang und 540 breit.

So gern ich eine flüchtige Skizzirung des herrlichen Panoramas fortsetzte, das sich auf dem Ausstellungsgrunde dem Auge des Beschauers bietet, so heißt mich doch die Rücksicht, daß der Inhalt wichtiger ist, als die Schale — und wäre jene auch noch so reich und herrlich — weiter eilen. Ich will nur noch kurz erwähnen, daß die Regierungen der einzelnen Staaten der Union, sowie die Besitzer und Leiter bedeutender Privatunternehmungen so viele schöne und geschmackvoll eingerichtete Bauten in's Leben riefen, daß zum Besuch all' dieser verlockenden Dinge einige Wochen Zeit gehören. In jenem Thalgrund sehen wir ein Schloßchen aus gepreßtem Zinkblech im Rococo-Stil construirt, und auf der Höhe den bunten Palast eines Kaufmanns von Marokko, in dessen kühlen Hallen Töpferwaaren ausgelegt sind. Hier bauen die Söhne Japans einen Sommerpalast, dessen Fassade an den Tempel Toshiogu erinnert, und am Saum des Waldes führen einige canadische Trapper in ihrem Blockhaus ein idyllisches Dasein. Hier wird ein New-Jersey-Haus von hohen Bäumen beschattet, dessen Vorbild vor hundert Jahren die Art eines Colonisten schuf; und nicht weit davon erblicken wir den malerischen Aufbau eines Ziegelfabrikanten, der vielleicht den Namen eines Zukunftshauses verdient, denn das Dach beispielsweise besteht aus gebrannten Ziegeln, welche weiße und rothfarbene Quadrate bilden. Diese und viele, viele andere Bauten liegen über ein weites, von der Natur und Kunst reich bedachtes Terrain ausgestreut, und so genießt der Besucher dieser Ausstellung fast von jedem Punkte aus ein wahrhaft malerisches Landschaftsbild.

Es muß ferner rühmend anerkannt werden, daß das Ausstellungs-Comité dem Comfort der Besucher eine fast übergroße Sorgfalt widmete. In den Anlagen findet man schattige Sommerhäuser, bequeme Ruheplätze und Brunnen, in den Hauptausstellungsbauten Zimmer, um Toilette zu machen und sich zu ruhen; hier stehen dem Fremden Waschbecken, Seife, Trinkgefäße und andere Dinge unentgeltlich zur Verfügung, und in der Haupthalle concertirt täglich eine ganz vortreffliche Capelle. Der Presse ist ein palastähnlicher Bau mit prächtig eingerichteten Arbeits- und Conversationszimmern zur Verfügung gestellt, ferner sind ein Postbureau, ein Telegraphenamt und eine Wechselbank auf dem Ausstellungsgrunde thätig.

Kommen wir zum eigentlichen Kern und Inhalt der Ausstellung. Bei jeder internationalen Ausstellung versteht es sich ganz von selber, daß das Volk, welches

die übrigen Culturstaaten zu einem friedlichen Wettkampf auf dem Ausstellungsgebiete einladet, selber die größten Anstrengungen zu machen verpflichtet ist, um in stattlicher Ausrüstung auf dem Plan zu erscheinen. Bei den Vereinigten Staaten Nordamerika's fallen noch zwei Umstände in's Gewicht, welche es fast natürlich erscheinen lassen, daß diese quantitativ fast so reich vertreten sind, wie alle übrigen Nationen zusammen: zuerst hatte die Ausstellung für die Bürger der Union eine vorwiegend nationale Bedeutung und dann mußten die europäischen Staaten wie die alten Culturvölker des Orients ihre Ausstellungsobjecte so weit verschieben, daß die erwachsenden Transportkosten, wie die Wahrscheinlichkeit entstehender Verluste durch Beschädigung die allgemeinere Betheiligung verkümmerten. Es ist daher kaum zu verwundern, daß die Centennial-Ausstellung eine vorwiegend moderne geworden ist. Kunst und Kunstgewerbe sind hier von dem modernen Industrialismus überflügelt worden, das Nützliche hat dem Schönen den Rang abgelaufen. Die Maschinenhalle im Fairmountpark hat nicht ihres Gleichen, und ich glaube, in ihr liegt der Schwerpunkt der Ausstellung.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist ziemlich naheliegend für die Leser der „Rundschau“, welche Friedrich Rapp's vortreffliche culturhistorische Arbeit „Die hundertjährige Jubelfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung“ in so anziehender Weise mit der politischen, gewerblichen und commerciellen Lage der ehemaligen Colonien bekannt machte. So lange die englische Regierung die Colonien an der Küste der atlantischen See bevormundete, hatten jene so gut wie gar keine Industrie. Der Gewerbefleiß wurde ganz niedergehalten, und die Bewohner Nordamerika's lebte lediglich auf den Ackerbau angewiesen, damit das Mutterland möglichst viel Rohstoffe aus den Colonien herausziehen und seine Fabrikate unter den vortheilhaftesten Bedingungen absetzen könne. Als daher Nordamerika seine nationale Selbständigkeit erreicht hatte und in die Reihe der großen Culturstaaten trat, war seine industrielle Entwicklung kaum mehr als nichts bedeutend. Das Volk sah vor sich ein fast unbegrenztes Terrain, das der reichsten Ausbeute fähig war; allein dieser Boden war von der Cultur noch unberührt und es galt, gewaltige Kräfte in Bewegung zu setzen, um demselben Schätze zu entlocken. Die schwierige Hand allein konnte auf der wilden Erde nur mühsam vorwärts kommen und es galt die Hebel der Mechanik, die Hilfsmittel der Physik und Chemie anzuwenden, um die Arbeitskraft des Individuums zu verdoppeln und zu verzehnfachen. Das junge Volk sah sich nach Arbeitswerkzeugen und Maschinen um, es hatte keine. Die Hilfe anderer Völker anzurufen, verschmähte es, aus Furcht wieder in drückende Abhängigkeit zu gerathen. Die jungen Staaten wollten sich aus eigener Kraft emporringen — auf dem staatlichen wie dem wirtschaftlichen Gebiete — darum brachen sie, mit der Entschlossenheit eines Cortez, alle Brücken hinter sich ab und legten den Waaren fremder Völker drückende Einfuhrzölle auf.

Somit datirt die industrielle Entwicklung Amerika's erst vom Jahre 1776 ab und hält mit der staatlichen gleichen Schritt — soweit es sich um den Zeitraum handelt. Von äußern Feinden unbehelligt, konnten sich die Freistaaten ganz ihrer wirtschaftlichen Entwicklung widmen und hier gab es Arbeit in Hülle und Fülle. Es galt unermessliche Wälder auszuroden, ergreiche Höhenzüge zu unterwühlen, gewaltige Ströme zu überbrücken und die großen Handelsplätze durch billige Verkehrsmittel in Verbindung zu setzen. All' diese gewaltigen Aufgaben riefen die Erfindungsgabe und zäheste Ausdauer in die Schranken und so kam es, daß das energische Volk in hundert Jahren eine Industrie schuf, welche unsere Bewunderung herausfordern muß, trotzdem sich dieselbe in überwiegender Weise auf das Gebiet des Nützlichen erstreckt.

Es ist begreiflicher Weise ganz unmöglich, aus der erstaunlichen Masse der hier angehäuften Ausstellungsobjecte alles das in den Rahmen einer Besprechung zu drängen, was interessant oder wichtig für den Fortschritt auf dem Gebiete des Ma-

schinenwesens ist, ich muß mich damit bescheiden, dem Leser ein flüchtig skizzirtes allgemeines Bild dieser wichtigen Gruppe zu geben.

Die amerikanische Abtheilung ist so belehrend für den Besucher wie keine andere. Hier hat ein Uhrenfabrikant ein ganzes Atelier eingerichtet, in welchem die Arbeiter — es sind meist hübsche Mädchen — mit bewundernswerther Geschicklichkeit theils Uhrtheile mit der Maschine herstellen, theils die Uhren selbst zusammensetzen. Mit einer Walter-Presse bedruckt und wirft die „New-York-Times“ so rasch Exemplare ihrer Zeitung aus, als ein Zuschauer zu zählen vermag. Die vor unsern Augen gedruckten Exemplare werden unentgeltlich unter die Zuschauer vertheilt. Diese sehr einfach construirte Presse ließ der Maschinist des Morgens aufstellen und am Abend druckte sie bereits untadelhafte Zeitungsexemplare. Eine Automatenmaschine stellt vor unsern Augen Briefcouverts aus langen Papierstreifen her, eine andere faltet eine 32 Seiten zählende Brochüre zusammen, klebt einen Umschlag darauf und gibt sie fertig in ganzen Packeten wieder von sich. Der Proceß vollzieht sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit und zwei Damen, welche die Maschine bedienen, haben nichts zu thun, als die Papierbogen von Text und Umschlag einzuschieben.

Am emsigsten geht es in den mit wunderbarer Eleganz ausgestatteten Arbeitsräumen der Nähmaschinenfabrikanten her. England und Amerika treten hier als ziemlich ebenbürtige Rivalen einander gegenüber. Die Singer'sche Firma hat in einem eigenen Pavillon eine Specialausstellung ihrer durch Schönheit der äußern Form wie Solidität der Construction ausgezeichneten Maschinen veranstaltet. Der Fabrikant Guffey aber hat eine jener neuen Maschinen aufgestellt, welche von der Näherin selbst nicht mehr getreten, sondern durch eine im Fußboden liegende elektrische Batterie bewegt werden. Wie viele arme Frauen könnten vor frühzeitigem Siechthum gerettet werden, falls sich diese Erfindung als praktisch bewährt!

Die Maschinenhalle im Fairmountpark trägt die Physiognomie der Werkstatt, nicht die eines Ausstellungslocals. Bei jeder Maschine will man sehen, wie sie arbeitet; und die Commission für diese Gruppe hat dafür Sorge getragen, daß dies zur Anschauung komme.

Im Mittelpunkt der hohen lustigen Halle liegt wie auf einer kreisrunden Tischfläche die Corliß'sche Riesen Dampfmaschine, deren 1400 Pferdekkräfte die Transmissionen der ganzen Halle in Bewegung setzen. Es ist eigentlich eine Doppelmaschine und jeder der beiden Cylinder hat 40 Zoll Durchmesser: beide treiben ein Schwungrad von 31 Fuß Durchmesser, dessen Gewicht 55 Tonnen beträgt. Das, was am meisten Bewunderung verdient bei dieser erstaunlich sauber gearbeiteten Maschine, ist ihr ruhiger, sanfter Gang. Wie das Spielzeug eines Titanengeschlechts ruht der Roloß auf der braunen Platte und während seine Riesenarme durch die Luft fahren und das gewaltige Rad fast geräuschlos an uns vorüberfaßt, verspürt man dicht am Rand der Unterlage kaum ein Leben. Dicht daneben zeigt derselbe Corliß aus Connecticut die sinnreichste Erfindung der letzten Jahre. Bekanntlich werden schon seit Jahren die Zähne gewöhnlicher Maschinenräder mit flachem Radkranz durch Maschinen ausgearbeitet, während man Radkränze von konischer Form mit der Hand ausfeilen mußte. Da diese Arbeit sehr beschwerlich ist und selten exact ausgeführt wurde, so setzte Krupp in Essen wie eine englische Gesellschaft schon früher Preise für die Construction einer Maschine aus, welche konische Zahnräder ausarbeite. Vor einem Jahre ist Corliß die Erfindung dieser Maschine gelungen, und von einem Manne geleitet, schneidet der Stahlmeißel vor unsern Augen Zug um Zug die Eisenzähne des konischen Radkranzes aus. In einem Transept zur Linken glaubt man, es tobe der Orkus. Am Ufer eines tiefen Bassins, das man kühn mit der Bezeichnung See beehren darf, heult eine Windsbraut; in der That nichts anderes, als ein Gebläse zur Ventilation von Bergwerken. Die ausgestoßene Luft strömt mit solcher Gewalt aus der Mündung des Rohrs aus, daß jede Hand, die ein Mann dem Luftdruck entgegenstemmt, bewegt und eine Fahne in Fetzen zerrissen wird. In das Bassin aber stürzen sich die brausenden Wasser der hydraulischen Maschinen, der

Patentpumpen, Dampfsprizen und anderer Maschinen, die sich des Wassers als Motor bedienen. Von jenen Luchtschneidemaschinen, welche in großen Schneidewerkstätten 12 und mehr Lagen Zeug nach einem Muster zuzuschneiden vermögen, wurden nicht weniger als drei Systeme gezeigt. Maschinen, welche die Ziegelerde zerkleinern und mischen, solche welche Farben mengen, Baggermaschinen, Steinbohrer für Gold- und Silberminen, ein großer Diamantbohrer u. a. m. sind in voller Thätigkeit. Dann rasseln Duzende von Webstühlen und Spulmaschinen (die letzteren besonders sinnreich construirt in der englischen Abtheilung) und zeigen die Art, wie sie arbeiten.

In der Ausstellung von Feuerwehrrapparat sehen wir Dampfsprizen und Schlauchwagen, die man aus der Ferne für seltsam gebaute Carossen irgend einer Märchenprinzessin halten könnte. Die blanken Flächen der Schlauchrolle sind an den Seiten mit Arabesken von Goldbronze verziert, die Räder sind aus polirtem Stahl, die Flächen der vorderen Büchse sind mit einem Gemälde geschmückt, die Deichsel hat Ornamente von eingelegten Hölzern und was dergleichen ungehöriger Luxus mehr ist. An diesem Paradeschlauchwagen erschien mir nur die Einrichtung als neu und praktisch, daß zwei an der Kabaze befindliche Glocken durch die Umdrehung der Räder mit bewegt werden und so in der Bewegung heftig zu läuten anfangen. Neu für den Europäer dürften auch die Eispflüge und Schlittenartig gebauten Eissägen sein, mit denen der Amerikaner, welcher unter allen Nationen der größte Eisconsument ist, seine Eisblöcke im Winter ausschneidet. An dieser Stelle will ich auch der schönen Eisyacht Erwähnung thun, welche der Präsident des Hudson-Eisyacht-Clubs ausgestellt hat. Dieses moderne Fahrzeug ist nach Art einer Schaluppe mit zwei Segeln ausgestattet, die beiden Schlittenläufe sind weit ausgespannt und das Ruder greift in's Eis wie der Stahl eines Schlittschuhs. Bei gutem Eis und Wind beträgt die Geschwindigkeit der Challenge-Yacht, wie sie genannt wird, eine englische Meile in der Minute.

Was Amerika im Bau von Ruderbooten, Segelschiffen und Schraubendampfern leistet, zeigt uns in diesen Räumen eine besondere Abtheilung, in welcher theils hübsch ausgeführte Modelle, theils Fahrzeuge in natürlicher Größe ausgestellt sind, unter den letzteren ein Schraubendampfer zum Schleppen der Canalschiffe von neuer Construction. Unter den Ruderbooten befinden sich grazios gebaute Dinger, welche 34 Fuß lang sind und nur 49 Pfund wiegen.

In der englischen Abtheilung verdienen einige sehr sinnreich und praktisch construirte Eisenbahnwaggons zum Viehtransport, welche den armen Thieren bedeckte Ränne, Wassertöpfe und ein absolut trockenes Lager sichern, die Aufmerksamkeit der Behörden und dann ist ein neuer Apparat von Interesse, mit welchem ein Weichensteller auf dem Rangirbahnhofe alle in seinen Gesichtskreis fallenden Schienen von einem Punkte aus zu stellen vermag. Die Firma Chamell in Sheffield zeigt an verschiedenen Panzerplatten von 21 und mehr Zoll Dicke, wie tief die gewaltigsten Geschosse in diese Stahlblöcke einzudringen vermögen. Eine Panzerplatte vom Kriegsschiff „*Temeraire*“ ist von 4 Geschossen bis auf einige Zoll durchbohrt, an andern Platten prallten die Kugeln ab und hinterließen nur einen schwachen Eindruck.

Da von der Panzerplatte bis zur Krupp'schen Kanone nur ein Schritt ist, so wollen wir uns der deutschen Abtheilung zuwenden, woselbst zwar die berühmte Riesenkanone noch nicht angekommen ist, wol aber die Krupp'schen Berggeschütze, bei denen die einfache Zeichnung und accurate Arbeit des Verschlusses höchlichst zu rühmen ist. Garibaldi wandte schon im Jahre 1860 im Königreich Neapel Berggeschütze an, allein es waren keine Hinterlader. Diese mußten leichter sein als die Krupp'schen, denn es genügte ein Maulthier, um die Lafette und eins um das Kanonenrohr zu transportiren. Dem Anschein nach sind Krupp's Berggeschütze so schwer, daß zwei Packpferde an dem Rohr zu schleppen haben.

Etwas findet sich in der deutschen Abtheilung, was Amerika nicht hat und was es uns unter allen Umständen zu guten Preisen ablaufen muß, und das ist das blankte Spiegel Eisen, von welchem die Aussteller aus dem Siegerland eine ganze

Pyramide aufgebaut haben. Die Amerikaner haben dies Erz nicht, welches ihnen zur Erzeugung des Bessemer Stahls unentbehrlich ist und da sie diese Art Stahl in großen Quantitäten verbrauchen, so müssen sie sich bei uns oder in Schweden, der eigentlichen Heimath des Bessemer Stahls, nach Spiegeleisen umthun. Die deutsche Ausstellung ist bis heute in der Maschinenhalle nur eine sehr unbedeutende.

Die Aufmerksamkeit amerikanischer Fabrikanten weiß am meisten eine Deutzer Fabrik für Gasmotoren zu fesseln. Die kleinen Maschinen, welche, so weit es sich errathen läßt, durch den Druck der atmosphärischen Luft bewegt werden, vermögen mit drei Pferdekräften zu arbeiten und da sie mit wenig Kosten zu unterhalten sind, empfehlen sich dieselben für das Kleingewerbe.

Bei den Franzosen ist außer einer munter arbeitenden Maschine zum Pressen der Seife und einer Maschine zum Druck lithographischer Bilder noch wenig in dieser Gruppe zu sehen. Von den übrigen Nationen hat Brasilien sich am meisten angestrengt, und es zeigt an dieser Stelle, daß es schon ein klein wenig Eisenindustrie und einige Seidenspinnereien besitzt. Belgien hat in der Maschinenhalle nicht viel mehr als eine ausserlesene Collection seiner berühmten Gewehre ausgestellt, von den Producten seiner großen Maschinenbauanstalten fehlt jede Probe. Zum Glück gibt diese Ausstellungsgruppe keinen Maßstab ab für die Leistungsfähigkeit der hier vertretenen Völker auf dem Gebiete des Maschinenwesens; sonst überragte uns Europäer die Union um Haupteslänge. Von den amerikanischen Kanonen neuester Construction habe ich an dieser Stelle noch nicht gesprochen, aus dem Grunde, weil die Amerikaner — von dem richtigen Gefühl geleitet, daß solche Nothwerkzeuge eigentlich nicht in das Reich der naturbeherrschenden Maschinen gehören — denselben einen Platz in der Waffengruppe der Haupthalle anwiesen.

Im weiten Bereich dieser Maschinenhalle glänzt der Amerikaner nicht allein durch seine Erfindungsgabe, sondern auch durch die geschmackvolle Art, in der er seine Maschinen ausführt; hierin hat er den Engländer erreicht, ja sogar überflügelt. Mit der Arbeit ist der Amerikaner emporgewachsen, sie hat ihm zum Wohlstand, zur Größe verholfen, darum hat er seine Freude an den Werkzeugen, mit denen er arbeitet. Bei der Hervorbringung der Arbeitswerkzeuge offenbarte sich zuerst der Sinn des Amerikaners für das Schöne und man darf fast behaupten, daß er bei den realsten Dingen zu idealisiren anfangt. Man muß sich nur in der Haupthalle die gewöhnlichsten Werkzeuge ansehen: eine Holzart, eine Schippe, einen Hammer oder Hobel und man verspürt sofort die Lust, diese Dinge in die Hand zu nehmen und aus reinem Vergnügen über ihre Schönheit mit ihnen zu arbeiten. Wie handlich sind diese Dinge! Da ist bei der Art die Länge des vortrefflich gebogenen Hirschstiels in ein genaues Verhältniß gebracht zur Masse des blanken Stahls; diese Schippe ist für den Starcken, denn ihre Höhlung birgt einen halben Quadratschuh Erde — und wie die Höhlung sich nach dem Stiel hin vertieft, damit die Last nicht so sehr in's Gewicht falle! Hier aber ist ein Spaten für eine zarte Frauenhand und alles an dem Geräth ist zierlich, geschmackvoll und leicht. Ein Deutscher, welcher diese prächtigen Arbeitswerkzeuge betrachtet, kann sich kaum eines Rächels erwehren, wenn er an die Auswanderer denkt, die sich vor der Abfahrt nach Amerika noch reichlich mit Werkzeugen versehen, aus Furcht, daß solche Dinge im Westen nur schwer zu beschaffen seien. Leider jedoch artet der Hang der Amerikaner Werkzeuge, Maschinen und Adergeräthe zu verschönern, bei vielen Fabrikanten derart aus, daß sie die Weichsel an einem Arbeitswagen durch Intarfia-Arbeiten schmücken, die Stützen am Pflug in schöne Adlerköpfe auslaufen lassen, auf den Säemaschinen das Trittbrett mit Teppichen belegen, damit der Fuhrmann seine schmutzigen Stiefel darauf setze, eine Nähmaschine aus polirtem Stahl und Goldbronze anfertigen und was dergleichen Uebernheiten mehr sind. Diese Prachtstücke sind keine Arbeitsmaschinen und Werkzeuge mehr, sondern Decorationsstücke für Ausstellungshallen.

Dank der Energie der Väter erfreut sich heute die amerikanische Nation eines

großen Wohlstandes und was die Anstiedler und Handwerker des vorigen Jahrhunderts recht gut entbehren konnten, ist den Söhnen und Enkeln zum Bedürfnis geworden — ein schönes Haus mit all' den comfortablen Einrichtungen, welche eine behagliche Existenz schaffen und das Luxusbedürfnis befriedigen.

Zuerst dachte der nach einem opulenten Leben schmachtende Amerikaner daran, sich den Comfort des Lebens zu schaffen, und als er sich ein Haus eingerichtet, das als Muster der Bequemlichkeit gelten konnte, als er für seine Reisen und Spazierfahrten schöne Wagen und Schlitten besaß, dachte er erst daran, sein Daheim durch edle Kunstwerke zu verschönern. Englische und amerikanische Hauseinrichtungen sind, was den Comfort betrifft, mustergültig geworden, nur ein Unterschied herrscht zwischen beiden Nationen: in England ist es noch immer die Minorität, welche des Genußes einer bequemen Wohnlichkeit theilhaftig wird, in Amerika ist es eine gewaltige Majorität. In Philadelphia beispielsweise hat man Mühe, die Häuser aufzufinden, welche kein Badezimmer besitzen oder deren Treppen und Zimmer nicht mit Teppichen belegt wären. Eine Küche ohne Eisschrank gilt hier als eine Satire auf die Civilisation.

Im Annex der Maschinenhalle werden uns Kochherde, Gashöfen, Füllöfen, Badeeinrichtungen, Elevatoren für Hôtels, Magazine und Privathäuser in solcher Fülle und von so verschiedener Construction vorgeführt, daß sich der gewiegteste Fachmann in Verlegenheit befinden würde, sollte er jenem patentirten Sparherd den Vorzug geben oder zwanzig andern, diesem Waschapparat oder einem Duzend seiner Rivalen. In dieser Halle finden wir auch eine Reihe Pullmann'scher Eisenbahn-Palastwagen, darunter einen, der für den Privatgebrauch des Kaisers von Brasilien bestimmt ist. Bei allen erscheint die Eleganz der decorativen Ausstattung und die zweckmäßige Verwerthung des Raums so wunderbar, daß man sich der Illusion hingibt, man wohne im Zauberschloß einer wohlthätigen Fee. Drücke ich hier dem Silberadler auf die ausgebreiteten Flügel, so schießt ein Quell kühlen Wassers hervor und fällt plätschernd in ein weißes Marmorbecken. Diese Wandfüllung nimmt ein Spiegel ein und wenn ich den Knopf an seiner Linken bewege, bewundere ich Kisten voll blanken Tafelgeschirrs. Hier ist ein Salon mit grünen Spieltischen, schwellenden Fauteuils und breiten Sophas, dort trete ich in ein reizendes Plauderstübchen, das an das Boudoir einer Salondame erinnert und hier endlich ist ein dunkel möblirtes Lesecabinet, in dem sich der Reisende ungestört seiner Lectüre hingeben darf. Der Pullmann'sche Salonwagen, welcher sich alle amerikanischen Schienenwege erobert hat, bildet gleichsam die üppigste Frucht am Baum der Opulenz und beweist, daß dem Amerikaner der Comfort des Lebens unentbehrlich geworden ist.

Auf dem Gebiete des Wagenbaues leisten die Amerikaner überhaupt so Hervorragendes, daß sobald keine zweite Nation ihnen gleichkommen wird. Da ist eine Ausstellung von Carrossen, Reisewagen, Schlitten und Kinderwagen zu sehen, wie sie vordem keine andere Ausstellung auch nur annähernd aufzuweisen vermochte. Pariser Wagenfabrikanten glaubten mit Erfolg gegen die Amerikaner auftreten zu können und sandten einen ganzen Wagenpark voll elegant gepolsterter und solid gebauter Stühle hierher, allein, wie weit geriethen sie da in's Hintertreffen gegen die schlanken Skeletons, die grazios aussehenden Buggings und reich ornamentirten Schlitten! Der zierlichst gebaute Pariser Wagen sieht plump aus im Vergleich mit einem amerikanischen und das liegt vor allem daran, daß dem Amerikaner im Hicoryholz ein ganz unvergleichliches Material zu Gebote steht. Hier im Gebiete des Wagenbaues ist der Amerikaner äußerst geschickt, sobald es sich um die Erfindung neuer Formen handelt. Eine Collection von Kinderwagen, die zumeist mit verschwenkbarem Pracht ausgestattet sind, zeigt wenigstens zwanzig verschiedene Bauarten auf und eine gleiche Mannigfaltigkeit findet man unter den großen Wagen. Hierzulande sind es nicht allein die Fabrikanten großer Städte, welche im Wagenbau Geschmac und Erfindungsgabe beweisen, sondern man findet vortreffliche Arbeiten in

Ost und West. Ein Wagenbauer der kleinen Stadt Greencastle (Indiana) hat sehr schön gearbeitete Buggies aufzuweisen, worunter ein neu patentirtes, welches sich durch eine einfache Verschiebung des Verdecks, mit drei Griffen aus einem zweifügigen Wagen in einen vierfüßigen verwandeln läßt, wobei sich der Sitzraum um das Doppelte vergrößert. Die Pariser haben auf diesem Felde auch eine Erfindung gemacht, allein es ist das lächerlichste Ding von der Welt. Man denke sich ein Velociped, das nicht von den Füßen des Velocipedisten getreten, sondern nur von dessen Hand gelenkt wird; die Haupträder nämlich sind Drahtkästen, die man dadurch bewegt, daß man Hunde hineinsperrt und diese in der Treitmühle arbeiten läßt.

In der Haupthalle nehmen auch wieder die einheimischen Aussteller mit ihren Erzeugnissen den weitesten Raum ein. Das Kunstgewerbe tritt hier selbstverständlich in den Vordergrund. Wer sich des trostlosen Anblicks erinnert, den in Wien die kunstgewerbliche Ausstellung der Amerikaner bot und die gleichartige Gruppe heute betrachtet, der wird es kaum erklärlich finden, wie der absoluten Oede auf dem Gebiete des Kunstgewerbes eine so respectable Fülle im Zeitraum von wenigen Jahren folgen konnte. Wurden die früheren Weltausstellungen von den amerikanischen Kunstindustriellen, die etwas leisten konnten, nicht beschickt oder spornte die Ueberlegenheit fremder Nationen die beschämten Söhne der Columbia zur Racheiferung an — wer kann es wissen; so viel ist sicher, daß heute die amerikanische Abtheilung viel Sehenswerthes für den Kunsthandwerker bietet.

Amerika hat erkannt, daß sein Sinn für das Praktische allein nicht ausreiche, um einen verfeinerten Lebensgenuß zu schaffen; und da ihm reiche Mittel zu Gebote stehen, so rief es geschickte Zeichner über's Meer und suchte eifrig sich gute Muster zu verschaffen. Jemehr aber die Gebildeten und Reichen des Landes mit dem Schönen vertraut werden, um so mehr empfinden sie die Lücken der heimischen Industrie und suchen sie auszufüllen. Die Industrieschule zu Philadelphia machte am Tage der Eröffnung so viel Erwerbungen an Porzellanvasen, Fahencegeschirren, Bronzen, Prachstücke in Silber, Teppichen und andern Kunstgegenständen, die als stilgerechte Vorbilder dienen konnten, daß sich ein ganzer Saal damit füllen läßt. Unter diesen Stücken befinden sich Porzellanvasen im Preise von 6000 Dollars.

In den großen Städten Amerika's ist — ganz wie in Paris und London — die Zimmerausstattung prächtiger Wohnungen in die Hände des Decorateurs übergegangen, der aber nicht wie in Paris Tapezierer, sondern zumeist Möbelfabrikant ist. So kommt es denn, daß auf dieser Ausstellung die vom amerikanischen Decorateur eingerichteten Wohnungen keinen brillanten Gesamteffect machen, weil der Mann die Formen und Farben des Cabinets nur so weit in Einklang zu bringen suchte, als dies den Möbeln vortheilhaft ist. Kurz gesagt: das Cabinet ist in seinen Augen für die Möbel da und nicht umgekehrt. So hatte ein Decorateur ein Bibliothekzimmer im Stil Heinrich's II. mit vollkommen harmonischer Farbenstimmung der Tapeten, Draperien und Möbel zusammengestellt; allein da ihm der wundervoll geschnitzte Bücherschrank von Ebenholz als der eigentliche Kern und Inhalt des Cabinets erschien, so gab er demselben die Ehre, in der Mitte des Raums stehen zu dürfen. Ein Zimmer im Stil Ludwig's XVI. mit braunem Mobiliar war dagegen so vortrefflich zusammengestellt, daß auch nicht der kleinste Fehler den Gesamtkarakter des Raumes schädigte. Ein Decorateur in Philadelphia ferner erzielte durch die Ausstattung eines Speisezimmers eine überaus harmonische Gesamtwirkung; hier stimmten Tapeten, Teppich, Kronleuchter und Möbel auf das Glücklichste in Form und Farbe zusammen, das Eichenholzmobiliar war in kräftigen Formen, aber mit wahrhaft schöner Ornamentation herausgearbeitet und konnte in Bezug auf solide und geschmackvolle Arbeit in allen seinen Theilen als mustergiltig angesehen werden.

Die amerikanischen Kunsttischler haben es entschieden darin versehen, daß sie den Schwerpunkt ihrer Ausstellung in die Prachteinrichtungen verlegten und nicht vorwiegend das zeigten, was sich aus gutem Material für die Bedürfnisse der großen Masse

schaffen lasse. Amerika besitzt in seinem schwarzen Wallnußholz ein Material von ausgezeichnete Güte und ich sah in vielen Privathäusern Newports und Philadelphia's Wallnußmöbel von so wahrhaft tüchtiger Arbeit und so gesunden Formen, daß ich den billigen Preis derselben erstaunlich fand. Die Aussteller verschmähten es zu-meist, derartige solide Arbeiten zu zeigen und brachten ihre glänzenden Prunkstücke herbei, von denen viele in Nachahmungen italienischer Vorbilder bestehen. Die ameri-kanischen Holzschnitzer bewähren in all' ihren Arbeiten eine flotte Technik; was ihnen noch fehlt, ist die künstlerisch leitende Hand, welche sie vom Wege der Nachahmung zur selbständigen Erfindung hinüberleitet. Wo es sich um rein mechanische Vor-richtungen handelt, ist auch hier der amerikanische Tischler vielen anderen überlegen; so bringt er bei seinen Ausziehtischen eine einfache Kurbel zum Auf- und Zudrehen an, die sich einstecken und abnehmen läßt. Wo die Hausfrau also eine kurze Tafel in eine lange verwandeln will, braucht sie nicht mehr die ganze Familie herbeizurufen, um beim schweren Werk des Tischausziehens behilflich zu sein. Ein anderer Kunst-tischler hat eine Bettstelle erfunden, die sich durch die Bewegung eines Hebels in ein hochstehendes Decorationsstück verwandeln läßt, das einem Schranke gleicht. Die Er-findung dieses Bettes ist ungemein einfach und gewährt den praktischen Vortheil, daß man mit großer Raumerparnis jeden Morgen das nützliche Hausgeräth in ein schönes Decorationsstück verwandeln kann.

Was die Möbel der übrigen Nationen betrifft, so läßt sich leider nur sagen, daß in diesem Zweige des Kunstgewerbes die Franzosen und Deutschen beinahe so gut wie gar nicht vertreten sind, Oesterreich tritt mit den bekannten Thonet'schen Möbeln auf, England mit einer glänzenden Hauseinrichtung, deren Möbel technisch vollendete, aber nicht allzuglücklich gemusterte Intarsiaarbeiten aufzuweisen haben und Ita-lien endlich glänzt wieder durch seine herrlichen Holzschnitzereien, welche den vor-handenen Mustern aus der Zeit der Frührenaissance mit so bewundernswerthem Ge-schick nachgebildet sind. Etwas Neues dürfte aber kaum bei all' diesen Nationen aufzufinden sein. Was heute in Bezug auf Composition und Ornamentation in Philadelphia bewundert wird, hat man auch schon in Wien mit Gefallen betrachtet. Nur Aegypten, das auf die Pforte, welche zu seiner Ausstellung führt, die Worte schrieb: „Das älteste Volk der Welt sendet seine Morgengruße der jüngsten Nation“ hat an hervorragender Stelle einen Schrank mit Stalaktiten-Dom aufgesperrt, der in seiner Zusammenfügung von Ebenholz, Elfenbein, Perlmutter und Schildpatt ein reiches malerisches Bild gewährt. Zu erwähnen wäre schließlich noch, daß ein fran-zösischer Fabrikant Möbel mit eingefügten Porzellan- und Fayenceplatten im Geschmack des vorigen Jahrhunderts bemalt, ausgestellt hat, welche in decorativer Beziehung zu dem Reizendsten gehören, was sich auf dem Gebiete der Hauseinrichtung finden läßt.

Was die Teppichindustrie betrifft, so gibt es kein Volk der Erde, welches nur annähernd in dieser Manufacturbranche so viel producirt und consumirt als gerade die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Statistik beweist, daß diese in den letzten Jahren mehr Teppiche verbrauchten, als ganz Europa zusammengenommen.

Bis zur Wiener Ausstellung ließen amerikanische Teppiche in Bezug auf Farbe und Muster sehr viel zu wünschen übrig; die meisten zeigten strohene Blumensträuße und üppiges Rankenwerk, welche so kräftig aus der Fläche herauszutreten schienen, daß man unwillkürlich die Empfindung hatte, als müsse man mit den Füßen in dieser Blumenwildnis hängen bleiben. Die Wiener Ausstellung, welche uns belehrte, daß die Formbehandlung der Blumen- und Pflanzenwelt, wie sie die orientalischen Völker seit vielen Jahrhunderten anwendeten, die eifrigste Nachahmung verdiene, hat auch die amerikanischen Fabrikanten belehrt, daß mit der slavischen Nachahmung der Natur wenig für die ornamentirende Kunst gethan sei; seither verbannen die bessern unter ihnen die grellfarbenen Blumensträuße und beginnen mit der Stilisirung und Flachlegung der Muster, wobei sie sich vorerst an das orientalische Vorbild halten.

Die holländischen Teppichmanufacturen zu Denter und Delft be-weisen, wie weit sie es in der Nachahmung von indischen, persischen, maurischen und

türkischen Mustern gebracht haben, nur mit der Farbengebung will es ihnen noch nicht recht gelingen. Eine wahrhaft bewundernswerthe Ausstellung von indischen und persischen Teppichen haben diesmal die Engländer aufzuweisen und dem Besucher kostet es unter der andrängenden Menge entzückter Damen die größte Mühe, die streng stilisirten Muster und gefättigte Farbenpracht dieser schönen Erzeugnisse des Orients mit anstaunen zu können. Die Türkei hat den aus einigen Smyrna-Teppichen gebildeten Vorhang ihrer Ausstellungssection aufgerollt, allein noch ist die Scene leer. Die Japanesen haben eine Anzahl zottiger Decken so rasch verkauft als sie dieselben auslegten. Die Musterung derselben besteht zumeist aus einfachen geometrischen Figuren, welche in dicken Farben aufgemalt sind.

Oesterreich, das auf der Wiener Ausstellung schon allein durch das Haus Philipp Haas so vortrefflich in der Teppichindustrie vertreten war, ist gar nicht in die Concurrenz eingetreten und auch die belgischen Teppichwirker glänzten durch ihre Abwesenheit auf diesem Ausstellungsgebiete. Dafür war die belgische Nation wenigstens auf einem anderen Felde vertreten, auf welchem seine flandrischen Kunstweber schon zur Zeit der spanischen Kriege Vortreffliches leisteten, ich meine das Feld der Gobelinweberei. In diesem Zweige der Kunstindustrie scheint man jetzt, soweit es sich um die chloristische Wirkung handelt, der Malerei den Rang streitig machen zu wollen und es war da ein Porträt des Peter Paul Rubens ausgestellt, das man aus einiger Ferne leicht für ein Oelgemälde zu halten geneigt war.

Die belgischen Gobelinweber wurden aber noch überflügelt von der Ausstellung der französischen Staats-Gobelinweberei, welcher die Commission der Centennial-Ausstellung einen Platz in der Kunstgalerie anwies. Mir erscheint diese Auszeichnung als eine wohlverdiente, denn eine von Maillart gezeichnete und von Grellache ausgeführte Penelope, sowie zwei Bilder im Stile Watteau's, waren mit solcher Zartheit in der Farbe und Bestimmtheit der Conturirung ausgeführt, daß sie gewiß ihren Vorlagen in keinem Punkte nachstanden.

An kunstvollen Marmorarbeiten, soweit dieselben der Architektur und Zimmerdecoration dienen, hat Amerika, Dank der fremden Einwanderung, keinen Mangel mehr; dies beweist uns eine reiche Sammlung von Kaminen, die sich an Schönheit des Materials, Reichthum der Ornamentation und Schönheit der architektonischen Form mit den bessern Arbeiten der Belgier, Engländer und Franzosen messen können. Die Amerikaner führen jetzt vielfach Kamine aus bemaltem Schiefer ein, die an Farbe und Glanz dem Marmor gleichen und die man nach Gefallen mit Ornamenten versehen kann. Diese Art Kamine sind selbstverständlich sehr billig und sollen erst nach langen Jahren Glanz und Schmutz einbüßen.

Um die Kunsttöpferei ist es in den Vereinigten Staaten noch recht armfelig bestellt und was dies Reich an Porzellan- und Fayencewaaren in seiner Abtheilung aufzuweisen hat, sind plumpe Nachbildungen europäischer und asiatischer Muster. Wie sehr das amerikanische Volk aber diese Lücke empfindet, geht daraus hervor, daß es bis heute fast Alles angekauft hat, was an hervorragenden Stücken bei anderen Nationen zu finden war.

Ganz wie in Wien, so bildet auch in Philadelphia die Kunsttöpferei den Glanzpunkt der industriellen Ausstellung. Hier sieht man alle Nationen vertreten und China, Japan und Aegypten bemühen sich, den Engländern, Franzosen, Deutschen, Italienern und Dänen den Rang streitig zu machen. Die beiden letzten Jahrzehnte haben der Kunsttöpferei einen so enormen Aufschwung gegeben, daß man bei jeder neuen Ausstellung wieder überrascht zu werden hofft. Indessen ist diesmal für den Europäer wenig Besonderes aufzufinden. Die Fayencesachen, welche bei der technischen Ausführung einem gut componirten Aufbau weniger Schwierigkeiten entgegensetzen als das Porzellan, erweitern mit jedem Jahre mehr die Grenzen ihrer Herrschaft. Indessen findet man auch bei dem Porzellan immer mehr veredelte Formen, und namentlich wird in der Bemalung und Ornamentation desselben Glänzendes geleistet. Die Ausstellung der königlichen Porzellan-Manufactur zu Berlin

findet viel Bewunderung um der Schönheit des Materials und der kunstvollen Ausführung der Bemalung willen. Die reichsten Sammlungen haben die Engländer hergeschickt und was diese Abtheilung besonders auszeichnet, das sind Daniell's schwarze Porzellanvasen, deren Ornamente in zarten herrlich gezeichneten Figuren bestehen, die sich nach Art antiker Gemmen von der dunklen Fläche abheben. Weiterhin findet man bei den Engländern Fayenceplatten und -Medaillen, die von Künstlerhand mit den anmuthigsten Glasurgemälden bedeckt sind. Die Töpferei zu Lambeth hatte kaum ihre Douktonwaare, die sich durch schön heraustretende Ornamente und kräftige Farben auszeichnet, aufgestellt, so war auch schon die ganze Collection bis auf wenige Stücke verkauft. Die Fayencewaaren der Franzosen zeigen diesmal eine besonders bunte Farbengebung und breite decorative Behandlung. Die Ränder vieler Schüsseln sind wieder mit Fischen, Krebsen und Früchten bedeckt, nach dem Muster der Delfter Geschirre aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Für ihre Statuetten suchen sich jetzt die Zeichner mit besonderer Vorliebe ihre Modelle in den neueren Operetten und so sehen wir Madame Angot, den General Bumbum und andere grotesken Gestalten in Fayence wieder vor uns auferstehen, nachdem ihr Glanz im Bühnenlicht verblichen ist. Auch in der Bemalung ihrer Fayenceteller leisten die Franzosen so Ausgezeichnetes, daß man bei Tisch über der Anschauung des Bildes die Suppe zu vergessen in Gefahr geräth. Ein belgischer Künstler hat es uns gleich eingestanden, daß ihm der Fayenceteller nur der Stoff ist, auf welchen er sein Kunstwerk malen will; denn er hat alle seine Teller in der Kunstgalerie ausgestellt. Will ein Maler sein Bild in die Glasur einer Fayencefläche einbrennen, so sehe ich nicht ein, warum er einen Teller oder eine Schüssel dazu nimmt, die um seines Bildes willen ihre Existenz als Tischgeräth opfern müssen. Der Teller verlangt vom Maler nur eine Decoration, wer ihm ein Gemälde aufbrennt, versetzt ihn aus dem Küchenschrank als ein Geschöpf, das seinen Beruf verfehlte, in die Kunstkammer. Dänemark, in welchem Thorwaldsen einen so bestimmenden Einfluß auf die ganze Kunstrichtung seines Volkes ausübte, hält noch immer in der Kunsttöpferei an den Nachahmungen der antiken Terracottengefäße fest. Aegypten hat auch hier wieder seine dunkelrothen und schwarzen Thonwaaren ausgestellt, deren edle Conturen und wahrhaft schöne Ornamente jedes Auge fesseln. Italien glänzt durch seine schönen Majoliken und die häuerlichen Töpferwaaren des Torquato Castellani, deren charaktervolle Formen auch die Aufmerksamkeit amerikanischer Kunstkenner, namentlich des talentvollen Bildhauers Rogers auf sich zogen.

Dieser Rogers hat auch zwei prächtige chinesische Vasen angelauft, deren phantastisch gestaltetes Rankenwerk und fabelhafte Thierköpfe zu den schönsten Ornamenten gehörten, welche die ganze Collection aufzuweisen hatte. Japan, welches in Wien zu seiner Freude fand, wie beifällig man seine Saguma-Thonwaaren aufnahm, ist mit einer größeren Auswahl dieser Geschirre auf dem Weltmarkt erschienen. Persien ist weder durch seine Töpferwaaren noch durch sonst ein Product seiner untergehenden Industrie vertreten.

An Glaswaaren hat die Stadt, welche das Erbe der Phönizier antrat, nur sehr wenig eingeschickt. Venedig, welches mit Salviati's Hülfe die alte glänzende Technik wiedergewonnen hat, ist reicher durch Mosaikfachen als durch jene schönen Kronleuchter, Spiegel und farbige Rannen, welche in Wien so viel Bewunderung fanden, vertreten. In der österreichischen Abtheilung dagegen strahlen die böhmischen Glas- und Krystallwaaren in allen Farben der Iris. Amerika, welches eine recht bedeutende Glasindustrie besitzt, hat an mehreren Orten der Ausstellung Werkstätten etablirt, in denen geschickte Arbeiter vor den Augen des Publikums schillernde Kugeln blasen, die theils mit phantastischem Rankenwerk geschmückt, theils damit gefüllt sind. Abgesehen von diesen Spielereien aber haben die Amerikaner in ihrer Abtheilung für Beleuchtungsgegenstände prächtige Lüster und Glocken von Milchglas aufzuweisen, von denen die letzteren an märchenhafte Blumen erinnern.

Die europäischen Silberschmiede haben diesmal ihren amerikanischen Col-

legen das Feld fast ganz unbestritten überlassen. Die Berliner, Wiener und Pariser Silberbeschmiede fehlen ganz, von Christoffle's schönen incrustirten und emailirten Metallgeräthen ist zur Zeit noch nichts zu sehen, und Elkington, der einzige Londoner Aussteller für Silberarbeiten hat den Schwerpunkt seiner reichen Ausstellung auf die galvanischen Reproductionen gelegt. Die Ehre der deutschen Silberbeschmiede hat in erster Linie die Bremer Firma Koch und Verfelbt durch eine Reihe von Tafelgeschirren gerettet; auch eine Reproduction des Hildesheimer Silberfunds finden die Beschauer in der deutschen Abtheilung. Allein diese Leistungen geben nur einen sehr schwachen Maßstab für das ab, was Deutschland in diesem Zweige der Kunstindustrie zu leisten vermag. Haben die europäischen Silberbeschmiede geglaubt, Amerika sei für ihre künstlerisch ausgeführten Arbeiten kein Absatzgebiet, so konnte sie die wahrhaft imposante Ausstellung der Newyorker Silberbeschmiede eines Bessern belehren.

Der elegant eingerichtete Salon der Firma Tiffany und Co. barg Silberarbeiten, deren Werth man dreist auf eine Million Thaler anschlagen darf. In Amerika wie in England hat dieser Zweig der Kunstindustrie einen ungeahnten Aufschwung durch das Vereinsleben gewonnen. Die Preise der Ruderclubs, der Säger, Turner u. s. w. bestehen zumeist in reich ornamentirten Silbergeschirren oder decorativen Prachtstücken aus diesem Metall. Ein Verein wollte den andern durch die Schönheit und den hohen Werth der Preise übertreffen und so sehen wir in den glänzenden Schauläden der amerikanischen Juweliere die monumentalen Aufsätze und kunstvoll gearbeiteten Tafelgeschirre, welche im Wettkampf gewonnen wurden, zu Duzenden ausgestellt. Tiffany hat jetzt die Century-Base eines Vereins von Providence zum Mittelpunkt seiner Ausstellung gemacht, welche von Wilkinson und Pairpoint gezeichnet und in seiner Werkstatte in solidem Silber ausgeführt wurde. Die Breite dieser Base beträgt 5 Fuß 4 Zoll, ihre Höhe 4 Fuß zwei Zoll. In dem reichen Figurenschmuck wird die ganze Entwicklungsgeschichte Nord-Amerikas wiedergegeben; die einzelnen Gruppen sind künstlerisch ausgeführt, die Art der Darstellung zeugt von großer Erfindungsgabe, nur ist ein Umstand zu bedauern, nämlich der, daß der Charakter des Prachtgeräths verloren ging. Die Base ist zum monumentalen Tafelaufsatz geworden. Bei Tiffany und seinen Nachbarn sehen wir eine Reihe geschmackvoller Arbeiten aus getriebenem Silber, unter denen ich nur eines kleinen Services im persischen Stil erwähnen will, das sich in den edelsten Formen aus lauter kleinen Blumenknospen aufbaut; eine anmuthigere Arbeit kann kaum gedacht werden, sie ist für den bescheidenen Preis von 20,000 Dollars verkäuflich. Elkington's galvanische Arbeiten, seine Schilde mit Darstellungen aus Milton's verlorenen Paradies, seine Vasen, Statuetten und Helme bilden ein kleines Kunstmuseum, dem man einen ganzen Tag der Betrachtung widmen muß, will man nur annähernd alles das, was daran sehenswerth ist, kennen gelernt haben.

In Bezug auf Broncearbeiten gebührt den französischen Ausstellern noch immer der Vorrang und gerade diesen Zweig der Kunstindustrie finden wir in der französischen Abtheilung überaus reich vertreten. In diesem Wald von Statuetten, Uhrgehäusen, Canbelabern und Gaskronen stoßen wir auf so prächtige Arbeiten, so grazios gezeichnet und technisch so vollendet ausgeführt, daß man sich beschämt fragt, warum wir Deutsche, die wir tüchtige Bildhauer und keine üblen Kunstgießereien besitzen, nicht auch dergleichen zu Wege bringen. In der englischen Ausstellung finden wir bei Cox und Söhne Broncearbeiten, die sich in der Form an kräftige mittelalterliche Muster anlehnen. Die Amerikaner haben vollendet schöne Broncesachen aufzuweisen, so sind ihre Treppengeländer aus reiner goldfarbner Bronze, ihre Thürschlösser und Beschläge sehr geschmackvoll ornamentirt und Gaskronen von vollendet schönen Formen sehen wir in der Ausstellung eines Deutschamerikaners, Namens Cornelius. Sehr gefällig sind die Wiener Broncesachen, die unter die Rubrik Galanteriewaaren fallen. Mit den deutschen Broncewaaren legen wir wenig Ehre ein, die einzige Firma, welche ausstellte, schien anzunehmen, daß wenn die Besucher der Ausstellung nur

recht viele Kaiser Wilhelms-, Bismarck- und Moltkebüste sähen, sie sich für die Mängel in der technischen Ausführung reichlich entschädigt fühlen würden.

Besser ist es in der deutschen Abtheilung um die Goldarbeiten bestellt, wo die Hanauer und Pforzheimer Fabrikanten prächtige Schmucksachen, reich componirt und elegant ausgeführt, in's Geſecht brachten. Ein maßloses Erstaunen rief bei den naiven Beschauern der angloamerikanischen Rasse die Billigkeit der Pforzheimer Waaren hervor. Könnten die Herren der Goldmischung in's Herz sehen, so würden sie bald des Räthfels Lösung finden. Die Italiener, welche durch des älteren Castellani Verdienst ihre Goldschmiedekunst dadurch befruchteten, daß sie in dem an antike Formen sich anlehnenden Bauernschmuck neue Vorbilder fanden, haben auch auf andere Nationen einen wohlthätigen Einfluß geübt, vorzugsweise nahmen sich die Engländer die Lehre zu Herzen. So finden wir denn in dieser Abtheilung die nationale Goldschmiedekunst wieder aufleben. Man suchte und fand in Irland und Schottland charakteristische Formen in alten Ringen, Wappen und den Ornamentationen alter Bauten, die sich recht gut in die Goldschmiedekunst einführen ließen. Bei den Amerikanern bewundern wir zumeist die Opulenz und geschmackvolle Fassung ihrer Edelsteine. Die Goldschmiede von Venedig und Rom glänzten diesmal durch ihre edel geschnittenen Gemmen und kunstvollen Mosaiken. Ein Franzose hat mit Glück ägyptische Schmucksachen nachgeahmt. In der spanischen Ausstellung sind wieder die tauchirten Eisenarbeiten von Zuloaga zu sehen, die man als die ersten Zeichen der Wiederbelebung jener herrlichen Kunstindustrie ansehen darf, die mit den Mauren nach Spanien kam und wieder erlosch. Die Sammlung ist gewachsen und es tritt namentlich ein Degen hervor, welcher in der durchbrochenen Arbeit des Eisens wie in der Ornamentation des Goldbeschlages gleich schön und charaktervoll gehalten ist.

An Prachtstoffen hat auch in Philadelphia die französische Industrie wieder durch ihre Lyoner Seidenwaaren den ersten Rang erobert. Was die Musterung derselben betrifft, so lehren wir wieder zu den Streublumen und Palmetten des vorigen Jahrhunderts zurück. Durch schöne Spitzenbänder zeichnen sich Wiener und Brüsseler Fabrikanten aus.

Ich will noch aus der großen Masse des Erwähnenswerthen hervorheben, daß in der Haupthalle Belgien und Amerika sich in Bezug auf schöne ornamentirte Waffen fast die Wage hielten.

Wunderbare Anstrengungen hat Brasilien zu einer würdigen Beschickung der Ausstellung gemacht, doch sind nur die Rohproducte dieses Landes von Bedeutung und einzig in seiner Art ist das Resultat einer Kunstindustrie, welche das Entzücken der Modedamen und das Entsetzen der Thierfreunde ausmacht. Am Eingangsthor der im maurischen Stil gehaltenen Arkaden, welche diese Abtheilung umfriedigen, sieht man nämlich Fächer, Guirlanden, Bouquets von wahrhaft berauschender Farbenpracht und zu all diesen reizenden duftigen Modeartikeln mußte der schillernde Kolibri sein Gefieder hergeben.

Die Chinesen und Japanesen haben eine Ausstellung zu Wege gebracht, welche nicht allein den ganzen Glanz der tausendjährigen Industrie des fernen Ostens wiederstrahlt, sondern uns auch ein Bild ihrer Reformbestrebungen gibt. Japan hat es versucht, uns ein möglichst getreues Bild seiner Schuleinrichtungen zu geben und das ist ihm auch auf's allerbeste geglückt. Die englischen und holländischen Colonien stellen die reichen Producte, Mineralien und anderen Erzeugnisse heißer Zonen dar und suchen das Verständniß für die Beschaffenheit jener wenig bekannten Territorien noch durch Photographien und größere Landschaftsbilder in Wasserfarben zu erhöhen. Besonders reich stellt sich die Abtheilung für Queensland dar, dessen Mineralien, darunter Opale von erstaunlicher Größe und Farbenpracht, für den Reichthum der australischen Küstenländer sprechen. Von den holländischen Colonien sind auch diesmal wieder kunstvolle Gewebe, darunter die unter Anwendung eines eigenartigen Verfahrens gefärbten Battelzeuge ausgestellt.

Auf der Centennial-Ausstellung ist weiterhin ungemein viel geschehen zur Kenntniß der Anlage, Einrichtung und Lehrmittel der Volksschulen und Mittelschulen. Vor Allem hat Schweden ein ebenso praktisch gebautes als vorzüglich eingerichtetes Schulhaus in den Fairmount-Park gestellt. Der Staat Pennsylvanien hat gleichfalls ein Ausstellungsgebäude der Kenntniß seiner Schulanstalten gewidmet. Belgien erbaute in der Haupthalle einen Pavillon, der ein Volksschulzimmer enthält. Wir finden hier das System der amerikanischen Volksschule weiter ausgebildet. Leider belehrt mich ein Blick auf den Stundenplan, daß die guten Schulschwester dem Religionsunterricht fast ebensoviele Stunden widmen, als allen übrigen Zweigen des Unterrichts zusammen. Eine Canadische Lehrmittelausstellung gibt höchst schätzbare Aufschlüsse über den Blindenunterricht.

Wir stehen vor der Memorialhalle, welche die besten Schätze der bildenden Kunst der Gegenwart umfassen sollte, allein sie thut es in Wahrheit nicht. Quantitativ ist die Ausstellung zum Mindesten ebenso reich besetzt, wie die der Weltausstellung zu Wien, denn sie umfaßt jetzt schon weit mehr als 6000 Werke; allein wie es mit der Qualität bestellt ist, dafür mag schon der Umstand bürgen, daß in der deutschen Abtheilung als einziges Skulpturwerk die galvanoplastischen Copien des bayerischen technologischen Museums anzuführen sind und unter den Gemälden weder ein Werk Deffregger's, noch Werner's, noch Grünher's, noch Lessing's, noch Piloty's, noch von Knaut aufzufinden ist. Von den Achenbachs ist nur Andreas durch seinen in Berlin von der letzten Kunstausstellung her so wohl bekannten See-Sturm vertreten. Ähnlich steht es in andern Abtheilungen aus und man darf wohl sagen, daß die Kunstausstellung in der Memorialhalle einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Kulturvölker auf dem Gebiete der bildenden Kunst nicht im Entferntesten abzugeben vermag. Da man mit vollem Rechte der Kunst als der höchsten Blüthe der Civilisation im Fairmount-Park einen so glänzenden Palast als Ausstellungslocal widmete, so ist es um so mehr zu bedauern, daß die Erwartungen der Centennial-Commission in diesem Punkte arg getäuscht wurden.

Beim Eintritt in die weite Halle übersieht das Auge des Beschauers eine reiche Sammlung von Skulpturwerken, die meistens unter dem Meißel der Italiener oder einiger in der modernen italienischen Schule gebildeten Amerikaner hervorgegangen sind. Die italienischen Bildner finden seit Jahren in den Vereinigten Staaten ein vortreffliches Absatzgebiet und wir haben es in Wien erfahren, daß sie sich mit geistig complicirten Problemen den Kopf nicht zerbrechen, sondern frischweg das Leben copiren. Mit Vorliebe bringen sie das Naive, Anmuthige zur Anschauung und sind auf diesem Gebiete erfolgreich. Der Liebling der Amerikaner ist vor allem der Mailänder Realist Quarnerio geworden und ihm war es vergönnt, den Entwurf zu einer Washington-Statue anzufertigen, die später zur Ausführung gelangen soll. Der Mailänder Künstler, dessen „Erste Rose“, „das erzwungene Gebet“ und andere Bildwerke des leichteren Genres schon in Wien Aufsehen erregten, hat es mit seinem Washington und einem Arontes, der den Pfeil auf Camilla abschießt, versucht, edlere Gestalten darzustellen; allein hier erlahmt seine Kraft, ihm fehlt das Pathos, welches er seinem Werke einhauchen mußte. Auf einem Sockel in Würzelform thront unter der rosafarbenen Kuppel des Domes die Amerika, umgeben von allegorischen Figuren. Diese Gruppe, welche in Terracotta ausgeführt ist, bildet den Mittelpunkt der Ausstellung, um welche sich die realistisch gehaltenen Werke der Italiener reihen. Ausnehmen muß ich freilich zwei Werke von Bedeutung, eine Reiterstatue des Amerikaners Bailly und eine Statuette seines jungen Landsmanns Turner, welche unendlich viel Poesie athmet und mit vollendeter Technik ausgeführt ist. Neues ist bei den Italienern sonst wenig zu finden, den sinnlichen Reiz von Barzaghi's „Phryne“ bewundert hier auch der andächtigste Quäter und die habenden Mädchen der ganzen italienischen Realisten stecken wieder die Fußspitze in das steinerne Wasser. Eine Mar-morgruppe in der belgischen Abtheilung von Fraikin, „Eine Mutter mit dem Säug-

linge an der Brust“, gehört zu den vollendetsten Arbeiten, welche die Skulpturgalerie aufzuweisen hat.

In der Abtheilung für Malerei nimmt Frankreich wol den ersten Rang ein, namentlich erregt ein Gemälde von George Becker: „Rizpah, die Leiber ihrer Söhne gegen die Raubvögel vertheidigend“, berechtigtes Aufsehen. Aus diesem Werke spricht die Phantasie eines Victor Hugo und obgleich vieles daran zu tadeln ist, so scheint es doch, als ob Frankreich in Becker wieder ein Talent größeren Stils erwachsen sollte. In der österreichischen Abtheilung nimmt Makart's „Catharina Cornaro“ eine bevorzugte Stelle ein, in der deutschen Steffed's „Kronprinz von Preußen“. Außer einer brillanten Orientlandschaft von Ernst Körner und einem stimmungsvollen Bilde von Alb. Schwarz, sowie einem trefflichen Eigen-Mayer wußte ich in dieser Abtheilung wenig Neues anzuführen. England und Amerika haben manches Gute, aber auch viel Schlechtes ausgestellt. Der englische Shakespear-Illustrator Gilbert ist durch ein Historienbild vertreten, Alma Tadema durch zwei bereits bekannte Werke. Ein ganz vortreffliches Bild hat der Londoner Maler Luke Fildes ausgestellt und unter den Landschaftlern thut sich am rühmlichsten der Engländer Newton durch zwei Riesenaquavelle und der Amerikaner Giffords hervor. Beinahe hätte ich den in England lebenden Amerikaner Boughton vergessen, der ein größeres Genrebild mittelalterlichen Stils zu dem Besten zählen darf, was die Ausstellung aufzuweisen hat. In der spanischen Abtheilung verdienen einige Gemälde aus der National-Galerie zu Madrid um ihres kräftigen Colorits willen Beachtung. In den Sälen, welche den nordischen Reichen gewidmet sind, finden wir einige treffliche Schneelandschaften, welche alle in der technischen Behandlung an Munthe's Gemälde erinnern. Die Niederlande begnügen sich fast ganz mit der Ausstellung von Copien ihrer alten Meister und Belgien ist, wie Deutschland, mit seinen besten Leistungen daheim geblieben. Die Terracotten des Amerikaners Rogers haben auch eine Stelle in der Kunstgalerie erhalten und das mit Recht, denn Rogers hat in seinen Darstellungen dem realen Leben die interessantesten Seiten abgewonnen und seine Technik ist geradezu überraschend. Nie habe ich auf einem Kindergesicht ein so liebliches Lachen gesehen, wie es Rogers hervorzubringen vermag — es liegt wie ein glänzender Sonnenstrahl auf dem Thron.

Einen bedeutenden Fortschritt zeigen die größeren Mosaitarbeiten der Florentiner auf, von denen viele so prächtig in der Farbe zusammengestellt sind, daß man versucht wird, sie für Genrebilder zu halten.

An dieser Stelle muß ich abbrechen, obgleich es noch unendlich viel von der reichen Besichtigung der Agrikulturhalle zu erzählen gäbe, von den Mangobäumen, Palmen und Orchideen der Horticulturhalle, deren Inneres ein so farbenreiches, echt orientalisches Bild bietet, von der Ausstellung der Frau, an welcher sich auch die englische Königin sammt den Prinzessinnen ihres Hauses betheiligt hat, und vor allem von der Ausstellung der amerikanischen Regierung, welche eine der eigenartigsten und interessantesten Gruppen bildet.

Die Centennial-Ausstellung ist in jeder Beziehung ein großartiges Unternehmen, das seitens der amerikanischen Regierung aus idealen Beweggründen geplant und mit bewundernswerther Energie zu Ende geführt wurde. Wenn gleichwol die Ausstellung in mehr als einem Punkte zu wünschen übrig läßt, so ist das nicht die Schuld ihrer Veranstalter, sondern der Nationen, welche mit gänzlicher Verkennung ihrer materiellen Interessen zur Besichtigung derselben allzu wenig Anstrengungen machten. Die jungen Freistaaten aber haben ihrem Centennialfest mit dieser Ausstellung die erhabenste Weihe verliehen; sie zeigen den fremden Nationen, was ein Volk zu leisten vermag, das in freier Arbeit sich ganz den friedlichen Culturbestrebungen widmen darf.

R u d. E l c h o.

Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika.*)

~~~~~  
Von  
**Dr. R. Schleiden.**  
~~~~~

I.

Neben v. Thümmel's „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs“ ist Laboulaye's 1863 unter dem Titel: „Paris en Amérique par le docteur Lefebvre“ erschienene geistvolle Satire auf die damaligen französischen Zustände das einzige mir bekannt gewordene Buch, dessen Verfasser es verstanden hat, ein überaus lebensvolles und im großen Ganzen wunderbar correctes Bild von einem Lande und Volke zu entwerfen, die er nie gesehen hatte. Aber so günstig mein Urtheil über diese Schriften auch ist, habe ich es doch nicht für möglich gehalten, daß irgend Jemand eine derselben, und insbesondere diejenige Laboulaye's, deren satirischer Charakter so durchsichtig hervortritt, jemals im Ernst als eine autoritative Quelle für die Kunde der geschilderten Zustände ansehen könnte. Ich war daher nicht wenig überrascht, gleich auf der ersten Seite der Einleitung zu Becker's „hundertjähriger Republik“ zu finden, daß ich mich geirrt haben müsse. Hr. v. Hellwald trägt nämlich kein Bedenken, dort die Phantasmagorien des französischen Akademikers für allen Schwindel mit verantwortlich zu machen, der Jahre lang mit überschwänglicher Verherrlichung der großen transatlantischen Republik getrieben wurde, der aber — wie das ja über kurz oder lang mit allen Uebertreibungen der Fall ist, und wie das, wenigstens theilweise, auch von ihm selbst zugegeben wird, — längst angefangen hat in das Gegentheil umzuschlagen.

Mir standen, als ich weiter las, andere und größere Ueberraschungen bevor. Ich hatte das Buch mit einer gewissen Spannung in die Hand genommen. Schon der Titel ist verlockend. Der „deutsche Reichsanzeiger“ hatte (in Nr. 115) davon geträumt, daß es „eine unparteiische Schilderung“ von dem nordamerikanischen Leben mit seinen Licht- und Schattenseiten entwerfe. Die auf einem ganz entgegengesetzten politischen Standpunkt stehende „Frankfurter Zeitung“ (Abendblatt Nr. 136) hatte die Schilderungen des Verfassers zwar einseitig, aber ohne besondere Uebertreibung gefunden. Mehr als diese anonymen Zeugnisse war bei mir in's Gewicht gefallen, daß der Redacteur eines so angesehenen Blattes wie „das Ausland“ das Werk mit

*) Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, von John H. Becker. Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp. 1876.

einer 40 Seiten langen Einleitung in die Oeffentlichkeit einführte. Nun sah ich, daß Hr. v. Hellwald den Verfasser als einen Mann bezeichnete, der durch 17jährigen Aufenthalt in allen Theilen der Union ein genauer Kenner von Land und Leuten geworden, und zugleich ein scharfer, eiskalter, nüchterner und unparteiischer Beobachter sei, und hinzufügte, daß das von ihm warm empfohlene Buch, „in dem so zu sagen keine Zeile aus einer anderen Quelle als aus jener der eigenen Erfahrung des Autors geschöpft“ worden, auf seinen Wunsch ausgearbeitet sei, damit zur Zeit der Jubelfeier der Amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung und der Weltausstellung in Philadelphia, neben den zu erwartenden Lobpreisungen, auch eine unerfrockene, mannhafte Stimme sich vernehmen lasse, die für die Wahrheit eintrete. Ich glaubte daher einer reichen Ausbeute an neuem thatsächlichen Material und manchen feinen Beobachtungen entgegensehen zu können, und da mir die ungünstige Ansicht des Hrn. Redacteurs des „Ausland“ über die Vereinigten Staaten bereits im Allgemeinen bekannt war, nahm ich auch keinen Anstoß an den ungewöhnlich starken Ausdrücken, die mir gleich auf den ersten Blättern der Einleitung entgegentraten. Stutzig wurde ich erst, als ich auf Seite V in jetter Schrift die Erklärung fand: „Jeder vernünftig und billig Denkende wird mir daher beistimmen, wenn ich kurz und trocken sage und verlange, daß, wer farderhin die alten Utopien über die Amerikanische Superiorität noch glaubhaft an den Mann bringen will, in erster Linie und vor allem Andern die Verpflichtung habe, das Becker'sche Buch Punkt für Punkt zu widerlegen. Hic Rhodus, hic salta!“ — Da ich jedoch niemals den Beruf gefühlt habe und denselben auch heute noch nicht fühle, für die „Superiorität“ der Vereinigten Staaten einzutreten, so vermochte ich auch in dieser Erklärung nur eine Aufforderung zu finden, das Buch mit um so größerer Aufmerksamkeit zu lesen und zu prüfen. Das habe ich nunmehr gethan, und ich will nicht läugnen, daß ich in meinen Erwartungen sehr getäuscht bin. Ja, es hat sich mir sogar die Ueberzeugung aufgedrängt, es sei eine deutsche Ehrenpflicht, das Werk nicht in die Welt hinauszugehen zu lassen, ohne ernste Einsprache zu erheben gegen die völlig unwissenschaftliche Behandlung des ganzen Gegenstandes und die maßlose Verunglimpfung eines befreundeten großen Culturvolks.

Das Becker'sche Buch hat überhaupt nur für denjenigen einen gewissen Werth, der durch eigene Kunde der Amerikanischen Verhältnisse in den Stand gesetzt ist, überall die nöthige Kritik anzulegen. Jeder aber, der die vielen darin enthaltenen Unrichtigkeiten und Uebertreibungen nicht zu erkennen vermag, wird nicht nur eine einseitige, sondern eine völlig verkehrte Vorstellung von den Zuständen in Amerika dadurch erhalten. Denn wie viel Becker auch von den Vereinigten Staaten gesehen haben mag, und wie ehrenhaft die Motive seiner Publication auch unzweifelhaft sein werden, fehlt es ihm doch an einer unerläßlichen Vorbedingung zur richtigen Würdigung der Zustände in der großen Amerikanischen Republik. Er kennt weder deren Geschichte in ausreichendem Maße, noch die Literatur über die Vereinigten Staaten, und er vermag daher nicht immer die Dinge in ihrem Zusammenhange zu überschauen, sondern nur thatsächliche Materialien zu sammeln und gelegentlich mit einem Commentar zu begleiten, wobei er nur zu oft in den Fehler verfällt, viel zu sehr zu generalisiren. Er beeinträchtigt aber außerdem den Werth, welchen ein Theil der von ihm angeführten Thatfachen unläugbar hat, auch noch dadurch, daß er es fast ausnahmslos versäumt, seine Quellen anzuführen, und dies vielfach selbst dann unterläßt, wenn er wörtlich aus Schriften von Autoritäten zu citiren behauptet. Er kann aber nicht beanspruchen, daß der Leser Alles, was er sagt, auf Treu und Glauben als richtig annehme, zumal da, ungeachtet der bereits erwähnten Versicherung, daß das Buch nur auf seiner eignen Erfahrung beruhe, der größte Theil seiner thatsächlichen Mittheilungen unverkennbar aus theilweise wenig zuverlässigen Amerikanischen Zeitungen geschöpft ist. — Hätte Hr. v. Hellwald die Arbeit Becker's nicht mit der Autorität seines Namens gedeckt und durch eine umfangreiche Einleitung vervollständigt, so würde das Buch bei der Fülle neuerer Werke über die Vereinigten

Staaten wahrscheinlich nur geringe Beachtung finden. Denn der Name des Hrn. John F. Beder ist unter den hervorragenden Deutsch-Amerikanern bisher noch nicht genannt worden. Ein Theil der Verantwortlichkeit für diese Publication trifft deshalb auch den Hrn. Redacteur des „Ausland“, der offenbar dadurch getäuscht ist, daß er einem Manne, welcher 17 Jahre in dem von ihm geschilderten Lande gelebt hat, und der mit einer Entschiedenheit des Urtheils auftritt, um welche ihn mancher Amerikanische Fachpolitiker beneiden würde, wahre Sachkunde zutragen zu können glaubte. Gegen den Vorwurf, daß er sich mit den Anschauungen Beder's völlig identificire, hat sich Hr. v. Hellwald weislich durch seine bereits angeführte Erklärung geschützt, die nur dagegen Protest einlegt, daß man fernerhin noch von einer Superiorität Amerika's spreche. Nachdem aber einige Tagesblätter das Beder'sche Buch als ein Ereigniß, als eine kühne, literarische That, und den Verfasser als einen Mann darzustellen versucht haben, der endlich einmal den Muth der Wahrheit gehabt habe, scheint es mir geboten, öffentlich den Nachweis zu führen, daß die schweren Beschuldigungen, welche in dem Werke gegen das ganze Amerikanische Volk geschleudert werden, der thatsächlichen Grundlage entbehren. Nun würde ich diesen Nachweis allerdings lieber einem Andern überlassen, weil ich weder Neigung verpüre, eine Lanze für die „Republik“ oder für die „Superiorität“ der Vereinigten Staaten einzulegen, noch Zeit und Lust habe, ein Buch zur vollständigen Widerlegung des vorliegenden Werkes zu schreiben, mir dagegen wol bewußt bin, daß die Raumverhältnisse einer Zeitschrift immerhin nur gestatten, verhältnißmäßig wenige Hauptpunkte einer nähern Erörterung zu unterziehen, um das ausgesprochene, scheinbar harte Urtheil zu begründen. Andererseits muß ich mir aber sagen, daß ich vielleicht unbesangener als mancher Andere einigen der irrigsten Auffassungen und stärksten Uebertreibungen in dem Buche entgegentreten könne, weil ich bereits durch frühere Veröffentlichungen den Beweis geliefert zu haben glaube, daß mir der Gedanke, die unlängbar in der transatlantischen Republik weit verbreitete Corruption beschönigen zu wollen, fern liegt, und weil ein langjähriger Aufenthalt in dem so schwer angegriffenen Lande mich in den Stand setzt, den Schilderungen Beder's hier und da meine eigenen Erfahrungen gegenüber zu stellen. Leider kann ich nicht umhin, bei solcher Besprechung dem mir von den Herren Verfassern des Buches und seiner Einleitung, den Vereinigten Staaten gegenüber, gegebenen Beispiele zu folgen und mehr die Schatten- als die Lichtseiten des Werks hervorzuheben. Ich bin dazu durch die punktwise Widerlegung verlangende Sommation des Hrn. v. Hellwald genöthigt, und kann ihm nur mit Molière zurufen: „Vous l'avez voulu, George Dandin, vous l'avez voulu!“ Die Herren Verfasser werden das auch gewiß um so weniger tadeln, als in der Einleitung ausdrücklich erklärt wird, es sei nicht ihre Absicht, muthwillig zu verkleinern und herabzusetzen, was wirklich Anerkennung verdiene; sie seien keine principiellen Gegner der Amerikanischen Institutionen; wollten nur überspannte Begriffe auf ihr richtiges Maß zurückführen, die Thatfachen richtig stellen, den Nimbus zerstören, welcher die „Republik“ noch in den Augen der Menge umstrahle, aber keineswegs, obwol der Schein unvermeidlich sei, die Meinung erwecken, als ob etwa monarchische Formen an sich vor republikanischen der Vorzug zu geben sei. Dem letzten Gedanken hat überdies Hr. Beder am Schluß des Buches einen noch entschiedenern Ausdruck gegeben, indem er S. 382 seine Unzufriedenheit mit allen politischen Staatsformen in den Worten ausdrückt: Die Wahrheit sei, „daß die Republik ebenso an den allgemeinen menschlichen Mängeln leide, wie die Monarchie, und bloß die Form der Ausbeutung der Einen durch die Andern eine andere sei, das Wesen aber dasselbe bleibe.“ —

Ich komme zur Sache, und knüpfe meine Bemerkungen an eine möglichst gedrängte Charakteristik des Hauptinhaltes des Werks an.

Hr. v. Hellwald ergänzt und vervollständigt in seiner Einleitung die Ausführungen Beder's durch eine ziemlich eingehende Erörterung der „Presse und des Deuththums in Nordamerika“, so wie der Bevölkerungsstatistik der Vereinigten

Staaten. Den recht interessanten historischen Notizen über die Entwicklung des amerikanischen Zeitungswesens kann ich mich nicht enthalten, noch eine hinzuzufügen, welche, da sie das erste Beispiel eines Versuchs betrifft, auch in Amerika eine Art von Censur einzuführen, sich im Geiste des Buchs sehr gut hätte verwerten lassen. Durch einen Beschluß der Legislatur von Massachusetts vom 14. Januar 1722 wurde nämlich dem Herausgeber des von Hrn. v. Hellwald als einer der ersten wirklichen Zeitungen erwähnten „New England Courant“, James Franklin, wegen des religiös bedenklichen Inhalts des Blattes verboten, dasselbe zu drucken und herauszugeben, ehe es dem Provinzial-Secretair vorgelegt sei. Wirksam ist dieser Beschluß allerdings niemals geworden, da hinfort Benjamin — gegen den kein Verbot erlassen war, — statt James, Franklin das Blatt zeichnete.

Auf welcher Quelle die Angabe beruht, daß die Zahl der Zeitungen in den Vereinigten Staaten jetzt volle 4000 betrage, von denen fast 460 täglich erscheinen, wird nicht gesagt. Mir erscheint dieselbe selbst dann zu niedrig gegriffen, wenn hier unter Zeitungen nur exclusiv politische Blätter verstanden sein sollten. Der neueste Bundeszensus von 1870 gibt die Ziffer der periodischen Publicationen auf 5808 — darunter 537 täglich erscheinende — an, von denen sich 4328 hauptsächlich mit Politik, 497 mit Religion, 207 mit Technik und Gewerben beschäftigen, 502 literarischen u. Inhalts sind, und deren Circulation c. 20 Millionen Exemplare beträgt. Der bekannte deutsche Buchhändler G. Steiger in New-York, welcher auf der Wiener Weltausstellung reichlich 6000 amerikanische Blätter in 148 Bänden zur Anschauung brachte, schätzt die Zahl in der Vorrede zu seiner lehrreichen Schrift: „The periodical literature of the United States of America“ (New-York 1873, 4^o) sogar auf 8500, von denen er — ohne hier die vielfach mit gleichen Nummern bezeichneten mitzuzählen, — 8081 einzeln auführt. Der Zeitungs- und Adresskalender von Geo. O. Rowell u. Co. für 1875 gibt, wie ich einer Notiz der „Ausg. Allg. Ztg.“ (außerordentliche Beilage Nr. 196) entnehme, die Zahl der amerikanischen Zeitungen und periodischen Zeitschriften auf 8348, und darunter diejenige der deutschen Zeitungen — ohne die deutschen Sonntagsblätter zu rechnen — auf 338 an, zeigt auch, daß die Zahl der im Westen erscheinenden deutschen Blätter ungleich größer ist, als Hr. v. Hellwald anzunehmen scheint. Ich habe es für richtig gehalten, diese trockenen Daten hier aufzunehmen, damit der Leser sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung von dem großen, der Hauptsache nach gewiß bildenden Einfluß machen könne, den ein so enorm entwickeltes Zeitungswesen naturgemäß auf alle Schichten der Bevölkerung, bis in die fernste Blockhütte im Urwalde hinein, üben muß. Die Darstellung des Hrn. v. Hellwald berührt leider diese wichtigste Seite der Presse des Landes nicht, sondern hält sich hauptsächlich an die theilweise recht unersreulichen Neußerlichkeiten der amerikanischen Preß-Zustände. Die ihm zufällig gerade vorliegenden Blätter, welche er nach Seite X hierbei zum Ausgangspunkte nahm, können aber nur zum kleinsten Theile als maßgebende Proben des amerikanischen Zeitungswesens gelten. Denn unter den dort erwähnten deutschen Blättern ist auch nicht ein einziges ersten Rangs, und unter den amerikanischen fehlen manche der besten, namentlich auch das vorzüglichste und belehrendste Blatt, das überhaupt jenseits des Oceans erscheint, das New-Yorker Wochenblatt: „The Nation“.

Die beanstandete Ordnung des Stoffs in den amerikanischen Zeitungen erscheint einem Deutschen allerdings Anfangs sehr wunderlich; wer aber gewöhnt ist, dieselben zu lesen, findet sich sehr leicht darin zurecht und weiß auf den ersten Blick, an welcher Stelle er die ihn interessirenden Mittheilungen und Annoncen zu suchen hat. Eben so wenig würde Hr. v. Hellwald an den S. XVI mitgetheilten Anzeigen, wonach man im Nordwesten mit Kartoffeln, Holz u. auf eine Zeitung abonniren kann, Anstoß genommen haben, wenn ihm Rapp's kürzlich erschienene hübsche Schilderung einer Bücherauction in jenen Gegenden („Aus und über Amerika“ I. S. 327 u.) schon bekannt gewesen wäre. Baares Geld ist dort knapp, Producte sind reichlich vorhanden.

Die als Proben des Mangels an jeder Bildung in der Amerikanischen Winkelpresse citirten und mit einigen scharfen Bemerkungen begleiteten abgesehmackten Leitartikel des, in Steiger's erwähntem Verzeichniß nicht einmal aufgeführten „Beobachters“ von Olney und des „Volk'sfreundes“ von Cincinnati erinnerten mich unwillkürlich an den Ausruf von Hiob (c. 18, v. 25): „Willst du wider ein fliegendes Blatt so ernstlich sein und einen dürren Stalm verfolgen?“ Blätter wie diese prä-tendiren gar nicht „bescheidene“ Träger der Bildung zu sein. Ihr Hauptzweck ist: Geld zu verdienen und durch Annoncen den Verkehr zu fördern, und ihre Schreibart entspricht der Durchschnittsbildung ihrer deutschen Leser. Der niedrige Standpunkt eines großen Theils der amerikanischen Zeitungen erklärt sich außerdem aus der übergroßen Zahl derselben, für die es dort noch mehr an gebildeten Redacturen und Mitarbeitern fehlt, als das bei gleicher Zahl in Deutschland der Fall sein würde.

Ich will dem Ton und der Moral eines nicht geringen Theils der amerikanischen Presse nicht das Wort reden; aber das S. XVII angeführte Beispiel „einer niederträchtigen Speculation von Geldspeculanten“ im „Philadelphia Ledger“ hat innerhalb der letzten Jahre leider manche Seitenstücke in Deutschland gehabt. Es rechtfertigt, meines Erachtens, eine Anzweiflung des Lobes nicht, welches Dr. L. de Witt Talmage, der Herausgeber des weitverbreiteten, durchaus anständigen, evangelischen, mit keiner Secte in Verbindung stehenden New-Yorker Wochenblatts: „Christian at Work“, dem heilsamen Einfluß der Presse auf die Predigt des Evangeliums und die Hebung der Bildung erteilt. Dieses Lob bezieht sich außerdem wesentlich auf die religiöse Presse, deren Circulation bekanntlich mehr als die Hälfte derjenigen der politischen Blätter beträgt, nämlich 4,764,358 gegen 8,778,320 Exemplare, wie der Censur von 1870 ergibt.

Dem Unternehmungsgeist der amerikanischen Presse und der Raschheit ihrer Mittheilungen zollt Hr. v. Hellwald verbiente Anerkennung, und ich bedauere nur, daß er nicht, zum Vorbild für unsere deutsche Presse, zugleich einige zuverlässige Notizen über die Organisation der amerikanischen „associirten Presse“ (associated press) machen konnte, worauf diese Raschheit der Mittheilung beruht. Auch mir stehen solche Notizen nicht zu Gebote. Der wunderbaren Entwicklung des amerikanischen „Reporterwesens“ wird dagegen, nicht mit Unrecht, nur ein zweideutiges Lob erteilt.

Die grobe und unanständige Schreibart vieler amerikanischer Blätter ist notorisch. Man ist aber in den Vereinigten Staaten gegen solche Schimpfereien wenig empfindlich und wirkt das Blatt, welches sie enthält, wenn man nicht etwa eine auch dort zulässige Injurien-, Diffamations- oder Entschädigungsklage anstellen will, nachdem man es durchgesehen, lachend oder mit Achselzucken in den Papierkorb. Die S. XXIII zc. abgedruckten Auslassungen des alle 14 Tage in New-York erscheinenden, mir zufällig nie zu Gesicht gekommenen Witzblattes „Schmedderegeng“ und des „Washingtoner Journals“ gegen Hrn. v. Hellwald sind weder höflich noch witzig; aber er thut, meiner Ansicht nach, beiden Blättern viel zu viel Ehre an, wenn er gegen sie polemisirt. Er hat offenbar die auf S. 207 des Beder'schen Buchs enthaltene Bemerkung übersehen, daß es in den Vereinigten Staaten vorzugsweise „die kleinen Winkelblätter“ sind, welche sich mit persönlichen Verläumdungen befassen. Man muß sein Pulver nicht auf so kleine Vögel verschießen. Das gleichfalls angeführte Raisonnement des „Washingtoner Journals“ über die Corruption ist bis auf die eine, durch das ganze vorliegende Werk als richtig bewiesene Behauptung: daß es eben die freie Presse ist, welche die Corruption an's Tageslicht zieht, mehr als schwach. Hrn. v. Hellwald's Versuch einer Widerlegung desselben hat aber auf mich fast den Eindruck gemacht, als ob er überhaupt ein Gegner unbedingter Pressfreiheit sei. Ich stehe auf einem andern Standpunkt, den ich durch meine, gerade in Amerika, wie in England, gemachten Erfahrungen von dem Segen unbedingter Pressfreiheit gewonnen habe. Ich unterschreibe aus vollem Herzen die Worte Sheridan's in seiner berühmten Rede im

Englischen Unterhaufe am 6. Februar 1810: „Gebt mir Preßfreiheit; ich will den Ministern dagegen lassen ein käufliches Oberhaus, ein bestechliches und serviles Unterhaus, ein vollkommen freies Anstellungsrecht, den ganzen Schwall ministeriellen Einflusses!“

Darin, daß die jetzt so oft gehörten Angriffe gegen die republikanisch-demokratischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten größtentheils Folge einer Reaction gegen die frühere Verherrlichung derselben als nachahmungswerthes Muster sind, stimme ich Hrn. v. Hellwald ebenso bei, wie darin, daß uns jene Einrichtungen schließlich nichts angehen, wenn nur die Amerikaner selbst damit zufrieden sind. Gewiß ist es auch erlaubt zu prüfen, ob die Dinge in Europa schlechter sind als in Amerika, und ob wir Grund hätten, uns nach Amerikanischen Institutionen zu sehnen. Dazu hätte es jedoch nach dem bekannten Sage: „Eines schickt sich nicht für Alle“, des dicken Becker'schen Buches nicht bedurft.

Französische Blätter haben — so wird S. XXVII bemerkt — die Ansicht zu begründen versucht, daß die traurigen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von der Zunahme des deutschen Elements herrührten. Ich würde mich nicht wundern, wenn dieser Versuch jetzt erneuert werden sollte; denn es wird dem aufmerksamen Leser des Buchs nicht entgehen, daß ein großer Theil der Ausführungen Becker's, obgleich allgemein gegen die Amerikaner gerichtet, im Grunde nur die Eingewanderten, und unter diesen ganz besonders auch die Deutschen trifft. Gewiß hat Hr. v. Hellwald völlig Recht, wenn er sagt, daß das deutsche Element noch nicht das leitende, herrschende und einflußreichste, und daß die durchschnittliche Bildung des Deutschthums in den Vereinigten Staaten noch eine mäßige sei. Sehr auffallend ist mir dagegen die sich daran anschließende Bemerkung (S. XXIX) gewesen, daß bei der neuen Racenbildung in Amerika, „nach der übereinstimmenden Ansicht aller Beobachter“, der Nordamerikaner sich mehr und mehr dem Indianischen Typus näherte. Dieselbe Beobachtung glaubten freilich einige französische Phantasten schon vor 100 Jahren gemacht zu haben, und wurden dafür von Benjamin Franklin während seines Aufenthalts in Paris weidlich lächerlich gemacht. Für die Unrichtigkeit derselben vermag auch ich Zeugniß abzulegen. Ich kenne 37 der 38 Vereinigten Staaten und mehrere ihrer Territorien aus eigener Anschauung, habe den Typus fast aller Nordamerikanischen Indianerstämme in ihren hervorragenden Vertretern in Washington, und andererseits in ihren erbärmlichsten Gliedern in den verschiedenen Landestheilen zu sehen Gelegenheit gehabt, habe auch jetzt in dieser Veranlassung meine, aus reichlich 1400 Porträts — darunter zahlreiche Indianer — bestehende amerikanische Photographien-Sammlung wieder durchgemustert, aber auch nicht die geringste Spur von einer solchen Assimilation entdecken gekonnt.

Die kurze Zusammenstellung der Resultate des Censüs von 1870 in Betreff der Bevölkerungszahlen der verschiedenen ethnischen Elemente in den Vereinigten Staaten und deren Vertheilung auf die verschiedenen Stände wird gewiß Jedem, dem das dickleibige Originalwerk nicht zur Hand ist, sehr willkommen sein. Die daran geknüpften Klagen über die Unzuverlässigkeit der amerikanischen officiellen Statistik, welche in dem Buche selbst, S. 378 u., weiter aufgesponnen werden, sind unzweifelhaft zum großen Theil begründet. Man darf aber, meine ich, nicht zu strenge darüber urtheilen, wenn man in Betracht zieht, mit wie unendlich viel größeren Schwierigkeiten eine genaue Zählung in einem Lande verbunden ist, dessen Bevölkerung nicht einmal die Volkszahl des Deutschen Reichs erreicht, während dessen Areal dasjenige des Deutschen Reichs um mehr als das 17fache übersteigt, ganz zu geschweigen von den weiten, gar nicht oder äußerst sparsam bewohnten Strecken, in denen es an allen Communicationsmitteln fehlt, von den noch nicht fest angesiedelten Indianern, und von dem geringen Bildungsgrad eines sehr großen Bruchtheils der übrigen Bewohner. Daß sich dennoch auch aus den gewonnenen sehr mangelhaften Materialien höchst werthvolle Resultate ziehen lassen, hat der unter der Leitung des ungemein tüchtigen, gebildeten und ehrenhaften Herrn Jos. C. G. Kennedy bearbeitete achte Censüs von

1860 bewiesen. Mit dem streng beurtheilten jetzigen Chef des statistischen Bureau's in Washington, Dr. Young, bin ich persönlich zu wenig bekannt, um mehr als dessen Gefälligkeit und dessen Fleiß bezeugen zu können.

Den Schluß der Einleitung bildet eine Kritik der als „Größenwahnsinn“ bezeichneten, mehrfach in Amerika ausgesprochenen Weissagung, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1900 eine Bevölkerung von 100 Millionen Seelen zählen würden. Daß diese Weissagung von Europäischen Schwärmern nachgebetet ward, und daß ihre Quelle zum Theil in den officiellen Censuserichten zu suchen ist, hat den Herrn Herausgeber zu einer Prüfung ihrer Richtigkeit veranlaßt, deren Ergebnis ist, daß nach den Berechnungen des vorletzten Superintendenenten des Censuz, Walker, die Bevölkerung der Union im Jahr 1900 schwerlich mehr als 70 Millionen Seelen betragen, und daß dieselbe nicht einmal die Bevölkerungsziffer Rußlands erreichen werde. Nun ist es zwar richtig, daß der Superintendent des 7. Censuz von 1850, Professor De Bow, eine irrige Wahrscheinlichkeitsberechnung für das Jahr 1900 aufgestellt hat; aber De Bow wurde, wie ein Blick in ein beliebiges Heft seiner „Southern Review“ zeigt, bei allen seinen zahlreichen statistischen Arbeiten von dem einen Gedanken geleitet, die Hilfsquellen der Verein. Staaten im Interesse des Südens und der Sklaverei auf's Aeußerste aufzupuffen. Herr v. Hellwald würde deshalb, glaube ich, besser daran gethan haben, wenn er, statt solche irrige und eitle Auffassungen zu geißeln, sich darauf beschränkt hätte, in ähnlicher Weise, wie das Rapp (l. c. I. S. 175 u.) gethan hat, anzuführen: daß die natürliche Zunahme der Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach genauen statistischen Berechnungen jährlich 1,38% beträgt, während der Procentsatz nach den kürzlich im „Deutschen Reichsanzeiger“ (Nr. 119, erste Beilage) veröffentlichten vorläufigen Ergebnissen unserer letzten Volkszählung vom 1. December v. J. im ganzen Deutschen Reich nur 1,01, in Preußen 1,07, und während er in England 1,25, in Frankreich 0,44, in Rußland 0,74 ist. Hätte er dem noch hinzugefügt, daß die ganze freie und weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten zur Zeit des ersten Censuz, im Jahre 1790, nur 3,231,930 Seelen betrug, also, unter Zugrundelegung des angeführten Procentsatzes der natürlichen Zunahme, im Jahre 1870: 10,021,827 hätte betragen müssen, daß die freie Bevölkerung sich aber in Wirklichkeit damals (1870) auf 38,555,983, oder mit Ausschluß der Farbigen auf 33,720,877 belief, so würde der Leser durch diese einfachen Thatfachen am Besten in den Stand gesetzt sein, zu beurtheilen, was er von dem bisherigen Wachsthum der Population, und was von den Uebertreibungen einzelner Schwärmer zu halten habe.

Nunmehr kann ich zur Besprechung des eigentlichen Becker'schen Buchs übergehen, dessen Ursprung und Zweck der Verfasser in der Form eines im Juli v. J. an den früheren Bundes Senator Carl Schurz gerichteten, weitläufigen Schreibens entwickelt, das als Wortwort dient. Unser oft und rühmlich genannter Landsmann hatte nämlich in einer Tischrede bei einem, ihm im Juni v. J. in New-York gegebenen Festmahl des Verlustes an Ansehen gedacht, welchen das Amerikanische Volk in der jüngsten Zeit in der öffentlichen Meinung Europa's erlitten habe, und dabei verschriebene, „in Folge von verzerrten Auffassungen und einseitigen Kritiken“ hervorgetretene Vorurtheile gegen die Vereinigten Staaten angegriffen. Becker, ganz vergessend, daß man beim Glase Wein weitläufige Beweisführungen für aufgestellte Behauptungen weder vorbringen, noch hören mag, ist nun sehr erstaunt darüber, daß Schurz sich „weniger mit der Erwähnung unwiderleglicher Thatfachen befaßt, als vielmehr Behauptungen gleichsam als anerkannte Wahrheiten ausgesprochen habe, die, weit davon entfernt, sogar in Amerika noch Ursache hitziger Parteistreitigkeiten und Gegenstand zweifelhafter Experimente sind.“ Er fordert deshalb den früheren Senator auf, diese seiner jetzigen Heimath günstigen Behauptungen, von denen er eine ganze Anzahl hervorhebt und bekämpft, zu beweisen, wenn er sich nicht dem Schein aussetzen wolle, als Parteimann geredet zu haben. Da aber Schurz sich durch den kaum äußerlich höflichen und nicht gerade glücklich zu nennenden Ton des Schreibens schwerlich ver-

anlaßt fühlen dürfte, dieser Aufforderung nachzukommen, so hat Becker das vorliegende, im Winter von 1874 auf 1875 — auf welche Periode sich daher auch seine Schilderungen beziehen — verfaßte Werk veröffentlicht, um, wie er sagt, seinerseits „einen Beitrag zur richtigen Würdigung nicht der eingebildeten, sondern der thatsächlichen Verhältnisse in der amerikanischen Republik zu liefern“. Einen ganz besonderen Anstoß dazu, dies zu thun, hat ihm die Lectüre von G. Friedr. Kolb's Culturgeschichte gegeben, der in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken jeder wissenschaftliche Werth — den ich hier nicht zu untersuchen habe — abgesprochen wird. Dem „verzerrten, einseitigen und vorurtheilsvollen Gemälde,“ welches, nach der Ansicht des Verfassers, Kolb und die Partei, der Schurz angehört, von den Vereinigten Staaten entworfen haben, setzt er S. LII ein anderes gegenüber, das ich ihn in seinen eignen Worten schildern lassen zu müssen glaube. Er sagt: „der dicht belaubte, grüne, blühende und fruchtttragende Baum der Freiheit, unter dessen Schatten sie (sc. die Amerikaner) sich zum Genuße des ewigen Friedens und der anderen Früchte der Freiheit niedergelegt, streckt wie ein verdorrtes Besenreis seine Zweige in die Luft und ist über und über von unzählbaren, gefräßigen Insecten, Raupen, Bohrwürmern und sonstigen Schmarozern bedeckt, die auf's Eifrigste sogar die Holzsubstanz der trocknen Zweige und des Stammes selbst verzehren“!!

Diesem schauerlichen Bilde liegt offenbar derselbe Gedanke zu Grunde, dem Friedrich Kapp einmal Ausdruck gab, als er — wenn ich mich recht erinnere, in einer Kritik in v. Sybel's historischer Zeitschrift — das bekannte Cistine'sche Wort über Rußland in der Modification auf die Vereinigten Staaten anwandte, daß er sagte: „l'Union c'est la république tempérée par la corruption.“ Das ganze vorliegende Werk ist im Grunde ein Commentar zu diesem Dictum. Jeder der 24 Abschnitte oder Aufsätze, in welche dasselbe zerfällt, enthält Beiträge dazu. Sehr vieles davon würde aber wahrscheinlich nie geschrieben sein, wenn Becker zur Zeit der Abfassung das unlängst erschienene vortreffliche Buch Kapp's „aus und über Amerika“ schon gekannt hätte. „C'est de la moutarde après diner.“

Der erste Abschnitt (S. 1 u.) behandelt die gegenwärtigen Arbeiterverhältnisse in den Vereinigten Staaten und entwirft ein überaus trauriges Bild von den bekanntlich jetzt auch dort bestehenden „schlechten Zeiten“, die sogar noch viel schlechter sind als in unserm Lande der fünf Milliarden. Aber gleich dieses erste Capitel erweckt Zweifel an der Zuverlässigkeit der Darstellung. Unter den Beweisen für die im Westen herrschende Noth führt Becker z. B. an, daß der dortige Bauer sein Korn als Feuerungsmaterial verbrenne, und beweist dadurch, daß ihm die notorische Thatsache unbekannt geblieben ist, daß das schon seit Jahrzehnten vielfach in allen holzarmen Districten geschieht, wo bei reichen Maisernten und niedrigen Maispreisen die Transportkosten die Ausfuhr unvortheilhaft erscheinen lassen. Seine Schilderung der Arbeiterverhältnisse in den Fabrikdistricten von Massachusetts zeigt ferner, daß er weder die vortrefflich eingerichteten Wohn- und Kosthäuser für Arbeiter in Lowell, Lawrence u. aus eigener Anschauung, noch auch, was mehr zu bedauern ist, die seit 1869 alljährlich erscheinenden ganz vorzüglichen „Reports of the Bureau of Statistics of Labor“ des Commonwealth of Massachusetts kennt, deren letzter, auf die geschilderte Periode bezüglicher mir leider noch nicht vorliegt. Einen ausführlichen Bericht des „New York Herald“ über die grauenhaften Zustände in einigen Bergwerksdistricten von Pennsylvanien druckt er mit dem Bemerken ab, daß derselbe zwar „ein wenig, aber doch nur unbedeutend“ übertreibe, während doch gleich die im Eingang dieser Beschreibung aufgestellte Behauptung: daß bei den dortigen Arbeitercrawallen nicht nur Leute erschossen und erstochen, sondern auch „gekreuzigt“ seien, die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichts in Frage stellt. Einer, der „New-York-Tribune“ vom Novbr. 1874 entnommenen sehr richtigen Entwicklung der Ursachen der schlechten Zeiten und der einzigen Mittel der Abhilfe kann ich nur die Worte hinzufügen: „tout comme chez nous!“

Den zweiten Abschnitt über die Unbeständigkeit der Arbeit und das

vergleichsweise Sinken des Lohnes (§. 14 u.) leitet Becker mit den Worten ein: „daß er zwar die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten gründlich zu kennen glaube, aber nicht in gleichem Maße in jenen Europa's bewandert sei.“ Seine Ausführungen beweisen jedenfalls die Richtigkeit der zweiten Hälfte dieses Satzes, denn sie zeigen, daß er die Gewerbe-Gesetzgebung des Deutschen Reichs, zu deren Segnern er übrigens gehören würde, gar nicht kennt und nicht einmal weiß, daß auch bei uns kein Lehrlingszwang mehr besteht. Seinen Bemerkungen über die Preise und Löhne in Amerika und England habe ich nichts Besonderes hinzuzufügen. Darin, daß man in den Vereinigten Staaten wohl daran thun wird, beim Einkauf hübsch aussehender Waaren die Augen aufzuthun, und daß der eingeborene Amerikaner sich von gemeiner körperlicher Arbeit (menial labor) zurückhält, so lange er Irländer und Deutsche findet, welche dieselbe zu übernehmen bereit sind, hat Becker ebenso Recht, wie in der Bemerkung: daß die Fertigkeit, seine geistige und physische Arbeit gut an den Mann zu bringen, als „genteel occupation“ in Amerika besonders gewürdigt wird. Von dem amerikanischen Grundsatz von der Ehre der Arbeit scheint er nie gehört zu haben, wenigstens erwähnt er desselben nicht. Zutreffender als dies hier auf vielen Seiten geschehen ist, hat meines Erachtens jedenfalls ein geistreicher deutscher Tourist die eigentliche Sachlage in einem einzigen Satze charakterisirt, als er 1855 und 1856 das Land in allen Richtungen durchreist hatte. Er faßte das Resultat seiner Beobachtungen in einem, leider Manuscript gebliebenen Büchlein in den wenigen Worten zusammen: „Amerika ist der Himmel der Handarbeiter, das Fegefeuer der Idealisten und die Hölle der Gelehrten.“

Der dritte Abschnitt: „Die materiellen Zustände und die Ursachen der Verschlechterung“ (§. 24 u.) scheint wesentlich darauf berechnet zu sein, vor der erfreulichen Weise ohnehin schon stark abnehmenden Auswanderung nach Amerika zu warnen. Wenn nun auch die Behauptung (§. 35): „daß in den Vereinigten Staaten gegenwärtig (im Winter 1874—75) kein Ackerland mehr existirt, das dem Einwanderer oder Ansiedler zur Befignahme nach dem Heimstättegesetz offen stände und zum Anbau geeignet wäre,“ weit über die Wirklichkeit hinausgeht, so steht doch die Thatsache fest, daß das Regierungsland in den näher belegenen Staaten zum weitaus größten Theile bereits vergriffen, von den verbleibenden 900 Millionen Acres verhältnißmäßig wenig cultivirbar ist. Eine neue Entdeckung ist das allerdings nicht. Professor Henry, der erste Secretär des Smithsonian Institutes und einer der hervorragendsten Gelehrten des Landes, machte mich schon vor mehr als 20 Jahren darauf aufmerksam, und wenn ich nicht sehr irre, war es Wm. Howard Russell, welcher dies Factum 1863 in seinem viel gelesenen Buche: „My diary North and South“ zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Daß in den leicht erreichbaren Gebietstheilen Ländereigenthum überhaupt nicht länger zu bloß nominellen Preisen zu erhalten ist; daß der reiche Boden vielfach durch Raubbau ausgenutzt ward, die an der Oberfläche liegenden Metallreichthümer abgeschöpft, viele Waldungen niedergeschlagen sind, und der Wildstand abnahm, ist gewiß. Eine natürliche Folge davon ist, daß sich die Aussichten, namentlich für ländliche Arbeiter, sehr verschlechtert haben. Wie wenig übrigens Becker selbst, trotz seiner trüben Schilderung der gegenwärtigen Zustände, an der weiteren materiellen Entwicklung der Vereinigten Staaten verzweifelt, geht überzeugend aus seiner eigenen Bemerkung auf S. 376 hervor, daß das große Gebiet Nordamerika's „mit der Zeit hunderten von Millionen Menschen Nahrung geben könne.“

Den Rückblick, welchen der Verfasser zum Beweise der Wichtigkeit der materiellen Umstände für die Entfaltung eines Landes, das Gedeihen seiner Bevölkerung und seine socialen und politischen Verhältnisse, auf die vorangegangene Entwicklung der Vereinigten Staaten wirft, übergehe ich. Die daran geknüpften Bemerkungen über Freihandel und Schutzzölle, Papiergeld, Transportkosten, rationelle Landwirtschaft, die Negerfrage, die chinesische Einwanderung und das Uebermaß von allgemeinen und Localsteuern lassen mir keinen Zweifel darüber, daß Becker diesen wichtigen

Materien niemals ein gründliches Studium gewidmet hat, sondern nur aus einzelnen, unter seine Beobachtung gefallenen Erscheinungen allgemeine Schlüsse zieht.

Nachdem solchergestalt die Laufgräben eröffnet sind, beginnt mit dem folgenden, „die Corruption“ überschriebenen Abschnitt (S. 63 zc.) der eigentliche Angriff auf die Festung der amerikanischen Republik. Eine einzige, allerdings etwas lang gerathene „Sagperiode“ aus einer Kritik, welche der Verfasser 1874 über Kolb's Culturgeschichte im „Ausland“ veröffentlichte, und die hier S. 65 zc. wieder abgedruckt ist, zeigt das ganze Arsenal voll Waffen, die er gegen sie zu schleudern beabsichtigt. Ich halte es um so mehr für eine Pflicht der Unparteilichkeit, diese Sagperiode hier wörtlich aufzunehmen, weil sie im Grunde das Beweisthema bildet, welches das Buch gestellt hat, und weil es absolut unmöglich ist, in dieser Anzeige, wenn sie nicht selbst zu einem Buche anschwellen soll, mehr als wenige einzelne dafür beigebrachte Belege zu erwähnen und zu beleuchten. Der Satz lautet:

„Eine Musterrepublik, in der nach noch nicht einmal hundertjährigem Bestehen schon zu einer Unmöglichkeit geworden, einen ehrlichen Menschen in irgend ein Amt zu bringen, — dessen eine Hälfte sich seitdem und in Folge des zum Besten des „Principienstemes“ geführten Krieges mit größter Schnelligkeit haitisch-mexikanischen Zuständen nähert, in dessen anderer Hälfte die Lage der arbeitenden Klassen sich mit einer in allen civilisirten Ländern unerhörten Rapidität verschlechtert, und in dem sich in Folge dessen ein Proletariat entwickelt, bereit die Hunnen- und Vandalenhorden zu liefern, von denen Macaulay schon die Vernichtung aller etwa bestehenden Civilisation zu erwarten sich berechtigt fühlte, — ein Land, in dem die ehrliche Arbeit allgemein als Dummheit verachtet wird, in dem die bodenloseste, betrügerische Speculation die Beschäftigung der smarteren „Stände“ bildet und ihr Geistesleben ausfüllt, in dem die ausgedehnteste Plünderung des Volkes durch die schrankenloseste Gaskier der Geldaristokratie von der in allen ihren Verwaltungszweigen und Beamten ertauchten Regierungsmaschine auf jede nur denkbare Weise unterstützt wird, in dem in Folge dessen jede etwa vorhandene bessere Gelegenheit zum Verdienste von Monopolen in ausschließlichen Besitz genommen ist, — in dem im etwa noch ehrlich gebliebenen Theile des Volkes eine vollständige Rathlosigkeit herrscht, wie und ob der allgemeinen Fäulniß auch nur der geringste Damm entgegengesetzt werden könne, — ein Land, in dem die Bildung als überflüssig verachtet und freche unter der oberflächlichen Politur Pariser Moden verhüllte Rohheit sich überall in den Vordergrund drängt, — ein Land, dessen manchmal gerühmtes Erziehungssystem eine mechanisch, papageienhaft abgerichtete Jugend hervorbringt, die zu jedem wahren Denkproceß beinahe ganz und gar unfähig zu sein scheint, und überdies es auch für Dummheit hält, irgend welche Kenntnisse zu erwerben, als gerade jene, die sie in dem Job, in dem sie zunächst beschäftigt zu sein erwarten, in baares Geld umsetzen können, — ein Land, in dem eine freie Presse existirt, die keinen „freien“ Gedanken zu äußern wagt, so daß jeder geistige Fortschritt nur durch Importation seiner Ideen von Europa sich verbreiten kann, — ein solches Land ist wenig geeignet, einem vorausstrebenden Volke als Vorbild und Muster zu dienen, paßt aber vortrefflich zur Studie für den Kulturhistoriker, um an diesem lebendigen Beispiele die Ursachen des Verfalls der Republiken (und Reiche) zu ergründen.“

Herr Becker ist sehr erstaunt und ungehalten darüber, daß ein Chicagoer Blatt, die „Union“, die vorstehende Stelle abdruckte, ohne sie mit kritischen Bemerkungen zu begleiten, „was doch jede Zeitung, die ein vernünftig urtheilendes Publicum zu überzeugen sucht, versuchen werde, es sei denn, die Behauptungen wären so offenbar falsch, daß jeder in den Zuständen Bewanderte deren Unwahrheit sogleich einsehen müßte“. Diese Ansicht scheint auch Herr v. Hellwald zu theilen, da er in der Einleitung (S. XXVI) besonders betont, daß die „Union“ keine andere Antwort als den Rath gegeben habe: „Rückwandern, Herr Becker, rückwandern!“ Ich vermag das Erstaunen beider Herren nicht zu theilen; denn solche in lauter apodictischen Sätzen und ohne Anführung irgend eines tatsächlichen Beleges vorgetragene Allgemeinheiten

lassen sich überhaupt nicht in einem Zeitungsartikel widerlegen. Ich provocire auf jeden unbefangenen Leser der vorstehenden Expectoration und des ganzen Buches, ob er nicht Herrn Becker ganz denselben Rath wie die „Union“ ertheilen würde. In einem Lande, wie der Verfasser die Vereinigten Staaten schildert, zu leben, muß für einen gebildeten und moralisch gesinnten Mann schrecklich sein. Ich habe mich deshalb gewundert, aus der Einleitung des vorliegenden Werks zu ersehen, daß Becker nur „vorläufig“ nach Deutschland zurückgekehrt zu sein scheint, was durch die Beibehaltung seines englisirten Vornamens „John“ auch auf deutschem Boden noch wahrscheinlicher wird.

Das Verhalten der „Union“ bei dieser Gelegenheit gibt dem Verfasser übrigens auch noch Veranlassung zu der piquanten Enthüllung, daß dieses Winkelblatt 1872 in aller Stille von dem Haupteigenthümer der „Illinois Staatszeitung“, A. C. Hefing — den seine Gegner „Bismarck-Hefing“ zu nennen pflegen — angelauft sei, um dadurch ein anderes, anständiges Oppositionsblatt, „die freie Presse“, todt zu machen. Denjenigen, die Schläger's Broschüre: „Die sociale und politische Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten“ (Berlin 1874) gelesen haben, ist dieses Factum, und daß Hefing später in ähnlicher Weise auch dem social-demokratischen „Vorboten“ seinen „Arbeiterfreund“ entgegensetzte, bereits aus Seite 42 u. dieser Schrift bekannt. Daß die ganze Geschichte nicht sowol einen Schatten auf die Amerikaner, als auf die eingewanderten Deutschen wirft, scheint Becker nicht empfunden zu haben.

Ungleich werthvoller sind die Auszüge, welche der Verfasser S. 71 ff. aus Vorträgen, Vorlesungen und Reden gibt, welche der rühmlich bekannte amerikanische Schriftsteller und Dichter Bayard Taylor, der professionelle Vorleser James Barton, der Gouverneur Parter von New-Jersey — welcher nach den neuesten Nachrichten von der demokratischen Partei seines Staats zum Präsidentschafts-Candidaten nominirt ist, — und der als früherer Gouverneur von Newyork bezeichnete, jedoch, so weit mir bekannt, nur im Jahre 1872 als demokratischer Candidat für diesen Posten aufgestellte, aber nicht erwählte Francis Kernan im Herbst 1874 über die schwachvollen Verwaltungsverhältnisse, den vielfach hervortretenden moralischen Verfall und die traurigen Zustände in einzelnen Landestheilen gehalten haben. Dieselben verlieren auch dadurch nichts an ihrem Werth, daß Becker selbst die Herren Parter und Kernan „professionelle Politiker“ nennt. So leicht es nun auch sein würde, diesen Citaten aus strengen Urtheilen über die Vereinigten Staaten ähnliche lobenden Inhalts aus Reden, Vorträgen und Schreiben anderer, gleich angesehenen Amerikaner gegenüberzustellen, verzichte ich hier natürlich darauf, da ich ohnehin Raum genug in Anspruch nehmen muß und willig anerkenne, daß Becker's Citate viel Wahres enthalten. Ganz amüfiant ließt sich auch, trotz der schlechten Verse, die, S. 78 u. zum Beweise der Rathlosigkeit des anständigen Publicums bei diesen Mißständen abgedruckte, dem „New-Yorker Kladderadatsch“ (es wird darunter wol der „Schnebberedengg“ gemeint sein, da ein „Kladderadatsch“ nach Steiger nicht existirt) entnommene „Scene aus Faust“, die mit den Worten schließt:

„Praktisch vor allem find die Leute:
Hier dreht es sich einzig um die Beute!“

Interessanter als alles Uebrige find weitläufige Auszüge (S. 81 u.) aus einer mir nicht bekannt gewordenen Broschüre des Dr. C. C. Clark in Oswego: „the commonwealth reconstructed“, in der die Verhältnisse noch viel ungünstiger dargestellt werden. Es heißt dort, daß der bei weitem größte Theil des „Zuwachses an Räufligkeit und Betrügerei“ niemals an's Tageslicht trete, „das Sinken der Fähigkeit, die dem öffentlichen Dienste sich zu Gebote stellt, noch größer sei als der Verfall der Bürgertugend“, daß beide Parteien in gleicher Weise an den „Verbrechen und Verfündigungen“ Theil haben, und es wird der Versuch gemacht, durch eine Vergleichung der Leistungen der amerikanischen Regierung mit den Erfolgen der gemischten Regierungssysteme der

britischen und deutschen Nationen nachzuweisen, daß die Ueberlegenheit des amerikanischen Systems mindestens zweifelhaft sei. Die zu diesem Ende angeführten Beispiele sind freilich nicht alle glücklich gewählt, weil Verhältnisse einander gegenübergestellt werden, die factisch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander haben, so: die Abschaffung der Sklaverei in den englischen Colonien durch Kauf und in Rußland durch einen Federstrich, mit derjenigen in den Vereinigten Staaten, die der Union durch einen blutigen Bürgerkrieg aufgezwungen wurde; die Verwaltung der Indianerstämme, der Mormonen und des eroberten Südens mit der „weisen und erfolgreichen“ Verwaltung Preußens in seinen „dänischen und französischen Eroberungen“.

Von S. 85 an hebt Becker dann aus der übergroßen Masse bekannter Beispiele erschreckender Corruption in den Vereinigten Staaten nicht ohne Geschick eine größere Anzahl der piquantesten hervor, und solche Beispiele bilden auch den Hauptinhalt des folgenden Abschnittes über „die Ausbeutung des Volks durch die Ringwirtschaft“ (S. 106 zc.). Ich würde es, da ich selbst in meinen „Reise-Erinnerungen aus den Vereinigten Staaten“ (1873) und Rapp in seinem Buche „Aus und über Amerika“ (insbesondere II, S. 3 zc.) einzelne, die angeseheneren deutschen Presseorgane aber alle diese Fälle mehr oder weniger ausführlich beleuchtet haben, nicht für nöthig halten, irgend ein weiteres Wort darüber zu verlieren, wenn sich nicht auch hier, wie leider in dem ganzen Buche, die größte Kritiklosigkeit und arge Uebertreibungen breit machten. So druckt Becker z. B. S. 88 ein scheinbar sehr compromittirendes Schreiben des jetzigen amerikanischen Gesandten in Madrid, Caleb Cushing, an den berücktigten Gouverneur von Louisiana, Kellogg, vom 22. Januar 1873 mit dem Beifügen ab: „Cushing (Generalanwalt der Vereinigten Staaten)“. Nun war aber Hr. Cushing nicht im Jahre 1873, sondern unter der Administration des Präsidenten Pierce von 1853 bis 1857 Attorney-General, während er 1873 ein einfacher Privatmann war und als Advocat practisirte. S. 109 heißt es, daß W. Tweed (der große Newyorker Dieb), während er in Untersuchung war, zum Staats-Senator gewählt, und daß kein Cent der gestohlenen Stadtgelder zurückerstattet sei, während doch jene Wahl schon vor der Entdeckung seiner Schandthaten stattfand, und ein nicht unerheblicher Gelbbetrag zurückbezahlt ward. S. 111 wird behauptet, die „meisten“ der mitunter sehr bedeutenden, im Zeitungsgeschäft gemachten Vermögen seien wol dadurch zusammengeeschlagen, daß die Blätter „in der Form sehr gut gemessener und bezahlter öffentlicher Anzeigen stumm oder zu interessirten Vertheidigern der Ringwirtschaft gemacht seien“! Ebenso unrichtig wie dies ist die Behauptung: daß man „an vielen Orten“ bei der Anlage großartiger Parks und Boulevards auf öffentliche Kosten nicht Gesundheits- und Verschönerungsrücksichten, sondern „leiblich“ den Zweck der Preiserhöhung der benachbarten Grundstücke im Auge gehabt, und sie deshalb so weit von den Städten entfernt angelegt habe, damit „die eleganten Bewohner der Villenvorstadt auf das Wirkksamste gegen jede Berührung mit dem schmutzigen Volk“ gesichert würden. S. 120 zc. wird das Mißlingen des mehrere Jahre früher stattgehabten scandalösen „Salzens“ der angeblichen Diamantensfelder im westlichen Colorado mit den späteren Schwindeleien der ursprünglich wirklich reichen, aber nach Becker gleichfalls „gefalzenen“ Emma-Mine in Verbindung gebracht zc. zc. Die Beispiele solcher Ungenauigkeiten und Uebertreibungen ließen sich noch leicht vervielfältigen. Mir scheinen dieselben um so verwirflicher zu sein, weil die Dinge schon in Wirklichkeit mehr als schlimm genug sind. Wenn der Verfasser mit seinen Ausführungen Eindruck machen wollte, so wäre es seine Pflicht gewesen, überall seine Quellen, und zwar, so weit thunlich, officiële Quellen, anzugeben, damit jeder Leser ihn kontroliren könnte. Wer nicht, wie ich, zufällig durch an Ort und Stelle erhaltene Information oder durch sonstige Studien in den Stand gesetzt ist, in vereinzelten Fällen das Wahre von dem Unrichtigen zu unterscheiden, wird nothgedrungen Alles auf guten Glauben als wahr annehmen oder als unglauwürdig verwerfen müssen; denn wer hat Lust und Zeit, in solchem Schmutz herumzuwühlen, um der Sache auf den Grund zu kommen?

Falls Kolb, dessen wissenschaftliche Verdienste jedenfalls auf einem andern Gebiete liegen, wie es scheint, der „Culturhistoriker“ ist, welcher nach S. 92. 112. 174 den Präsidenten Grant einen „Staatsmann“ genannt und als solchen bewundert hat — was mir nicht erinnerlich ist, — so hat er damit allerdings seinen Ruf als Culturhistoriker verwirkt. Ich fürchte, daß Becker den jetzigen Präsidenten der Union nicht zu scharf beurtheilt, auch wenn man ganz von den, der neuesten Zeit angehörigen Scandalgeschichten „Babcock“ und „Beltnap“ absehen will.

Wenn ich auch ganz mit dem Verfasser darin einverstanden bin, daß die Corruption vielleicht in keinem Verwaltungszweige so groß ist, wie in dem Indianer-Departement, so vermag ich doch seine Darstellung nicht als durchaus richtig anzuerkennen, und ebensowenig kann ich seine Ansicht über die Unzulässigkeit jeder Humanität gegen die unglücklichen Urbewohner des Landes theilen. Er empfiehlt es S. 99 als ein nachahmungswerthes Beispiel, daß der Staat Oregon 1863 für jeden erbeuteten Indianerscalp eine Prämie aussetzte; erklärt S. 102, daß die mit den Indianern abgeschlossenen Verträge eitel Trug seien und nicht gehalten werden dürften; rühmt S. 308 den ersten Ansiedlern nach, daß sie im grausamen Kampfe die früheren Herren des Landes aus ihren Gütern vertrieben, „die die unparteiische Natur Dem zugebacht, der sie zu erringen und zu behaupten verstand“. Man muß hoffen, daß die Ende April d. J. unter dem Beifall der öffentlichen Meinung vom Senat der Vereinigten Staaten beschlossene Bill, wodurch die Verwaltung der Indianer-Angelegenheiten vom Departement des Innern auf dasjenige des Kriegs übertragen wird, wodurch aber den Versuchen der verschiedenen christlichen Secten, die Indianer zu belehren, kein Hinderniß bereitet werden soll, genügen werde, dem verflüchtigten Indianer-Ring ein Ende zu machen. Im Repräsentantenhause ist zu dieser Bill ein Amendement, worüber der Senat noch abzustimmen hat, hinzugefügt, welches den Indianern unter gewissen Bedingungen und unter Vorbehalt ihrer Mitrechte an dem Eigenthum des Stammes das amerikanische Bürgerrecht in Aussicht stellt.

Die anscheinend actenmäßigen Angaben über die Betrügereien bei der Verwaltung der Canäle des Staats Newyork (S. 114 u.) gewinnen im gegenwärtigen Augenblick dadurch besonderes Interesse, daß der Gouverneur Samuel J. Tilden, welcher dieselben — was Becker, der den Mann S. 220 u. in weniger günstigem Lichte erscheinen läßt, allerdings nicht erwähnt, — aufgedeckt hat, Ende April d. J. von der demokratischen Convention in Utica zum Candidaten für die bevorstehende Präsidentenwahl nominirt ist und Chancen zu haben scheint, auch von der demokratischen National-Convention in St. Louis als solcher aufgestellt zu werden.

Der Manoeuvres amerikanischer „Gründer“ zur Verschwindelung europäischer Actienzeichner glaube ich um so weniger erwähnen zu sollen, weil in Deutschland leider mehr als einmal Aehnliches vorgekommen ist.

Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

~~~~~  
Von  
**A. Hammers.**  
~~~~~

Die deutsche Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, ein über ganz Deutschland verzweigter, stetig wachsender Organismus thätiger Bildungsvereine, hat unlängst ihren eigentlichen Schöpfer verloren. Auf den nachfolgenden Blättern will ich versuchen, ein Bild seiner trefflichen und bedeutenden Persönlichkeit, zu welchem die näheren Freunde des Dahingeshiedenen mir durch bereitwillige Mittheilungen das Material geliefert haben, zu entwerfen, um daran einen Ueberblick zu reihen über die bisher erzielten Resultate des Vereins, mit dessen Namen und Wirksamkeit sein Andenken für immer verknüpft sein wird.

I.

Franz Leibing wurde am 19. September 1836 in Berlin geboren; sein Vater war Handwerker, und das Vermögen der Familie gering. Aber ein strebsamer, tüchtiger Sinn lebte in ihr, und brachte auch den vielversprechenden ältesten Sohn auf das Gymnasium. Die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849, deren Zeuge er, nicht allzu jung mehr, in einem ihrer Brennpunkte war, übten auf ihn denselben raschen, reisenden Einfluß, wie auf so manchen anderen Zeitgenossen. Er besuchte erst das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, dann als Primaner das Friedrichs-Werdersche Gymnasium, und ich weiß nicht auf welches der beiden sich seine spätere vorwurfsvolle Aeußerung bezog, daß die dort herrschende Frömmerei ihn und seine Mitschüler in den geraden Gegensatz getrieben, sie der Genußsucht in die Arme geführt, und so vorzeitig skeptisch und blasirt gemacht habe. Tief ist diese Wirkung bei ihm zum Glück jedenfalls nicht gegangen. Alle Zeugen aus jener Zeit bestätigen, daß er seine Jugendkräfte nicht wild vergeudet, noch jemals der Begeisterungsfähigkeit eines für Ideale lebenden Jünglings ermangelt habe.

Schon vor Vollendung seines Gymnasialbesuchs fungirte Leibing als Erzieher eines jungen Barons. Im Herbst 1857 zur Universität abgegangen, ward er durch eine persönliche Aufforderung Leopold Ranke's zunächst geschichtlichen Studien zugeführt; der innere eigne Trieb aber lenkte ihn bald ab auf philosophische, germanistische und literarhistorische Stoffe. Ein starker Schaffensdrang, den er, wie die meisten phantastievollen jungen Leute, für einen specifisch-poetischen nahm, bewog ihn zur Beschäftigung mit dramatischen Versuchen, aus denen im Jahre 1859 oder kurz vorher das Stück „*Ninon de l'Enclos*“ hervorging. Die Bedenkllichkeit des Gegenstandes legt die den Titel hergebende historische Figur schon nahe. Es sollte durch deutsch-sittliche Behandlung gegen das zunehmende Unwesen der Localposse, die Seichtigkeit der gangbaren Stücke und namentlich die Herrschaft der Pariser Demimonde-Dramen auf der

Berliner Bühne, die der Dichter bereits in verschiedenen Fachblättern kritisch gegeißelt hatte, einen positiven Protest einlegen; aber wie er später selbst urtheilte, war die Nachahmung des Guten stärker ausgefallen als der Widerspruch gegen das Schlechte. Eben deswegen vielleicht nahm die Direction des neu eröffneten Victoria-Theaters auch keinen Anstand, es zur Aufführung zu bringen, und den jungen Verfasser selbst die Rollen sowol vertheilen als einstudiren zu lassen. Er „entdeckte“ bei diesem Anlaß, wie er sich gern halb scherzweise rühmte, das große Talent der bis dahin unbekannten Charlotte Wolter. Der Erfolg des Stückes blieb hier sowie später anderswo bei gelegentlicher Aufführung in mäßigen Grenzen, aber es trug ihm doch Beachtung und Aufmunterung von Männern wie Böckh, Werder, v. Röstner ein, und er würde vielleicht die Laufbahn des dramatischen Dichters fortgesetzt haben, hätte sich nicht die Liebe zu einem edlen Mädchen, Marie Hilbrandt, der Tochter eines westpreussischen Gutsbesizers, hinderlich vor diesen Weg gestellt. Sei es daß der Vater seiner Braut es forderte, sei es daß er selbst die Nothwendigkeit eine gesicherte Laufbahn zu betreten einsah, genug er wandte entschlossen allen Verlockungen dichterischen Ehrgeizes den Rücken und steuerte mit eifrigem Fleiße auf die Carrière eines Lehrers an höheren Schulen los. Das Thema seiner nach Halle gesandten Doctor-Dissertation war gleichsam ein letzter Scheideblick auf die Poeten-Träume, nämlich die Aristoteles-Lehre von der tragischen Katharsis. Gleichzeitig wurde die Befähigung zum höheren Schulamt erworben, und an die Stelle des künstlerischen Umgangs ein streng wissenschaftlicher gesetzt.

Das Probejahr verbrachte Leibing von Ostern 1861 an auf der Realschule zu Wittstock, deren Vorsteher sein ehemaliger Lehrer Dr. Schacht war. Ein zeitweiliger College, E. Lampe, schildert ihn mir aus jener Zeit folgendermaßen: „So heiter und jugendlich, wie ich ihn dort gesehen habe, glücklich in der Hoffnung bald eine feste Stellung zu erhalten und seine Braut heimzuführen, seiner selbst gewiß, habe ich ihn nicht wiedergesehen.“ Im Jahre 1862 lehrte er nach Berlin zurück, unterrichtete am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und bestand, nachdem er bereits einen Ruf als ordentlicher Lehrer an der Realschule in Elberfeld erhalten und angenommen hatte, das Oberlehrer-Examen.

Der Aufenthalt im Wuppertal gab ihm die entscheidende Wendung nach dem Felde hin, auf welchem er es zu nachwirkender Bedeutung bringen sollte. Er dankte den Ruf wieder dem ihm dorthin vorausgegangenem Director Schacht, mit welchem er jedoch im Innersten kaum jemals und bald auch äußerlich wenig mehr harmonirte. Ein daneben eingegangenes besonderes Erziehungsverhältniß zu dem Sohne eines Fabrikbesizers brachte ihn zu einem anderen Fabrikbesizer, Herrn Alfred Schlieper, und dessen Familie in innige Beziehungen, welche ihm, so lange er noch lebte, die festeste Stütze geblieben sind. Ein Jahr später als Leibing — im Herbst 1864 — kam ich zur Uebernahme der Redaction der „Elberfelder Zeitung“ ins Wuppertal. Wir nahmen beide Theil an der Stiftung des allgemeinen Bildungsvereins in Elberfeld, und verbündeten uns bei dieser Gelegenheit für immer. Neben den meistens sehr belebten Vereins-Abenden wurde ein anregendes literarisches Arrangiren, sowie ein regelmäßiger Wochen Spaziergang nach Unterbarmen zur Begegnung mit Barmer Freunden der Zummelplatz unseres lebhaften Austausches patriotischer und philanthropischer Ideen. Dabei gehörte Leibing sicher stets zu den activen, vorwärtsdrängenden Elementen. Es war die Zeit vor dem großen Durchbruch des Sommers 1866; langanhaltende politische Schwüle in den Lüften über uns, aber darunter ein frisches, kräftiges Regen von allerhand Bestrebungen, welche über die Noth des Augenblicks hinausreichten und deren volle Bedeutung selbst ihren Trägern erst späterhin aufgehen sollte. Der Thätigkeit im Bildungsverein gab Leibing sich mit dem ganzen edlen Feuer seiner Seele hin. Aber auch die durch den Namen des Protestantenvereins angedeutete Stimmung und Bemühung war ihm damals nicht, wie in Berlin vorher und nachher, etwas Fremdartig-abstoßendes oder Unbegreifliches. Einer seiner Vorträge im Bildungsverein, der im Nachlaß erhalten ist, spricht sich

darüber blindig aus. Ueber alledem vernachlässigte der strenge Anhänger Kant's die nächste Berufsaufgabe nicht. Zuerst in ihr hatte er ja seinen Trost suchen müssen, als fast in dem Augenblick seiner Ueberfiedelung nach dem Westen ihm die Braut durch einen plötzlichen Tod entzissen wurde, ein Schlag der ihn förmlich betäubend traf und alle Gedanken an eheliches Glück nachhaltig in ihm erstickte. Was er seinen Schülern wurde, spricht Einer, der ihm besonders nahe verbunden blieb, in einem an mich gerichteten Briefe also aus: „In den deutschen Stunden machte er es sich zur Hauptaufgabe, unsre jugendlichen Herzen für das deutsche Vaterland und dessen große Männer zu begeistern, und es gelang ihm sehr gut. Wie oft rief er uns die Worte Schiller's zu: „Ans Vaterland, das theure, schließ' dich an"! wie oft stellte er uns den Tod für Deutschlands Ehre auf dem Schlachtfeld als den schönsten, als den eines Mannes würdigsten dar! Immer wird er seinen Schülern in liebender Erinnerung bleiben.“

Aber auch dieser hier so unzweideutig bezeugte Erfolg vermochte Leibing's hochstrebenden, freien Geist nicht ganz und dauernd in die Schranken des Lehrer-Ehrgeizes zu bannen. Herr v. Mähler war ja noch Minister in unangesehener Macht, und Geheimrath Wiese regierte unter ihm Preußens Gymnasien und Realschulen noch nach dem alten reactionären Recept. Im Sinne dieses Regimes wurde Leibing schon bei seiner Berufung nach Elberfeld brieflich ermahnt, sich alle Gedanken an politische Betätigung aus dem Kopfe zu schlagen. Er nahm denn auch soviel billige Rücksicht auf seine Stellung, daß er in dem gerade entbrannten Verfassungskampfe keinen Officiersposten übernahm, wozu er sonst vor vielen Anderen angelegt gewesen wäre. Aber von der thätigsten Theilnahme am Bildungsverein ließ er sich natürlich durch dessen Leichtbegreifliche Mißliebigkeit in staatlich- und kirchlich-conservativen Kreisen nicht zurückhalten. In ihn vielmehr versenkte sich sein Idealismus, der auf dem nächstliegenden Gebiet, dem des Schulwesens, zwar Nahrung übergenug gefunden hätte, aber keine Gelegenheit und Freiheit, die erworbene Kraft gemeinnützig geltend zu machen. Leibing's hervorragende und folgenreiche Wirksamkeit auf diesem Felde ist eine Frucht des Zwanges, der unsre Lehrer so lange abgehalten hat an der Verbesserung ihrer eigenen Anstalten zu arbeiten, und der erst jetzt allmählig nachläßt lähmend auf ihnen zu lasten.

Dieser Mißere wenigstens entthob ihn die Einberufung zum Landwehrdienst in den folgenden schicksalsschwangeren Monaten. Er nahm das Gewehr anfangs so widerwillig auf, als irgend ein Gegner der die Armee-Reform auf Kosten der Verfassung vertheidigenden Regierung. Sobald aber das Entscheidungsringen Preußens und Oesterreichs um die oberste Macht in Deutschland einmal unabwendbar geworden war, stellte er sich auch mit dem Herzen unter die theure alte preussische Fahne gerade wie die demokratischen Breslauer und Berliner.

Er wurde bald Lieutenant und machte den Main-Feldzug mit, aber nicht in dem von Vogel v. Falckenstein geführten Hauptkörper, sondern in einer kleinen Seitenabtheilung, deren Aufgabe die Säuberung des Nassauischen von den herumstreifenden Bundestags-Truppen war. Dabei mußte er sich mehrfach Strapazen und Erkältungen aussetzen, aus denen der Keim seiner nachherigen lebensverkürzenden Leiden hervorgegangen zu sein scheint. Vor der Hand war dergleichen jedoch noch nicht wahrzunehmen, und als er mich nach dem Abschlusse des Friedens in Bremen besuchte, imponirte der blühende Mann in Uniform Allen, die ihn sahen, und rüstete sich im Gespräch mit dem Freunde zu neuer geisterweckender Thätigkeit.

Seine Gedanken schlugen sofort die alte Richtung wieder ein und erweiterten nur naturgemäß die Sphäre ihrer Bewegung. Aufmerksam gemacht durch seine persönliche Beobachtung während des Kriegslebens, regte er bei dem Kriegsminister von Roon eine systematische Reform der Casernen- und Wachtstuben-Lectüre durch förmliche Soldaten-Bibliotheken an, worauf der Minister dankend und im Allgemeinen zustimmig erwiderte. Geschehen scheint freilich noch nicht allzuviel in dieser Richtung. Noch in demselben Herbst 1866 wandte er sich an den Förderer alles Ge-

meinnützigen, den damals noch rüstig wirkenden Präsidenten Lette in Berlin, wegen Errichtung von Bildungsanstalten für die Töchter des Arbeiterstandes, bestimmt aus denselben tüchtige Hausfrauen zu machen. Er hatte in seiner wieder eingenommenen Elberfelder Stellung ja täglich vor Augen, welche reichlich fließende Quelle von Noth und Verderben der Mangel hauswirthschaftlicher Tüchtigkeit bei so vielen bluthung heirathenden Arbeiterinnen ist. Die praktische Weiterverfolgung des Gedankens wird vorzugsweise der im Sommer 1867 erfolgende Ausbruch seiner Krankheit vereitelt haben.

Mitte Juli hatte ich ihn auf der Durchreise zur Pariser Weltausstellung in Elberfeld gesehen; seine Stimmung fiel mir etwas befremdend auf, aber eine körperliche Schwächung war noch nicht sichtbar. Am 11. August indeß schrieb er mir: „Denken Sie sich mich, der ich einst der eifrigste Anwalt für die Bestrebungen der Alpenclubs war, in einem Zustande, wo mich zwei Menschen unter die Arme fassen müssen, damit ich mich erheben und mühsam den einen Fuß vor den anderen setzen kann.“ Am 27. August wußte er bereits, daß sein Rückenmark erkrankt war. Mit bitterem Humor schrieb er: „Meine Krankheit ist die fürnehme myelitis spinalis acuta, die erst einmal vor Kurzem von einem hier lebenden jungen Arzte beschrieben worden und daher den Meisten völlig unbekannt ist.“

Derselbe Brief, der diese furchtbare Ankündigung lebenslänglichen Siechthums enthält, zeigt zum Zeichen der unüberwindlichen Geisteskraft, welche in dem gebrochenen Körper hauste, auch bereits die erste Spur seiner späteren Schöpfung. In seiner schmerz- und curfreien Zeit hatte er während jener bösen Tage die im Winter von ihm gehaltenen Vorträge über Hausfrauenbildung für die Elberfelder Zeitung aufgesetzt. Dies, theilte er mir mit, solle der Vorläufer einer Reihe von Monographien über die verschiedenen Fächer freien Volksunterrichts sein, d. h. alle aus der Initiative von Vereinen und Genossenschaften hervorgegangenen oder nothwendig noch zu gründenden Volksbildungsanstalten. In einem zweiten Theil wollte er dann eine Statistik aller bis jetzt bestehenden Vereine dieser Art versuchen, „um ihnen selbst den Nachweis ihrer Bedeutung und Ausbreitung zu liefern, damit Methode und Plan in die ganze Bewegung komme, und Erfahrungen gesammelt werden, welche die Existenz eines jeden neuen Vereins der Laune des Zufalls oder der Gunst der Behörden entrücken. Endlich muß für diese Vereine ein Blatt gegründet werden, welches in der Art der genossenschaftlichen Blätter wirkt.“

Hier haben wir offenbar um die Mitte des Jahres 1867 schon so gut wie den ganzen Plan des Unternehmens vor uns, das im Winter 1870/71 wirklich ins Leben trat.

Jedoch auch mit der Ausführung des Gedankens begann er sich, nachdem sein Leiden aus dem acuten in den chronischen Zustand übergegangen war, zu beschäftigen. „Mir schwebt die Idee vor,“ schrieb er mir am 20. December 1867, „eine Versammlung sämmtlicher Bildungsvereinsvorstände oder sonstiger Vertreter, zunächst der Rheinprovinz, später aller Provinzen und deutschen Länder herbeizuführen, um die bis jetzt gemonnenen Erfahrungen auszutauschen und das ganze Fortbildungswesen auf eine feste Grundlage zu bringen. Durch solche Zusammenkünfte und das sich daraus ergebende statistische Material würde die Bewegung ihre Macht erst selbst begreifen lernen und hiernach sofort gegen Gemeinde und Staat mit den etwa nöthigen Ansprüchen auftreten können. Es gilt den Bann zu brechen, der noch immer auf unseren Vereinen lastet und gute, aber abhängige Kräfte fernhält.“

Seitdem seine Lähmung eine als endgiltig anzusehende Thatfache geworden war, mußte Leibing natürlich auf einen rechtzeitigen Rückzug von seiner Lehrerstellung bedacht sein. Ich suchte den rasch fertigen Geist und gewandten Schriftsteller in die Tagespresse zu ziehen; halb ging er darauf ein, halb widerstand er. Im Hintergrunde der Seele schwebte ihm auch jetzt noch ein feiner Neigungen gemäßerer Platz im freien öffentlichen Leben vor, und ein gütiges Geschick hat ja gewollt, daß dieses eine Ideal wenigstens sich ihm realisiren sollte.

Noch nach Elberfeld, aber kurz vor dem definitiven Abgang von dort, hatte ihm am 11. November 1874 ein Freund, der Fabrikbesitzer F. Kalle aus Biebrich, geschrieben: „Ich wünschte einen Verein entstehen zu sehen, der sich die Aufgabe stellte, das deutsche Volk im wahren Sinne des Wortes zu bilden. Aus dem einliegenden „Einladungsschreiben“ werden Sie die Motive u. s. w. kennen lernen, während der Organisationsplan im Allgemeinen feststellt, wie der Zweck meiner Ansicht nach zu erreichen wäre. Der Haupt-Mann bei einem solchen Vereine wäre natürlich der Secretär und Redacteur des Vereinsblatts, und dies Amt möchte ich in Ihren Händen sehen. In Berlin hätten Sie auch die beste Gelegenheit, die Sache in Gang zu bringen. Der erste Schritt wäre natürlich, zehn bis zwanzig hervorragende Männer Nord- und Süd-Deutschlands (besonders Parlamentsmitglieder) dafür zu gewinnen, daß sie die Einladung unterzeichnen und die Agitation in ihren Districten übernehmen.“ Da Leibing diese Anregung, wie sich nach seiner langen Beschäftigung mit ganz gleichartigen Plänen fast von selbst versteht, voll Eifer ergriff, schrieb Kalle ihm am 20. November weiter, die eigentliche Geistesarbeit der Begründung müsse er Leibing überlassen, weil ihm selbst dazu die Kenntnisse fehlten. Nachher werde er ihm dann gern helfen, die rechten Männer zur öffentlichen Beglaubigung des Unternehmens zu gewinnen. Das erforderliche Geld — höchstens 50,000 Thaler jährlich schlug er es an — zusammenzubringen wolle er den Anfang machen.

Inzwischen war Leibing bereits nach Berlin übergesiedelt und machte sich alsbald, während der Krieg in Frankreich noch fortwüthete, an dieses Werk des Friedens. Er bildete in unablässigem Nachdenken und brieflichem wie mündlichem Gespräch mit anderen erfahrenen Leuten den Plan seines Freundes weiter aus, bis er ungefähr die später in Wirklichkeit übergetretene Gestalt erhielt. Dann wandte er sich zudörderst an die ihm näher bekannten Persönlichkeiten von gleicher Gesinnung und einer gewissen öffentlichen Stellung, daß sie beiträten; und in der That gesellte sich eine Anzahl der angesehensten liberalen Namen Deutschlands zu seinem damals noch so gut wie unbekannten. Ein von ihm geschriebener Grenzboten-Aufsatz, der im Voraus der ungeheuren Anstrengung und Aufregung des Krieges die unausbleibliche Erschlaffung folgen sah und deshalb rechtzeitig etwas zu thun aufforderte für die Erhaltung des freiwilligen Volksbildungswesens in gesunder, allseitiger Pflege, wurde als Vorläufer der Zeitschrift „Bildungsverein“ verbreitet, in welcher Leibing dann den gleichstrebenden Vereinen einen Mittelpunkt zum Austausch ihrer Erfahrungen, Bedürfnisse und Ideen schuf; und am 14. Juni 1871 fand die constituirende Versammlung statt, aus welcher die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ mit Schulze-Delitzsch als Vorsitzendem, Franz Dunder (dem Präsidenten des Berliner Handwerkervereins) als Schatzmeister, und Leibing als Secretär oder eigentlichem Geschäftsführer hervorging.

Dem oberflächlichen Anschein nach hatte damit die Fortschrittspartei das Regiment in der neuen Organisation erlangt; in Wirklichkeit waren anfänglich nur nationalliberale Politiker und Volksfreunde angeworben worden, und erst Prof. v. Holkendorff's einsichtsvolles Drängen machte Leibing die Nothwendigkeit klar, sich gleichzeitig an die Häupter des linken Flügels der großen liberalen Partei in Berlin zu wenden. Auf Schulze-Delitzsch hatte übrigens auch Kalle ihn schon im Januar hingewiesen. Was diesen Theil der Aufgabe unsäglich erschwerte, war, daß ein zugleich namenloser und gelähmter Mann sie so gut wie allein zu lösen hatte. Er mußte sich an angesehene, selbstbewußte, von Geschäften und Sorgen aller Art überhäufte Personen mit der Bitte wenden, zu ihm zu kommen in einer Sache, deren große Bedeutung er ihnen erst klarzumachen gedachte; keiner einzelnen durfte er sich zu sehr hingeben, um nicht den leitenden Faden aus der Hand zu verlieren, und doch auch keine loslassen, aus Furcht, dann bald wieder ganz allein zu stehen; er war krank, für immer seiner halben Kraft beraubt, und sollte doch so vielen neuen Bekannten auf einmal das Vertrauen einflößen, daß er der Mann sei, eine

Pflicht zu übernehmen, die er selbst gar nicht wichtig und heilig genug darstellen konnte.

In der Ueberwindung aller dieser Hindernisse hat Leibing's Geisteskraft und Seelenstärke ihren schönsten Triumph gefeiert. Ich vermeide hier näher einzugehen auf die Wechselfälle der Begründung, wie sie in vertrauten Briefen rückhaltlos geschildert vor mir liegen; der darin enthaltene brauchbare Stoff ist zu öffentlicher Verwerthung meistens noch nicht reif. Dagegen wird es zulässig sein, aus dem brieflichen Verkehr mit seinem vertrauten Elberfelder Freunde noch einige bemerkenswerthe Stellen allgemeineren Belangs herauszuheben:

„Wie zahlloses Großes und Kleines kommt bei allen durchzuführenden Agitationen und Organisationen in Betracht! Philosophische, sociale, politische, literarische Fragen wechseln ab mit solchen über Buchführung, Procentberechnungen, Contracten, Postfachen, Expeditionsangelegenheiten u. s. w. In Allem muß ich mir selbst helfen, und die Anderen sehen und beurtheilen erst, wenn ich es ausgeführt. Eine ruhige Besprechung einer Sache mit Anderen kenne ich fast nicht mehr. Jeder Mann ist hier wie eine geheizte Locomotive, die zum einen Ende des Schuppens hinein- und zum anderen wieder hinausdampft. Die Unterhaltungen werden in abgerissenen Sätzen, die Thür in der Hand, geführt, Platz nimmt Niemand mehr, der Kürze wegen reden gewöhnlich immer beide Personen zugleich, auch weil Jeder fürchtet, der Andere möchte ihm davonlaufen, wenn er seine eigene Ansicht ausgesprochen. Gewöhnlich wartet auch stets die Droschke draußen, deren Kutscher die Minuten zählt und berechnet. Kurz, unser Leben hat einen starken Zug jener amerikanischen Geschäftsjagd bekommen, die das Dasein als Wettrennen auffaßt. „Es ist etwas aufreibend, hier zu leben,“ sagte mir vor einigen Tagen ein fremder Professor.

1. Juni 1872: „Neulich reichte mir Schulze-Delitsch in der Sitzung einen an ihn gerichteten Brief, um davon Kenntniß zu nehmen; offenbar war ihm davon nur der geschäftliche Theil im Augenblick gegenwärtig und nicht der private, dessen Anfang ich arglos mitlas, bis ich ihn schaudernd fortlegte. Es war der Jammer eines Fremden über mein Leiden und klang mir wie meine Grabrede. Ich gab das Blatt zurück, ohne zu Ende zu lesen, aber ich hatte in dem Augenblick alle meine Kraft nothwendig, um den geschäftlichen Gleichmuth zu bewahren und nicht zu zeigen, was in mir vorging.“

Von dem Umfang seiner Thätigkeit gab er dem Elberfelder Freundespaar am 2. November 1872 nachstehenden Begriff: „Es gilt monatlich acht enggedruckte Folio-Seiten für den „Bildungsverein“ zu liefern; etwa zweihundert Briefe zu beantworten; mündliche Auskunft an zahlreiche Personen zu ertheilen; lithographische Mittheilungen an die deutsche Zeitungspressen gelangen zu lassen; täglich 6—7 Zeitungen zu lesen und auszuziehen; die zur Besprechung eingehenden Bücher zu lesen; die Agitation zu betreiben und neue Mitglieder zu werben; etwa zehn statistische Tabellen zu führen, die die ganze Bewegung ziffermäßig belegen und nach verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen; Ausarbeitung aller Vorlagen für die einzelnen Commissionen, für den Vorstand und Ausschuß. Was das heißen will, mögen Sie daraus erkennen, daß die letzte Tagesordnung des Ausschusses am 30. v. M. siebenzehn Punkte umfaßte, über die ich mit Ausnahme eines einzigen allein Vortrag halten mußte . . . Zu alle dem kommt endlich der Kalender-Verkauf und Bücher-Vertrieb, wofür ich im Hause ein völlig buchhändlerisches Geschäft eingerichtet habe. Dabei habe ich keine Hilfe als einen Bureau-Gehilfen und kann weiter keine brauchen, denn meine Stellung läßt sich mit Erfolg nur von Jemand führen, der die meisten Personen und Vereine, mit denen zu verhandeln ist, aus langem Verkehr kennt und jeden in seiner Art zu behandeln vermag. Es spielen in unsere Bewegung die Interessen der Arbeitgeber, der Arbeitnehmer; der Lehrer, Bürgermeister, Landräthe, der deutschen Genossenschaften und Gewerbevereine, sowie die verschiedenen politischen und kirchlichen Parteien hinein; diese Dinge müssen alle genau gekannt, berücksichtigt und unseren Zwecken dienstbar gemacht werden. Zugleich gilt es Beobachtung und Ab-

wehr unserer verschiedenen Gegner, der socialdemokratischen und ultramontanen Parteien, deren Presse und Redner in stetem Kampfe mit uns liegen. Das ist ein Abriß meiner Thätigkeit, für die ich jeden Augenblick verantwortlich bin."

In einem Briefe vom 4. Januar 1873 schüttete er dem nämlichen Freunde sein Herz über David Strauß, den Protestantenverein und den Ultracatholicismus aus, da er zwar die letzteren nicht zu unterstützen brauchte, wie er irriger Weise glaubte, daß ich es von ihm verlangt hätte, aber auch für den ersteren nicht öffentlich eintreten konnte, ohne seiner Sache einen schweren Schlag zu versetzen. „Man würde sich nicht denken können, daß ich, obwohl Strauß' Gefinnungsgenosse, dennoch gegen Andersdenkende unparteiisch in meiner Geschäftsführung sein werde. Politisch habe ich diese Anerkennung erreicht, aber ich brauche sie auch auf religiösem Gebiet."

In der That verstand er es meisterhaft, die beiden getrennten Bruder-Parteien innerhalb der Gesellschaft zusammenzuhalten. Er selber war nationalliberal, aber es bekümmerte ihn wenig, daß zwei hervorragende Mitglieder der Fortschrittspartei neben oder unter Umständen noch vor ihm die erste Rolle spielten. „Mangel an Energie ist das Kennzeichen der nationalliberalen Partei in ganz Preußen; sie wirkt bloß (?) durch ihre Schwerkraft, während die kleine Fortschrittspartei durchweg aus thätigen Männern besteht. Ich habe in dritthalbjährigem persönlichen und geschäftlichen Umgang genügend Gelegenheit gehabt, das zu erfahren." (6. December 1873.) Im Uebrigen sitzen im Vorstand und Ausschuß der Gesellschaft ja Nationalliberale genug, um an ihrer Leitung und Wirksamkeit mitbestimmenden Antheil zu nehmen.

Für die allgemeine Reichstagswahl im Januar 1873 wurde Leibing aus dem Sternberger Kreise, wo er keinen Menschen kannte, zur Bewerbung aufgefordert. „Mir fiel sogleich," schrieb er an A. Schlieper, „Ihr Wort ein, womit Sie 1867 meinen unruhigen Ehrgeiz beschwichtigten: „„Warten Sie, auch unsere Zeit kommt.““ Für mich wäre sie nun da, aber die Maschine ist auf der raschen Fahrt verbraucht! Verbraucht, ehe nach einem trüben Morgen auch nur ein voller Strahl der Mittagssonne auf sie gefallen."

Auf Leibing's Geschäftsführung und ihre Erfolge, sowie auf die bisher verfolgten praktischen Ziele will ich hier ebenfalls nicht näher eingehen. Aber wer die Jahresversammlungen der Gesellschaft in Leipzig 1873 und in Bonn 1874 besucht hat, wird wissen, wie gut er noch von seinem Rollstuhl aus die Regie selbst so reich-befesteter und bewegter Scenen durchzuführen verstand. Ueber die letztere schrieb er aus St. Goar, 8. August, nach Elberfeld: „Die Versammlung in Bonn, wie freuden- und ehrenreich sie auch war, hat meiner Gesundheit einen schweren Stoß gegeben. Ich habe an den Verhandlungs-Tagen und den drei folgenden den ganzen Bericht, 27 Bogen-Seiten geschrieben, drucken lassen und an 100 Zeitungen versandt, dazu einige Specialberichte geliefert und zahllosen Personen Rede stehen müssen. So habe ich in der Zeit nur einmal ordentlich zu Mittag essen können und dazu auch sonst den Körper ganz vernachlässigen müssen, der durch den harten Winterfeldzug und die weite Reise schon an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen war. Indessen die Sache forderte es."

Er begann an Rücktritt zu denken. „Die Gesellschaft ist nun so weit bei der Ration eingeführt, daß sie als dauernde Culturanstalt bestehen wird, auch wenn ich abtrete. Dazu habe ich mehr Lust als je. Nachdem ich so lange für die Anderen gearbeitet, möchte ich noch eine kurze Spanne für mich selbst arbeiten. Wo ich jetzt nach außen hin erscheine, bin ich immer nur der Vertreter von Ideen der Gesellschaft; da diese aber eine große Vereinigung verschiedenartiger Geister bildet, so können alle ihre Äußerungen nur einen gewissen mittleren Durchschnitt an Tiefe der Erkenntniß zeigen, mit dem ich mir selbst nicht genügen kann. Alle demokratischen Bestrebungen gleichen aus, aber verflachen; man darf daher, wenn es nothwendig war ihnen zu folgen, nicht veräumen für neue Erhebungen der Erkenntniß zu sorgen, die immer nur von einzelnen Geistern ausgehen können. Ich habe nicht mehr die

Zeit, ein größeres Werk, wie ich möchte, in Angriff zu nehmen; die mir zugemessene Arbeitszeit war zu kurz und durch zu tiefe Störungen unterbrochen. Das bleibt Anderen. Aber einige kleinere Abhandlungen möchte ich noch, mehr zu meiner eigenen Klärung als für Andere, schreiben. Sobald ich daher die beabsichtigte Erwerbung eines Gebäudes für die Gesellschaft in Berlin und die Anlegung eines ökonomischen, besser vielleicht social-wissenschaftlichen und praktischen Museums in Sicherheit weiß, will ich die Leitung der Gesellschaft in andere Hände übergeben.“ Er berichtete dann von einigen ihm gewordenen Auszeichnungen wie Wahl zum Ehrenmitgliede der belgischen Ligue de l'Enseignement und dergleichen, und fuhr fort: „Ach, die Sterne scheinen erst, wenn die Nacht da ist! — Glauben Sie indessen nicht, daß ich niedergedrückt bin. Mit einem guten Freunde kann ich noch von Herzen lachen. Nur Ein Schatten fällt zuweilen in meine Stimmung: wenn die Arbeitskraft aufhört! Möchte dann auch die Maschine stillestehen.“

Sie stand noch nicht völlig still, als im Sommer 1875 die Jahresversammlung wiederkehrte, aber Leibing konnte sie schon nicht mehr besuchen, nur mit dem Reste seiner schwindenden Kräfte noch in nie nachlassender Pflichttreue vorbereiten. Einen Monat später, am 8. August in der Frühe entfloß das Leben dem zerstörten Körper.

Möge dafür in dem von ihm begonnenen Werke der Hauch seiner ersten uneigennütigen Hingebung, seiner das Ganze umfassenden Freiheit von jedem engen Partei- oder Secten-Geist, seines hohen Geistes-Schwunges dauernd fortleben!

II.

Die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ muß als der zweite oder dritte Schuß desselben Triebes angesehen werden, der schon in den vierziger Jahren zu Berlin, Hamburg, Bremen u. s. f. die ersten Bildungsvereine schuf und nach der niederdrückenden polizeilichen Gewaltherrschaft der fünfziger Jahre sich von 1858 an auf's Neue schöpferisch regte. Nach Lassalle's Auftreten versielen aber zahlreiche von diesen örtlichen Bildungsvereinen der Socialdemokratie und wandelten sich thatsächlich in Agitationsherde um. Wo dies geschehen, galt es folglich neue Gefäße für den reinen Trunk tendenzloser Fortbildung herzustellen. Es galt außerdem dafür zu sorgen, daß auch diejenigen unzähligen Orte, groß und klein, in denen ein derartiger Sammelplatz für Fortbildungsbestrebungen noch niemals bestanden hatte, mit einem solchen ausgerüstet wurden.

Dies war die nächste, einfachste und lohnendste Aufgabe, welche der neugeschaffenen Centralstelle sich bot. Sie mußte erfüllt werden theils durch die persönliche Thätigkeit ihrer Leiter und Ausschußmitglieder an den Orten, wo sie wohnten oder sonst unmittelbaren Einfluß auszubieten vermochten; theils durch besonders dafür ausgesandte eigene Wanderredner; theils endlich durch provinciale Verbände, die ihre Wirksamkeit auf dieses Hauptziel richten konnten und wollten. Der Geschäftsbericht für das am 31. März 1875 schließende Gesellschaftsjahr gibt an, daß im Jahre 1871/72 zehn, im Jahre 1872/73 fünfzehn, im Jahre 1873/74 sechsundvierzig, im Jahre 1874/75 dreiundsiebzig neue Orts-Bildungsvereine begründet worden sind, — eine stetig wachsende Progression, wie man sieht.

Aber die Orts-Bildungsvereine, die neuen durch die Gesellschaft hervorgerufen sowol wie die alten selbständig entstandenen, haben es nur mit der Fortbildung ihrer Mitglieder zu thun, und Mitglied zu werden ist nicht Jeder in der Lage, dem Fortbildung noththäte und willkommen wäre. Seit dem Bestehen der Gesellschaft wird in umfassender und systematischer Weise nach und nach auch für alle die gesorgt, auf welche die Bildungsvereine nicht berechnet und zugeschnitten sind. Offentliche Büchersammlungen bilden eine ebenso stehende Spalte in den jährlichen Ergebnissen der Gesellschaftsthätigkeit wie neue örtliche Bildungsvereine. 1873/74 entstanden ihrer vierzig, 1874/75 fünfundsünfzig. Dabei sind aber anscheinend nur diejenigen Bibliotheken gezählt, welche unter irgend welcher Mitwirkung der Central-

stelle zu Stande kamen. Der Jahresbericht für 1874/75 führt außerdem z. B. noch an, daß der Bremer Zweigverein (Ende 1872 gegründet) vier große städtische Volksbibliotheken zu etwa 700 Bänden oder mehr, elf Gemeindebibliotheken für kleinere Städte oder Flecken zu mindestens 100 Bänden, zweiundsiebzig Dorfschulbibliotheken zu je 60 Bänden, und der Leipziger Zweigverein neben einigen von der Stadtcasse mitgetragenen städtischen Volksbibliotheken zwanzig Bücherammlungen für Dorfschulen mit insgesammt mehr als 5000 Bänden gestiftet habe.

Die älteren Volks- oder Bildungsvereins-Bibliotheken sind guten Theils ziemlich planlos oder nach dem subjectiven Urtheil und Ueberblick eines Einzelnen angelegt worden. Was dabei gelegentlich herauskommt, ist auf der Bonner Jahresversammlung 1874 an drastischen Beispielen dargelegt worden. Die Gesellschaft hat Plan und Ordnung in diesen Zweig volksfreundlichen Bemühens gebracht. Sehr bald nach ihrer Entstehung wurde Hand an die Aufstellung eines Musterkatalogs gelegt, dessen erste Ausgabe allerdings nicht besonders glücklich ausfiel, sodaß auf Einwendungen aus der Mitte der thätigen Kreise heraus eine neue, von ungeeigneten Bestandtheilen befreite erschien, die nun, nach den inzwischen gesammelten Erfahrungen abermals verbessert, veröffentlicht ward. Jene anfänglichen Mängel eines keineswegs leichten Werkes, von abgeneigten und mißtrauischen Kritiken arg übertrieben, sind im letzten Sommer noch einmal leichtfertig benutzt worden, um der Gesellschaft einen antikirchlichen oder gar antireligiösen Stempel aufzudrücken, während sie sich in Wahrheit nur, wie sie muß, kirchlich und religiös neutral verhält, um ihr vielerlei verschiedene Parteistandpunkte zulassendes und thatsächlich umfassendes gemeinnütziges Werk nicht bloßzustellen. *) Dazu kommt, daß die Verfassung der Gesellschaft nicht so absolut, der sie befehlende Geist nicht so ausschließlich in ihrer Spitze concentrirt ist, daß die Zweigvereine sich begnügen sollten ohne eigene unabhängige Prüfung jenen Musterkatalog sklavisch zu befolgen. In dem nach dieser Seite hin bisher am thätigsten aufgetretenen Zweigverein hat man vielmehr das Berliner Bücherverzeichnis von A bis Z kritisch durchgenommen, bevor danach verfahren wurde; und da dasselbe in seiner zweiten, verbesserten Auflage die anfänglich ins Auge gefaßten drei Größtstufen nicht mehr enthielt, der Bremer Verein aber doch große, mittlere und kleine Bücherammlungen zu stiften vorhatte, so mußte er sich im Grunde seine Kataloge völlig selbst schaffen. Auf diese Art berichtigen sich Einseitigkeiten, welche ja überall vorkommen können, und welche es da wo sie entstehen nicht einmal immer zu sein brauchen, weil sie anderswo als solche empfunden werden. Der Gesellschaft bleibt unbestreitbar das Verdienst, zuerst eine competente literarische Kritik in das wilde Wachsthum der öffentlichen Bücherammlungen zu Bildungszwecken eingeführt und ihrer Anlage nachhaltig vorausgestellt zu haben.

Zu jung ist natürlich diese ganze Thätigkeit noch, als daß schon handgreifliche Erfolge hervortreten könnten. Aber wie überhaupt unter Leibing's Einfluß auf die Statistik der verfolgten Bestrebungen von Haus aus aller gebührende Werth gelegt worden ist, so hat die letzte Jahresversammlung nun auch den Grund zu einer sorgfältigen Aufzeichnung der Art und Weise gelegt, wie die Bücherammlungen der Gesellschaft benutzt werden. Daraus werden mit der Zeit die werthvollsten Fingerzeige gewonnen werden, sowohl für die Zusammenstellung der Bibliotheken selbst wie für die direct hervorzurufenden populären Schriften.

Man begnügt sich nämlich schon nicht mehr mit der Sammlung und Verbreitung der vorhandenen volksthümlichen Literatur. Man sucht auch neue zu schaffen. Die Gesellschaft als solche gibt einen starkverbreiteten Kalender heraus; der Leipziger Zweigverein gleichfalls; Bremer und Oldenburger Ausschußmitglieder aber haben in Bremen einen „Nordwestdeutschen Volkschriften-Verlag“ gegründet, der ein Capital von 60,000 Mark in stetem Umschlage und streng geschäftlicher Erhaltung — statt

*) Man vergleiche hierzu: Jürgen Bona Meyer, „Zum Bildungskampfe unserer Zeit“ (Bonn, A. Marcus, 1875) S. 327 ff. (Die Bildungsvereine und die Religionsfrage unserer Zeit).

der rasch endenden Verwirthschaftung von fonds perdus — unter sehr intelligenter Leitung auf diesen Zweck verwendet. Einschlagende junge Talente haben hier also einen Reiz, sich ganz auf gute und gesunde Volksschriftstellerei zu werfen, der andersartigen Verlockungen wol die Wage halten kann. Die besten Volksschriften für die Gegenwart können aber doch nur aus der Gegenwart selbst hervorgehen.

Das zweite große Mittel, auf Alle ohne Ausnahme zu wirken, die dafür empfänglich sind, geben gemeinschaftliche öffentliche Vorträge ab. Zugleich führen sie am ehesten dazu, daß Bildungsvereine begründet werden, wo dieselben noch fehlen. Darauf pflügen es denn auch die eigenen Wanderredner der Gesellschaft meistens abzustellen. Mit ihnen hat sie freilich anfangs mancherlei Unglück gehabt. Der Andrang war groß, die Auswahl schwierig, die getroffene Wahl mehrere Male nicht dauernd stichhaltig. In unserer einigermaßen schweren, um nicht zu sagen schwerfälligen, sich oft übermäßig mit der Sorge um die Zukunft und sogenannten sicheren Brot quälenden Nation kommen solide Geister nicht leicht zu dem Entschluß, sich aus der regelrecht abgesteckten Laufbahn auf einen so neuen Berufspfad zu begeben, wie lothend und lohnend er einem ideal gestimmten Sinne auch erscheinen möge. Zuletzt sind aber doch ein paar Männer gefunden worden, wie man sie brauchte. Auf häufigen Wechsel in einer so anspannenden und zugleich so vielerwärts hin gut empfehlenden Thätigkeit wird man freilich gefaßt bleiben müssen.

Wohin die verhältnißmäßig wenigen Wanderredner der Gesellschaft nicht reichten, da haben regsame Zweigvereine oder Provinzialverbände, vorab der der preussischen Provinz Sachsen, sich durch eine geschickte Vertheilung anderer, nur theilweise verfügbarer Kräfte geholfen. Sie führen Buch einerseits über volksthümliche Redner in ihrem Umtreife, andererseits über die ihrer begehrenden Vereine oder Orte, und stellen so einen regelmäßigen Austausch her. Jede größere Stadt besitzt mehr vortragsfähige Gelehrte, als sie selbst füglich verbrauchen kann; den Ueberschuß an die benachbarten kleineren Orte abzugeben, ist ihre sociale und politische Pflicht, die sie aber nur dann zu erfüllen vermag, wenn eine expresse Organisation sich ins Mittel legt.

Daß solche abgeriffene Vorträge nicht die tiefgreifende Wirkung wahren Unterrichts haben, ergibt sich freilich von selbst. Aber sie besitzen gleichwol hinlänglichen Werth, um heute bereits Hunderte von tüchtigen Männern immer von Neuem wieder zur Mitwirkung geneigt zu stimmen. Sie heben den Mann und die Frau aus dem Volke doch einmal oder einige Male wenigstens im Jahre aus der gewohnten engen und gewöhnlichen Sphäre heraus zu edleren Betrachtungen und Genüssen, geben ihrem Nachdenken Stoff, ihrer Muße Antrieb zu geistigeren Beschäftigungen, dem dann die von derselben Seite her aufgestellte Volksbibliothek mit bequemer erreichbarer Nahrung auf halbem Wege entgegenkommt. In dieser Beziehung wirken die volksthümlichen Vorträge, welche die Gesellschaft und ihre Zweigvereine veranstalten, ganz ähnlich wie die Collegien der Universitäten aus den allgemein bildenden Fächern im Vergleich mit der strengen und eigentlichen Unterrichtsmethode der Gymnasien oder Realschulen. Sie überliefern nicht gerade viel Kenntnisse oder bilden besondere geistige Fertigkeiten aus, aber sie heben und erwecken den Geist für ein gesteigertes Leben. Der Werth dieser Wirkung ist in den niedrigsten Schichten der Nation an sich gewiß nicht geringer als in den obersten.

Es ließe sich auch nicht sagen, daß von den Leitern der Gesellschaft die überwiegende Bedeutung schulmäßigen Wirkens irgendwie verkannt wurde. Sie haben sich zwar noch nicht zu Reformatoren der Volksschule aufgeworfen, wie ihnen mitunter zugemuthet wird, aber nicht, weil sie diese Aufgabe für zu gering, sondern weil sie ihre Kräfte für zu schwach und ungerufen erachten. Dagegen mit der Ergänzung des Volksschulunterrichts durch Fortbildungsschulen haben sie eine Zeitlang umgekehrt vielleicht sogar in Gefahr geschwebt, sich an eine bloß auf andre Mächte drückende Agitation zu verlieren. Mit Recht forderten sie nach der glücklichen Beendigung des letzten großen Kriegs, als die staatliche Form des Vaterlandes glorreich vollendet war, im Innern des Volksgeistes aber unheilbrohende feindliche Bewegungen auf-

tauchten, eine Erweiterung des Schulzwangs um ein paar Jahre, damit zwischen seinem bisherigen Ablauf und dem Eintritt der Wehrpflicht nicht eine allzulange zuchtlöse Kluft offenbleibe. Aber es wäre schlimm gewesen, hätte man über die Betreibung dieses einen großen vom Staate abhängigen Fortschritts die weitere Selbstthätigkeit eingehen oder zusammenschrumpfen lassen wollen. Auch nach Erringung des allgemeinen Fortbildungsschulzwangs ist für die Volksbildung noch viel zu thun übrig. Man kann das reifere Alter nicht mehr in die Schule zurücktreiben, aber man kann es anderen gleichartigen Einflüssen unterwerfen; und auch das künftige Geschlecht, das durchweg bis zum siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahre Schulunterricht genossen haben mag, wird des Bildungsvereins, der Volksbibliothek und der gemeinnützigen öffentlichen Vorträge derselben noch nicht entbehren können, im Gegentheil erst recht danach verlangen. Diese Bervollständigung des Schulunterrichts zu liefern ist die Gesellschaft gestiftet, und um dafür immer tauglicher zu werden, darf sie nicht in Agitation nach außen hin und Druck auf die Entschließungen andrer Gewalten aufgehen, muß vielmehr ihr eignes inneres Leben immer höher zu steigern und immer allseitiger zu entwickeln suchen.

Die letzten Geschäftsberichte und Jahresversammlungen haben sie auf diesem Wege rüstig fortschreitend gezeigt. Nach der jüngsten Uebersicht von Ende März dieses Jahres zählte sie 8 provinciale Verbände, 17 Zweigvereine, 600 körperschaftliche und ungefähr 4000 persönliche Mitglieder. Ihre laufenden Mitgliederbeiträge betrugen im Rechnungsjahre 1874/75 etwa 42,000 Mark, ihre Ausgabe 63,000 Mark, ihr Vermögensbestand beim Abschluß über 70,000 Mark. Sobald die nachgesuchten Corporationsrechte bewilligt sein werden, stehen neue beträchtliche Zuwendungen zu erwarten und die Gewinnung eines eignen Gebäudes in Berlin zu hoffen. Solche Bildungshallen wünschte ihr eigentlicher Gründer überall errichtet zu sehen als einen wesentlichen Bestandtheil des nationalen Inventars. Das Fortbildungsvereinswesen erhielt damit einen augenfälligen Mittelpunkt, der ihm auch auf der höheren Stufe, welche es durch die Schaffung einer überallhindernden wirksamen Organisation beschritten hat, allseitige gute Dienste leisten würde.

Eine Uebersicht des gesammten deutschen Bildungsvereinswesens, soweit es mit der von Leibing in's Leben gerufenen Gesellschaft in Zusammenhang steht, hat sein einstimmig erwählter Nachfolger, der ehemalige österreichische Realschuldirektor Rippert aufgestellt und mit einer kleinen Karte herausgegeben, welche in Farbenbrud die Dichtigkeit der Verbreitung dieser Bildungsvereine und den verhältnißmäßigen Antheil der Bevölkerung über Deutschland hin zur Anschauung bringt. Damit führt bei den Freunden dieser Bestrebungen auf's beste ein Mann sich ein, der die Gesellschaftsthätigkeit aller Aussicht nach auf eine noch höhere Stufe heben wird.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Zweiter Jahrgang. Heft 12. September 1876.

Berlin.

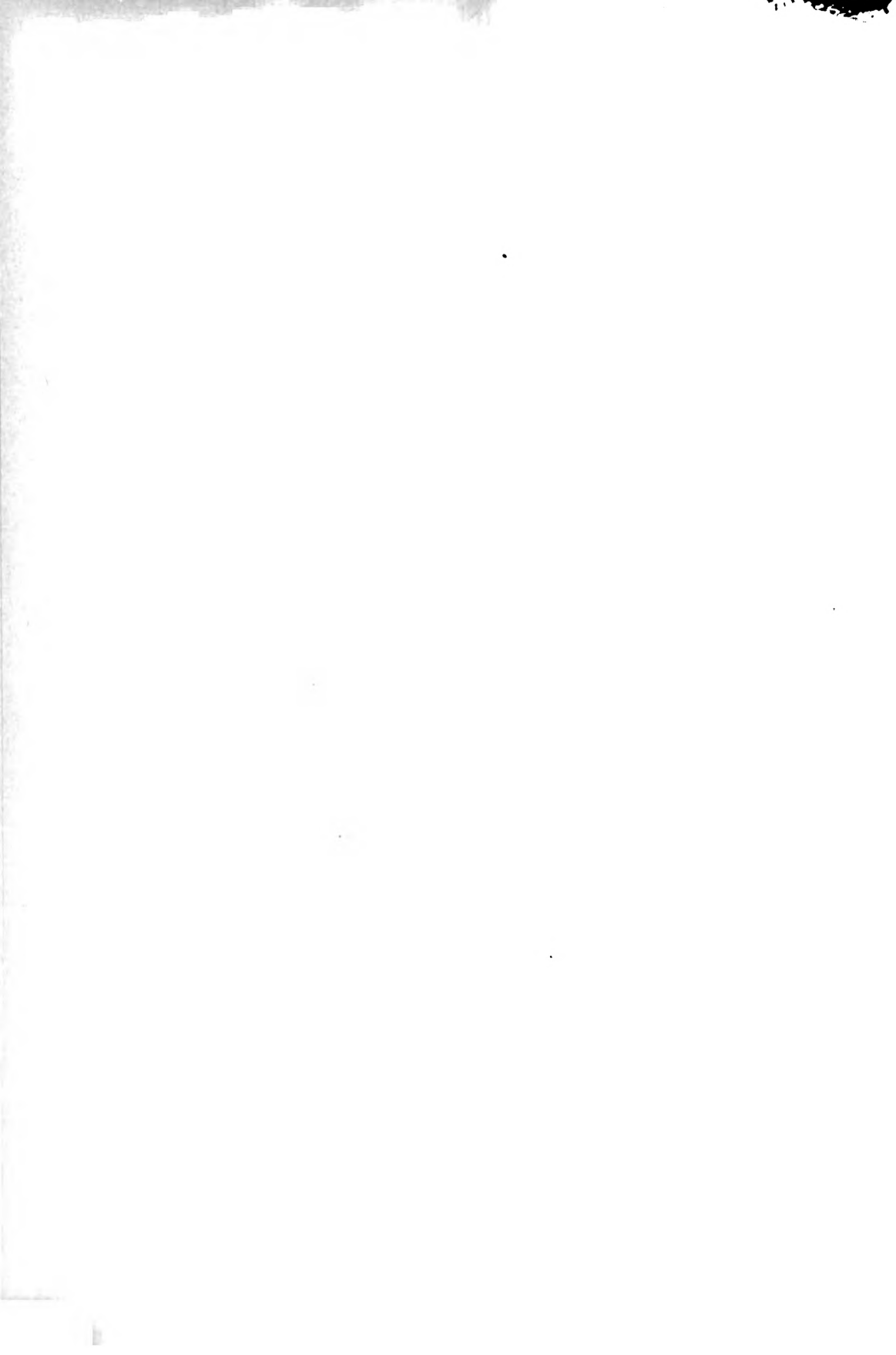
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Kerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Willberg. — Basel, Chr. Mevri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, E. Duquard's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolz. — Buenos-Aires, Jacobsen & Ederstedt. — Bukarest, Gottschel & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Roth. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, D. Voelcher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Jughirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Ederstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Rang. — Neapel, Deiken & Roscholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Verndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haer & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Rader. D. Schmitzdorff's Hofbuchh. — Philadelphia, E. Schaefer & Korabl. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Rummel. — Rio de Janeiro, E. & D. Baemert. — Rom, Voelcher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Geltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Wafedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Jughirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Fiesch & Fric. — Venedig, D. Wrenn & Co. — Zürich, G. M. Esch.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I. Marie von Olfers, Die Vernunftheirath. Novelle . . .	327
II. Friedrich von Hellwald, Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom	357
III. A. Ulrichs, Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller	375
IV. Adolf Laffon, Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften	391
V. Heinrich von Brandt, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. IV. (Schluß.)	418
VI. Alfred Woltmann, Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München	426
<u>Literarische Rundschau:</u>	
VII. Friedrich Krenffig, Die Ideale unserer Zeit	451
VIII. J. von Hartmann, Zur Geschichte der modernen Kriegsführung	456
IX. Wilhelm Scherer, Orthographische Nachwehen	460
X. ****, Zeller's Petrusfage in französischer Uebersetzung	462
XI. Paul de Lagarde, Abel's koptische Untersuchungen . . .	464
<u>Politik und Volkswirthschaft:</u>	
XII. R. Schleiden, Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. II. (Schluß.) . . .	468
~~~~~	
XIII. Literarische Neuigkeiten . . . . .	487





# Die Vernunftheirath.

~~~~~  
Novelle

von

Marie von Olfers.

~~~~~

An einem heißen Julitag saß im schattigen, hochgewölbten Stübchen des alten Landhauses auf Waldbhof, an der Wiege eines Kindes, ein Mädchen, halb noch selbst Kind — die runde Wange bezeugt es, die Frische, der Glanz, der die Erscheinung umgibt, das Neue, möcht' ich fast sagen. Hier ist noch nirgends ein Eindruck, eine Spur, wie die Zeit sie im Guten und Bösen bei längerer Berührung auf den Gestalten hinterläßt.

Grüne Dämmerung umgab Beide, hervorgebracht durch rankende Rosen am Fenster, welche lieblich das Sonnenlicht durchbrechend in duftigem Schatten Kind und Jungfrau umspielten.

Den Kopf in die Hand gestützt, dessen lichte Flechten gesund und wohl im Glanz aufleuchteten wo ein Strahl sie traf, mit dem Fuß leise die Gangeln der Wiege bewegend, saß das Mädchen und träumte —

Wovon wol? — wovon träumte sie? — von dem Glück, welches hier in diesen Mauern sie umschlich, wie eine Ahnung künftigen Schicksals.

Zum ersten Mal in einer jungen Ehe sah sie die Freundin, die kurz zuvor mit der Puppe gespielt, mitten im Leben wie in einem wonnigen Frühling stehen, der sich plötzlich um sie her erschlossen.

Auch ihr sollte sich dies Paradies öffnen, einen geliebten Mann wollte sie haben, solch' einen Schatz von Kind, das, rosig wie eine Blüthe, mit den appetitlichsten Gliederchen, hier im weißen Bettchen lag.

Praktisch, ein echtes Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts, sagte sie sich: Wenn ich das will, muß ich heirathen! Ja, ich will heirathen!

Ihr schauderte bei der Erinnerung an gewisse Existenzen — Tante Pine, die wie ein versteinertes Merkzeichen andrer Sitte, andrer Mode, ihre einsamen Wege in wunderbaren Hüten wandelte; Tante Ulrike, die Brauchbare, eine wahre Schauerfrau der Menschheit, überall eingefügt als Stütze solcher Haushaltung, die zu wackeln begann; Aurora, das Kind von fünfzig Jahren, der Jeder

die Leviten las, Sabine, dicht vor dem Doctorexamen — schrecklich, so viel zu wissen, noch schrecklicher, danach gefragt zu werden! — nein — fort mit diesen Allen. Sie will die wahre Bestimmung der Frau erfüllen — glücklich werden und heirathen.

So weit war Alles ganz fest und sicher in ihrer Vorstellung, die Erscheinung Dessen aber, der ihr diese Herrlichkeit verwirklichen sollte, höchst schattenhaft. Bald war's ein Gutsbesitzer, bald ein Officier, bald ein Gelehrter, bald blond, bald braun, bald männlich streng, bald sanft nachgibig, ein Ideal brauchte es nicht zu sein — nein, sie wollte ganz vernünftig heirathen. Dabei schüttelte sie die blonden Haare zurück, und die blauen Augen blickten in die Welt hinaus ohne Schwärmerei, licht und klar, wie es sich ziemt für Jemand, der einen Entschluß faßt, bei dem der Verstand die Richtschnur ist.

Das Kind war unterdeß erwacht und betrachtete sie forschend mit seinen blauen Sternen, sagte aber nicht Much in seiner tiefen Weisheit — unbewußt betwußt hing die kleine Seele auch dem Traum des Glücks nach, hier aber nahm er Gestalt an, einzig und allein begründet in einem Antlitz. So allerliebste sie war, nicht von dieser Tante Rätchen wollte das Kind aus dem Bettchen genommen werden, lieber wartete es, sei's auch noch so lange, bis die Rechte kam.

Eben erschien Mutter Elisabeth, kaum älter als die Freundin, blond wie sie, doch mit dem Ausdruck der Erfahrung, die Mädchen und Frau immer trennen wird.

Ein Zauchzer des Kleinen verkündete ihre Gegenwart.

So begrüßt erwachend Natur die Alles belebende Sonne, und sie schmücken sich gegenseitig mit tausendfachen Reizen. Wild verlangend streckte das Kind der Mutter die rundlichen Arme entgegen — ward freudig genommen, gehetzt, gedrückt — um die Weiden entstand eine Art abgetrennter Liebesinsel, am Ufer stand das Mädchen wie vergessen.

Wartet, dachte sie, bald komm' auch ich an die Reihe, dann versink' ich gleich Euch in diesem Meer von Wonne, seh' mich nach Niemand mehr um, ob auch noch so viel mit trockenem Mund dabei stehn. Ich kenne es wol, sie machen's Alle so, Egoistische und Unegoistische; ich aber will in den Zauberkreis hinein; von jeher haßte ich ausgeschlossen zu sein: mitspielen will ich und heirathen.

Endlich kam Mutter Elisabeth zu sich und zu Rätchen zurück.

„Himmel!“ rief sie, „über solchem Schatz vergißt man Alles, selbst einen durstigen Mann! Seit einer halben Stunde sitzt er mit Freund Titus in der Geißblattlaube und wartet auf den Wein, den ich nicht bringe. Rätchen, solltest Du je heirathen, laß Deinem Mann alle Schlüssel, die er irgend behalten will, es ist viel commodor. Mir hatten sie zu Haus gesagt, auf dem Lande tränk' man immer so stark, da habe ich ihm zu meinem Schaden in süßer Stunde die Weintellerschlüssel abgeschwindelt. Trinken thut er natürlich grade so viel als zuvor und ich habe nur noch die Mühe, den Wein selbst zu holen. Nimm mir den Jungen einen Augenblick ab; Warten und Geduld, das lernt so ein Mann nun einmal nie.“

Der kleine Bursche aber erhob in jugendlichem Unverstand ein Jammergeheul, als er die beneidenswerthe Position auf Rätchen's rothigen Armen einnehmen sollte.

Geschmeichelt riß ihn die Mutter wieder an sich. „Der Böse,“ rief sie, „er liebt nur mich und weiß was er will, eben so gut als sein Vater; der wird sich darein finden müssen, daß Du den Wein bringst, Rätchen, warum hat er dem Buben diesen exklusiven Charakter gegeben.“

Rätchen, etwas beleidigt, daß man sich darein finden müsse, wenn sie den Wein brächte, nahm sich fest vor, auch so ausschließlich geliebt zu werden, nahm den zierlichen Credenzsteller und ging.

Dies war die Unterhaltung, welche das Mädchen unterbrach, als sie in der Geisblattlaube bei den Männern erschien.

„Titus,“ begann Emmrich, „welche Gerste ist Dir verhängelt? Seit ein paar Wochen hängst Du herum wie eine matte Fliege — krauchst flügellos hierhin und dorthin, ohne Zweck und Plaisir. Ich dachte, nun Dein neues Haus fertig wäre, trotz den Handwerkern, die offenbar nicht die Absicht hatten, es dazu kommen zu lassen, würde es doppelt munter bei Dir zugehen.“

„Mein Haus ist freilich fertig,“ antwortete Titus Erdwurm im Tone, als sage er „mein Mausoleum“, aber —

„Nun, es riecht noch etwas neu, das bessert sich, sonst wüßte ich nicht, was an dem Meisterstück auszusetzen wäre, — den Weinteller habe ich überwacht, Rüchen und Kammern Deine Mutter und Schwester, die Salons Du mit dem raffinierten Aufwand und Geschmack eines durch nichts behinderten Junggesellen. Was fehlt Dir darin?“

„Die Hauptsache,“ seufzte Titus Erdwurm, „Du mußt es doch wissen, was, da es in Deinem Besitz ist.“

„In meinem Besitz!“ wiederholte Emmrich und riß seine gutmüthigen blauen Augen weit auf, „wenn ich Dir mit irgend etwas gefällig sein kann. Geld willst Du doch nicht borgen, Du der Reiche; freilich in dieser Zeit weiß man nie, ob man was hat oder nicht.“

„Wer erkennt den Schatz, den er besitzt, Glück als Glück, ehe er Einem genommen wird?“ entgegnete Titus moralisch.

Emmrich's Augen wurden immer größer. „Ich verstehe Dich nicht — was meinst Du? — ich und Glück! Malheur, nichts als Malheur habe ich gehabt die letzte Zeit. Das Heu schwamm weg, die Fuchsstute, die ein Fohlen bringen sollte, brachte keins, dagegen die alte Pise, unser Wagenpferd; es brannte ab, was stehen bleiben mußte, und steht noch, was besser abgebrannt wäre; rothe Kälber zur schwarzen Herde, nichts gerathen als das Unglück — wo zum Kukuk sitzt mir in diesem verwünschten Jahre das Glück?“

„In Deiner Frau — in Deinem Kinde,“ entgegnete Titus salbungsvoll.

„Ach das Gefindel,“ meinte Emmrich, während doch über sein treuherziges Gesicht ein eigner Glanz ging, „so etwas steht bei mir auf ganz anderm Blatt; freilich wie viel die mir eigentlich werth sind, habe ich noch nie ausgerechnet. Was willst Du mit meiner Elisabeth?“

„Heirathen will ich!“ rief Titus, tief durchdrungen und fest entschlossen.

„Heirathen! wen?“ frug Emmrich verwirrt, „durch Elisabeth bist Du auf den corrupten Gedanken gerathen. Frauen stiften doch ewig Unheil an.“

„Sie ist nur indirect schuld,“ verbesserte Titus beschämt, „durch ihre Herzengüte, durch ihre Grazie, durch ihre Lieblichkeit. Ich möchte auch so Eine haben!“

„Die gibt es nicht,“ versicherte der Chemann, mit dem richtigen Familien-Egoismus.

„Nicht ganz so, aber ähnlich,“ verbesserte Titus schlichtern weiter. „Wie der Körper der Seele bedarf, bedarf mein Haus eines weiblich zartwaltenden Geistes.“

Emmrich war eben dabei dies Ideal durch einen an die Wand gemalten Hausdrachen fortzuschicken, als zu der Frauen Glück in grüner Umrahmung Rätchen's liebliche Gestalt auftauchte, wie im Bild die Zukünftige erscheint in der Sylvesternacht. Titus starrte das jugendfrische Mädchen an, als habe er Geister gesehen.

„Oho, Rätchen,“ sagte Emmrich vergnügt, „Du kommst wie gerufen, mein Freund und Nachbar Erdwurm hielt soeben den Frauen die schönste Lobrede. — Fahr' nur fort, Titus, sie hat es verdient, ohne sie hätten wir noch lange Nichts bekommen, warten muß ich manchmal, ich könnte grad' Wurzel schlagen; besonders wenn der Junge im Spiel ist, ja ja, die kleinen Herrn der Schöpfung sind noch mächtiger als die großen. Das gehört zum Glück von vorhin, Titus, nach dem Du Dich so sehnst.“

Erdwurm aber schwieg und wurde blutroth.

Ebenso Rätchen, ihr war, als sei plötzlich ihr Herz, ihr Hirnkasten durchsichtig und Titus sähe darin alle ihre Heirathsgedanken auf sich zukommen.

Sie setzte den Keller schnell hin, daß der goldige Wein hochausspritzte, und wollte fort, aber Emmrich hielt sie fest, schmunzelte und telegraphirte fortwährend mit den Augen zu Titus hinüber, als wollt' er sagen: „Die ist's — probir' — laß sie nicht fort.“ Aber Titus war wie auf den Mund geschlagen.

So saßen die Drei in der Weisblattlaube unter einer Art Zauberbann, bis endlich Elisabeth kam und ihn löste.

Nun erfuhr Rätchen viel von dem Leben und Weben des vom Glück begünstigten Herrn Titus Erdwurm, dem nichts — absolut nichts fehlte, als eine Frau.

Rätchen sah ihm aus sicherem Zaubersteck nach, als er fortritt, und hielt folgendes Selbstgespräch. Erst: „Wäre ich der Gedanken los.“ Dann: „Ob er es werden könnte?“ Directe Antwort: „Niemals,“ indirecte: „wer weiß. Sein Pferd ist hübscher als er — das passirt wol leicht — Thiere gefallen mir viel eher als Menschen, woher das nur kommt? — Er sieht nicht schlecht — ob er sich umsieht — ja — etwas roth im Gesicht, bei der Erntezeit kann das nicht anders sein. Wie äußerlich ich bin! wie leichtfertig! Er ist gewiß ein sehr guter Mensch. Wenn er nur nicht Erdwurm hieße — Rätchen Erdwurm, das klingt schrecklich. — Nein, lieber laß ich mich gar nicht darauf ein.“

Plötzlich fuhr sie zusammen, als sie sich wieder auf bösen Wegen ertappt.

Elisbeth stand hinter ihr, den Knaben Amor in Person, wie er in der Familie hieß, auf dem Arm. Das Bürschchen legte sich weit hinaus, um Onkel Titus fortreiten zu sehen. „Den solltest Du heirathen,“ rieth Elisbeth, „eine Seele von Mann, bequem, zartfühlend — so etwas schlägt man als Mädchen nie hoch genug an. Ihr paßt vortrefflich zu einander, und wie reizend, Dich so in der Nähe zu haben. Er wünscht nichts mehr, als sich zu verheirathen.“

„Männer, die auf Freiersfüßen gehen,“ sagte zürnend Räthchen, „waren mir von jeher in den Tod verhaßt — dabei führt er einen Namen —“

„Der Name thut nichts zur Sache, auf den Menschen kommt es an,“ entgegnete weise Elisbeth. „Emmrich heißt Kreuzkloben, findest Du das besser? Da mußte ich auch hinüber, und habe es nie bereut. Daran gewöhnt man sich viel eher, als an andere schlimme Eigenschaften. Freilich in der Pension sollte meiner Armand von Bellefleur heißen. Weißt Du noch? Er hatte auch dunkle Augen. — Welchen Namen gabst Du doch Deinem?“

„Träume, Schäume,“ meinte Räthchen, „die Zeiten sind vorüber, ich bin alt genug, um dergleichen bei einer vernünftigen Heirath zu vermeiden. Ich möchte wol heirathen,“ fuhr sie erröthend fort, „aber ich weiß nicht wen. Möchte auch einen braven Mann haben, wie Du.“

„Heirathe Titus — der brennt darauf, ich sah's ihm an.“

„Du sprichst grade als ob er morgen anhalten würde, und ich kenne ihn erst seit heute früh.“

„Lange Zeit wird er nicht brauchen — Du willst heirathen — er will heirathen, brav seid Ihr beide, da wäre doch das Gescheidteste, Ihr thätet Euch zusammen.“

„Du bist recht kindisch, Elisbeth, grade wie zur Zeit da wir mit Murneln als Personen Romane spielten und Ehen stifteten. Eine Heirath war bei Dir fertig im Umsehen, wengleich die Wasserblau gar kein Gefallen hatte an der Rosenrothen. Menschen sind aber nicht Murneln.“

Vor dieser Wahrheit verstummte Elisbeth.

Titus aber kam alle Tage, vom Tag an, wo er Räthchen in Waldbhof getroffen. Die junge Frau hatte ganz recht; was brauchte es der Zeit bei dieser Sache.

Des Mädchens Bild als Hausfrau in seinem hübschen Hause erfüllte seine Phantasie im ersten Augenblick, als er sie sah — ließ nicht mehr von ihm los, verfolgte ihn, bis er wie eine ruhelose Seele hing zwischen Waldbhof und Rielesbusch. Auch heute Abend wurde er erwartet. Das Mädchen stand sinnend auf dem Altan, der die Landstraße überseh. Der erste Stern blickte am röthlichen Himmel auf. Dort, hinter dem üppigen Busch alter Linden, lag das hübsche blanke Wohnhaus von Titus mit seinen zierlichen Thürmchen und Balconen.

Die Heerden zogen wohlhändig brummend nach Hause, rings war die Gegend in jene lebendige Friedensatmosphäre getaucht, wie sie an schönen Abenden dem Lande eigen. So möchte man es immer um sich haben, nie wieder hinein in das Gewühl und den Lärm einer Stadt.

Wäre doch nur Titus ein wenig anders — nur ein wenig. Sie wußte selbst nicht, was ihm fehlte — ob es der Schneider machen könne, der Friseur,

oder ob es tiefer lag. Warum gefiel er ihr, so lange sie ohne diese abscheulichen Heirathsgedanken an ihn dachte. Ob diese kühle kritische Stimmung wirklich die rechte sei zum Heirathen?

Möglich! sie hatte ja keine Erfahrung darin, und die Männer, die manche ihrer Freundinnen sich genommen, würde sie nicht ohne Schrecken haben heirathen können. Schade, daß man heirathen mußte, um glücklich zu werden. War sie denn nicht glücklich? — eigentlich ja, aber es bleibt ja nicht — man verträumt die Zeit, und ehe man sich's versteht, kommt man in das alte Register. Die Mutter sagt: — sie seufzte — „wer absolut heirathen will, darf nicht wählerisch sein“.

Heute, wie alle Abende, versammelten sie sich auf dem Altan. Elisabeth ging ab und zu — der kleine Amor lief vermittelnd von Einem zum Andern, oft dicht bis an die Abgründe der Liebe leitend, haarscharf ging's vorbei und kam doch zu keiner Erklärung, zur großen Verzweiflung von Elisabeth, die fortwährend Zusammenkünfte halten mußte mit Titus, in denen er unermüdlich dasselbe sagte, während die immer Beschäftigte angstvoll dabei an ihr erwachendes Kind, an den verbrennenden Pudding, an wer weiß welche wichtige Begebenheit der Haushaltung dachte, die ohne ihre Anwesenheit nicht von der Stelle kam.

„Es muß ein Ende haben,“ hatte sie heute Emmrich gesagt, „länger hält es die Wirthschaft nicht aus; veranstalte Etwas, um es zum Klappen zu bringen. Mir ist zu Muth, sobald Titus kommt, als säße Einer mit geladener Schußwaffe neben mir. Das ist doch zu arg; wie's scheint, bringt es kein Mann zur Aussprache ohne Nachhilfe, so verliebt er auch sein mag.“

„Es bleibt eine sehr heikle Geschichte,“ meinte Emmrich, „ich habe mich mehr dabei geängstigt, als auf der Schanze von Düppel, und Du machtest nicht einmal Rätchen's feineres Gesicht, ein wahres Sphinxgesicht; kein Mensch, geschweige denn ein blind Verliebter, kann wissen, was er davon zu halten hat.“

„Wie wär's mit einer Strandpartie?“ rieth Elisabeth, „das bringt die Gemüther vielleicht in Aufruhr. Ich würde rathen: krieg' sie beim Kopf, küß sie tüchtig und frage nicht viel, da ist die Geschichte auf einmal klar, einmal muß es doch so kommen. Du hast es auch nicht anders gemacht, und daß es Dir fürchtbar schwer geworden, habe ich nicht gemerkt.“

„Doch, Elisabeth; ein Verliebter, der heirathen will, hat nicht mehr Courage als ein kranker Kanarienvogel, davon könnt ihr keine Idee haben, ihr sitzt auf eurem Thron mit dem Richtbeil, und paßt es nicht, schlägt ihr einem mit kaltem Blute den Kopf ab; das ist nicht angenehm. Bist Du Rätchen's nicht ganz gewiß, so bringe unsern Freund Titus nicht in diese bedenkliche Lage.“

„Wie soll man vom Unsichern des Unsichersten, eines Menschenherzens, gewiß sein, Emmrich.“

„Mag er's versuchen, wenn er's nicht lassen kann.“

Der Vorschlag einer Strandpartie wurde von den jungen Leuten mit Enthusiasmus begrüßt.

Ein goldner Vollmond stand am Himmel, die Erde trug Prachtsommergewand — nun noch das Meer. Rätchen schaute und : „Wenn er

mir da gefällt," dachte sie, „nicht gar zu schlimm aussieht in seinem Sommerwäddchen, nicht gar zu kleinlich neben dieser Großartigkeit, so nehme ich ihn.“

Elisbeth aber stieg, nachdem sie ihrem kleinen Amor zur Stärkung ihres schwierigen Unternehmens noch einen Kuß gegeben, hinauf in Rätthchen's Schlafkammer, entschlossen, ein Wort zu Gunsten des armen Titus fallen zu lassen, um ihrer Freundin ein ähnliches Glück als das, worin sie selig war, und sich Ruhe zu verschaffen. Da es keinen zweiten Emmrich in der Welt gab, kam's ja nicht darauf an, wen sie heirathete, nur daß sie heirathete.

Rätthchen lag schon in den Kissen. Der Mondstrahl strich über ihr Gesicht, kalt wie Ueberlegung, aber die kleine Leuchte am Bett stritt mit warmer Gluth dagegen.

Sie war noch wach, hatte die Augen nach oben gerichtet und dachte über das Schicksal der Frauen nach, wobei Titus' Gestalt als Gespenst an der Decke zu hüpfen schien, sie verwirrend und das schöne Bild verderbend.

Elisbeth setzte sich auf die Bettkante.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," sagte Rätthe.

„Dazu braucht man kein großer Prophet zu sein, da ich alle Abend komme," entgegnete die junge Frau, ihre Flechten lösend, um keine Zeit zu verlieren und keinen Augenblick von dem Schlaf, den Amor ihr etwas larg zumaß. „Der ist immer wach, ehe noch ein Mensch daran denkt," klagte sie, „dabei macht Emmrich einen Spectakel beim Aufstehen, er hat gar keinen Respect vor dem Morgenschlaf.“

„Ich weiß auch, was Du sagen willst," fuhr Rätthchen fort.

„Nun natürlich, ich sage auch immer dasselbe. Heirathe Freund Titus, er verdient es um Dich. Essen und Trinken vergift er; freilich, ich mußte nachher die Cotelette aufwärmen, aber Du hattest doch nur das Angenehme davon. Wie muß er gelaufen sein, um Dir die verlangte Blume bei 20 Grad Hitze zu verschaffen.“

„Ich sah nur," äußerte Rätthchen undankbar, „daß er dunkelroth geworden wie die Rose, und es stand ihm lange nicht so gut; aber Du hast recht, er ist rührend, ich möchte ihn ja auch heirathen.“

„Nun, dann nur vortwärts. Unbegreiflich! Ihr wollt jetzt schon beide bald drei Wochen und doch kommt's nicht dazu.“

„Heirathen ist viel schwerer, als ich gedacht hatte," seufzte das Mädchen, „ich wollte, ich wachte eines Tages verheirathet auf.“

„Das wäre kein kleiner Schreck, Rätthchen; besser, man gewöhnt sich. Kiekerbusch ist das hübscheste Gut der Umgegend, das will auch etwas sagen — und welch' reizende Mutter und Schwester, grade zum Verlieben — verträglich, geneigt der Verheirathung. Es ist eine große Sache, Rätthchen, mit der Verwandtschaft; manche junge Frau tritt in die Familie, als ob man sich in die Kesseln setzt. Versuch, ein wenig ernsthaft zu wollen, überlege Dir's mit dem Titus und mache morgen einen Ueberglücklichen.“

Rätthchen versuchte, daran zu denken, aber der Gedanke an Erdwurm vermochte sie doch nicht lange wach zu halten; sie schlief bald über ihren Sorgen

ein, und stand am Morgen eben so unentschieden auf, als sie zu Bett gegangen.

Zwischen Emmrich und Frau spielte früh eine kleine Scene. Umsonst versuchte der Mann, Elisabeth zur Morgenfahrt aufzumuntern. Immer wieder schlossen sich die Wimpervorhänge, und es gelang ihm nicht, den „holden Schlaf zu morden“. Heuchlerisch murmelte sie, er möge nur gehn, sie würde nachkommen. Was er davon zu halten hatte, wußte er aus Erfahrung. Endlich wurde ihr klar, daß antworten noch die einzige Manier wäre, ihn los zu werden. Heute war ja Strandpartie.

„Frühstücke allein, liebstes Herz,“ bat sie, „ich habe Alles herausgegeben.“

„Das wär' das Wenigste,“ antwortete Emmrich, „aber wir müssen fort, Titus wird gleich da sein.“

„Wir,“ lispelte sie träumerisch mit geschlossenen Augen, „ich wollte nie mitfahren, Du hast Dir die ganze Partie ausgedacht. Wie kann ich fort von dem Kind. Mutter ist man vor Allem.“ Diesen Ausspruch kannte Emmrich als die gefährlichste Waffe. Sprachlos über diese Intrigue stand er da. „Sei gut, geh,“ bat sie, ihn liebevoll durch die halbgeschlossenen Augen anblickend.

„Wenn mir dergleichen eingefallen wäre,“ murrte er untwirsch; „ich kann meinen Jungen übrigens eben so gut in Acht nehmen als Du, und die Sanne ist auch noch da.“

Darauf wurde Mutter Elisabeth ganz wach, setzte sich auf, legte die Hand auf ihr Kind und rief:

„Sanne! das ist was Rechtes; Sanne, die neulich den Wagen umkehrte und den Schatz herauswarf!“

„Habt Ihr das gestern nicht auch gethan?“ äußerte Emmrich, seinen Vortheil wahrnehmend, „Du und Rätthchen, dazu lacht Ihr noch.“

„Wenn man selbst so etwas thut, ist's ganz etwas Anders — nebenbei tollerte der Junge in das weiche Gras.“

„Daß die Beiden allein fahren,“ brummte Emmrich, „was gehn uns ihre Liebesaffairen an?“

„Nein, das schickt sich nicht,“ rief Elisabeth bedrängt, „es ist eine fatale Geschichte und schlimm, daß sie sich grad' hier abspielen muß. Aber Deines Freundes wegen, mit Deinem guten Herzen mußt Du schon eine Rolle darin übernehmen.“

An das wirklich unergründlich gute Herz Emmrich's appellirte man nie umsonst — er ergab sich in sein Schicksal, übernahm die Rolle des Elephanten und erhielt so viele Lieblosungen des erwachten Amor dafür, daß er es sogar mit Grazie that. Rätthchen stieg, empört über die Treulosigkeit ihrer Freundin, in den mit tausend Attentionen beladenen Wagen des Herrn Titus und fuhr ihrem Verhängniß zitternd entgegen.

Ein Tag in nächster Nähe bringt oft mehr zu Stande, als jahrelanges entferntes Beisammensein.

Titus Erdmurm kam mit kluger Zurückhaltung seinem Opfer immer näher, spann es in ein Netz von Aufmerksamkeiten ein, wie die hinterlistige Spinne das unschuldsvolle Mäuschen.



Räthchen fühlte sich geschmeichelt — welchem Mädchen thäte dergleichen nicht wohl? Mehr Angst als eine Mutter stand Titus aus, daß sie sich überhizen, übermüden, erkälten, verhungern könnte.

Auf dem Sockel seiner Anbetung stand sie und ließ sich die Rauchopfer, die süßduftend zu ihr aufstiegen, gefallen; das war schon viel gewonnen. Dabei half die Natur mit schmeichelnden Lüften, mit Feldern, Wäldern, umschwärmt von fröhlichen Geschöpfen — die goldnen Aehren im Kranze von Mohn und Kornblumen. Alles schien zu sagen: „Heut' ist Dein Festtag, heut' ist Dein Ehrentag, laß ihn nicht vorüber! Der Glanz verweht, ein graues, nüchternes Leben bleibt übrig.“

Ja, der Rahmen war wundervoll, aber das Bild! — Beim Mittag im grünen Wald aß Emmrich viel und sprach wenig, die Beiden dagegen sprachen viel und aßen wenig. Sie sprachen über Gott und die ganze Welt, nur nicht über das, was beiden zunächst am Herzen saß. „Lauter verlorne Zeit,“ dachte Emmrich und versuchte sie allein zu lassen; aber Räthchen klammerte sich sofort an ihn, als Schutz- und Nothanker, sobald die Empfindung Erdwurm's der hohen See schwärmerischer Liebe zusteuerte.

Nachdem sie jeden schönen Punkt der Umgegend berührt, langten die drei gegen Abend in dem besuchtesten Badeorte des Strandes an. Auch er hatte sein festlichstes Kleid angelegt. Die untergehende Sonne entfaltete eben ihre goldglänzende Purpurschleppe; Schaaren lustiger Kinder, in bunten Farben, hüpfen tanzend und spielend auf waldiger Wiese; fröhliche Menschenmassen schimmerten durch die dichtbelaubten Bäume, Musik, bald sehnsuchtsvoll rufend, bald aufjauchzend, bald in übermüthigen Tanzweisen, durchzog die Luft.

Räthchen war ganz berauscht. Nie hatte sie die Menge der Menschen mit solcher Freude begrüßt, mit solcher Liebe umfaßt. Wohl und sicher fühlte sie sich in diesem Gewühl, wie der Fisch im Wasser — noch einmal zurückgeschenkt das freie Jugendleben, welches sie heute durch bindende Gelübde verlieren sollte.

Als die Sonne versank, gingen die Drei zum Abendbrot auf die gemauerte Terrasse am Meer, wo ein Zauberspiel von Licht und Nebel begonnen hatte, in dem sich schattenhaft Gestalten hin und her bewegten, ab und zu aufglänzend in feenhafter Beleuchtung.

Als Räthchen unter dem großen Randelaber in vollem Licht stand, stürzte plötzlich, sich aus der Masse loslösend, ein frisches, dunkeläugiges Wesen auf sie zu, umarmte sie stürmisch und entführte sie jäh, wie der Wirbelwind das Blatt am Baum, den erstaunten Männern.

„Eine komische Mode,“ meinte Emmrich, „mit Verlaub wäre doch nicht zuviel gewesen. Elisabeth würde spotten und sagen: Du läßt Dir Alles vor der Nase wegnehmen. Trink' ein Glas, Titus, und schlag' Dir die Frauenzimmer aus dem Kopf, man hat seine liebe Noth mit ihnen. Wenn ich nicht schon Eine hätte und es so gut getroffen, wer weiß, ob ich es noch riskirte. Das Junggesellenleben hat doch auch seine schönen Seiten.“

Titus aber trank nicht — er sah der Geliebten sehnsuchtsvoll nach, wie der Stern, der dem Wanderer in dunkler Nacht als einziges Licht verschwindet.

Räthchen ward durch ihre Entführung mitten in eine Gesellschaft lustiger frischer Officiere versetzt, welche ihre Jugendschönheit mit beifälligen Blicken musterten, besonders der Eine, ein langer blonder Mensch, der aussah, als hätt' er mit seiner Gestalt über das Ziel geschossen.

Ihre Entführerin schrie ordentlich vor Entzücken und rief ein über das andre Mal: „Räthchen, daß ich Dich hier finden mußte, Dich, mein zweites Ich aus der Pension! — Besinnst Du Dich noch auf unsern Tugendbund? Waren das Gelübde! — Nicht heirathen stand oben an, keine wollte je einen Mann ansehen. — Was wollten wir eigentlich? recht weiß ich's nicht mehr. Denk' Dir, ich bin mit diesem, mir damals fast fremden Menschen in alle Welt gegangen. Dazu wärst Du zu vernünftig gewesen.“

Dabei stellte die in der Pension wegen tausend wilder Streiche berühmte Arabella stolz ihren ritterlichen Leonin vor, der etwas steif und förmlich Räthchen's Gruß erwiderte. Man drang in das Mädchen, bei der Gesellschaft zu bleiben; man versicherte, sie nöthigenfalls mit dem Schwert vertheidigen zu wollen.

„Es geht nicht,“ antwortete sie auf Alles, „ich komme ein ander Mal, ich bin mit Freunden hier, die ich nicht verlassen kann.“

„Holla!“ rief Arabella und ihre Augen blitzten lebensfroh, „ich versteh'“ —

„Du verstehst gar nichts,“ flüsterte Räthchen angstvoll, „ich bin mit Elisabeth's Mann hier!“

„Elisabeth hat auch schon Einen,“ schrie entzückt Arabella, „unsre Klosterfrau! Die Welt ist rund und dreht sich.“

„Da sitzt er,“ erläuterte flüsternd Räthchen weiter, „ich muß hin, er könnte böß werden.“

„Der! vor dem würde ich keine Angst haben,“ erklärte die junge Frau mit selbstner Männerkenntniß, nach dem ersten Blick auf diesen Urtypus der Gutmüthigkeit. „Aber freilich, da ist noch Einer — Räthchen, der?“

„Sei doch still,“ flüsterte das Mädchen zurück, „ich weiß nicht —“

„So was muß man doch gewiß wissen,“ meinte eifrig Arabella.

„Du sprichst nichts als Unsinn,“ entgegnete Räthchen leicht, „grad' wie in der Pension — ich bin kein Strudelkopf, ich überlege mir die Sache.“

Da schlug Arabella eine silberhelle Lache auf, die weithin über das Gedränge schallte und ihr einen vertweisenden Blick ihres Leonin eintrug.

„Ihr müßt alle zu mir kommen,“ sagte sie darauf, „und wir wollen lustig sein wie die Kinder und gar nichts überlegen.“

„Laß mich nur jetzt fort,“ bat Räthchen wieder. Leonin unterstüßte sie.

„Meine Frau reißt den Leuten immer den Armel aus, damit sie bleiben. Das ist gar nicht angenehm, Arabella. Das Fräulein wird uns einen andern Abend schenken, über den sie besser disponiren kann.“

Nachdenklich kam Räthchen zurück. Warum sollte sie es sich nicht überlegen? — Es gab doch viele Arten von Liebe — welcher Art war wohl die ihre für Titus? Sie kam darüber nicht in's Reine. Die Ehe mußte aber eine angenehme Lage sein, da selbst die männerhassende Arabella sich darin wohl befand.

Arabella! die mir gepredigt: Heirathen sei die größte Knechtschaft und bitterste Erniedrigung. — Eine alte Sage kam ihr in die Gedanken, deren Sinn war: einmal erscheine vor Jedem in verhüllter Gestalt das Glück, wer es dann erkenne, ergreife, der habe es, nie lehre es zum zweiten Mal zurück. Ob unter Titus' Gestalt ihr Glück vor ihr stände? Weh' ihr, wenn sie es dann zurückweist.

Als die Menge sich verließ, gingen die Drei an das einsame Meeresufer — der Strand lag da, als schliefe er, aber die Wogen rauschten und rollten und konnten sich nicht beruhigen. Ein gefälliger Mond streute in Silberflittern seinen Reichthum aus, wie ein König blante Münzen. Dankbar empfangen sie Räthchen und Titus, nur der müde Emmrich erklärte das schimmernde Zeug für werthlos und das Ganze für eine Mondscheinqualerei; er sähe ihn lieber vom Bett aus an, und sie würden auch noch zu der Ansicht kommen. Das Mädchen setzte sich auf die Düne und ließ die Welle brüllend herankommen, aber immer noch zu rechter Zeit zog sie den kleinen Fuß zurück, während Titus in heißem Bemühn, ihr diese oder jene gewünschte Kostbarkeit zu verschaffen, schon über und über naß war und glänzte wie ein Meergott. Emmrich brummte. „Nichts als einen Schnupfen wird er davon tragen, der arme Mensch; immer die alte Geschichte, je mehr er sich zerreißt, je weniger richtet er aus — ein verdummender Zustand, das Verliebtsein — ob ich mich damals auch so thöricht benommen habe? Wahrscheinlich!“

Räthchen aber träumte, sie wollte gar zu gern ihr Ideal in Titus, dem guten Titus finden — das dämmerige Zwielicht kam ihr zu Hilfe. Je weniger sie von ihm sah, je mehr glaubte sie, er wär's. Hätte er jetzt ihre Hand verlangt, wie im Traume hätte sie sie ihm gegeben, freilich nicht ganz an seine Adresse, sondern an die des Ideals, welches trotz aller Vernunft in ihrem Mädchenherzen schlief; aber was that's, hatte er sie nur erst. Viele heirathen ja so.

Titus' edles Gemüth dachte aber nicht wie Jene, die zugegriffen hätten: ihre Freundlichkeit erfüllte ihn mit Hoffnung, mehr verlangte er nicht für jetzt, bescheiden wie er war; er wollte der Blume Zeit lassen, sich harmonisch zu entfalten, da es doch endlich schien, Frühling für ihn zu werden.

Es ist aber eine alte Geschichte, daß man die Göttin Gelegenheit sofort bei ihren goldnen Haaren fassen muß. Morgen ist nicht Heute. Heute sah schon von außen ganz anders aus: grau, rauh, verregnet, verweht, — man begriff nicht, daß man Abends zuvor herrlich auf Plätzen gesessen, vor denen einem jetzt schauderte. Heulend griff der Sturm in die leichten Pavillons und riss an den bunten Fahnen.

Glend war das Unterkommen der drei Vergnügungsreisenden. Schon mehr eine Marterkammer.

Räthchen stand einem gigantischen blaugewürfelten Familienbett verzweifelt gegenüber, aus welchem die einer alten Hexe ähnlich sehende Besitzerin erst ein Rudel heulender Kinder entfernte.

Die beiden Männer kamen auf den Heuboden.

Als der Morgen nun draußen auch noch kläglich begann, zog Räthchen die Decke über den Kopf in trostlosester Stimmung. Wo war der strahlende

Abend geblieben? — wo war Alles geblieben, was sie am Strande empfunden? Erloschen war's, wie ein Funke im Wasser; hatte plötzlich Farbe verloren, wie ein ausgewaschenes Tuch, und doch hatte sie es selbst gesehen mit diesen Augen, geschmeckt mit den Lippen, eingeathmet mit der Luft.

Heute könnte sie Titus nicht heirathen! Sie begriff nicht einmal, wie ihr der Gedanke gestern so nah gekommen war. Schlimm, dachte sie, indem sie sich anleidete, daß man oft am Morgen nicht mehr mag, was man sich am Abend wünschte; aber noch ist es Zeit — ich warte lieber. — Durch Titus' Erscheinung wurde die Sache nicht besser. Manche Leute gewinnen bei einer genialen Unordnung, und der Wind, der durch ihre Haare fährt, frisirt sie besser als der größte Haarkünstler. Nicht so mit Titus; Zierlichkeit, Accurateffe war sein Hauptgeschmack. — Wie soll man dazu in einer Heuschauer kommen, ohne Spiegel, ohne das raffinierte Handwerkszeug einer überfeinten Toilette? Das unheimliche Gefühl, es sei etwas in Unordnung an seiner Persönlichkeit, verließ ihn nicht.

Ach! auch er war heut' nicht derselbe wie gestern, und seiner zögernden Hand das Glück entflohen. Brummend packte sie Emmrich in den Wagen und schwur, sich nie wieder auf so unsichere Dinge einzulassen. Mag seine Frau es jetzt versuchen.

Räthchen beichtete Elisabeth sofort Alles. Fest entschlossen sei sie gewesen, und über Nacht sei's ihr gradezu wieder vergangen, wie eine Krankheit, wie kaltes Fieber. Der kleine Amor, der zwischen Beiden herumkrabbelte und immer den Namen hörte, setzte sich plötzlich auf und gab, eingedenk vieler Bonbons, auch seine Meinung ab:

„Onkel Titus gut — — guter Onkel Titus.“

Das Wort im Kindermund that mehr, als alle Reden Elisabeth's. Heftig raffte ihn Räthe in ihre Arme, rufend: „Das Kind hat Recht! Ich will ihn nur erst heirathen, dann lieb' ich ihn später gewiß.“

Aber es gingen wieder acht Tage ohne Resultat vorüber. Am neunten lag auf dem Frühstückstisch eine dringende Einladung Arabella's zum Ball.

Emmrich sah das parfümirte Ding mit Mißtrauen an. „Ein Ball in den Hundstagen!“ rief er; „hat man nicht Arbeit genug bei der Hitze? — vor vernünftigen Leuten ist sie sicher.“ Amor in Person, der auf Elisabeth's Schoß saß, griff nach dem zierlichen, bunten Schreiben, las es auf seine Manier und riß es in Stücke.

„Kluger Junge!“ schrie der Vater, vollständig einverstanden mit dieser brutalen Behandlung. „Nicht wahr! Das ist nichts für uns?“

„Wenn nur die Räthe schon verheirathet wär!“ seufzte Elisabeth. „Wie hübsch könnten die Zwei mitkommen hinfahren. — Jetzt wird doch Einer von uns mit müssen.“

„Der Eine bin ich aber diesmal nicht,“ äußerte Emmrich eifern. „Ueberlassen wir Räthe ihrer Freundin und ihrem Schicksal, wir haben nun einmal kein Talent zur Weltregierung, und Gott sei Dank, auch nicht die Pflicht. Titus ist durchaus noch nicht um einen Zoll weiter gebracht, im Gegentheil, mir ist manchemal, als hätten wir die Karre . . .“

„Pfui!“ rief Elsbeth empört, „komme nur nicht wieder mit Deinen ländlichen Vergleichen. Solch' ein Mädchenherz will seine Zeit haben, um weich zu werden.“

„Nun,“ meinte Emmrich, „an diesem . . .“ Doch er schwieg, um nicht einen andern, noch unliebsamern Vergleich anzustellen.

Räthchen war gar nicht böse, allein zu fahren, ganz froh, einmal unbeachtet aufzuathmen und nichts von Titus oder vom Heirathen zu hören.

Er that ihr sehr leid beim Abschied, wo alle heitern Decorationen seines Antlitzes plötzlich in Trümmer zusammen sanken.

Der Strauß, den sie von ihm empfing, stumme Liebeserklärungen auf den unschuldigen Blütenlippen, rührte sie fast. Eifrig versprach sie, bald wiederzukommen, ja es entschlüpfte ihr hie und da im Drang des Augenblicks ein wärmeres Wörtchen, welches versengend durch Titus' weiße Sommerweste drang. Sie war doch recht an ihn und seine Aufmerksamkeiten gewöhnt. Als sie allein aus dem Wagen mußte, Keiner da, der mit Liebesseifer all' ihre Pakete trug, fehlte er ihr außerordentlich.

Von den Eisenbahnleuten, von den Passagieren, von den Gepäckträgern ging eine tränkende Gleichgültigkeit aus, wie sie sie nicht mehr gewohnt war, und in ihrem Herzen dämmerte, daß geliebt sein, am Ende Glück sei.

Oh' sie zur Freundin fuhr, wollte sie nach Haus wegen des Ballstaats, eigentlich wegen Titus.

Geschrieben hatte sie nichts davon. So etwas schreibt sich schlecht, dazu war's zu unbestimmt, er hatte ja noch kein Wörtchen gesagt. Beschwagen ließ sich's darum desto besser.

Ihre Ankunft wurde wie ein Fest gefeiert. Sie, das geliebte Nesthäkchen der Familie — geboren nach des Vaters Tode, ein Zeichen neuer Freude, neuen Lebens, — Schwester Marthe, die Ältere, glaubte, daß das Kind aus zarterem Stoff gebildet sei als die übrige Menschheit, geschaffen zum Glück, grade weil sie in solch' dunkle Schreckensnacht hineinfiel wie ein lichter Stern. Extra mußte Alles sein für Räthchen. Ob dieser Herr Titus wol extra war? Es kamen ihr Zweifel.

„Kind,“ sagte sie, „Heirathen ist eine bedenkliche Geschichte; hast Du ihn Dir auch gründlich angesehen?“

„Wie konnte ich anders,“ antwortete Räthchen nicht grade in poetischer Stimmung und immer etwas kurz angebunden mit der anbetenden Familie; „saß er mir doch alle Tage vor der Nase. Ansehen ist übrigens nicht immer der beste Weg, um sich zu verlieben.“

Vor der Mutter tauchte ein heißersehntes Bild auf. Ihr Räthchen versorgt, verheirathet. Oftmals hatte sie mit Wangen an die Zukunft gedacht. Die Zukunft, für die sie nichts thun konnte und die wie ein dunkler Abgrund vor den Schritten dieses verwöhnten Lieblings lag. Nun schien Alles hell, um sie her sproßte und blühte die Familie von Neuem auf, Enkelchen umstanden ihre Kniee, es war zu herrlich.

Die Hände wie zum Gebet faltend, sagte sie: „Räthchen, wenn's irgend geht, thu's. — Freilich, ein rechtschaffner Mann muß es sein, alles Andre ist

Nebensache. Das ist er doch gewiß, sonst würde er nicht Emmrich's Freund sein. Lieberes könnte mir nicht geschehen, als Dich in der Nähe der Beiden zu wissen."

"Ist es Dir auch so schwer geworden mit dem Heirathen?" frag Rätchen, einen Trost suchend.

"Das könnte ich nicht sagen," antwortete die Mutter diplomatisch, „aber die Naturen sind verschieden."

"Ach!" seufzte das Mädchen, „meine ist leider, wie es scheint, eine Alte-Jungfern-Natur, und ich möchte doch um keinen Preis eine werden."

"Ja, Rätchen, es ist Manches schwer in der Welt — Alleinbleiben und Heirathen. Es kommt nur darauf an, daß man das Rechte wählt. Ein großer Trost wär's mir, Dich versorgt zu wissen; Marthe hilft sich schon eher durch. Die besten Ehen fangen oft an, als ob man in einen sauren Apfel beißt — nachher kommt die Belohnung."

"Oder es ist noch gar ein Wurm darin," äußerte Marthe, die der Gesichte mißtraute.

"Mache das arme Kind nicht ängstlich," schalt die Mutter, „Courage gehört zu Allem. Warum willst Du aber noch vorher zum Ball bei der wilden Arabella, die dich schon in der Pension in nichts als Ungelegenheiten brachte? Brauche die Zeit lieber zur Ueberlegung."

"Ueberlegen hilft mir nicht, Mutter; wenn ich mich recht bedenke, will ich immer nicht. Laß mich mein Leben noch genießen, dann komm' ich am leichtesten zur Vernunft. Könntet Ihr nicht nächste Woche herauskommen nach Waldbhof und ihn Euch ansehen? — Es thäte viel, wenn Ihr mir dann gut zureden könntet."

"Zureden ist ein schlechtes Geschäft," entgegnete Marthe, „Danke hat man wenig davon. Geht es schief, hat man Schuld, — geht es gut, sind sie angst, man könne glauben, sie hätten sich nicht allein gefunden. Hier kommt's doch nur darauf an, daß er Dir gefällt."

"Ich weiß nicht, ob er mir gefällt," sagte Rätchen, „ich weiß nur, daß ich ihn nicht heirathe, wenn er Euch nicht gefällt."

"Frag' Dich ja auf das Gewissen, wie Du über ihn denkst," meinte die Mutter.

"Ich denke gar nichts," antwortete sie rathlos. „Ist er mir aus den Augen, find' ich ihn begehrenswerth; kommt er mir nah, reb' ich gern mit ihm; will er mich heirathen, find' ich ihn plötzlich graufig, schrecklich, wer weiß was alles, — ordentlich fürchten könnt' ich mich vor ihm. Helft mir! rathet mir!"

"Die Sache ist noch nicht reif," meinte die Mutter, „lassen wir das Kind in Ruhe."

Es wurde abgemacht, daß sie nächste Woche nach Waldbhof heraus kämen, und Rätchen fuhr beruhigt auf den Ball.

In tiefen Gedanken über die Schwierigkeiten in ihrem jungen Leben fuhr sie zur gefährlichen Freundin. Alle wilden, lustigen Streiche, die sie miteinander verübt, gingen durch ihre Seele, erfrischend, erquickend wie Kinderlachen, — eine

untwiderstehliche Sehnsucht ergriff sie nach der Zeit, wo man noch nicht braucht vernünftig zu sein, um glücklich zu werden.

Am Bahnhof empfing sie die Freundin mit ein paar feurigen, eigensinnigen Ponies, die unter ihrer Leitung davon sausten, angetrieben durch alle erlaubten und unerlaubten Hekmittel.

„Wir fahren hinten herum, damit Leonin uns nicht sieht,“ erläuterte Arabella lachend, „ich muß mir meine Scherze grad' so heimlich erringen, als damals in der Pension; denn denke Dir, mein Mann — ist es nicht komisch? — grade mein Mann ist, was wir einen Anstandsprinzen nannten, es ist sein einziger Fehler. Anstand, anständig — das ist sein Stichwort; am besten gefiele ich ihm, wenn ich wie ein Automat wäre, bei dem er den Schlüssel zum Uhrwerk besäße. Er hat seine liebe Noth mit mir. Bald fahr' ich, als gehör' ich zum Circus, bald tanz' ich wie eine Bacchantin, bald sprech' ich, was ich nicht sagen soll, noch dazu so laut, daß man es von einem Ende der Stadt bis zum andern hört. Trotzdem bin ich seelenglücklich, denn er ist der beste Mann von der Welt, und diese Erziehungsversuche werden mir wol nicht schaden, Mademoiselle hat ja immer prophezeit, wenn sie am Bösesten war, daß nur ein Mann mit eiserner Faust meine Erziehung vollenden könne. Eine Faust macht er nun nie, mein ritterlicher Leonin, dazu ist er viel zu höflich; das ist nämlich eine Tugend, die er im Uebermaß hat. Ich sage Dir dies alles nur, damit Du gleich Bescheid weißt bei uns. Wer in eine Häuslichkeit tritt, muß die Parole haben.“

Räthchen dachte, die Sache mit der Heirath hat doch einen großen Haken; ich möchte nicht noch erzogen werden, wenn ich schon ausgewachsen bin. Titus würde das nicht thun. Sonderbar, daß sich's Arabella gefallen läßt und ihn so herzlich küßt, während er diese mißbilligende Miene aufsetzt.

Sie waren nämlich nichts weniger als feierlich vorgefahren, und er stand in der Thür. Arabella den Hut im Nacken, die Haare aufgelöst; Räthchen sich krampfhaft an den Sitz klammernd. Natürlich gab es eine Rede, welche Arabella im Gefühl der Schuld stumm und reumüthig hinunterschluckte.

Am nächsten Tag kam der Ball. Der Saal erglänzte in vollem Licht — Licht und Grün ersetzen viel, manche Schwäche war durch sie übertüncht; Glanz und Schimmer verdeckte die Armseligkeit der Räume.

Räthchen, die dergleichen noch nie gesehen, ging begeistert und erhaben herum in ihrem weißen Kleidchen mit rosa Schleifen, deren jede die Liebe genährt und in die sie einen Zauber kleibamen Gefallens hineingewoben.

Sie hatte etwas von einem großen Baby, unschuldsvoll in die Welt blickend, und doch gingen durch den kleinen Kopf lauter Verstandesberechnungen, die eher für das Greisenalter gepaßt hätten. Alle Augenblicke aber wurde der künstliche Bau über den Haufen geworfen durch die wahren, natürlichen Regungen einer Kinderseele, die vom frischen Morgentwind unberührter Natur bewegt wird. Alles noch schwankend, bis die Sonne heraufsteigt und man weiß, wo das Licht zu suchen sei.

Das ganze Regiment fand Gefallen an ihr. Von den Spitzen, die ihr Ehren erzeigten, bis zum jüngsten Fähnrich, der schüchtern ihr seine erste Hul-

digung darbrachte. Des armen Titus' strafende Gestalt trat nicht ein einzig Mal vor ihre berauschte Seele.

Die ganze Welt schien ihr voll liebenswerther Männer, und ihre kleinen Hände konnten kaum die Sträuße fassen, die sie ihr zu Füßen legten.

Als Alles aus war, schlüpfte noch Arabella im Pudermantel zu ihr hinüber, um über das herrliche Fest zu reden. Die Herzen waren zu voll und enthüllen sich weit besser als in steifer Toilette — Mensch ist dem Menschen doch näher, ohne all' das Zeug dazwischen.

Die Lampe brannte gedämpft — von draußen schimmerte durch die Spalten der Vorhänge schüchterne Dämmerung, vor ihnen starben eines köstlich duftenden Todes die müdgetanzten Blumen. Es war eine zauberhafte, etwas schwüle Atmosphäre im Zimmer.

„Räthchen!“ sagte Arabella, das würzige Blatt einer kleinen Myrthe zwischen den Fingern reibend, „an solch' einem Abend hat Leonin sich mit mir verlobt! Der Geruch erinnert mich — es war himmlisch.“

„Wie machtet Ihr es nur?“ frug Räthchen in ihrer Unschuld.

„So etwas macht man nicht,“ entgegnete strafend die junge Frau, ihren dunklen Königmantel von Haaren stolz schüttelnd. „So etwas kommt über einen wie der Blik.“

„Ganz unerwartet?“ frug Räthchen wieder eingeschüchtert durch die Hoheit der Freundin im Pudermantel.

„Natürlich — wer wird denn dergleichen erwarten? Des Himmels Einsturz hätt' ich mir eh' versehn, als daß er mich einfältiges Wesen wählen würde. Den Abend hatten wir kein Wort miteinander gesprochen — dann aber beim Fortgehn — nun, eigentlich sprachen wir auch da kein Wort, aber — angesehen hat er mich — es ging mir durch Mark und Bein — in der Aufregung zog ich noch fremde Schuh' an, einen rothen, einen weißen — das war kein Spaß Mama gegenüber. — Ich war ja ganz außer mir — wandelte, wo man wahrhaftig nicht an Ueberschuhe denkt. — Räthchen, wenn es Dir je passiert, denk' an mich! In solchen Augen täuscht man sich nicht — wir nannten sie sonst Kalbsaugen, aber den Tag machten sie mir einen ganz andern Effect — grad' als ob ich durch diese blauen Augen in ein neues, wundervolles Leben sähe, und sie mir bis auf den Grund meiner Seele.“

„Ich hoffe, das wird mir nie geschehen,“ sagte Räthchen, indem sie an Titus dachte, vor welchem sie um keinen Preis ihr Innres enthüllen möchte; „ich liebe es nicht, wenn mir die Leute bis in die Seele sehn; es muß sehr unangenehm sein — kommt das immer vor dem Heirathen?“

„Ich denke, aber es vergeht,“ meinte Arabella. „Leonin sieht mich jetzt mehr mit kritischen Augen an. Für mich hätten die Andern noch ein Weilchen dauern mögen.“

„Besser, man macht gar keine Augen,“ sagte Räthchen weise und setzte sich die Nachtmüze auf — „ich wünsche auch nicht, daß mir welche gemacht werden. Du siehst, Schwärmerci vergeht — was hat man davon? Ich heirathe leicht und verständig einen guten Mann in guter Lage.“

„Pfui!“ rief Arabella.



„Pfui? — was meinst Du damit?“

„Daß solche Berechnung eine Schande ist für jede Mädchenseele, alter Verstandeslasten ohne Gemüth. Kein Mensch hätte mit Dir getanzt, wenn sie das in Dir geahnt hätten.“

„Das Gemüth hat hierbei gar nichts zu thun,“ entgegnete Rätchen, „das steht auf einem andern Blatt und kommt später.“

„Rätchen, nimm Dich in Acht! Die größten Dummheiten begeht man oft, wenn man verständig sein will, besonders beim Heirathen. Liebe, schwärme so viel Du willst, nur sei nicht verständig.“

„Schwärmen führt zu nichts,“ meinte Rätchen, „und ich will im Ernst leben. Was ist aus den Schwärmereien in der Pension geworden? Wo sind all’ die Photographien geblieben, in denen Ihr großentheils Euer Vermögen verschwendet — denk’ an Siegfried mit der edlen Nase — an Theobald mit dem kühnen Profil. Kaum habt Ihr herausbekommen, ob sie je existirt haben.“

„Mein Ideal hat existirt!“ rief Arabella empört; „was kann ich dafür, daß Theodor schon Jahre lang todt war, als ich ihn verehrte und unter den Lebenden suchte? Ich möchte meine ideale Schwärmerei nicht hingeben für Deine niedrige Krämerberechnung.“

„Ich hoffe ja, die Liebe kommt hinterher,“ stammelte Rätchen schüchtern.

„Hoffe das nicht,“ schnitt Arabella ihre Rede durch; „darauf hat Mancher umsonst gewartet. — Du, Rätchen, eine Vernunftheirath und dabei tanztest Du Cotillon mit Bely Lindensfels!“

„Warum denn nicht?“ rief Rätchen empört. „Man tanzt desto lustiger.“

„Und verdreht den armen Schwärmern die Köpfe. Nimm Dich in Acht — Bely fängt Feuer — ich sah es wol — er ist ein Schwärmer.“

„Meinethalben mag er eine Rakete sein.“

„O, Rätchen, wohin sind die Zeiten, als noch Dein Motto war: das Glück ist die Liebe, die Lieb’ ist das Glück, ich hab’ es gesagt und nehm’s nicht zurück.“ — Damit schlug sie ihren Pudermantel malerisch um die Schultern und ging empört fort zu Bett.

Rätchen aber schlüpfte in derselben Stimmung in das ihre.

„Wenn nur das dumme Heirathen nicht so nothwendig für unser Schicksal wäre,“ schluchzte sie, „ich finde es ja gewiß am allererschrecklichsten, grad’ als ob Einem ein Messer an der Kehle sitzt.“

Im unruhigen Schlaf lag sie, verfolgt von zwei Ungeheuern, die auf sie zukamen. Eins mit Kalbsaugen, eins tanzend mit langen schlotternden Gliedern, bis zu ihrem Glück ein heller wirklicher Sonnenschein sie befreite von grauen Gespenstern.

„Ich will mir’s überhaupt noch überlegen,“ sagte sie am Morgen der Freundin; „es ist doch eine ernsthafte Sache, und grad’ weil ich’s mit offenen Augen thun will, hast Du Recht: man muß sich erst gründlich umsehen und vergleichen.“

So blieb sie von Tag zu Tage und der lange Bely umschwärmte sie mit feinen aurielfarbenen Augen, trotz dem zürnenden Leonin und der warnenden Arabella, bis das ganze Städtchen davon sprach. Für Heute war ein Fest im

Freien verabredet. Leonin, zu einem Verwandten über Land gerufen, konnte nicht dabei sein. Die Sache schien ihm besorglich. „Das Vernünftigste wär', Ihr bleibt zu Haus.“

„Bei diesem himmlischen Wetter zu Haus bleiben?“ rief Arabella. „Unmöglich! Daß etwas Ungeöhnliches passiren kann, ist ja grade das Interessante bei der Geschichte. Sei ohne Sorge; wenn Du nicht dabei bist, um mich in Noth zu nehmen, bin ich ein wahres Muster von Anstand. Erlaube es nur; unser Fortbleiben würde mehr zu reden geben, als alle Dummheiten, die ich dort begehn könnte.“

Auf diesen triftigen Grund hin gab er es zögernd zu. „Ich würde nie fragen,“ sagte Rätthchen in ihrer Mädchenunschuld.

„Das verstehst Du nicht,“ antwortete Arabella etwas klein. „Bei Manchem geht es doch nicht ohne das, und man muß schon sehr zufrieden sein, wenn man es meistens durchseht.“

Ein wunderschönes Wäldchen war zur Feier ausgesucht worden. In sanften Abhängen reichte es bis an den Fluß, auf dem, silberne Streifen nach sich ziehend, die Segel angehaucht vom Abendroth, Fischerkähne fuhren oder auf leichtem Flößholz die Schiffer ihre kleinen Feuer anzündeten. Der Platz idyllisch voll Kiefernrausch und Wiesengrün.

Luftiges Getreibe empfing sie. Essen wurde ausgepackt. Tischnen gedeckt. Häusliche Noth, sonst mancher jungen Frau schwere Sorge, verkehrte sich hier in Spiel und Spaß. Wem schmeckte es nicht in dieser wonnigen Luft, in dieser heitern Gesellschaft? Als nun gar Lauf- und Tanzspiele an die Reihe kamen, vergaß der siebzehnjährige Mentor Arabella alle Versprechungen, alle Pflichten und wurde unbesonnen, wild wie ein Kind, welches sie ja auch eigentlich war.

Heraus — hinein kroch sie als Kat' und Maus mit Nichtachtung aller Höflichkeiten, in vollständiger seliger Vergessenheit ihrer äußeren Erscheinung und Rätthchen's Existenz. Erst eine Bemerkung ihres Nachbarn lenkte ihre Blicke auf die ihr Anvertraute und Bely, den Längen, den Schwärmer.

Da saßen die Beiden — allein — dicht am Uferrand, abgetrennt von der übrigen Gesellschaft, in sich versunken, die Bösewichte. Hatte ihr nicht Leonin auf die Seele gebunden, dies, grade dies solle nicht geschehn?

Rätthchen saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem umgekehrten Kahn, Bely lag ihr buchstäblich zu Füßen und erzählte sein Leben. — Keine Mutter hatte er gekannt, sie starb bei seiner Geburt, der Vater bald darauf — verwaist wuchs er heran — im Cadettenhaus — ohne Heimath, seine einzige Sonntagszerstreuung ein befreundetes Haus, wo er mehr gelitten als geliebt wurde.

Dies konnte schon ein härteres Herz wie Rätthchens rühren, die Alles in vollem Maße besaßen, was dem armen jungen Menschen fehlte. Ein sanftes Mitleid, nah der Liebe, erfüllte wohlthuend ihre ganze Seele. Gäbe sie dem ihre Hand, es wäre wie eine Hilfe, die man eigentlich seinem Nebenmenschen schuldig ist. Bely zeigte genug, daß er sie ohne Bedenken annehmen würde. In großer Gefahr schwebte Rätthchen dort zwischen den Vergiftmeinnicht im Abendroth.

Da kam Arabella als trennendes Schicksal auf die Beiden niedergefahren.

„Was sitzt Ihr hier im Sumpf?“ rief sie schon von Weitem; „seht Ihr nicht die Nebel steigen? Ihr werdet Euch zu Tod erkälten!“

Aber die Verstockten erklärten, ganz warm zu haben und sich sehr wohl zu befinden.

„In großer Gesellschaft darf man sich nicht auf eigne Hand amüsiren,“ fuhr sie zürnend fort, während Bely schwieg; denn er war gewohnt, von jedem gehofmeistert zu werden, und ertrug es vermöge seiner Gutherzigkeit.

Räthchen dagegen brauste auf. „Wer ist immer in der Stimmung für all' den tollen Blödsinn? — vernünftige Leute reden gern ein vernünftiges Wort.“

„Ob hier die Vernünftigen waren, wird sich zeigen,“ rief die junge Frau in ziemlich bedenklicher Weise, auf dem Brett, welches zu den Röhren führte, balancirend — „es ist immer gefährlich, wenn man anders sein will, als die Mehrzahl.“

Damit sprang sie in den Rahn und bewegte ihn in solchem Uebermuth, daß hochaufsprühend Schaum und Wasser umherprang.

„Für eine Moralpredigerin hast Du Dir eine etwas unsichere Tribüne gewählt,“ meinte Räthe, „wenn es Dein Mann sähe —“

Das Wort hatte Zauberkraft; hastig suchte Arabella das Brett wiederzugetwinen, verfehlte es aber und stand, — das Wasser war ganz leicht — ungefährdet, doch sehr erschreckt, als reizende Nixe zwischen Schilf und Botos im Sumpf.

Ein Klageruf aus dem Munde Bely's erscholl und weckte rings das schlummernde Echo.

„So sein Sie doch stille,“ flüsterte erzürnt Arabella, „soll es die ganze Gesellschaft wissen — wollen Sie mir Zuschauer verschaffen? Helfen Sie mir doch lieber.“

Aber der arme Bely wagte nicht, sie anzufassen, und die arme Wassernixe, sich an das Brett klammernd, trotz scheltend heraus — scheltend auf die Männer im Allgemeinen und auf Bely insbesondere.

Sie gab eine trostlose Figur ab, wenngleich nur der Rand des leichten weißen Gewandes getroffen war. Voll Zerknirschung wiederholte sie ein über das andere Mal: „Gott sei Dank, daß Leonin nicht dabei war. Wenn er mich so gesehen hätte!“

Scheu guckte sie sich um, ob irgend wer aus der Gesellschaft es erblickt haben konnte. Nein, die rasten und spielten und tanzten und kümmerten sich nicht um andrer Leute Unglück.

Arabella bemerkte: „So etwas kann doch auch nur Dir passiren, würde mein Mann sagen. — Das kommt davon, wenn ich weise sein will; es paßt nun einmal nicht für mich, ich muß es wirklich Andern überlassen. — Wie sich das dumme Zeug hat, wegen des bißchen Wassers — gewiß, ich ziehe nie wieder Mull an.“

Dies Gelübde gereichte ihr zu großer Beruhigung, und sie und Räthchen beschloßen heimlich, nach Haus zu fahren. Bely von Lindensfels wurde beauftragt, so viel zu lügen, als er irgend könne.

„Das wird nicht der Rede werth sein,“ seufzte Arabella; „dem sieht man

alles gleich an der Nase an. Wenn Leonin kommt, wird der Rufus los sein. Ihr seid eigentlich Schuld, Bely und Du; aber hier in der Welt muß ja der Unschuldige es immer ausbaden. Heut' hab' ich es im wahren Sinn des Wortes gethan."

Der lange Bely half ihnen höchst schuldbewußt in den Wagen, mit Mißtrauen den Stalljungen betrachtend, der, frisch vom Lande, wie ein eben der Wildniß entrittener Affe in seiner Livree steckte. Aber als er anbot, zu fahren, da Fräulein Rätchen die Pferde nicht kenne und wegen der Kasse Arabella in Decken verpackt im Wagen saß, beschwor ihn die junge Frau, eingedenk Leonin's, sie ihrem Schicksal zu überlassen, die Ponies könnte ein Kind fahren.

Eine Weile fuhren sie ganz still durch den Wald; die würzigen Kräuter und Tannennadeln dufteten gesund, die Schleppe trocknete, der Muth wuchs.

"Rede nur," fing Arabella an; „der Waldmensch hinter uns versteht kein Wort, für den ist's immer halbdäisch, wenn Zwei vernünftig mit einander reden. Was hast Du mit der Unschuld — dem Bely Rindenfels, vor?"

"Ich!" rief Rätchen und wurde gluthroth, — „nichts — was soll ich mit ihm vorhaben? Es ist zu fatal; als Mädchen kann man mit dem gleichgültigsten Mann kein Wort wechseln ohne Aufsehn. Männer sind mir aber angenehm, und ich liebe, ein Wort mit ihnen zu reden."

"Bleiben wir jetzt beim Singular. — Ob Du diesen Mann liebst? Rätchen —"

"Welch' ein Verhör!" rief Jene empört. — „Wer gibt Dir das Recht zu fragen?"

"Mein mütterliches Interesse für den armen Bely."

"Ich wäre nie zu Eurem Ball gekommen," sagte entrüstet Rätchen, „hätte ich gewußt, wie es hier zugeht."

Arabella fuhr fort, ohne sich irre machen zu lassen.

"Wenn Du ihn nicht liebst, hör diese Geschichte auf; ich kenne das arme Lamm von Kindesbeinen an und wünsche es nicht auf der Opferbank leichtsinniger Coquetterie geschlachtet zu sehen."

"Danke für das Compliment," rief Rätchen zornig. „Kann er sich nicht selbst beschützen — er — ein Mann!"

"In diesen Dingen," entgegnete Arabella, „sind arglose verliebte Männer uns Frauen gegenüber wehrlos. Du sahst, weder sich noch Andern kann er helfen, der arme Junge," und sie hielt pathetisch als Wahrzeichen den Zipfel ihrer nassen Tunica empor. „Du sollst mit der Ruhe seines Herzens nicht spielen, wenn ich es hindern kann, Rätchen."

"Ich habe gar nicht die Absicht, mich mit einem so beschützten Herzen zu befassen," rief das Mädchen außer sich. „Laß mich in Frieden mit ihm!" Dabei schlug sie zwischen die unschuldigen Ponies, daß sie sich aufbäumten, tiefgetränkt in ihrer thierischen Ehre. Wild gingen sie los — die Zügel entfielen Rätchen's Hand — der jugendliche Rosseshändige im Hintergrund haschte umsonst danach, in rasender Eile ging's vortwärts über Stock und Stein, aus dem Wald heraus, dem Städtchen zu, hier an einer Mauer, dort an einem Prellstein — bald rechts bald links schwankend — krachend fiel der eiserne Laternenpfahl der Haupt-

straße und daneben, ein Ende machend, die Trümmer des Wagens, während die Pferde wie toll und blind mit den Vorderrädern davon rannten, ihnen nach der getreue Waldmensch, unbekümmert, was aus den Damen ward, wenn nur die Ponies gesund in den Stall kamen. Man muß ihm diese Hinnneigung zur Thierwelt zu Gute halten.

„Die Geschichte wird immer schöner,“ sagte Arabella, welche keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren hatte; „dies Mal bist Du aber Schuld und magst es nur Leonin gestehn. Ein ganz neuer Wagen! Dabei das Aufsehn! So etwas gibt's nicht alle Tage. Da kommen sie schon alle aus ihren Höhlen, die neugierigen Kaninchen. Morgen sind wir Stadtgespräch, und, o Himmel, da kommt auch er!! — Das sieht ihm ähnlich — Dümmeres konnte nichts geschehen, er ist uns gefolgt. Ich wasche meine Hände in Unschuld, Räthchen, Du hast Alles angerichtet; wenn Du einmal wieder böß auf mich bist, so schlag' nicht auf die Pferde, die können nichts dafür.“

Räthchen saß ganz still und erschreckt auf der Wagenruine, als Bely beim Anblick der Gefahr in welcher die Verehrte geschwebt, ohne jede Selbstbeherrschung, auf sie los gestürzt kam.

„Wenn Sie doch nach Haus gehen wollten, Bely,“ bat Arabella. „Sie haben ein Talent, die Sachen immer noch ärger zu machen.“

Aber Bely der Schwärmer hörte auf keine Vernunft, und unter seiner Obhut — diesmal scheute er sich nicht, Räthchen herauszuheben — erreichten sie endlich das schützende Dach, und nun saß er dem Mädchen gegenüber, das Herz auf den Rippen, den verrätherischen Ausdruck in seinen treuherzigen Augen.

Arabella war in Verzweiflung. Sie saß dabei mit strafendem Ausdruck, grab' wie ein Cerberus. — „Geh' ich hinaus, ist die Sache fertig,“ sagte sie sich, „aber ich geh' nicht, eh' ich nicht weiß, daß die kleine Schlange ihn nimmt, so viel bin ich ihm und dem Leonin schuldig. Es ist eine fatale Position, solch' ein Tugendbrache. — Man kann die meisten Positionen doch erst beurtheilen, wenn man darin gesteckt hat, und die Lehrerin aus der Pension thut mir noch nachträglich Leid.“

Wieder im Nachtkostüm kam sie, als Bely fort war, um Räthchen von Neuem die Pistole auf die Brust zu setzen.

„Du bist grade wie ein Belagerer!“ rief das Mädchen zornig. „Ich weiß nichts — weiß nicht, ob ich ihn lieb habe oder Titus — ob ich ihn heirathe oder Titus — wenn Du mich drängst, reise ich morgen ab.“

„Es wäre vielleicht das Beste,“ antwortete Arabella mehr aufrichtig als höflich, „wenn Du Bely nicht magst.“

„Ich mag ihn ja,“ rief wiederum Räthchen in Thränen; „solch' ein guter, lieber Mensch, wie könnte man den nicht mögen; aber zwischen Mögen und sofort Heirathen ist doch noch eine Klust. Plötzlich läßt sie sich nicht ausfüllen. Ich bin ihm wirklich zugethan, und wenn er mich mit den treuen dunkelbraunen Augen traurig ansieht, möchte ich Alles thun, um ihn fröhlich zu machen, nur nicht — ihn heirathen. Hätte ihn nur Jemand meiner Familie gesehen — Mutter oder Schwester. Allein kann ich's wirklich nicht fertig bringen.“

„Nein, Räthchen, daraus wird nichts; eine Bräutigamschau über den un-

schuldigen Bely arrangir' ich Dir nicht, das ist gegen meine Grundsätze. Entscheide Dich. Willst Du ihn nicht, lade ich den armen Menschen nicht mehr ein. Du sollst ihm nicht zum Scherz, wie der Geier dem Prometheus, das Herz aus der Brust fressen."

"Erstens war das die Leber, zweitens hab' ich gar keine Neigung dazu," erwiderte Rätthchen trozig; „es ist wirklich besser für alle Theile, ich fahre auf ein Weilchen fort."

Arabella sagte nicht nein — die Geschichte machte ihr zu viel Noth. Leonin ging herum wie ein Igel mit gesträubten Stacheln — verlangte, Rätthchen und Bely sollten weder zusammen stehn, noch zusammen sprechen, noch zusammen sitzen; es war nicht auszuhalten. So fuhr Rätthchen am nächsten Morgen ganz heimlich fort ohne Sang und Klang, dicht unter den Fenstern ihres Verehrers vorüber — ein Hund hätte die geliebte Nähe gespürt — er aber lag ahnungslos und schlief hinter seinen rosenbesäeten Rattungardinen. Sie fuhr nach Waldbhof zurück, man mußte an Kieckbusch vorüber. — Wie freundlich es da lag im Morgenlicht, seine Treibhäuser funkelten ordentlich vom Sonnenglanz, und vor der Thüre stand Titus, als wär' er bestellt, in der Hand die letzten Rosen eben abgeschnitten; in ihrem purpurnen Kelch noch den Thauthränen schmuck. — Es war Zufall, aber Zufall, der ihm zu staten kam. „Alle Tage haben wir Sie erwartet, Fräulein Rätthchen," sagte er noch dazu.

Das ausgesprochene Wort trifft oft anders als man denkt, weil man nicht weiß, was vorher ging — oft schwerer, oft leichter. Das Herz ist ungerecht. Titus' Rede traf gleich einem Wortwurf den schlafenden Bely und vor Rätthchen's Augen stand, permanent auf dem Posten, sie erwartend dies treue Gemüth, mit dem Blumenstrauß. Ein Gefühl, als habe sie Untreue an ihm begangen, beschlich sie. Er bat, ob er Nachmittag kommen dürfe mit Mutter und Schwester, und sie gewährte alles.

Vor der Thür in Waldbhof empfing sie Elsbeth, den Amor auf dem Arm.

„Es ist Zeit, daß Du kommst," sagte sie; „Titus verging wie der Vär im Märchen, dem die Schöne versprochen, wiederzukommen, und ihr Wort nicht hält, — aber Du hast ihn wol schon gesehen, da Du sein Wahrzeichen, den Blumenstrauß, in der Hand trägst."

Rätthchen bekannte etwas erröthend die Begegnung und überließ Amor den verrätherischen Strauß, der ihn jauchzend in alle Rüste zerstreute.

Der Kaffee wurde beängstigend, so gut ihr auch die Verwandten des Titus gefielen; leider, wenn sie offenerzig war, besser als er selbst.

Alle zehn Minuten umarmte die gute kleine Mutter Rätthchen, und die ebenso gute kleine Schwester drückte ihr die Hand.

Titus strahlte über und über. Angstvoll fühlte das Mädchen, wie die Schlinge sich immer fester zuzog, in der sie nun bald als gefangener Vogel hängen würde. Sie lief in die andre Stube — riß das Fenster auf, starrte in den Mond, was er dazu meine — aber der machte ein ganz gleichgültiges Gesicht. Was ging's ihn an, ob sie den oder den heirathe, oder ob sie es ganz lasse; das mußte sie mit sich selber ausmachen, für den Himmel war's überhaupt eine fragliche Sache, was besser sei.

Elisbeth ging ihr nach. — „Armes Ding,“ sagte sie, „jetzt wird die Geschichte ernsthaft, mir wurde selbst ganz angst und schül drinnen.“

In ihrer Bedrängniß wagte Rätthchen, wie bei Arabella, um eine Besichtigung seitens ihrer Verwandten zu bitten.

„Es wäre mir solch' eine Beruhigung, wenn er noch Jemand anders gefiele — Jemand, den ich lieb habe, der mich liebt. Sechs Augen sehen mehr als zwei, und da ich eben nicht Kopf über, Kopf unter heirathen will, könnte ich doch auch noch diesen Vortheil mitnehmen.“

Elisbeth war mitfühlender als Arabella und versprach Alles.

„Gut, lassen wir sie kommen,“ meinte Emmrich, „es kann nur der Sache nutzen. Solch' ein herrlicher Mensch als Schwiegersohn, als Schwager — nichts Besseres denkbar! Bräutigam ist oft eine mißliche Position und kleidet meist die am schlechtesten, die zu Ehemännern am besten passen.“

„Du zum Beispiel,“ rief Elisabeth, „Du warst wie ein Bär, der tanzen muß. Rätthchen will zwar aus Vernunft heirathen, aber es scheint, das ist noch schwerer als aus Liebe, ein bißchen „heiliger Wahnsinn“ gehört mit dazu. Vernünftig wär's sehr, ihn zu heirathen, diesen Westen aller Sterblichen. Schade, daß er nicht sein Herz nach Außen und sein Gesicht nach Innen tragen kann; da hätt' er an jedem Finger Eine.“

„Kleiden könnte das doch auch nicht,“ sagte Emmrich phlegmatisch; „ich finde übrigens, sein gutes Herz sieht ihm aus den Augen.“

Mütter und Schwestern gefielen einander herrlich, gleich am ersten Tag. — In Titus als Brennpunkt trafen sich die Strahlen; unbegreiflich, daß Rätthchen nicht Feuer fing.

„Ich versteh' Dich nicht,“ sagte die Mutter, „Du willst heirathen, der beste Mensch und noch dazu die beste Parthie der Umgegend liebt Dich, und Du machst Umstände wie ein nervenkrankes Mädchen. Was ist Dir? Was hat Arabella mit Dir angefangen?“

„Nichts,“ antwortete Rätthchen erröthend, und brachte endlich Bely Bindensels vor.

„Arabella hat ihn gewiß für Dich ausgesucht,“ sagte mißtrauisch die Mutter.

„Im Gegentheil, sie will nichts damit zu thun haben, darum bin ich eben hier, aber ich kann seine guten treuen Augen nicht vergessen; er hat Augen wie ein Kind, aurielfarben, sie verfolgen mich fortwährend, und will ich Titus auch nur den kleinen Finger reichen, halten ihre stehenden Blicke mich zurück.“

„Das ist schrecklich, mein Kind, Du kannst doch nicht alle Beide heirathen.“

„Als ob ich das wollte,“ rief das Mädchen entrüstet. „Einer wär' mir schon zu viel — das ist es ja eben.“

Es schien Zauber im Spiel; der Entfernte gefiel ihr jedesmal auf die Länge am besten.

Blas — elend — voll Verzweiflungsmomente, vertraute sie ihrer Schwester, daß, seitdem sie den Entschluß gefaßt, auf diese Weise glücklich zu werden, die ganze Welt ihr schwarz und schwierig scheine.

„Daß es lieber,“ rieth Marthe.

„Wenn das ginge! — aber ich seh' mich schon verwelkt, verblaßt, verängstigt, verbittert, in den Ecken herumgestoßen. Dazu trau' ich mir nicht die Kraft zu; ich habe keinen starken Charakter wie Du, Schwester, ich bin nur ein armes schwaches Ding, das durchaus in Acht genommen werden will und geliebt sein.“

„Der gute Titus liebt Dich,“ meinte Marthe, „nur zu sehr.“

„Das ist es wahrscheinlich, Anbetung paßt doch auch wieder nicht für einen vernünftigen Ehemann. Wenn Du doch Bely gesehen hättest — er nimmt im Ganzen die Sache ruhiger, aber er braucht mich noch mehr wie Titus. — er ist ganz allein — mutterseelenallein!“

„Unter all' den Kameraden?“ äußerte Marthe lächelnd.

„Wenn ich an sein trauriges Gesicht denke,“ fuhr Rätthchen fort, „ist's mir fast, als liebte ich ihn.“

„Nimm Dich in Acht, Kind — es ist verwünscht schwer, in solchem Fall Mitleid von Liebe zu unterscheiden. Bei einem Haar hätt' ich deshalb den unangenehmen, schiefsnasigen Philipp geheirathet, aus dem einzigen Grund, daß ihn wol keine Andre nehmen würde. Fast noch schlimmer ging's, als ich den sanften Gottlieb zum Geständniß kommen ließ; um ein Haar hätt' ich ihn aus lauter Reue und Mitleid genommen und der war doch wirklich zu einfältig zum Heirathen. Es gibt erschrecklich viele Klippen in der Ehegegend. Nimm Dich in Acht — sei klug, Rätthchen! Denk' es geht für das Leben!“

„Mach' mir noch Angst!“ rief das Mädchen verzweifelt, „dann ist es ganz aus mit meiner ruhigen Ueberlegung. Wenn Du mir nur Nachricht über Bely verschaffen könntest — ob er traurig ist — ob —“

„Nun, besonders lustig kann er doch wol nicht sein, nach Deiner Beschreibung; aber sterben wird der Bely wol auch nicht daran, es ist noch immer die leichteste Art Herzkrankheit. Ich werde Arabella schreiben, obgleich ich nicht recht weiß, was ich fragen soll.“

„Richte es ein, wie Du willst,“ bat Rätthchen, „nur verschaff' mir Ruhe.“ Arabella schrieb zurück:

„Ich begreife Euch nicht! Was habt Ihr eigentlich vor? — Wenn Rätthchen nicht weiß, wen sie heirathen will, kann ich's ihr nicht sagen. Eüchtig die Deviten solltest Du ihr lesen. Kann Rätthchen Titus heirathen, so kann sie eben Bely nicht heirathen, damit genug. Ihr scheint keine Idee zu haben, was zum Heirathen gehört. Rätthchen ist noch ein Kind, wenn auch grad' so alt als ich, aber Du müßtest doch wissen, daß man die Finger nicht in die Flamme stecken soll. Bely hat die Krisis glücklich überstanden. Es ist Aussicht auf vollständige Heilung vorhanden, da er eben ein prachtvolles Rennpferd gekauft, welches er mit zärtlichster Hingabe selbst dressirt und im Frühjahr hoffentlich mit Glück reiten wird.“

„Das klingt tröstlich,“ bemerkte Marthe.

„Wie man es nehmen will,“ seufzte Rätthchen, „ich hab' mir das Alles ganz anders vorgestellt.“



„Nun kannst Du mit bestem Gewissen den braven Titus erhören, den wir alle lieben.“

„Ihr habt ihn gut lieben — ich aber soll ihn heirathen, das ist ganz etwas Anderes,“ entgegnete Rätthchen unwillig. „Du solltest nur an meiner Stelle sein.“ —

Darauf schwieg die Schwester und man erfuhr nicht, wie sie darüber dachte.

Heute hatte Elisabeth mit dem Kleinen zu thun, Emmrich in der Wirkth-  
schaft; die Uebrigen lustwandeln in Paaren abgetheilt durch die schattigen  
Laubgänge des Gartens. Es war eine schwüle Luft wie vor dem Gewitter —  
Titus und Rätthchen, deren Unterhaltung immer schwieriger wurde, ja zuletzt ganz  
stockte, zogen es vor, in den Gartensaal zu treten und dort in einer vierhändigen  
Sonate die Harmonie zu suchen, welche sie miteinander durchaus nicht finden  
konnten auf anderem Wege. Welch' unglücklicher Meister ihnen dazu diente,  
blieb unbekannt.

Abwechselnd kamen Mütter und Schwestern lustwandernd am offenen Fenster  
vorüber.

„Sie spielen schrecklich,“ bemerkte Marthe, „ganz aus dem Tact;“ und Su-  
sanne, des Titus' Schwester, fuhr fort, „bei ihnen herrscht ein dissonirender  
Mollklang vor — Kreuze gibt es nicht — Rätthchen muß Schuld sein — Titus  
allein wäre es nicht im Stande.“

„Hauptsächlich liegt es daran,“ meinte Marthe, „daß sie nie zur selben Zeit  
fertig sind.“

„Ob sie sich je einigen werden!“ seufzte Susanne.

Dann machten die Mütter laufend, sorgenschwer Halt vor dem Fenster.

„Sie spielen noch immer, die thörichten Kinder,“ flüsterte Mutter Erdwurm  
— „mehr als eine Stunde — ich brauchte nicht halb so lange, um mit meinem  
geliebten Seligen einig zu werden. Sonst geht doch jetzt Alles mit Dampf in  
der Welt. Wir müssen nach Haus, das Wetter wird immer drohender.“

Drinne ging es indessen mit den kühnsten Sprüngen und Dissonanzen über  
Stoß und Stein.

„Es ist gut, daß man sich bei Passagen nicht den Hals brechen kann, sonst  
gäb's manchen Unfall,“ bemerkte Marthe.

„Wenn sie sich doch lieben wollten, wie wir uns lieben,“ meinte Rätthchen's  
Mutter. „Raum ist man mit dem eigenen Schicksal fertig, kommt die Sorge  
für ein anderes, noch theureres, bei dem man nicht einmal selbst handeln  
kann.“

Unterdeß hatten sich dunkle Wolken drohend über ihre Häupter hingezogen  
— Alles lief zusammen, unruhig brüllten die Thiere, das Geflügel flatterte  
angstvoll — auf dem Lande hat das Gewitter eine andere Bedeutung als in  
der Stadt.

Im Familienzimmer fehlten nur Titus und Rätthchen.

„Heute muß die Glocke werden,“ citirte Emmrich, worauf er von Elisabeth  
einen Verweis erhielt, daß er ernste Dinge, Angesichts solchen Himmels, frivol

behandle. Die Zeit wurde Allen sehr lang; denn weder der Blitz — noch Rätthchen kam.

Fern grollte und brummte es fortwährend, als müßte etwas ganz Außergewöhnliches geschehen; da plötzlich löste sich ohne Analeffect, ohne Sturmeswehen die angstvolle Spannung der Natur in einen Strom herabstürzender Regenschluthen, hinter deren Schleiern die farbige Gegend in Grau versank.

„Geh' doch einmal sehen, Susanne,“ sagte Elisabeth besorgt, „ob Rätthchen auch die Fenster geschlossen hat; in solchem Zustande ist der Mensch unzurechnungsfähig. Gewiß, sie vergißt meine neuen Rosengardinen, und sie verderben gänzlich.“

Als Susanne die Thür öffnete, blieb ihr der Mund vor Erstaunen offen stehen. — Es gab nur einen Ausweg aus dem Musikzimmer, Rätthchen hätte an ihnen vorbei müssen, und doch — da stand Titus allein, allein, verlassen — die Hände auf dem Rücken starrte er hinaus in die trostlose Dede — in den grauen, strömenden Regen. Er sah nicht aus wie ein Bräutigam, und nur ganz zaghaft frug Susanne: „Wo ist Rätthchen?“

„Nicht bei mir,“ antwortete er barscher, als sie ihn je reden gehört; da schloß sie die Thür wieder vorsichtig, ging zu den Andern zurück und meldete die wunderbare Geschichte.

Darüber wurde Marthen Angst. Hastig lief sie die Treppen hinauf, und wirklich, da saß Rätthchen, ein Jammerbild — naß, tropfend — durchregnet bis auf die Haut, ihr blondes Haar wirr um die Schläfen, ihr Kindergeßicht verstört und ihre blauen Augen dick vom Weinen. — Sie saß auf dem Bett-rand, ihr abgegriffenes Gebetbuch in den Händen.

„Gleich ziehst Du Dich um,“ herrschte sie die Schwester an, „unvernünftiges Kind — den Tod könntest Du davon haben.“

„Das wäre mir eben recht,“ schluchzte Rätthchen, „ich glaube, lieber als heirathen müßte ich sterben.“

„Gut, daß man nicht beim Wort genommen wird,“ antwortete Marthe, ihr zärtlich die blonden Flechten trocknend. „Zieh' nur erst wieder warme Kleider an. Was ist denn geschehen?“

„Er wollte mir sagen, daß er mich lieb hätte, das weißt Du ja schon und ist auch kein Verbrechen. Aber ich konnte es nicht hören — jetzt nicht — heut nicht. — Warum habt Ihr solche Eile? man wird doch nicht von einem Tag zum andern zur alten Jungfer. Wenn mich Titus wirklich liebt, wird er schon warten. — Bei solchem Wetter! — Wie kann man bei solchem Wetter an Heirathen denken?“

„Rätthchen,“ sagte zürnend Schwester Marthe, — „wer so kindisch ist, soll überhaupt nicht an Heirathen denken. Bewahre der Himmel den guten Titus vor solch alberner kleinen Frau. Aber wie bist Du nur aus dem Zimmer gekommen?“

„Ich sprang aus dem Fenster,“ bekannte Rätthchen und hing den Kopf, — „es ist ja nicht hoch und der Regen war mir nur angenehm, aber Elisabeth's Bedenken werden wol darüber zu Grunde gegangen sein. Bei Euch vorbei traute ich mich nicht.“

„Die arme Mutter! Sie liebte Titus schon wie einen Sohn.“

„Das ist ja das Schmerzliche, daß Ihr alle für ihn schwärmt und ich nicht — ich werde es hoffentlich lernen, wenn er nicht zu eilig ist.“

„Undankbares Herz,“ schalt Marthe, „nun krieche in Dein Bett, ich entschuldige Dich mit Kopfschmerzen.“

„Da sagst Du keine Unwahrheit,“ antwortete das Mädchen, warf sich mit tiefem Seufzer auf das Lager und verbarg ihre brennende Stirn in den Kissen. Blau wurde der Himmel lange wieder nicht. Schwarze Wolken jagten Tag für Tag darüber hinweg in wilder Jagd, schütteten ihre Schrecken auf die melancholische Erde herab, und der Herbst kam im grauen Trauergewand, nicht im Fliederstaat bunter Blätter.

Räthchen, von Allen ausgescholten wegen ihres flatterhaften Benehmens, hing herum wie ein Schmetterling im Frost.

„Ich halte es nicht aus, daß Ihr mich alle mißbilligt,“ sagte sie endlich — „laßt mich auf ein Weilchen fort.“

„Aber nicht zu Arabella,“ rief die Mutter.

„Nein, meinethalben in den hintersten Winkel der Erde; meine Freundin Anna, die den Pastor geheirathet hat mit dem unaussprechbaren Namen in der unaussprechbaren Gegend, erwartet mich schon lange — dort bin ich doch gewiß sicher.“

„Nun denn, geh,“ thörichtes Kind, Du weißt nicht, welch' ein Glück Du verhergest. Eins aber sage ich Dir: länger darfst Du mir den Titus nicht in der Schwelge lassen; kommt er erst in mein Haus, heirathest Du ihn auch.“

Emmrich machte große Augen, als er dies Resultat der Frauenpolitik sah. — „Da hättest Du es am Ende besser gemacht,“ meinte er, „und am Besten Freund Titus allein.“

Unter strömendem Regen verließ Räthchen das Dach, unter dem sie so leicht ihren Herzenswunsch hätte befriedigen können. Sie erfuhr, daß seine Bestimmung erfüllen, nicht immer ganz einfach ist. Besonders die Bestimmung der Frau.

Emmrich suchte umsonst den verlassenen Freund zu zerstreuen, führte ihn von Stall zu Stall, zeigte ihm Hammel, bei deren Anblick seiner Ansicht nach kein Herz kalt bleiben konnte; aber der Liebende dachte selbst beim köstlichsten Hammel nur an die Geliebte.

Marthe war noch sein bester Trost, mit der sprach er von „ihr“ und sie wurde nie müde, es zu hören. Jeden Tag spielten sie vierhändig, tactmäßig, ohne Fehler; es ging weit besser wie mit Räthchen, aber dasselbe war es doch nicht.

Alle Aufregung war mit ihr verschwunden. Stilles, heiteres Wetter setzte ein; Mütter und Schwestern wurden immer intimer, schlossen einen Bund für das Leben.

Von Räthchen nicht die geringste Nachricht. — Eine Woche verging — noch eine Woche — Alles still. Arabella schrieb — auch dort wußte kein Mensch ein Wort.

Man fing an sich zu ängstigen. Die einzige Beruhigung war, das kleine Dorf lag in paradiesischer Unschuld, fern allen Eisenbahnstörungen und Tele-

graphenschreden. Damit beruhigte man sich und lebte eine Weile wieder gemüthlich fort. Dann ging Rätthchen's Mutter mit der Marthe nach Haus. — Wieder acht Tage. — Endlich kam eine Postkarte mit fremdartigem Poststempel — Karten, wie sie jetzt Mode sind, eine Art Gefühlscompression, Seelenextract der Neuzeit. Zarte Gemüther, welche der Couvertbekleidung eigentlich bedürfen, wählen gern dazu eine Art Rätthselform; ein bißchen Geheimnißthuerei in dieser alles veröffenthlichenden Zeit ist erquicklich.

Rätthchens Karte war mehr in lakonischem Stil, eigentlich die beliebteste Form. Es stand nichts darauf als: „Komme Morgen — Tageszug — bitte abholen — alles Andre mündlich.“

Der Himmel erglänzte in lustigster Klarheit, als Marthe die Schwester nach Haus holen kam. Jedes Wölkchen war vor dem scharfen, kühlen Blick des Herbstes entflohen, und nun fing die Sonne noch einmal an zu glühen und zu glitzern im goldenen Laub, als beginne die Herrlichkeit von Neuem. Vieles ging dem Mädchen durch den Kopf — doch eh' sie sich's versah, kam nach dieser Ebbe und Einsamkeit des Eisenbahnpertrons die Menschenfluth zurück. Sinnderwirschend umdrängte sie ein Strom von Leuten. — Jemand faßte sie an den Schultern, drehte sie herum, küßte sie und jauchzte: „Da bin ich endlich!“

„Rätthchen,“ rief die Schwester, sie stürmisch umschlingend und die Päckete übernehmend. „Gut, daß Du endlich da bist, treuloses Kind — wir wußten gar nicht, wo Du geblieben warst. Wie lange hast Du uns warten lassen.“

„Aber nicht umsonst, Marthe. Marthchen, Herzensschatz! Siehst Du mir denn gar nichts an?“ Marthe sah forschend, mißtrauisch nach der Toilette. „Besser ist der neue Mantel nicht geworden — und die Feder am Hut muß aufgefärbt werden; ich hatte darauf gerechnet.“

„Aber Marthe! siehst Du denn gar nichts?“

„Du hast Dir doch nicht etwa die Haare à la bébé verschnitten,“ rief die Schwester aufgestört, wissend, daß den Flechten, die sie mehr liebte als ihre eigenen, diese Gefahr schon öfters gedroht. „Ich würde Dich verachten! — Sein Zeug mag man meinetwegen zu den wahnsinnigsten Formen verschneiden, aber seinen Körper zu verstümmeln?“

„Haare sind doch keine Glieder,“ entgegnete Rätthchen; „das ist ja Alles nicht der Rede werth — es ist ganz etwas Anderes.“

„Etwas Anderes?“

„Siehst Du mir denn nicht an, daß ich verlobt bin?“ frug das Mädchen und wendete sich, daß die lustige Sonne strahlend in ihr seliges Gesicht und auf einen großen Strauß in ihrer Hand fiel.

„Verlobt!“ wiederholte athemlos die Schwester und starrte auf den duftenden Strauß, Titus' Feldzeichen, von dem sie nun nicht begriff, daß sie es anfangs übersehen. — „Verlobt mit Titus! — Du kommst von Elisabeth?“

„Ich komme nicht von Elisabeth, und warum muß es denn durchaus Titus sein? Es gibt doch noch mehr Männer in der Welt, obgleich Ihr nur immer an den Einen denkt.“

„Wie Du gegen das Verbot zu Arabella kamst, ist mir unbegreiflich!“ rief Marthe mehr und mehr verwirrt.

„Mein Verlobter heißt auch nicht Bely, sondern Christoph.“

„Christoph“ — flammelte die Schwester und der Name blieb ihr fast im Halse stecken. „So Einen kennen wir ja gar nicht.“

„Das thut nichts,“ entgegnete Rätthchen eifrig, „Ihr werdet ihn bald kennen lernen, und ich kenn’ ihn um so besser. Man wird sehr schnell vertraut mit ihm.“

„Aber verloben! Rätthchen!“

„Wahrhaftig ich konnte nicht anders — es kam über mich — es war gesehen, eh’ ich noch irgend etwas bedacht, als daß ich ohne ihn nicht leben könnte; ich weiß kaum selber, wie es kam.“

„Das scheint,“ sagte Marthe mißtrauisch.

„Volle acht Tage kenne ich ihn schon,“ fuhr Rätthchen entschuldigend fort. „Mir ist als kenne ich ihn jahrelang, als könne ich die Zeit nicht denken, wo ich ohne ihn war. Morgen kommt er, vielleicht schon heut’ — empfängt ihn freundlich. Gewiß, Ihr werdet ihn lieb gewinnen. Jeder muß ihn lieb haben, der ihn sieht. Er heißt Christoph Schneckenberger.“

„Schneckenberger! Findest Du das besser, als Erdwurm?“

„Wenn man einen Menschen liebt, liebt man den Namen mit; meinethalß möchte’ er Nießwurz heißen.“

„Wo lebt der Mann denn? im Mond?“

„So weit nicht grad’, aber doch sehr weit, ohne Verkehr, unter lauter fremden Menschen, die eine fremde Sprache sprechen. Das Bedenkliche an der Sache ist, daß ich sie erst lernen muß. Er aber spricht meine Sprache — Marthe, wir verstehen uns auch ohne Worte.“

„Verrückt ist die ganze Sache, verrückt! Rätthchen.“

„Vernünftig, willst Du sagen. — Höre doch nur. — Er ist wohlhabend, hat ein schönes Gut, sehr nette Eltern, ist ein guter Sohn, geachteter Landwirth; freilich, das Alles erfuhr ich erst nach der Verlobung.“

„Rätthchen, Rätthchen! wenn es nur der Richtige ist.“

„O!“ rief das Mädchen mit freudiger Zuversicht, und aus ihren Augen leuchteten helle Thränen, „das weiß man auf der Stelle — nie, nie hätte ich anders glücklich werden können. Alles, was ich mir sonst vorträumte, war Lug und Trug; es fiel vor mir herunter wie graue Schleier vor der Sonne. Wer anders heirathet, hat die Bestimmung der Frau verfehlt.“

„Das Kind muß es wissen,“ entgegnete die Mutter auf Marthens Zweifel, als Rätthchen schluchzend an ihrem Halse lag und beichtete; „kein Anderer kann es wenigstens besser wissen.“

Arabella schrieb auf die Anzeige der Verlobung: „Manches konnt’ ich mir denken — dies wäre mir nicht im Traum eingefallen! Ein wahres Glück für die Männer, daß Du endlich fest sitzt, kleine Sirene. Was hättest Du noch an Herzen verbraucht für diese Deine Vernunftheirath. Bely hat sich vollständig getröstet und ist verliebt in sein Pferd. Eine weit dankbarere Passion für einen Cavalleristen; ich sage Dir, er reitet — na, wie heißen doch die Leute, die eins mit ihrem Pferd waren? — Man lernt doch nur, um zu vergessen. — Du hast in dieser letzten Angelegenheit ganz nach meinem Geschmack gehandelt.“

Siehst Du, so etwas kann man nicht voraus bedenken, ebenso gut könnte man die Sterne zählen; man muß es dem Himmel überlassen. Ich wünsche Dir Glück, daß Du das noch zu rechter Zeit erkannt hast."

Elisabeth war empört. „Böses Kind," fing ihr Brief an, „grausam bist Du gewesen, trotz Deiner Taubenaugen. Vor solchem Verstand, dem nicht warmes Gefühl zur Seite steht, muß man sich in Acht nehmen. Er ist wie ein Messer in ungeschickter Hand. Unser armer Freund hat das bitter erfahren müssen; dabei leidet er nicht einmal in seiner Güte, daß ich auf Dich schelte, aber die Rosen, die er mir täglich bringt, indem er dabei an Dich denkt, stechen mich wie Dornen in Deiner Seele alle Tage. Er hatte Dich wirklich lieb. — Mit wahrer Liebe soll man keine Experimente machen. — Wer vom Andern dies köstlichste Gut nicht annehmen kann, darf auch nicht einmal die Hand darnach ausstrecken."

Räthchen sagte: „Sie hat Recht; ich wußte nicht, was ich that, ich meinte es im Ernst ganz ehrlich. Jetzt aber, da ich die Sache kenne, fühl' ich mehr für Titus, als ich es je in der Zeit gethan, wo ich noch glaubte, man könne heirathen, um zu heirathen. Er mag Gott danken, daß er mich los ist; ich wäre sein Unglück geworden. Was meine Verlobung anbetrifft, für die gibt's keinen Moment der Reue, kein Gefühl der Schuld; ich konnte nicht anders, mein Herz ist bis obenan voll Glückseligkeit, ich bin wie die ahnende, suchende Pflanze, die Boden gefunden hat und fest die Wurzel einschlägt, um nun erst zum vollen Leben zu kommen."

Im nächsten Frühjahr ging Schwester Marthe nach Waldbhof. Titus fing an, es sehr angenehm zu finden, der Gegenstand ihres lebenswürdigen Mitgefühls zu sein. Erst sprachen sie nur von Räthchen; er fand, Marthe sähe ihr doch ein wenig ähnlich, wozu viel gehörte, denn Marthe war braun und dunkeläugig. Dann verschwand Räthchen aus dem Gespräch und aus dem Herzen, durch die sanfte, aber übermächtige Gewalt neuer, glücklicherer Liebe. Die Musikstunden dehnten sich aus, und unter lieblicheren Harmonien als das erste Mal suchten und fanden sich diese Herzen.

Auf das behaglichste richteten sie sich in Kiezebusch ein, während Räthchen sich den Kopf zerbrach über die fremde Sprache und fremden Gebräuche, um sich auf die weite Reise vorzubereiten. Es ging über das Meer — der Mutter wurde oft bang, obgleich ihr der Verlobte selbst theuer geworden und nichts als gute Nachrichten über ihn einliefen; aber Räthchen beschwichtigte sie alle durch ihre fröhliche, feste Zuversicht, ohne Augenblick des Schwankens oder Zweifels an ihrem Glück und dessen Repräsentanten: Christoph Schnedenberger.

# Der Stand der jüngsten Ausgrabungen in Rom.

~~~~~  
Von

Friedrich von Hellwald.

~~~~~

Seit dem denkwürdigen 20. September 1870, an welchem die königlich italienischen Truppen durch die Porta Pia und die lange zum Quirinal führende Straße in die ewige Stadt ihren lange ersehnten Einzug hielten, hat das Leben und Treiben in Rom eine völlige Wandlung erfahren. Das Rom von heute, das moderne Rom, die Hauptstadt des jungen Königreiches Italien, ist nicht mehr das Rom der Päpste mit seinem Prunk und seinen kirchlichen Festen, deren Glanz die Fremden aus allen Erdtheilen herbeilockte. Die rauhen Thatfachen haben, indem sie der altherwürdigen Stadt eine neue politische Rolle zuwiesen, den Schimmer vernichtet, womit die Phantasie, angeregt durch die Schilderungen der Reisenden, das päpstliche Rom zu vergolden liebte. Nicht Alles, so wird der unparteiische Beobachter sagen, hat sich in diesem letzten Quinquennium zum Besseren gewandt; am meisten aber hat sicherlich die Wissenschaft Ursache, die vollzogene Wandlung freudig zu begrüßen. An diesem allgemeinen, von der königlichen Regierung geförderten Aufschwunge der Wissenschaft nimmt die Alterthumskunde in hervorragender Weise Theil, und der „classische Boden Italiens“ wird mit regerem Eifer denn je von wißbegierigen Archäologen untersucht. Insbesondere ist die Topographie des alten Rom selbst der Gegenstand dankenswerther Forschungen geworden, und sind die Ausgrabungen innerhalb der Stadtmauern geradezu in ein neues Stadium getreten, manch überraschendes Licht auf die Vergangenheit werfend, manche Klärung in bisher unverstandene Verhältnisse bringend. Zwar erheischt die Billigkeit, zu sagen, daß auch die frühere päpstliche Regierung in dieser Richtung nicht unthätig war; dem neuen Regiment gebührt aber das Verdienst, den Alterthümern der Hauptstadt ihre Sorgfalt in besonderem Maße zugewandt und die Ausgrabungen mit lobenswerther Energie aufgenommen zu haben. Sie übertrug die Aufsicht über diese so hochinteressanten Arbeiten dem als Archäologen verdienten Senator Pietro Rosa, welcher schon früher, im Auftrage des Kaisers

Napoleon III., dem damaligen Besitzer der farnesischen Gärten am Palatin, die Ausgrabungen auf diesem wichtigsten aller Hügel Roms geleitet hatte. Im Februar 1875 endlich fand sich die italienische Regierung bewogen, in der Person des Senators Fiorelli, eines Alterthumsforschers von europäischem Rufe und bisherigen Directors der Excavationen zu Pompei, einen Generalaufseher über sämtliche Antiquitäten des Königreiches zu ernennen, dem also auch Senator Rosa untersteht. Einen gleich löblichen Eifer für die Monumente ihrer Stadt legte die Municipalität Roms an den Tag, indem sie eine „Commissione archeologica municipale“ schuf und diese ermächtigte, ihre Forschungen in einer besonderen Publication, dem „Bulletino“, zu veröffentlichen. Von dieser schätzenswerthen Zeitschrift, die nunmehr regelmäßig in dreimonatlichen Hefen erscheint und reichlich mit Plänen und Zeichnungen ausgestattet ist, liegt jetzt eine Reihe von Hefen vor, womit der dritte Jahrgang dieser lehrreichen Vierteljahrschrift seinem Abschlusse entgegengeht.

Wie kein anderer Ort der civilisirten Welt darf Rom und Alles, was auf seine einstige Größe sich bezieht, Anspruch auf die Theilnahme jedes Gebildeten erheben. Roms Archäologie ist fast ein Wissenszweig für sich, so zahlreich sind die Schriften, welche durch Monumente dieser einzigen Stadt hervorgerufen wurden. Die jetzigen Ausgrabungen haben den schon bekannten neue hinzugefügt, und ein Bericht über den dormaligen Stand der Dinge darf wol in dieser „Rundschau“ eine Stelle finden. Wiederholte Besuche in der italienischen Capitale — zuletzt im April und Mai d. J. — boten mir Gelegenheit, von dem Fortgange dieser archäologischen Arbeiten mich zu überzeugen. Sie betreffen hauptsächlich drei Regionen oder Objecte der Stadt, nämlich das Forum, das Colosseum und den Esquilin, die hier nach einander zur Betrachtung gelangen sollen.

Wer unter den ruhmwürdigen Ruinen jenes Stadttheiles wandelt, den der Tourist vorwiegend als das „alte Rom“ bezeichnet, muß sich, will er ein richtiges Verständniß des Geschautes gewinnen, im Geiste an den Ausgang des Römerreiches versetzen, etwa in die Epoche als Kaiser Constantius und an seiner Seite der persische Flüchtling, Prinz Hormisdas, ihren Einzug in Rom hielten. Es war dies im Jahre 357 unserer Zeitrechnung. Ammian Marcellinus, der dieses Ereigniß ausführlich beschreibt, hat uns einen Spruch des von dem Glanze des Forum Trajanum geblendeten Persers aufbewahrt: „eines nur sei ihm lieb zu erfahren, daß hier in Rom die Leute auch stürben.“ Ein vollendetes Gemälde des kaiserlichen Rom hat Gregorovius auf den ersten Seiten seiner meisterhaften „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ entworfen. Dieses kaiserliche Rom ist es fast ausschließlich, dessen Reste heute noch der Gegenstand unserer Bewunderung sind. Wol liegen in der Stadt Trümmer der älteren republikanischen Zeit zerstreut, wie z. B. der noch sichtbare Unterbau des Tabulariums am Capitol, das bekannte Grabmal des C. Publicius Vibulus in der heutigen Via di Marforio, der sogenannte Carcer Mamertinus und einige Tempelbauten; sie genügen aber nicht, um das Bild des Roms jener denkwürdigen Zeit vor unserem geistigen Auge zu erwecken. Noch weniger gelingt dies mit den spärlichen Resten aus der Königszeit, die sich auf Stücke der



servischen Mauer, die Trümmer am Palatin, welche man für Ueberbleibsel der Roma quadrata, den genannten Carcer Mamertinus, der zu den ältesten Bauten Roms zählt, endlich auch Theile der Cloaca maxima beschränken. So ist es denn wesentlich Spät-Rom, das wir aus den Monumenten kennen lernen; nur müssen wir uns stets gegenwärtig halten, daß diese Denkmäler zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden, daß manche vorkaiserliche Bauten in die spätere Epoche hereinragten, die Summe der baulichen Entwicklung, den höchsten Glanz der Stadt zu schauen aber gerade jenen Perioden beschieden war, die uns als Zeiten des Verfalles, des Niederganges gelten. Erst mit den Imperatoren hielt wahre architektonische Pracht in Rom ihren Einzug. August schmückte und erweiterte es in großartigster Weise; eine wirklich schöne Stadt ward aber Rom erst nach dem Neronianischen Brand, mit welchem der Tyrann seiner Capitale eine unschätzbare Wohlthat erwies. Nicht nurerstand Rom, dem Phönix gleich, aus der Asche herrlicher denn zuvor, sondern der Neubau, der mehr als zwei Dritttheile der Stadt umfaßte, verbesserte die Gesundheitsverhältnisse unendlich, indem an die Stelle enger, winkliger Gassen mit thurm hohen Häusern, so weit die stete Abwechslung von Thal und Hügel es zuließ, breitere, gerade Straßen mit minder hohen Wohngebäuden traten.

Mit diesen Betrachtungen stiegen wir hinauf zum Capitol, dem eigentlichen Mittelpunkt der Stadt, wo dereinst der berühmte Jupitertempel stand, dessen Lage bisher eine streitige gewesen. Die italienischen und die deutschen Archäologen spalteten sich in zwei Lager; die ersteren hielten dafür, daß der Tempel an Stelle der heutigen Kirche Araceli gestanden, während die eigentliche Arx jenen Theil des Hügels einnahm, wo heute sich Palazzo Caffarelli erhebt. Die deutschen Gelehrten verfolgten genau die umgekehrte Ansicht, welche nun durch eine jüngst gemachte wichtige Entdeckung bestätigt worden ist. Bei Legung der Fundamente eines neuen Gebäudes auf dem Grunde des an den Conservatorenpalast stoßenden Gartens fand man ein Bruchstück einer ungeheuren cannelirten Säule aus pentelischem Marmor. Man brachte diesen Fund in Verbindung mit der Entdeckung eines weiteren Theiles der berühmten „Platea“, welche 1865 im Garten des Palastes Caffarelli an's Licht gezogen ward, so daß es nach gelehrten Controversen von vier Jahrhunderten endlich gelang, den Platz festzustellen, auf welchem das herrliche Denkmal des Jupitertempels gestanden hat. In der am 17. December v. J. im archäologischen Institute am Monte Caprino gehaltenen Versammlung verbreitete sich Rodolfo Lanciani, der gelehrte Secretär der archäologischen Municipal-Commission, über diesen Fund und stellte endgültig fest, wo sich der Tempel erhob, nämlich genau auf der Höhe, wo heute Palazzo Caffarelli steht.

Wenn nun die Lage des capitolinischen Jupitertempels auf diese Art fixirt ist, so geht daraus mit logischer Nothwendigkeit hervor, daß jene Seite des Hügels, wo jetzt Araceli steht, die Stelle der antiken Arx bezeichnet. Reste der Stadtmauer aus der Königszeit wurden schon 1872 am Fuße des Capitols, rechts neben dem imposanten Aufgange entdeckt, der an der Nordseite zur Piazza del Campidoglio hinanführt. Einer der Stürme im Herbst des verwichenen Jahres riß die Gartenmauer von Araceli nieder und förderte so die interessante

Entdeckung der Ueberreste der Citadelle zu Tage. Seit 14. October v. J. hat man nun dicht hinter Araceli und dem capitolinischen Museum und seitwärts vom Tabularium Ausgrabungen veranstaltet, welche zwar noch nicht zu Ende geführt, aber schon jetzt zahlreiche Bruchstücke gewaltiger Mauern an's Licht brachten, die ihrer Structur nach sich als gleichfalls aus der Königszeit stammend erweisen. Zweifelsohne sind es weitere Reste der Umwallung, welche unter Servius Tullius schon den capitolinischen Hügel einschloß, und ihr massiger Quadernbau zeigt in der That auffallende Aehnlichkeit mit den am Esquilin aufgefundenen Trümmern des servischen Walles. Auf diesen ehrwürdigen Ueberbleibseln ruht römisches Mauertwerk jüngeren Datums, über dessen Zweck und einstige Bestimmung die Archäologen noch keine feste Ansicht sich bilden konnten. Es scheint, daß die Art nach dieser Richtung hin durch eine doppelte Reihe von Wällen geschützt war; der erstere war aus denselben Lufsteinquadern errichtet, die auch zu den ersten Mauern am Palatin dienten; der innere Wall besteht aus Tafeln des Cappelaccio, desselben Steines, der bei der Mauer des Servius in der Vigna Spithöber auf dem Hügel des Quirinal verwendet ist. Nach meinen Erkundigungen beabsichtigt man die Ausgrabungen an dieser Seite des Hügels noch bis zu beträchtlicher Tiefe fortzusetzen, um den Fuß der alten Umwallung bloßzulegen.

Begeben wir uns nun hinab in das Forum, welches zur Unterscheidung der übrigen Fora die Bezeichnung Forum Romanum führt. Eines gewissen Gefühles ehrfurchtsvoller Scheu wird sich Niemand erwehren können, der zum ersten Male den Boden der Stätte betritt, wo die Bürger der weltbeherrschenden Republik in den Comitien sich zu versammeln und die Volksgewalt zu üben pflegten. In der republikanischen Zeit concentrirte sich bekanntlich das ganze politische Leben Roms auf dieses Forum, dessen nunmehr bekannte Dimensionen jedoch keinen hohen Begriff von der sich hier vereinigenden Volksmenge zu geben geeignet sind. Später freilich reichte der beschränkte Raum nicht aus, und suchte man deshalb durch Errichtung sogenannter Basiliken, die zu Gerichtsfungen und Handelsgeschäften dienten, abzuhefen. Ihre Form war gewöhnlich ein längliches Viereck mit einem großen Prachtsaale, unter Vorlage an dem einen Ende und doppeltem Säulengange, inwendig mit Bildsäulen verziert. In Rom wurde die erste Basilica im Jahre 184 v. Chr. von Cato dem Censor auf dem Forum zur Seite der Curia gebaut und heißt Basilica Porcia. Für die große Entwicklung Roms in der Kaiserzeit genügten aber selbst die Basiliken nicht, und es mußte zur Anlage von Nebenfora geschritten werden, auf denen zum Theil Geschäfte des Staates und der Bürger (fora civilia) abgemacht, oder Kauf und Verkauf (fora venalia) getrieben wurden. Diese Nebenfora gestalteten sich alsbald, wie wir dies vom Forum Trajanum insbesondere wissen, viel prachtvoller als das alte Forum Romanum, das nunmehr als ehrwürdige Antiquität ersahen.

Noch vor sechs Jahren herrschten über die topographischen Verhältnisse des römischen Forum, das bis vor Kurzem den hüßelbespannten Wagen der Campagnolen zum Tummelplatze diente und seinem Namen Campo Vaccino thatsächlich entsprach, große Unklarheit, da der Umfang desselben nur zum kleinsten

Theile bekannt war. Die seitherigen Ausgrabungen haben halbes Licht auch auf die umliegenden Gebäude geworfen, denn heute sind die das Forum auf drei Seiten umgebenden antiken Straßen bloßgelegt, der Umfang des ersteren also völlig bestimmt. Gegenwärtig, d. h. zur Zeit meiner jüngsten Anwesenheit in Rom, im Mai d. J., wurden die Ausgrabungen an der Ostseite und zwar zwischen den beiden Kirchen San Adriano und San Lorenzo in Miranda fortgesetzt, welch' letztere bekanntlich in den alten Tempel der Faustina und des Antonin hineingebaut ist. Auf diese Weise konnte es gelingen, sich über die Breite des einstigen Platzes Gewißheit zu verschaffen. Was wir heute, vom Abstiege des Capitols (Via del Campidoglio) niederschauend, für das Forum zu halten versucht sind, täuscht uns nämlich sehr in Bezug auf die wirkliche Ausdehnung des Platzes; denn wir sind geneigt, die jetzt sichtbaren Grundflächen, welche dereinst Tempel, Basiliken und sonstige Gebäude einnahmen, mit dem Place selbst zu identificiren. Deshalb vertauscht man gerne die in der Mitte des heute bloßgelegten Raumes hinziehende alte Straße, die Via sub veteribus, mit der Via sacra, die zum Triumphbogen des Septimius Severus führt. Die ganze westlich von der genannten Via sub veteribus gelegene Fläche nahmen aber Gebäude ein, die wol am Forum standen, dasselbe begrenzten, aber keineswegs das Forum, d. h. ein freier Platz waren. Dieser lag ausschließlich östlich von der Via sub veteribus, und wenn ihn nach der anderen Seite, wie für die republikanische Zeit fast zweifellos, die Via sacra begrenzte, so war er von geradezu erstaunlicher Kleinheit. Nur die oben angedeuteten Ausgrabungen an der Ostseite können über eine etwaige spätere Ausdehnung des Platzes jenseits der Via sacra Auskunft geben. Leider stehen hier den Excavationen einige bedeutende Hindernisse im Wege; eine Reihe von zwar ziemlich elenden aber dicht bewohnten Gebäuden begleitet gegenwärtig diese Längsseite des Forum und läßt längs der jetzigen Linie der Ausgrabungen nur den Raum für eine überaus nothwendige Verkehrsstraße frei, welche von Via di Marforio oder Via Bonella hinauf zum Titusbogen und dem Amphitheater der Flavier führt. Unumgänglich nöthig wäre es daher, zuerst den gedachten Häusercomplex zwischen San Adriano und San Lorenzo in Miranda bis zur Via Salara vecchia oder vielleicht gar bis zur Via Alessandrina wegzuschaffen, welche beide Straßen diese Häusergruppe nach rückwärts begrenzen. Diese fatalen Gebäude stehen eben auf jenem wichtigen Raume, wo einst die große Basilica Aemilia Pauli, die Curia Julia und das Atrium Minervæ, weiter nach rückwärts die Kaiserfora mit ihren Prachtgebäuden lagen, von welchen die schönen Reste vom Tempel des Mars ultor am einstigen Forum des Augustus (heute Ecke der Via Bonella und Alessandrina) beredtes Zeugniß geben. Ein Einbringen in diese Region würde allerdings voraussichtlich zu noch mancher wichtigen Entdeckung leiten.

Unter den Monumenten am Forum Romanum, welche die jüngsten Ausgrabungen an's Licht förderten, nehmen die Basilica Julia und der Tempel des Cäsar die hervortragendste Stelle ein. Die architektonische Stellung der genannten Basilica, sowie des Dioscuren-Tempels sind nunmehr bis in ihre geringsten Einzelheiten bekannt. Jeder Besucher Roms kennt die drei Säulen

aus parischem Marmor, die sichtbarsten Reste des nach der Schlacht am Regillus-See (496 v. Chr.) erbauten Castor- und Pollux-Tempels, worin in republikanischer Zeit auch oft Senatssitungen gehalten wurden. Zwischen ihm und jenem des Saturn, der noch am alten Forum stand und gleichfalls, wenn auch nicht in seiner letzten, noch erkennbaren Form, aus altrepublikanischer Zeit stammt, auf der östlichen Längsseite von der Via sub veteribus begrenzt, erhob sich der imposante Bau der Basilica Julia. Ihr Rechteck von 105 Meter Länge und 48 Meter Breite zerfällt in einen mittleren, länglichen Haupttheil und einen zweifachen Gürtel von Seitenschiffen, der jenen von allen vier Seiten umgab. Je 16 Pfeiler an der Längen- und 10 an der Schmalseite bildeten diese Seitenschiffe; an der Südwestecke sind noch neun Pfeiler bis zu einer Höhe von 5 Meter zu sehen; das Material bilden Travertinblöcke und Backsteine, an der Außenseite lehnen dorische Halbsäulen. Den Fußboden der Basilica bekleideten große Marmorplatten, in den Seitenschiffen weiße Platten, auf denen man hier und da Zeichnungen bemerkt; den Mittelraum füllten Platten aus buntem Marmor aus, wie er aus Syrien, Phrygien und den griechischen Inseln bezogen wurde. Die Basilica wurde von Cäsar angelegt und von Augustus ausgebaut, entspricht aber, wie man sie jetzt vor sich hat, wie die Gestalt des ganzen Forum, den Veränderungen bis zu Ende des vierten Jahrhunderts der christlichen Aera. Von der Basilica führten jetzt bloßgelegte Stufen in die Straße hinab, welche zwischen ihr und dem Forum lief; denn obwohl das Forum nur ein freier Platz war, kann man doch seine Umrahmung durch Straßen, deren altes Sapapflaster theilweise sichtbar, deutlich wahrnehmen. Die Mitte des Forum stellt sich nämlich als ein mit Travertinplatten gepflastertes und erhöhtes Trapez dar. Das Niveau der Straßen lag etwas tiefer als jenes des Forum. Den dem Capitol zugewandten Theil des Forum halten Einige für das Comitium, also den für die Volksversammlungen bestimmten Raum. Indes stehen sich in der Comitiumsfrage noch mehrere Meinungen ziemlich schroff gegenüber, die Christoph Ziegler in dem erläuternden Texte zu seinen schönen „Illustrationen zur Topographie des alten Rom“ sehr gewissenhaft darlegt und veranschaulicht. Nicht unmöglich jedoch, daß für die Kaiserzeit Comitium und Forum überhaupt zu identificiren seien.

Die vielgenannte Via sub veteribus wurde beim Tempel der Dioscuren durch eine andere, von der Tiber herziehende Straße, dem einst so handels- und verkehrsreichen Vicus Tuscus gekreuzt. Er verband das Forum mit dem zwischen Capitol und Palatin eingebetteten Velabrum und dem Rindermarkte, dem Forum boarium. Ein Theil dieses Vicus Tuscus, sowie der Cloaca maxima, jenes merkwürdigen Tonnengewölbes aus der Königszeit, ist durch die jüngsten Ausgrabungen aufgedeckt worden. Ging man den Vicus Tuscus entlang am Tempel des Castor und Pollux vorbei, so sah man der Einmündung in die Via sub veteribus schräg gegenüber zur rechten Hand die Rostra und den Tempel Cäsar's, die Aedes Divi Julii, sich erheben. Erst 1873 sind letztere dem Schoße der Erde entstiegen. Die kaiserlichen Rostra in der Nähe des Severus-Bogens am nördlichen Theile des Forums waren schon seit länger bekannt; nun besitzen wir auch ihr Seitenstück, die julische Rednerbühne. Eine

vordere breite Estrade springt in einer Länge von 8 Meter etwa 1 Meter von dem Tempel des Cäsar's hervor, und eine Doppeltreppe, deren Ansaß in einem Ziegelgemäuer erscheint, führte zu der Bühne empor, welche Augustus später mit den Schnäbeln der ägyptischen Schiffe schmückte. Niemand wird diese kümmerlichen Reste schauen, ohne der erregenden Scene zu gedenken, als von diesen Rostra herab Marcus Antonius am 19. (oder 20.?) März 44 bei dem Zeichenzuge des im Pompejstheater ermordeten Cäsar's jene weltberühmte Rede hielt, welche die Leidenschaften des Volkes zu höchster Gluth entfachte. Hier geschah es, als der Consul die Vorzüge des Verbliebenen hervorhob und das vom Blute geröthete Kleid des Imperators vorzeigte, daß rasch ein Scheiterhaufen zusammengebracht und dem Todten die unerhörte Ehre zu Theil ward, am Forum und angefichts der höchsten Heiligthümer der Stadt verbrannt zu werden.

Unmittelbar hinter den julischen Rostra lag der Cäsartempel, den Augustus seinem Adoptivvater nach der Schlacht von Actium, 31 v. Chr., gelobt hatte und am 18. August 29 einweihte. Die Front dieses Tempels war gegen das Capitol gerichtet und sprang bis gegen die Mitte der Fassade des Dioscurentempels vor; er hatte vier Säulen in der Front und je sieben der Länge nach, erinnert also in seiner Anordnung an den bekannten Tempel der Fortuna virilis. Der aus Gußwerk bestehende Kern des Unterbaues, der allein erhalten ist, wurde 1872 ausgegraben; die Quaderkleidung fehlt. Noch weiter nach rückwärts, hinter dem Cäsartempel, standen zwei Triumphbögen, der Fornix Fabius aus dem Jahre 108 v. Chr. und der Arcus Augusti, mit deren Bloßlegung man gegenwärtig (Mai 1876) beschäftigt ist. Doch sind bis jetzt bloß Ziegelmauerreste zum Vorschein gekommen, welche nicht gestatten, sich von dem einstigen Aussehen dieser Monumente ein Bild zu entwerfen. Andere Archäologen denken, daß diese Reste des angeblichen Fabiusbogen von der Curia Hostilia herrühren, wo der Senat seine Sitzungen zu halten pflegte. Die an dieser Stelle vorgenommenen Ausgrabungen haben jetzt auch die moderne Straße unterbrochen, welche vom Severusbogen längs des Forum an der Kirche San Lorenzo in Miranda vorbei nach dem Titusbogen führte. Die genannte Kirche war, wie schon erwähnt, in den Tempel der Faustina und des Antoninus hineingebaut und mit dem Niveau der modernen Straße, weil das antike weit tiefer lag, mit einer Brücke verbunden. Diese ist nunmehr mit dem betreffenden Straßenstücke verschwunden, und wir können die Lage des alten Tempels am Forum vollkommen überschauen. Gleich südöstlich hinter dem Cäsartempel und neben den beiden oben erwähnten Triumphbögen stieß man auf die Reste der Treppe, die zu dem mit den bekannten zehn Säulen umgebenen Prostylos des Tempels hinanführte, dessen Cella wieder ansehnlich höher lag als das Niveau des Porticus, von diesem also durch eine neue Treppe erreicht werden mußte. Unten am Fuße grub man dieser Lage den Rumpf einer Marsstatue aus, die augenscheinlich zu diesem Tempel gehörte, und früher schon zwei wichtige Fragmente der fasti consulares, welche die Jahre 755—760 der Stadt betreffen und eine bedeutende Lücke unter jenen Steintafeln ausfüllen, die am Capitol untergebracht sind.

Der Platz, welcher allgemein für das Comitium gilt, und den die Phokas-säule zielt, ist von der Basilica Julia durch sieben große, viereckige Basen, wahrscheinlich einstens mit Standbildern geschmückt, abgeschlossen, und wurde vom Forum durch eine querüber führende, gegenwärtig ebenfalls bloßgelegte Straße getrennt. In der mittelalterlichen Verfallszeit entstanden dann an der Südseite des Forums eine Reihe von Kaufläden, welche jene Seite vollständig abschlossen. Wer immer aus der Suburra, einer eigentlichen Gewerbsgegend, oder vom Vicus Mamertinus, beide im Nordosten des Forums, nach dem Velabrum oder jener Anhöhe gelangen wollte, die im Alterthume Velia hieß, mußte das Forum in diagonaler Richtung durchschreiten, und heute noch erscheint das Travertinpflaster an dieser Stelle mehr abgenutzt als andertwärts.

Ein unförmliches, im Mittelpunkte des Forum bloßgelegtes Postament soll, so glaubt man, die Stelle des domitianischen Colosses, Equus Domitiani, bezeichnen, und wenn dies, wie es allen Anschein hat, wirklich zutrifft, so wäre hiermit der Schlüssel zur genauen Feststellung aller umliegenden Baulichkeiten auf Grund der wohlbekannten Beschreibung des Statius gefunden. Dies gilt insbesondere von den an der südöstlichen Ecke des Dioscurentempels wie unmittelbar vor der nahen, am Fuße des Palatin gelegenen Kirche Santa Maria Liberatrice veranstalteten Ausgrabungen. Es läßt sich gegenwärtig noch nicht entscheiden, ob sie zum ehemaligen Vesta-Tempel oder zur Regia gehörten, die zuerst als Königsitz, später jedoch dem Pontifex Maximus als Amtswohnung diente. Wir wissen nur, daß beide Monumente, Vesta-Tempel und Regia, sich südöstlich vom Heiligthume der Dioscuren befanden.

Wandern wir vom Forum auf der Summa via sacra vom Titusbogen zum flavischen Amphitheater, so bemerken wir längs der Abdachung des Palatin die anfangs des Jahres 1874 daselbst vorgenommenen Ausgrabungen, die eine beträchtliche Menge von Mauerwerk und Gelassen an's Licht förderten, deren Bestimmung indeß unklar ist. Auf dem palatinischen Hügel selbst haben die Excavationen geringere Fortschritte gemacht. Diese stehen unter der besonderen Leitung des Senators Rosa, und hat die italienische Regierung, als sie die farnesischen Gärten im December 1870 von Kaiser Napoleon III. ankaupte, die Verpflichtung übernommen, die Ausgrabungen unter Rosa's Leitung fortsetzen zu lassen. Das italienische Parlament bewilligte dafür eine jährliche Summe von 30,000 Lire. Im vorigen Jahre war man an der gegen die Tiber hin abfallenden Westseite beschäftigt, wo der Niedergang zum Circus Maximus bloßgelegt war. Daneben grub man weitere Trümmer aus, welche sofort durch ihr eigenthümliches Aussehen auffallen. Im Gegensatz zu den übrigen Bauten am Palatin, die sämmtlich aus Backstein oder Gußwerk bestehen, ist ihr Material gelblicher Luff, der in gewaltigen Quadern ohne Mörtel auf einander gelegt zur Verwendung gelangte. Diese von allen übrigen hervorstechenden Reste mahnen lebhaft an die Ueberbleibsel der serbischen Mauer am Esquilin und deuten somit auf ein hohes Alter. In der That will man darin die älteste Heiligthümerstätte des Palatin und der Basis des Romulushauses erkennen. Hinter diesem Nationalheiligthume liegt ein Gebäude, das Einige für das Auguratorium, Andere dagegen, darunter der Römer Archäologe Rodolfo Lanciani,

für den alten Cybeletempel erklären. Der Umstand, daß hier eine leider arm- und kopflose, weibliche Statue in sitzender, d. h. in jener Stellung aufgefunden wurde, in der Cybele dargestellt zu werden pflegt, verleiht der letzteren Meinung ein besonderes Gewicht. Der Cult der Cybele gelangte zur Zeit des Hannibal nach Rom, im Jahre 204 v. Chr. Damals holte man das Bild der Göttin, einen rohen Stein, aus Pessinus in Galatien und baute ihr einen Tempel am palatinischen Hügel.

In Folge des Expropriationsgesetzes der geistlichen Güter sind die beiden am Palatin gelegenen Klöster San Bonaventura und Visitazione (letzteres die ob ihrer herrlichen Palmen bekannte Villa Mills) in den Besitz der Regierung übergegangen; sie sind natürlich zur Demolirung bestimmt, und nach ihrer Abtragung dürfen wir uns wol auf neue wichtige Entdeckungen am Palatin gefaßt machen. Die genannten Klöster unterbrechen nämlich jetzt noch die Verbindung zwischen dem nördlichen Palaste der Flavier und den südlichen Palästen, deren großartiger Ausbau sich an die Namen des Commodus und besonders des Septimius Severus knüpft. Erst nach Beseitigung dieser Klöster dürfte sich auch über die Ansicht Rosa's entscheiden lassen, wonach die alte Roma quadrata nur auf den westlichen Theil des palatinischen Hügel's beschränkt blieb. Obwohl diese Meinung am besten des Tacitus' Angaben über das Pomerium zu erklären scheint, so findet sie doch nicht allgemeinen Beifall, und weigern sich manche Archäologen, die kleine Depression zu erkennen, welche, nach Rosa, muldenartig von Nordost nach Südwest verlaufend, den Palatin eigentlich in zwei Hügel sondern soll.

Im November 1873 begann man mit der neuerlichen Säuberung jenes Raumes, der sich zwischen dem Colosseum und dem berühmten Tempel der Venus und Roma (Templum urbis) ausbreitet. Schon in den dreißiger Jahren hatte man diesen Platz frei gemacht, doch leider nicht weiter darauf geachtet. Schutt und Unrath bedeckten ihn halb von Neuem. Das Kieselsteinpflaster jener Fläche ist nunmehr schon in der Nähe des Postamentes des sogenannten Neronianischen Colosse's sichtbar, und sowohl die südlichen Grenzlinien des Venus- und Roma-Tempels als namentlich die breiten Stufen, welche zum Peristyl desselben hinführten, treten immer deutlicher hervor. Die wichtigsten Arbeiten sind aber zweifelsohne wol jene, die im Januar 1874 im inneren Raume des Colosseums wieder aufgenommen wurden, nachdem sie bereits in den Jahren 1812 bis 1814 die Franzosen begonnen hatten.

Eine Beschreibung des Colosseums, dieses weltbekannten, unendliche Male abgebildeten Amphitheaters der Flavier, wäre hier kaum am Platze; ich darf voraussetzen, daß der Leser mit der Gestalt dieses Riesenbaues im Allgemeinen vertraut ist. Die Ausgrabungen der Franzosen hatten ergeben, daß über den Raisereingängen, welche an den schmalen Achsen des Gebäudes gegen den Mons Coelius und den Esquilin gerichtet waren, zwei Zogen sich befanden; doch ist es schwer zu entscheiden, in welchen von beiden der Suggestus oder das Cubiculum des Kaisers zu suchen. Zu der einen dieser Zogen führte ein nach dem Coelius gerichteter, gewölbter Gang, ein Archtoporticus, und da Kaiser Commodus die Domus Vestiliana am Coelius bewohnte, so pflegt man diesen Corridor den

„Gang des Commodus“ zu nennen. Er wurde schon 1810 nebst einem Theile der unterirdischen Gewölbe aufgedeckt, die man dann 1814 wieder zuschüttete. Im Jahre 1871 begann Senator Rosa mit einer Arbeit, deren Nutzen uns nicht einleuchten will; er entfernte nämlich den seltenen Pflanzenüberzug, welcher eine eigene, 420 Species umfassende „Flora des Colosseums“ geborgen hatte. Anfangs 1874 wurden dann, wie erwähnt, im nördlichen Theile des inneren Raumes die Ausgrabungen begonnen, die sich alsbald in die südöstlichste Hälfte der Ellipse hinüberzogen. Ich hatte Gelegenheit, diese Arbeiten sowol im März und April 1874, also kurz nach ihrem Beginne, als im Februar und März 1875 zu beobachten.

Die Ergebnisse dieser Excavationen sind in Kurzem die folgenden. Zunächst legten sie drei Rundgänge aus Travertin und Tuffstein bloß, ferner in einer Tiefe von 3^m,18 unter dem Podium 32 Travertingefimse mit einer Mauer in der Mitte. Diese zeigt eine Ausbuchtung, vielleicht zur Aufnahme der Stange bestimmt, woran ein Gitter befestigt war. Nach weiterer Entfernung des Erdreiches, in dem sich viele Säulenschäfte mit Basis und Capital befanden, stieß man in 6^m,08 Tiefe auf das Pflaster aus opus spicatum, worunter Backsteinmauerwerk in Fischgrätenmanier zu verstehen ist. Außer dem für die Wasser notwendigen Abzuge entdeckte man viereckige Travertinblöcke mit ausgehöhlten Mündungen; in einer derselben fanden sich noch Reste verkohlten Holzes, von den darin eingelassenen Balken herrührend. Unter der nördlichen Lage grub man einen 2^m,95 breiten unterirdischen Weg oder Cryptoporticus aus, der nach dem Esquilin führt; ein anderer solcher Corridor, in der Richtung nach dem Lateran und 2^m,17 breit, konnte durch ein Schuttgitter abgeschlossen werden. Mit diesem Gange stehen rechts und links zwei 25^m lange und 3^m,20 breite Räume in Verbindung, deren Pflaster sechs Travertinquadern mit ausgehöhlten, aber mit Metall verkleideten Mündungen enthält; zwei Schneckenstiegen gehen von hier zum Podium hinauf. Die Länge dieses Cryptoporticus, soweit er ausgegraben ist, beträgt 83^m,90; seine Wände und das Gewölbe bestehen aus ungeheuren Travertinblöcken bis unter den letzten Porticus des Amphitheaters. Rechts mündet dann in ihn ein anderer Gang mit geneigter Bodenfläche, wie man sie für den Abgang der Thiere benöthigt. Diese Ausgrabungen in der Arena förderten eine große Menge von Inschriften zu Tage, ferner viele Thonlampen, Vasen von Statuen, ein Basrelief, Köpfe von Statuen und sieben Marmorplatten mit Graffiti. Im Sommer 1874 grub man den sogenannten „Gang des Commodus“ 37^m lang aus, dann machte man sich an die Käfige der Thiere, welche unter dem Podium liegen, und an die übrigen Substructionen auf der Südseite, welche jenen der gegenüberliegenden völlig gleichen. In dem Gemache rechts von dem Cryptoporticus und in zwei Gängen der Arena fanden sich Holzbretter, welche entweder von einstigen Maschinen herrühren, oder vielleicht hier angebracht wurden, um die Feuchtigkeit des Bodens anzuziehen. Am äußeren Ende des sogenannten östlichen Cryptoporticus arbeitete im Frühjahr 1875 eine Dampfmaschine, um aus einem 8^m,50 tiefen Brunnen das reichlich strömende Wasser zu heben, auf welches man bei den Ausgrabungen gestoßen war und welches von zwei alten Cloaken herzuführen scheint. Die Bewältigung



dieser unterirdischen Wasser erheischte schon damals viele Anstrengung und Kosten; endlich mußte darauf gänzlich verzichtet werden, weil die Wasser tiefer liegen als das Niveau des nahen Tiberbettes, man ihnen also dahin keinen Abfluß zu verschaffen vermag. Als ich heuer abermals das Colosseum besichtigte, fand ich alle die kostspieligen Excavationen vom verfloßenen Jahre vollständig inundirt, und statt der so interessanten, tief eingeschnittenen Gänge, Canäle, worin das Wasser 3^m hoch steht, alle Ergebnisse der jüngsten mühevollen Arbeiten den Blicken entziehend.

Die Ausdehnung und Großartigkeit dieser massiven, nunmehr vom Wasser verdeckten Substructionen haben Herrn Senator Rosa auf den Gedanken gebracht, weil das Mauerwerk hier ein Gemisch von Quaderbau und Ziegel ist, während die Substructionen unter den Sikreihen vom gewaltigsten Quadergefüge sind, daß jenes von einem späteren Einbau herrühre und das Colosseum ursprünglich eine Naumachie gewesen, welche erst später für Gladiatoren- und Thierkämpfe eingerichtet worden sei. Es ist aber schwer, wenn man im vorigen Jahre die Ausgrabungen sah, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie hier Seegefechte dargestellt worden sein mochten. Keinesfalls können maritime Kämpfe in größerem Maßstabe hier stattgefunden haben; weit wahrscheinlicher bleibt es, daß Kaiser Domitian schon nach einem einzigen mißlungenen Versuche in dieser Richtung zur Anlage seiner prachtvollen Naumachie in der Nähe der Tiber schritt.

Dies ist auch die Meinung des römischen Professor Fabio Gori, der über das Colosseum manche neue, wie mir dünkt, zutreffende Ansicht aufstellt. So erblickt er in dem angeblichen „Gang des Commodus“ bloß einen Zugang für die vom Mons Coelius kommenden Gladiatoren, und es dürfte wol schwieriger sein, die apodictische Benennung „Gang des Commodus“ zu rechtfertigen, als das Gegentheil der Gori'schen Behauptung zu beweisen. Neu ist auch seine Zuweisung der der Kaiserloge gegenüber befindlichen Loge an die vestalischen Jungfrauen; die von ihm angeführten historischen Belege lassen indeß diese Meinung plausibel erscheinen, und der Umstand, daß gerade unter dieser nördlichen Loge ein Marmorkopf, augenscheinlich eine verschleierte Vestalin darstellend, ausgegraben wurde, verleiht ihr sogar einiges Gewicht. Erwähnenswerth, wenngleich kaum stichhaltig ist außerdem die, so viel ich weiß, von Gori zum ersten Male geäußerte Ansicht, daß das Colosseum ursprünglich bloß aus drei über einander gestellten steinernen Bogenreihen bestanden habe, während die vierte sowie die entsprechenden Sikreihen aus Holz gewesen wären. Dadurch will der römische Archäologe die Möglichkeit einer Feuerbrunst, wie sie unter Macrinus stattgefunden, erklären und bringt zur Befräftigung seiner Ansicht vor, daß auf Medaillen der Kaiser Titus, Domitian, Alexander Severus und Gordian das Colosseum stets nur mit drei Arcadenreihen abgebildet wird. Im Jahre 422 n. Chr. hätte dann der Präfect Lampadius auch die vierte Galerie aus Stein auführen lassen, eine Vermuthung, die allerdings durch die Inferiorität in der künstlerischen Ausführung dieses obersten Stockwerkes unterstützt wird. Daß vom Holze im Amphitheater ein ausgiebiger Gebrauch gemacht worden war, lassen jedenfalls die in den Substructionen aufgefundenen, im Hin-

blick auf die leichte Zerstörbarkeit des Materials ansehnlichen Reste desselben ahnen; gegen Gori's Behauptung werden aber verschiedene Argumente in's Feld geführt. Allerdings zeigt der vierte Stod eine mit dem Uebrigen nicht harmonisirende, schwerfällige Architektur, die jedoch nur auf späteren Umbau nach dem großen Brande vom 23. August 217 hinweist, und die Möglichkeit des letzteren erklärt sich aus dem Umstande, daß die Stögerüste des Oberstockes aus Holz waren. Im Jahre 442 hatte man in Rom wol kaum mehr die Mittel zu solch' gewaltigen Bauten, höchstens noch zu Restaurationen; endlich wird auch die Angabe bestritten, daß auf den Münzen des I. und III. Jahrhunderts nur drei Stodwerke erscheinen.

Ein reiches Feld wichtiger Funde wurde durch die 1872 eingesetzte Commissione archeologica municipale am Esquilin erschlossen, jenem Hügel, der sich nordöstlich vom Colosseum zwischen dem Mons Coelius und dem Viminal erstreckt und im Alterthume die zwei Regionen Esquilina und Isis et Serapis umfaßte. In der kaiserlichen Zeit bedeckten zahlreiche Villen und Landhäuser mit ihren Gärten den Esquilin, darunter jene des Horaz, Propertius und Vergil, und es ließ sich mit Recht erwarten, daß man hier auf interessante Reste stoßen würde. In der Gegenwart ist der ganze Esquilin mit dem anstoßenden Viminal und Theilen des Quirinal zu Neubauten bestimmt, die theils schon vollendet, theils noch in der Ausführung begriffen sind. Neue Stadtviertel nach modernem Geschmack, mit geraden, rechtwinkligen Straßen, werden hier aus der Erde gestampft, und die Fundamentirung der neuen Gebäude und Zinsburgen, sowie die Tracirung der neuen Straßenzüge, gab den Anlaß zu jener umfangreichen Durchwühlung des Bodens, aus der gleichzeitig mit einem modernen Rom auch das alte zum Theil neu erstand.

Alle großen topographischen Linien der Hochfläche zwischen der heutigen Porta Salaria und Porta Maggiore, wo der Quirinal, Viminal und Esquilin in einander verschmelzen, sind nunmehr mit mathematischer Genauigkeit bestimmt. Da gerade diese Hochfläche von jeher als der für die Vertheidigung der Stadt ungeeignetste Theil betrachtet wurde, so ließ sie Servius Tullius außerhalb seines Umfassungswalles, dessen gewaltige Ueberbleibsel das Staunen jedes Besuchers erregen. Die ganze Linie dieser servischen Befestigung ist jetzt genau bekannt; zwischen Porta Viminalis und Esquilina dachte man sich bisher den Lauf dieser Mauer als eine ziemlich regelmäßige Curve, indessen bildete er eine unregelmäßige Linie, nämlich eine Curve von Porta Viminalis an bis auf die heutige Piazza Galileo, und von hier zwei Grade, die mit einander einen stumpfen Winkel von 156° bilden. Die Construction des Walles auf diesem Stücke ist einigermassen verschieden von jener, die man an anderen Stellen beobachtet, namentlich fehlen die Pilaster. Es ergab sich ferner, daß die eigentliche Ausfüllung des Walles genau aus dem Material besteht, welches dem an der Außenseite ringsum laufenden und in der Kaiserzeit wieder künstlich zugesütteten Graben entnommen wurde. Zwei Parallelfraßen, deren Spuren jetzt zum Vorscheine kamen, zogen sowohl außer- als innerhalb der servischen Mauer hin, deren Lauf schon in der augusteischen Zeit wegen der vielen daran und darüber gebauten Gebäude nur schwer mehr zu erkennen war. Das Material der

Mauer bestand zumeist aus gelblichem Tuff oder Peperin, an einigen Stellen aber auch aus kleinen, lamellenartigen, aschgrauen Tuffstücken, und es ist interessant zu wissen, daß am 7. Februar 1872 ganz in der Nähe der Stadt der Steinbruch entdeckt ward, aus dem dieses Material herstammt. Die in demselben gefundenen Galerien beanspruchen also zum mindesten das nämliche Alter wie die serbische Umwallung selbst. Aber nicht nur der Verlauf der Mauer, auch die Lage der drei Thore: Collina, Viminalis und Esquilina, die Strabo an die beiden Enden und in die Mitte des Walles verlegt, konnte mit völliger Gewißheit bestimmt werden, nachdem Reste der Porta Collina an der Nordost-ecke des neuen Finanzministeriums zum Vorscheine kamen. Porta Viminalis mußte demnach, in Verfolg der dahin führenden alten Straße, am heutigen Maccao liegen, und Porta Esquilina aus dem nämlichen Grunde an jener Stelle, wo im dritten Jahrhunderte der Christlichen Ära der heute in seinen Trümmern noch sichtbare Gallienus-Bogen, unfern der Kirche San Vito, errichtet ward.

An der Porta Collina nahmen die Via Salaria und Via Nomentana ihren Ursprung. An der ersteren lagen die zahlreichen Grabstätten, die man beim Baue des neuen Thores entdeckte. Darunter nennen wir insbesondere jene einer gewissen Cornelia, nachdem bei Fundamentirung des neuen Finanzministeriums weitere Spuren der städtischen Wohnplätze dieser hochangesehenen Familie zu Tage traten, von welcher der Vicus Cornelii seinen Namen hatte. Das Pflaster der Via Nomentana fand man bei den Excavationen der Cloake in der Via Palestro, wo man zugleich auf einen Sarkophag mit guten Sculpturen stieß, der einem Grabe an der rechten Seite der genannten Straße angehörte.

Durch Porta Viminalis führte eine lange, schnurgerade Straße, vom Thalgrunde zwischen Quirinal und Viminal ausgehend, nach der sogenannten Porta Chiusa der aurelianischen Mauer, neben der Castra Prætoria. Der Name dieser Straße ist noch ein Gegenstand gelehrter Controverse, nach ihrer Achse aber sind nicht nur alle, bisher in diesem Bezirke gemachten Funde von Bauten geringeren Belanges orientirt, sondern auch die Piscine der Diocletians-Thermen und das Prætorianerlager selbst. Die Topographen des sechzehnten Jahrhunderts bewahren uns das Andenken an einen Triumphbogen, der an dieser namenlosen Straße zu Ehren Gordian's III. errichtet ward, und es gereicht der archäologischen Municipalcommission sicher nicht zur geringen Ehre, Reste, die sich wol nur auf diesen Bogen deuten lassen, aufgefunden zu haben. Sie liegen allerdings nicht an der ursprünglichen Stelle, wo der Bogen stand, sondern etwas davon entfernt, nämlich dort, wohin sie der große Donato Sazzari, besser bekannt unter dem Namen Bramante, schaffen ließ, um damit den Palast der Cancellerie zu schmücken. Mit welchem Rechte, muß man fragen, brandmarken wir noch die Barbarei des Mittelalters, welche die Monumente des Alterthums zerstörte, wenn der große Architekt der aufgeklärten und gepriesenen Renaissance-Epoche mit vollem Bewußtsein sich an denselben vergriß?

Bei den Ausgrabungen am Esquilin erhob sich auch ein Zorneschrei gegen den Vandalismus der ersten Christen, welche die schönsten Kunstüberreste als Baumaterialie verwendet hatten; nun aber zeigt es sich, daß der Barbarenbrauch,

Statuen zur Errichtung von Mauertwerg zu benützen, schon bis Diocletian zurückdatirt. Im Januar 1874 wurden im südwestlichen Winkel der Villa Palombara Bäder ausgegraben, die, wie es das Gepräge der Ziegel bezeugt, unter Diocletian gebaut worden. Die Bautwerke auf Piazza Dante nöthigten zur Zerstörung selbst der Grundmauern dieser Bäder, und man fand in denselben eine Statue der Ceres, eine Venus Anadymene, einen Aesculap und einen jungen Camillus, vergolbet und bemalt; dann eine reizende Gruppe, ein Knabe mit einem Löwen spielend; drei Köpfe von Gottheiten; 57 Fragmente verschiedener Statuen und schließlich einen wunderschönen Brunnen griechischer Arbeit. Vollenbs aber hat die Gegenwart, welche in Rom, dem Zeitbedürfnisse entsprechend, die antiken Ruinen am Esquilin gänzlich abträgt, um Raum für moderne Zinskafernen zu gewinnen, gar kein Recht mehr, über den Vandalismus früherer Epochen zu klagen.

An der Porta Esquilina entsprangen drei consularische Straßen, die Via Tiburtina, Labicana und Pränestina, welsch letztere bis zum Jahre der Stadt 246 Via gabina hieß. Auch von diesen und den Grabstätten, die an ihnen zu beiden Seiten hingen, sind Spuren entdeckt worden, ja, weitere Ausgrabungen ergaben, daß in den ältesten Epochen der römischen Republik ein ausgedehntes Leichenfeld am Esquilin sich befand. Die Trümmer dieser antiken Necropole sind nunmehr aufgedeckt und darunter sogar jene Grabchächte (Puticuli), in welche man die Leichen der Bettler und Armen zu werfen pflegte. Ihre Knochen bilden eine dicke Schicht auf dem von organischen Resten geschwärmten Boden. Die Necropole bestand übrigens aus zwei deutlich verschiedenen Räumen, deren einer den genannten Armen, der andere hingegen den bürgerlichen Classen angewiesen war. Vornehme, die es in Rom auch in der Zeit der republikanischen Gleichheit gab, vermieden, ihre Grabstätten am Esquilin zu errichten, weil dieser Hügel zugleich als Richtplatz diente. Das Allermerkwürdigste ist aber, daß man unter der gedachten altrömischen Necropole auf eine noch ältere, unterirdische Necropole gestoßen ist, die, in den natürlichen Felsen des Berges eingehauen, durchaus den etruskischen Typus trägt. Diese Entdeckung ist von der höchsten Bedeutung, denn das Alter dieser etruskischen Grabkammern reicht in eine Geschichtsperiode zurück, wo Rom vielleicht kaum noch bestand, und liefert jedenfalls wieder einen deutlichen Beweis, wie die Wiege der ältesten römischen Cultur in der etruskischen zu suchen ist. Eben so interessant und wichtig sind die im Sommer 1875 an der antiken Via Labicana entdeckten Columbarien, vielleicht der bedeutendste Fund, den man in den letzten Jahren im Weichbilde Rom's zu verzeichnen hat. Bisher galten die Columbarien für eine Anlage der römischen Kaiserzeit, diese bei Porta Maggiore entdeckten rühren jedoch höchst wahrscheinlich aus der Königszeit her, denn die meisterhaft ausgeführten Wandmalereien in einem jener Familiengräber stellen durchwegs Begebenheiten aus einer der Gründung Rom's vorangehenden Epoche dar, wie die Ankunft des Aeneas in Latium, seine Kriege und den heiligen Frieden mit den Rutulern, die Erbauung der Stadt Lavinia, die Aussetzung von Romulus und Remus, deren Jugend und dergleichen. Ja, mehr noch, sogar etruskische Ueberreste will man gefunden haben, und zwar soll die Necropole — die Gesamtzahl der hier aufgedeckten Columbarien mag

ungefähr ein Duzend betragen — aus einer dreifachen Superposition hervorgegangen sein, so daß deren unterstes Stockwerk aus dem Zeitalter der Etrusker, das zweite aus der Zeit der Könige, das oberste endlich aus der Kaiserzeit stammen würde. Wir stünden also hier vor einer ähnlichen Erscheinung wie bei den oben erwähnten puticuli.

Eine seltsame Saune des Schicksals verwandelte in späterer Zeit, als der Stadt die servische Umwallung zu enge ward und über dieselbe sich ausbreitete, auch die einstigen Necropolen am Esquilin in blühende Gärten, wo römische Große ihre Villen erbauten. Daß Mäcenaz, der zu dieser Umwandlung den ersten Anstoß gab, Epaphroditus und der reiche Pallas hier ihre Gärten besaßen, wußte man schon lange; die neuen Ausgrabungen haben jedoch nicht nur über die Anordnung der genannten Horti Licht verbreitet, sondern uns auch noch mit drei neuen Gärten, den taurianischen, caliclanischen und vectianischen, bekannt gemacht, die alle drei in dem Winkel zwischen Via Tiburtina und Pränestina lagen.

Zu den öffentlichen Monumenten, deren Lage dank den Ausgrabungen am Esquilin genau bestimmt werden konnte, zählen: das Sacrarium der Gens Flavia, dem der colossale, am Grunde des Finanzministerium's aufgefundene Tituskopf angehört; der Tempel der Bellona und jener der Ehre, deren einige am gleichen Orte aufgefundene Inschriften gedenken; der Tempel der Fortuna primigenia, dessen Ueberbleibsel am Maccao-Platz zum Vorschein kamen; die übereinander geschichteten Aquäducte der drei Wasserleitungen Marcia, Tullia und Julia, in der heutigen Via di Porta S. Lorenzo; die Pilonen des Aquäducts, der das Nymphäum des Alexander Severus (Trofei di Mario) speiste, auf der neuen Piazza Vittorio Emanuele; die Station der dritten Cohorte der Vigiles, in der Nähe des Maccao-Platzes; einige Säle der Diocletians-Thermen mit Mosaikpflaster, welches ziemlich jenem in den Thermen des Caracalla gleicht; eine Gladiatorenschule oder Kaserne, dicht an der Südostecke des jetzigen Bahnhofes; endlich einige Privatthermen aus der Zeit des Diocletian.

Unter die nennenswerthen Privatgebäude gehören: das Haus des Senators Octavius Felix (am heutigen Cavour-Platz), jenes der oben erwähnten Cornelier, der Vitrasier (am Anfang der Via Principe Amedeo), der Numitier, ebendasselbst, und endlich jenes des Neratius Cerialis, Praefecten der Stadt im vierten Jahrhundert unserer Aera, neben dem sich prachtvolle Thermen, mit Statuen und werthvollen Inschriften geschmückt, fanden. Am merkwürdigsten aber bleibt unstreitig der rechts von der Porta Esquilina und unfern der Trajans-Thermen im Bereiche der einstigen Gärten des Mäcenaz ausgegrabene Saalbau, den man deshalb das „Auditorium des Mäcenaz“ nennt. Unter Auditorium versteht man einen Raum zur Abhaltung von öffentlichen Recitationen, Declamationen oder Vorlesungen, im Gegensatz zum Cubiculum, welches nur für Privatvorlesungen bestimmt war. Der fragliche Saal, der durch seine äußere Gestalt von allen bisher bloßgelegten Monumenten Rom's abweicht, deutet nun durch Anlage und Bau auf ein solches Auditorium hin. Die Gestalt des zur Hälfte in den Boden versenkten Gebäudes ist die eines länglichen Rechtecks, an dessen einer Schmalseite sich ein apsisartiger Halbkreis öffnet, welcher eine siebenfache,

amphitheatralisch angeordnete Reihe von marmorbekleideten Sitzen mit ihren Bänken ohne Rückenlehne enthält. Hier, in diesem, Anothra genannten Raume, nahmen das geringere Publicum und die Claque Platz, während der übrige Theil des Saales, die Orchestra, zur Zeit des Gebrauches mit Lehnstühlen für die vornehmeren Zuhörer besetzt war. Auf der andern Schmalseite unterscheidet man zum Theile noch das Pulvinare, die Erhöhung, worauf der Redner stand oder saß. Den Fußboden bildete einfach weißes, kleingewürfeltes Mosaik mit rothem Einfassungstreifen; als Glanzpunkt sind aber die prächtigen Wandmalereien zu betrachten, die sich mit den besten pompejanischen Producten dieser Art ungeschert messen dürfen. In den als Fenster gedachten Nischen des Saales ist auf himmelblauem Grunde eine üppig grüne Menge von Pflanzen, Blumen und Strauchwerk dargestellt, von buntgefiederten Vögeln umflattert. Styl und Technik dieser in seltener Vollkommenheit erhaltenen Wandgemälde deuten auf die Blüthezeit der römischen Kunst, und das Mauertwerk des Baues, durchaus opus reticulatum, jene Manier, die Vitruv als die Nachfolgerin des opus incertum oder antiquum bezeichnet, gestattet zu schließen, daß er höchst wahrscheinlich aus den Anfängen der Kaiserzeit stammt. Gegenwärtig ist man beschäftigt, dieses Auditorium zu restauriren und mit einem Dache zu bekleiden, weshalb es, so lange diese Arbeiten dauern, dem Publicum unzugänglich ist. Die vorstehende Schilderung stammt aus dem verflossenen Jahre, wo ich das antike Bauwerk noch besuchen konnte, während noch Ausgrabungen im Innern stattfanden. Ob diese weitere Resultate ergaben, vermag ich aus dem angedeuteten Grunde nicht zu sagen.

Auf der Piazza del Maccao, zwischen den Bädern des Diocletian und dem Eisenbahnhofe, wurde kürzlich ein Altar, eine „Ara“, blosgelegt, der dem unbekannten Gotte Verminus geweiht ist, und auf Piazza Manfredo Fanti ward ein marmorner Cippus ausgegraben, der von ein paar Prätorianern aus dem thrakischen Dorfe Statua dem gleichfalls unbekannten Gotte Apollo Cicanus geweiht gewesen.

Die bisher beschriebenen topographischen Entdeckungen begleiteten reiche Funde an Kunstgegenständen aller Art, in Silber, Bronze, Marmor, Glas und Terracotta. Mehr denn zwanzig Statuen, darunter mehrere aus den besten Epochen griechisch-römischer Kunstblüthe, zehn Büsten historischer Persönlichkeiten, eine Menge mythologischer oder Sepulcral-Basreliefs, etwa 100 Marmor- und 1500 Terracotta-Inschriften nebst einer Unzahl von Geräthen und Gegenständen des täglichen Gebrauches füllen die Magazine der Municipalcommission. Das höchste Aufsehen erregten jedoch die jüngsten fünf Sculpturfunde in einem Gemache, dessen Estrich sehr schön in Marmor ausgelegt ist, während die Sockel einiger geferbter Säulen aus giallo antico einem Porticus oder Peristyl angehört haben müssen. Allen Muthmaßungen zu Folge gehörte dieses Gemach zu der Behausung der Familie Lamia, deren Gärten an jene des Mäcenass fließen. Die gedachten Funde sind nun: eine Colossalstatue des Bacchus ohne Beine, in gutem Styl und den verweichelten Charakter des Gottes markirend, im Uebrigen aber den mittelmäßigen Producten des römischen Meißels angehörend; dann eine Halbbüste oder Porträt des Kaisers Commodus

als Hercules dargestellt, aus griechischem Marmor und auf einem Piedestal ruhend, auf dem der Atlas mit den Zeichen des Thierkreises dargestellt ist; an jeder Seite kniet eine kleine, ungemein anmuthige Amazone. Das Ganze ist meisterhaft in der Ausführung und Auffassung, so weit es die Kunstrichtung am Ende des zweiten Jahrhunderts zuließ. Der dritte Fund, ein Doppelfund, waren zwei Halbfiguren, Tritonen, mit grimmigem Gesichtsausdruck, in sehr gutem Styl und aus griechischem Marmor. An Gestalt und Gesicht hatten Muscheln, welche jedoch den Gesamteindruck nicht stören. Das vierte Kunstwerk ist ein Antinouskopf, gleichfalls aus griechischem Marmor, im Profile sehr schön, minder en face. Die Arme wurden auch aufgefunden, sowie die Beine und Füße, die alle noch Farbspuren an sich trugen. Die Perle dieser Spuren ist indeß die Statue einer Nymphe, welche dem Wasser entsteigt; sie ist aus parischem Marmor und unter Lebensgröße. Die Arme wurden nicht aufgefunden, jedoch neue angefügt und die Statue befindet sich jetzt in jenem provisorischen, geschmackvollen Holzbaue, welcher als Erweiterung der capitolinischen Museen im Conservatorenpalaste errichtet und am 25. Februar d. J. eröffnet wurde. Im Cataloge figurirt sie als Venus Anadyomene, doch scheint sich für dieselbe die Bezeichnung „Venus vom Esquilin“ einbürgern zu wollen, vielleicht im Gegensatz zur capitolinischen. Warum das Standbild aber gerade die Göttin Venus darstellen müsse, vermochte ich nicht zu erkennen, es wäre denn, man ließe jede nackte weibliche Figur von besonderer Schönheit für die Venus gelten. Die Statue stellt einfach ein junges, etwa sechzehnjähriges Mädchen dar, welches sich anstellt, in's Bad zu steigen. So läßt sich wenigstens deuten, daß sie das Gewand auf einen reichgeschmückten kurzen Candelaberstaffel gelegt, nur noch Sandalen an den Füßen hat und eben im Begriffe ist, mit der Rechten die einfache, kunstvoll um das Haar geschlungene Binde zu lösen, während die Linke auf und an dem durchaus bescheidenen Haarknauf an ihrem Hinterkopfe ruht. Das Haupt ist sanft rechts hin und abwärts geneigt, der ganze Körper, auf beiden Füßen ruhend, ganz leicht auswärts gebogen, wie es eben die erhobene Stellung beider Arme und vor allem die erhobene und zugleich zurückgewandte Lage des linken Armes mit sich bringt, wodurch zumal die Brust in ihrer ganzen Fülle und jungfräulichen Frische sich entwickelt. Der unschuldsvolle Kopf besitzt feine, etwas scharf gezeichnete Rippen, sanfte, längliche Augen, ist lieblich, nicht ohne einen Anflug von Sentimentalität und doch ideal. Ob diese Statue ein Original oder nur eine sehr gute Copie eines zweifellos griechischen Vorbildes sei, läßt sich nicht entscheiden; auch wer darin nicht mehr denn ein badendes Mädchen erblickt, wird aber sicherlich in ihr eines der bedeutendsten Werke des nachpragitelischen Alterthums erkennen.

Die Arbeiten zur Eröffnung der Via Nazionale, welche das Centrum der Stadt mit der Piazza di Venezia wie dem Bahnhofe in Verbindung bringen soll, haben sowohl in den Rospiagliosi-Gärten, wie in der Via Magnanapoli und der Villa Aldobrandini zu Auffindungen von Ueberbleibseln alter Bau- und Kunstwerke geführt. Am Abhänge des Quirinals, auf dem sich die Rospiagliosi-Gärten befanden, sind ein paar schöne Säle zu Tage gekommen, die offenbar zu den Bädern des Constantin gehörten. Der Estrich war mit giallo, verde

und rosso antico eingelegt. Ein 2 Meter langes, 1 Meter im Durchmesser haltendes Säulenbruchstück aus afrikanischem Marmor wurde in einem der Säle umgestürzt gefunden. Unterhalb des constantinischen Bauwerkes stieß man auf die Reste eines Privathauses, das wol hinweggeschafft wurde, um Raum für die Bäder zu gewinnen. Sehr bemerkenswerth auch ist, daß die Grundmauern der constantinischen Bäder aus den Trümmern anderer Gebäude erbaut sind; es finden sich in ihnen Säulenschäfte, gebrochene Capitäle, ja selbst Torfi eingefügt. Am 18. März d. J. wurde auf dem Terrain, wo früher die Villa Aldobrandini stand, auf einen bis dahin noch unbekannten Abzugsgraben gestoßen, der sich gleichfalls ergiebig an Kunstgegenständen erwies. Es wurden nicht weniger als 1217 Münzen und ein schwerer Goldring hervorgegraben und — was geradezu räthselhaft erscheint — eine Anzahl gemalter Majoliken und gläserne Pocale aus dem XVI. Jahrhundert.

Was die schönen, aber unterhalb der Villa Aldobrandini aufgefundenen Ruinen anbelangt, so ist ihr Name und ihre einstige Bestimmung immer noch ein Räthsel. Eine Merkwürdigkeit darin verdient besondere Erwähnung. Es fand sich eine ganz gewöhnliche Wein-Amphora aus Terracotta, die als Urne für das Skelett eines erwachsenen Menschen benützt worden war. Da die Oeffnung des Gefäßes nur einen Durchmesser von 3 Zoll besitzt, sind die großen Rörpertheile und Knochen zer schlagen worden, um sie hindurchzuzwängen. Diese merkwürdige Erscheinung dürfte wol mit dem Aberglauben und den daraus entspringenden Zauberversuchen der unteren Volksschassen im V. und VI. Jahrhunderte in Zusammenhang zu bringen sein, sowie mit der großartigen Entdeckung am Pincio. Man fand nämlich unter der der Villa Borgheze gegenüberliegenden Mauer des Pincio Gänge, welche mehrere tausend in den Boden befestigte Amphoren enthielten. Jede derselben barg die seltsamste Vermischung von Gegenständen: menschliche Knochen mit jenen von Pferden, Ochsen und Affen, mit Zähnen, Eidechsen, geringelten Schlangen und kleinen wächsernen Händen. Diese merkwürdige Entdeckung hat bis jezt noch keine genügende Erklärung gefunden und die oben erwähnte Annahme hat noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Auf der Höhe des Hügeldistrictes, der diesen Friedhof bildet, stieß man ferner auf die Pflasterung einer Consularstraße, die sich als die Via Tiburtina herausstellte. Hier befand sich im ersten Jahrhunderte ein sehr angesehenes und seither verschollenes Heiligthum, der Menge an Votivgaben nach zu schließen. Dasselbst sind bei 200 Terracotta-Nachbildungen von Köpfen, Armen, Händen, Ohren, Augen, Knien, Füßen u. s. w. zu finden. Auch Vasen von etruskischer oder griechisch-italischer Manufactur, einige Bronze- und Terracotta-Statuetten und eine Menge Exemplare von aes rude und aes grave librale fanden sich darin, wovon eines der Stadt Luceria angehörte. Das Datum dieser Gegenstände muß mindestens bis zum sechsten Jahrhunderte zurückreichen.

Wie man sieht, ist die Ausbeute an Schätzen aller Art, wissenschaftlichen wie künstlerischen, die der Boden des alten Rom umfängt, überaus ergiebig, und darf man deshalb von dem Fortgange der systematischen Ausgrabungen auch in Zukunft noch eine reiche Ernte erhoffen.

Rom, im Mai 1876.



# Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller.

~~~~~  
Von

Prof. F. Ulrichs in Würzburg.
~~~~~

„Suchet, so werdet ihr finden.“ Dieses ewige Wort hat sich wieder in überraschender Weise bewährt. Es ist Max Müller's Verdienst, aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und dem Erbprinzen, spätern Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, eine Reihe interessanter Briefe aufgefunden zu haben; und man muß es der Verlagshandlung Dank wissen, daß sie dieselben nach ihrer ersten Publication (D. R. III, S. 138 ff.) in einem eleganten Abdruck allgemein zugänglich gemacht hat. *) Gebührt ja dem Fürsten und seinem Freunde, dem Grafen von Schimmelmann, unvergänglicher Ruhm wegen der werththätigen Theilnahme, womit sie den Dichter jener Kleinlichen und unwürdigen Sorgen, welche seine besten Kräfte verzehrten, enthoben und zum Abschluß seiner ästhetischen Arbeiten ihm Muße und Anlaß gaben.

Der Herausgeber konnte nur Bruchstücke liefern. Aber außer diesen machte er auf einige Stücke aufmerksam, welche leider jetzt noch in den Händen eines Autographensammlers verborgen liegen, und wies mit zuversichtlicher Hoffnung auf sechs andere Briefe Schiller's aus Schwaben hin, die „sich wieder finden werden“ (S. 21).

Diese Hoffnung ist, wenn auch dem Umfange nach nicht völlig, so doch dem Inhalte nach in einem über alle Erwartung reichen Maße durch die vom 7. bis 11. Hefte dieser Zeitschrift von Hrn. Michelsen mitgetheilten Briefe erfüllt worden. In zwei gleichlautenden Abschriften haben sich Schiller's Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen in ihrer ursprünglichen Gestalt zum größern Theile wiedergefunden, einer reizenden, größern Leserkreisen ohne Zweifel

---

*) Schiller's Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg. Eingeleitet und herausgegeben von F. Max Müller, Professor in Oxford. Berlin. Verlag von Gebrüder Pachtel. 1875. 8.

einleuchtenderen Gestalt. Aus dem herzoglichen Archive steht wol nichts mehr zu hoffen; wer weiß, ob nicht der fehlende Theil in dem Schimmelmänn'schen Nachlasse entdeckt werden kann.

Die Originalbriefe des Prinzen an Schiller freue ich mich vervollständigen zu können. Sie haben Frau v. Wolzogen vorgelegen; nachher scheinen sie unter die Kinder des Dichters vertheilt worden zu sein. Vorher mögen einige veräußert worden sein, so die jetzt für die „Neue freie Presse“ erworbenen vom 7. Januar 1792, 4. April 1794 und 10. März 1795.*) Andere sind von dem Nachkommen sorgfältig bewahrt worden; drei (Nr. 1, 2, 5) gehören dem Sohne von Karl, Freiherrn Friedrich von Schiller in Stuttgart; Nr. 4 habe ich in dem Schiller-Archiv des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm aufgefunden.

Ich schicke ein Schreiben von Baggesen voraus. Es dient zur Ergänzung der von Boas, Nachträge 2, S. 421 ff., gesammelten Actenstücke. Baggesen und Reinhold haben den glücklichen Umschwung begründet, dieser, indem er die Theilnahme seiner Gönner durch dringende Vorstellungen erweckte. Sein Enthusiasmus hatte etwas Bezauberndes. Als ihm Graf Christian Stolberg die eben im Märzheft des Deutschen Merkurs (1789) erschienenen „Künstler“ vorgelesen hatte, rief er aus: „Mit welcher wechselnden Herrlichkeit steigt diese neue Sonne empor an Deutschlands Dichterhorizont! Von Stück zu Stück ist bisher jeder seiner Schritte ein Riesenschritt gewesen. Was wird Schiller einmal in seinem Meridiane werden!“ (Das Labyrinth 3, 18). Auf der Rückreise aus der Schweiz lernte er den Dichter persönlich kennen; am 9. August 1790 schrieb dieser die von Michelsen (D. R. VIII. S. 75) wieder**) abgedruckten Verse in sein Stammbuch. Ich bezweifle nicht, daß sie zu den vor dem Abdruck gestrichenen Strophen aus den mehrfach umgearbeiteten „Künstlern“ gehört haben, also schon im Herbst 1788 gedichtet worden sind.***) Erst nach seiner Rückkehr gelang es Baggesen im Verein mit Heinemann, der im Frühling 1791 die Universität Jena bezog (S. an R. 15. März 1792), den bedächtigen Prinzen ebenso für Schiller zu begeistern, wie es mit der Schimmelmänn'schen Familie schon vor der Reise geschehen war. Noch im Sommer 1790 lobte der Prinz besonders den Abfall der Niederlande (Körner, December 1791), im Winter 1790 wurde er von Don Carlos hingerissen. Die Freude über des todtgeglaubten Dichters Genesung schlug durch. Die Frucht war jener großmüthige Entschluß, ihn seinen Nahrungsforgen zu entreißen. Bekanntlich wurde Schiller durch die auf Körner's Mittheilungen beruhenden Zeitungsnachrichten über die Schenkung unangenehm berührt: er schickte am 1. Januar 1792 Körner nachträglich Baggesen's Brief und das ihm beigelegte Billet Schimmelmänn's. Nur der erste hat sich erhalten, er folgt als Nr. 1.

Den gemeinschaftlichen Brief beider Wohltäter hat Frau von Wolzogen in Schiller's Leben S. 232 nach ihrer Art interpolirt, Müller S. 16 „nach einer Abschrift des Concepts von der Hand des Herzogs“ mitgetheilt, und zwar, wie er

*) Siehe den Aufsatz von H. Wittmann im Feuilleton der N. f. Pr. vom 4. Juni 1876.

**) S. Erdmel, Schiller-Bibliothek Nr. 78. Goebete zu den Sammtl. Schriften 6, S. 311. Das Datum 9. August fehlt bei Michelsen.

***) Andere Verse, die in dem Abdruck fehlen, finden sich in Schiller und Lotte S. 126.

§. 14 versichert, „ohne etwas an der Orthographie oder dem Styl des Originals zu ändern“. Die Abschrift muß also flüchtig gemacht und das Concept von dem Briefsteller mehrfach geändert worden sein. Denn das Originalschreiben, welches in Schiller's Hände gelangte, stimmt, jene Interpolationen abgerechnet, mehr mit dem Wolzogen'schen Texte überein; die Orthographie des mit einer festen, aber schwer lesbaren Hand geschriebenen Briefes ist durchaus verschieden. Ich lasse den echten Text mit den Varianten bei Frau von Wolzogen (A) und Müller (B) unter Nr. 2 folgen.

Die beiden Antwortschreiben Schiller's an Baggesen und die Wohlthäter vom 16. und 19. December 1791 gibt Müller unter Nr. II. und III. Der zweite Brief des Prinzen vom 7. Januar 1792 ist ihm nicht zugänglich gewesen. Merkwürdiger Weise hat er den Abdruck bei Frau von Wolzogen S. 234 übersehen. Nach ihrer Redaction theile ich ihn unter Nr. 3 noch einmal mit. Als Schiller diesen Brief erhielt, welcher wie der vorige etwa 14 Tage unterwegs gewesen sein wird (an Körner 13. December 1791), lag er krank darnieder, denn am 18.—19. Januar hatte ihn ein erneuter Anfall seiner Krankheit getroffen (an R. 25. Januar und 8. Februar 1793). Als er die Feder halten konnte (R. an S. 7. Februar 1792), nahm ihn die Vollendung des dreißigjährigen Krieges ganz in Anspruch. Unterdessen begannen seine ästhetischen Untersuchungen eine festere Form zu gewinnen. Mit Körner verabredete er den am 15. März 1792 angedeuteten Plan eines ästhetischen Briefwechsels, denn am 25. Mai erklärt er sich darüber, daß er an die ästhetischen Briefe noch nicht kommen konnte. Am 21. September hat er den letzten Bogen des Krieges abgeschickt. Dann fördert das Collegium über Aesthetik seine Forschungen; er denkt an ein Gespräch Kallias, schreibt über Anmuth und Würde. Endlich am 20. Juni 1793 entdeckt er seinem Freunde, daß er seine Vergliederung des Schönen in Briefen an den Prinzen von Augustenburg abhandeln wolle, mit dem er jetzt schon über diese Materie correspondire. Wahrscheinlich war kurz zuvor die Einwilligung des Prinzen eingetroffen. Lange genug hatte er diesen auf Nachrichten warten lassen. Der wichtige Brief vom 9. Februar 1793 (Michelsen Nr. 1) belehrt uns, daß der liegen gebliebene Kallias für seine dänischen Beschützer zunächst bestimmt war, und daß er nun beabsichtigte, seine „Ideen über die Philosophie des Schönen“ in einer Reihe von Briefen dem Prinzen vorzulegen. Er setzte sich also ein höheres Ziel, eine umfassendere Aufgabe, als er später erfüllt hat.

Das Antwortschreiben des Prinzen (Nr. 4) ist undatirt; da er sich aber im folgenden Briefe (Nr. 5) wegen einer Verzögerung von beiläufig einem Monat entschuldigt, werden wir es wol in den März setzen dürfen. Die beiden Quartblätter sind von Schiller's Frau mit den Zahlen 23 und 24 bezeichnet; auf den übrigen Briefen fehlen die Ziffern: wir vermögen also nicht zu entscheiden, ob jene sich auf eine Sammlung der Correspondenz beziehen. Die Abneigung gegen Kant, welche dem Herzog von Freunden eingeflößt worden war, rührt wol besonders von Platner her, der ihn 1790 nach Karlsbad begleitet hatte.

Noch vor seiner Abreise nach Schwaben hatte Schiller die Ausarbeitung begonnen. Am 13. Juli 1793 sandte er den von Michelsen unter Nr. 2 mit-

getheilten Brief, welcher die in den Horen vom zweiten bis zum neunten Briefe behandelte Materie in gedrängteren Zügen schildert. Anderes ist lebendiger und unmittelbarer ausgeführt. Vor Allem das Urtheil über die unheilvolle Wendung der französischen Revolution. Im J. 1792 hatte sie Schiller's lebhafteste Sympathie erregt: „wie wird der Autor von Don Carlos sich freuen!“ ruft Sophie Baggefen am 19. October 1792 aus (Charl. v. Sch. 2, 450). Aber seit der Hinrichtung des Königs verzweifelte er an ihren Erfolgen, und mit wehmüthiger Resignation wird er die in ungedruckten Briefen*) aus Frankreich und Deutschland an ihn gerichteten Aufforderungen, für Lafayette, über Bonaparte zu schreiben, bei Seite gelegt haben. Hier in den alten Briefen spricht er sein vertwerfendes Urtheil nachdrücklicher aus und begründet es ausführlicher als in den neuen. Sodann wird die theoretische Cultur des Zeitalters zwar durch die damit verbundene Erschlaffung beschränkt, aber doch unumwundener anerkannt. Endlich verleiht die Einwirkung des Gedichtes „Die Künstler“, über dessen philosophischen Gehalt Schiller selbst erstaunte, der Darstellung einen wärmeren Ton, der in den neuen Briefen an manchen Stellen bis zu einer poetischen Prosa gesteigert wird, aber mit abstrusen Erörterungen abwechselt und die Einheit der Wirkung stört. Während in den alten Briefen eine schöne Strophe (9, 409) aus den vor dem Abdruck der Künstler gestrichenen Blättern aufgenommen ist, wird sie in dem neunten Briefe der Horen (S. Schr. 10, S. 300) in Prosa**) übersezt. Diese Strophe sowie die oben angeführten rühren vom Eingange des Gedichtes her, der in wechselnden Versmaßen die Bedeutung der Künste schilderte, später durch die Schilderung der verfeinerten Gegenwart ersetzt wurde.

Einen gedruckten Aufsatz „von verwandtem Inhalt“ hat Schiller beigelegt (8, 284), „in dem er einige der Ideen angekündigt und niedergelegt habe, deren nähere Entwicklung ihn nummehr beschäftigen werde“, nicht die „zerstreuten Betrachtungen“, wie Michelsen 7, 78 meint (denn der vierte Theil der Iphigenia mit dem 5. Stück, worin der Aufsatz steht, erschien später), sondern die berühmte Abhandlung über „Anmuth und Würde“, die Sch. am 20. Juni Körner als eben vollendet schenkt, mit der fast gleichlautenden Bezeichnung „als eine Art von Vorläufer seiner Theorie des Schönen“.

Dieses Schreiben beantwortete der Prinz am 2. September durch einen vortrefflichen Brief (Nr. 5), welcher wahrhaft fürstliche Gesinnungen und erleuchtete Ansichten in einer edeln Sprache darlegt. Von einer Anerkennung,

*) Ich werde sie in einer Sammlung von Briefen an Schiller herausgeben.

**) In unreine, metrische Prosa. Die lebhaftern Stellen wimmeln von Hexametern; ich setze von dieser einen Seite folgende Proben her: „Ehe | noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen | zeigen sich die Philosophen um den Künstler geschäftig | eigner unerschöpflichster Lebenskraft ringen sich diese | unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reisen | ) wenn er dann Mann geworden ist, so lehret er eine | welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen | Seinen Stoff kann die Laune entbehren, wie sie ihn grabelt | aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen | edle Styl des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab | hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen | u. s. w. Lessing würde sich vor einer solchen Prosa entsezt haben.“

welche Schiller der theoretischen Cultur des Zeitalters gezoßt hatte, nimmt er Anlaß, seine pädagogischen Ansichten zu entwickeln; mit Bedauern erfahren wir von Michelsen, daß seine Oberleitung des Unterrichtswesens von Einigen als pedantisch getadelt wurde; wir wissen freilich nicht, mit welchem Rechte.

Der Brief erreichte Schiller nicht mehr in Jena; er wurde ihm nicht, wie er selbst meinte (Müller S. 43), im August, sondern im September nach Schwaben nachgesandt.

Die Reise dorthin trat der Dichter am 2. August 1793 an (an Christophine S. 139*). In Nürnberg traf er mit alten und neuen Bekannten zusammen (Charl. v. Sch. 2, 61). In Heilbronn, wo er am 8. anlangte, war seines Bleibens nicht. Erst in Ludwigsburg machte er sich an die Arbeit. In rascher Folge sandte er die von Michelsen Nr. 3—6 mitgetheilten Briefe, von denen Nr. 3 die Antwort auf unsere Nr. 5 enthält, am 11. und 21. November und 3. December. Auch das undatirte Bruchstück Nr. 7 fällt noch in dasselbe Jahr. Denn am 10. December schreibt Sch. an Körner: „Vielleicht gelingt es mir, in „meiner Correspondenz mit dem Prinzen von Augustenburg soweit vorzurücken, „daß ich den ersten Band derselben auf kommende Messe drucken lassen kann**). „Zehn Bogen sind bereits fertig, wo ich das Schöne und den Geschmack bloß „in seinem Einfluß auf den Menschen und auf die Gesellschaft betrachte, und „die reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern philosophisch ausgeführt sind.“ Gerade den Einfluß des Geschmacks auf die Gesellschaft behandelt Nr. 7, also ist dieser Brief vor dem 10. December geschrieben worden. Dann ließ der Eifer nach. Am 3. Februar 1794 schrieb er Körner, daß er Götschen noch gar nichts geschickt habe; die fertigen Briefe dürften gegen vierzehn gedruckte Bogen ausmachen. Nun berichtet er am 17. März: „ich habe schon über acht Wochen ganz in dieser Materie pausirt.“ Also seit dem 20. Januar war nichts geschrieben worden, zwischen dem 10. December und 20. Januar nur vier Bogen. Verschiedene Umstände hatten ihn gestört: erneute Unpäßlichkeit, Mißbehagen an der schwäbischen Umgebung, vereitelte Aussichten auf Mainz, schwankende auf Weimar. Denn ohne Projecte konnte sein rastloser Geist nicht leben. Schon am 4. October klagte er Körner, daß ihn seine Kränklichkeit hindere, Instructor des Erbprinzen von Weimar zu werden. Aber den Plan hielt er fest, ja er übte sich in der Schule seines alten Lehrers Jahn. Die Vermittlerin machte Frau von Stein. Aber am 15. Januar wies sie ihn auf Stuttgart und den neuen Herzog hin, am 16. April mußte sie die abschlägige Antwort der Herzogin

*) Ober am 1.? (Goebcke, Geschäftsbriefe S. 93). Von Stuttgart nach Jena brauchte er neun Tage (an R. 18. Mai 1794). Da auf der Hinreise nach Heilbronn in Nürnberg gestoppt wurde, sind sechs Tage wenig.

**) Am 1. November 1793 schreibt der Verleger Götschen (G. Br. Nr. 69): „Sobald ich A. und Würde erhalten, soll ich gleich darüber her. Eben so über die Philosophie des Umgangs, welche ich eben so schön drucken will.“ Aber A. u. W. hatte die Herzogin schon im August gelesen (Voigt 16. Aug. in einem ungedruckten Briefe); und für die Separatausgabe brauchte G. nichts von S. zu erhalten; er meinte also die Correspondenz, in welche Sch. die Theorie des Umgangs später einschloß. Wahrscheinlich hatte Sch. von einer ähnlichen Schrift, wie Anmuth und Würde, geschrieben.

melden (Charl. v. Schiller, 2, 293. 295). In neuen Entwürfen fand S. Ruhe: Wallenstein wurde hervorgeholt, die Horen beschloffen, und diese Pläne im Kopf lehrte er am 15. Mai 1794 nach Jena zurück. Schwerlich wird er in Stuttgart etwas Nennenswerthes für die Briefe gethan haben: sie waren in Ludwigsburg abgeschlossen.

In Jena mahnte ihn ein Brief des Prinzen vom 4. April, der erst einige Tage vor dem 10. Juni 1794 in seine Hände gelangte (Müller S. 46), an die Correspondenz; da die Originale in Kopenhagen verbrannt waren, versprach er Abschriften zu liefern. Aber das geschah nicht: durch Fichte's Umgang ange-regt, beschloß er, alle eigenen Arbeiten liegen zu lassen, um sich mit Kant's System völlig vertraut zu machen (an R. 4. Juli). Am 12. September finden wir ihn mit der Umarbeitung der Briefe beschäftigt, und zwar mit angestrengter Bemühung (an R. 9. Oct.). Am 29. October schickte er den ersten Transport der neuen Briefe an Körner, am 20. Januar 1795 in den Horen gedruckt an den Prinzen (Müller S. 50).

Wir sehen eine weite Aflust. Vom November 1793 bis zum Januar 1794 sind die alten Briefe rasch geschrieben; erst im September 1794 beginnt die Umarbeitung mit ihrer wichtigen Systematik. Im ersten Stadium tritt uns der philosophische Dichter, im zweiten der dichterische Philosoph entgegen. Wie schade, daß wir den ersten nicht eben so ganz und unverkümmert sehen, wie den letztern.

Außer dem Antwortschreiben Nr. 4 hatte Schiller sechs Briefe aus Ludwigsburg geschrieben (Müller S. 1. 3). Davon besitzen wir Nr. 3. 5. 6 ganz, Nr. 7 zum kleineren Theile; es fehlen also Nr. 7. größtentheils, dann Nr. 8 und 9. Die Gesammtmasse berechnet der Dichter, der in diesen Dingen sehr genau verfuhr, am 10. December auf 10, am 3. Februar auf etwa 14 gedruckte Bogen. Da Götschen sein Verleger werden sollte, ist das Maß eines Bogens von dem Separat-Abdruck der Abhandlung über Anmuth und Würde zu entnehmen; denn eben so schön wollte Götschen die neue Schrift drucken. Dieser Abdruck begreift 115, resp. 120 Seiten in Octav, d. h. etwa  $7\frac{1}{2}$  Bogen. Diese entsprechen im Abdruck der Sämmtlichen Schriften (10, S. 65 ff.) mit Einschluß der Varianten 60, nach deren Abrechnung*) 58 Seiten. Also würden die vollendeten Briefe weniger als das Doppelte, d. h. 108—115 Seiten dieses Drucks betragen haben, oder rund 70 Seiten der deutschen Rundschau. Da nun die abgedruckten Briefe von Nr. 2 an 37 Seiten füllen, fehlen 33 Seiten der verlorenen. Fehlen sie wirklich?

Im Jahre 1795 war Schiller ungemein beschäftigt. Er hatte die weitläufige Redaction der Horen, zu der Körner ihm vergeblich gerathen hatte einen Gehilfen hinzuzuziehen, zu besorgen, die immer neu entstehenden Lücken mit eigenem Manuscript auszufüllen, endlich als sein eigener Concurrent den Musenalmanach vorzubereiten, zu dem ihn sein neu erwachter poetischer Trieb drängte. Dazu kamen Reisen und öftere Kränklichkeit. So rastlos auch seine Thätigkeit, so productiv sein Genius war, unmöglich konnte er Alles, was damals von ihm

*) Ich lasse die verhältnißmäßig geringe Zahl dieser Zeilen außer Acht.

gedruckt wurde, neu verfertigen. Am 19. Januar 1795 schickte er Körner die erste Lieferung der Briefe; seit dem 15. März schrieb er für die Horen die Belagerung von Antwerpen (an R. 5. April), seit dem 15. Mai die Fortsetzung der Briefe (an R. 12. Juni); dann machte er Gedichte (ebd. 4. Juli); am 21. September schreibt er an einem neuen Aufsatz über das Naive und hat außerdem bis zum 15. October nichts gearbeitet. Die philosophische Schriftstellerei schloß er mit dem Aufsatz: „über naive und sentimentale Dichter“ ab, das letzte Manuscript schickte er am 8. Januar 1796 an Gotta (Kalender S. 15) und frohlockte am 7. an Körner, daß er seine philosophische und kritische Schriftstellerei damit für lange Zeit beschlossen habe. Nun muß es auffallen, daß er am 26. Februar die Abhandlung „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ absandte (Kal. S. 19). War er seinem Vorsatze untreu geworden? Keineswegs; er hat die Abhandlung den alten Briefen entnommen. Denn dort steht sie, was Michelsen entgangen ist, D. R. IX, 400 ff.; in den Horen 1796. 3. Stüd. S. 78—91, den Sämmtl. Schr., 10 Nr. XIX, S. 415—24. *) Nur wird ein kurzer Eingang vorausgeschickt, die Ausführung über die Religion vorsichtig weggelassen. Es liegt mithin der Beweis vor, daß Schiller, um Manuscript zu gewinnen, nach den Briefen griff, ohne zur Philosophie als Autor zurückzukehren. Diese Abhandlung bezieht sich ausdrücklich auf die früher erschienene (Horen 1795, 11. Stüd; S. Schr. 10, 407 ff.) „über die Gefahr ästhetischer Sitten“; sie muß also eben daher rühren, und das sagt denn Schiller selbst an R., am 21. December 1795: „der Aufsatz über ästhetische Sitten ist schon ein alter und, ganz, wie „er da ist, vor mehr als zwei Jahren in Schwaben gemacht.“ Er stand also wahrscheinlich in Nr. 7. der Briefe. In der D. R. würde er 4—5 Seiten füllen: es fehlen uns also noch 29 Seiten.

Was in den Horen getrennt erschien, St. 9 und 11, hat der Verfasser selbst 1800 in seinen kleinern prosaischen Schriften Th. 2, S. 355 ff. zu einem Ganzen unter der Ueberschrift verbunden: „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.“ Es gehörte also zusammen, d. h. auch die Abhandlung S. Sch. Nr. XVII „von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders „im Vortrag philosophischer Wahrheiten“ stand in den alten Briefen. Sie füllt in den S. Schriften 19 oder in der Rundschau 13 Seiten. Sie ganz in Rechnung zu bringen, trage ich Bedenken, weil Einiges, dem Inhalt nach, schon in dem erhaltenen Theil, im 5. Brief, steht, also mit Rücksicht auf die Ausstellungen an den neuen Briefen eine Uebersarbeitung Statt gefunden hat. Da das Gleichniß von dem geschmackvollen Arrangement einer Mahlzeit dort S. 389, in anderer Form im 7. Briefe zu lesen ist, liegt die Vermuthung nahe, daß sie zunächst auf das Ende des Gedruckten folgte. Ich beziffere also dieses Stüd mit X.

Nun sagt Schiller selbst (Müller S. 43), daß seine Briefe „Betrachtungen über das Schöne und Erhabene“ enthielten. In dem gedruckten Theil ist von Letzterem nicht die Rede; es muß also in dem verlorenen gestanden haben. Schiller hatte schon in der Thalia 1793 vom Erhabenen gehandelt (S. Sch. 11,

*) Es verhält sich also eine Seite der D. R. zu den Sämmtl. Schriften wie 7:10, rund wie 2:3.

Nr. VI); die neue Ausführung ließ er liegen, bis ihn die Ausgabe der kleineren Schriften zur Durchsicht seiner Papiere veranlaßte. Dort lesen wir Th. 3, S. 13 — 43 eine Abhandlung „über das Erhabene“ (S. Schr. 11, Nr. IX), worin ausdrücklich gesagt wird (S. 229), daß „das Erhabene zu dem Schönen „hinzukommen muß, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen „Ganzen zu machen.“ Folglich gehört auch diese Abhandlung in die alten Briefe. Sie füllt in den S. Schr. 16 Seiten; für die Rundschau vermindert sich also unser Manco um 12 Seiten; es bleiben ungedeckt 17 Seiten — X.

Dazu benutze ich zunächst die ebenfalls in den kleineren Schriften 1802 (Th. 4, S. 310 — 25) veröffentlichten „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ (S. Schr. 11, Nr. VIII S. 207 — 213). Die Unterscheidung des gemeinen und des idealen Porträts (S. 208, vgl. mit D. R. 9, 409) ist den alten Briefen entnommen; die Unterscheidung des moralischen und des ästhetischen Urtheils gehört eben dahin, zur nähern Begrenzung des Erhabenen. Für  $6\frac{1}{2}$  Seite darf ich in dem Format der Rundschau 4 Seiten einsetzen — es bleiben also 13 Seiten — X. Nun hatte Schiller auch „die von aller Theorie unabhängige Erzeugung des Originalschönen durch das Genie“ behandelt und die „bedeutenden Winkte in Kant's Kritik der Urtheilskraft noch gar nicht befriedigend“ gefunden. Diese Fragen löst die Abhandlung über das Naive, indem S. 430 Kant's Theorie des Naiven bestritten, S. 437 die Naivetät des Genies auseinandergelegt wird.

Endlich wird die Lehre von der ästhetischen Gesellschaft erörtert; auch davon sind theils in die neuen Briefe (S. 374), theils in die Abhandlung über das Naive (S. 439 u. a. St.) Stücke übergegangen.

Nimmt man sie mit jenem X zusammen, so darf man behaupten, daß die alten Briefe ihrem Inhalt und größtentheils auch ihrer Form nach erhalten sind. Aber freilich die Verbindung ist verloren, die Stücke haben wir, aber der Faden des Meisters ist abgerissen.

Es würde eine interessante, aber nur durch eine eingehende Analyse lösbare Aufgabe sein, mit dieser lebensfrischen und leicht verständlichen Production die spätere Form der Briefe zu vergleichen. Sie sind von einem Kenner wie Zimmermann, Gesch. d. Aesthetik S. 492, mit Recht sein philosophisches Hauptwerk genannt worden; „die Philosophie der Folgezeit hat sie mit derjenigen Naivität sich angeeignet, die ein Zeugniß der Unwiderstehlichkeit der Wahrheit ist“, und gerade was in den älteren Briefen fehlt, die Construction der wirkenden Triebe, hat jene Principien begründet.

Aber nur die Philosophie der Folgezeit. Die Gegenwart fühlte sich durch den „Ruzus der Begründung durch abstracte Betrachtungen“ (Roze, G. d. Aesth. in Deutschland S. 430) fremdartig berührt, und Schiller mußte eine Enttäuschung erleben, welche ihn gegen das Publicum erbitterte*), gegen die Foren gleichgültig machte. Gerade auf diese Briefe hatte er sich etwas zu Gute gethan, „diese Arbeit“, schreibt er am 12. Sept. 1794 seiner Frau (Charl. v. Schiller 1, 235) „bekommt nun ein ganz anderes Ansehen und gelingt mir

*) Vgl. Vorfin, Schiller's Verhältniß zu dem Publicum seiner Zeit. Leipzig, Weit. 1875.



sehr.“ „Ich leugne nicht, daß ich sehr davon befriedigt bin“, sagt er Körner am 5. Januar 1795. Und was erfolgte? Fichte warf ihm vor: „Sie fesseln „die Einbildungskraft, welche nur frei sehn kann, und wollen dieselbe zwingen, „zu denken. Das kann sie nicht. Daher glaube ich, entsteht die ermüdende „Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen, und die sie „Mehreren verursacht haben“ (Sch's. und Fichte's Briefwechsel S. 40). Die Anstrengung, welche einen Fichte ermüdete, wollte das große Publicum nicht antwenden. Am 25. Juli 1795 notirt Sch. im Kalender: Anonym (Gresfeld). Diesen Brief hat Schiller aufbewahrt; ich gebe ihn als den Ausdruck der gebildeten Masse unter Nr. 6. Wie mußte es den Dichter schmerzen, daß ihm Dalberg's Aufsatz, den er „unendlich elend“ nennt, (an R. 5. April) als Muster vorgehalten wurde.

Auch dem Prinzen behagten die Briefe nicht; er verschob die Lectüre (Müller S. 55), und Graf Schimmelmänn begnügte sich mit den „Strahlen der Morgenröthe“, die ihn für das Tageslicht entschädigten (Charl. v. Sch. 2, 364).

Bis zum 5. Februar 1796 gehen die von Müller mitgetheilten Briefe. Der letzte Nr. XIII deutet, wie Müller bemerkt, „an, daß der Herzog auch noch in diesem Jahre dem Dichter seinen zuerst nur auf drei Jahre versprochenen Jahresgehalt zugesandt hatte“. Deutlicher redet der Kalender. Denn von dem „Kammerath Rirstein aus Kopenhagen, den der Brief erwähnt, verzeichnet der Kalender am 25. Januar 1796 ein Schreiben, ebenso von Heniksen aus Hamburg, und am 30. d. M. „667 Rthlr. durch Heniksen aus Hamburg“; am 25. November: „Rirstein. Heniksen aus Hamburg 100 Ducaten.“ Beiden antwortete Schiller am 1. Februar resp. 25. November; am 5./8. Februar und 25. November schrieb er dem Herzog: 667 Thlr. und 100 Ducaten machen 1000 Thlr., d. h. den Betrag des Jahresgehaltes; Schiller hat also an jenen Tagen dem Bankier in Hamburg sowie dem Finanzbeamten in Kopenhagen seine Quittungen, dem Herzog seinen Dank dargebracht, ebenso dem Grafen Schimmelmänn. Den Kauf des Gartens (8. Febr. 1797) mußte diese großmüthige Unterstützung wesentlich erleichtern. Ueber die späteren Briefe gibt der Kalender ein vollständigeres und richtigeres Verzeichniß als Müller. Er nennt Briefe vom 3. August, 6. November, 11. December 1795, dann vom 11. März, 22. April (nicht März), 27. Mai (nicht März), 4. Juli, 21. October, 25. November 1796 und 16. Januar 1797. Letztere Sendung enthielt zwei Stücke Horen ohne Brief; mit ihr schließt die Correspondenz, wenn ich nicht irre, in einem Mißton.

Schon im Jahre 1796 hatte man in dem nordischen Kreise den engen Anschluß des Dichters an Goethe übel genommen. Die ersten Spuren der Verstimmlung zeigten Baggesen's Gedichte. Am 23. Juli 1796 schreibt Schiller an Goethe Nr. 199: „Von Baggesen spukt ein Epigramm auf meinen Musenalmanach, worin die (venetianischen) Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß „nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser habe vorübergehen lassen, endlich ein venetianischer Nachtopf über ihn ausgeleert werde“. — Das Urtheil wenigstens sieht einem begoffenen Hunde sehr ähnlich.“ Umgearbeitet findet sich das Epigramm in Baggesen's Gedichten 2, S. 151. Nach dem wiedernden Pegasus wird das unsaubere Gefäß einen wirksamern Schluß gebildet

haben. Auf Goethe (oder Schiller?) scheint ferner ebd. S. 215 das Epigramm zu zielen: „Ueber die Kammerthür manches großen Schriftstellers: Geht, fromme Leser, nicht hinein, | Ihr würdet euren Zweck verfehlen! | Man sucht vergebens Mondenschein | Im Monde selber, gute Seelen!“ Schiller hat darauf mit folgenden Versen geantwortet; sie stehen auf demselben Blatte, woraus Goethe 11, S. 160 ein Epigramm gegen F. L. Stolberg mitgetheilt hat:

Ueber der Kammerthür manches Berühmten:  
Weniger findet man nirgend des Mondscheins als in dem Monde.

Baggesen.

Antwort:

Wer den Staar mitbringt, dem ist es auch Nacht in der Sonne!

Noch eine:

Wer an die Kammerthür pocht, der findet den Nachtopf gewöhnlich.

Die Kammerthüre an den Reisenden:

Suchst Du den Hausherrn, Freund?*)

Als der Musenalmanach für 1797 die Angriffe auf Stolberg, Claudius, Klopstock, Reinhold brachte, wuchs der Unmuth. „In Kopenhagen ist man auf die Xenien ganz grimmig, wie mir die Schimmelmann heute schreibt,“ meldet Schiller Goethen am 18. November 1796 (Nr. 245); die Besorgniß der Frau v. Stein (2. November 1796), „Schiller könnte es in der Folge schaden, besonders im Holsteinischen“ (Charl. v. Sch. 2, 315), hatte sich verwirklicht. Schiller antwortete der Gräfin auf ihren Tadel am 25. November, ihre Erwiderung vom 20. December habe ich Charl. v. Sch. 2, S. 365 mitgetheilt. Ihr sanftes Gemüth hielt die Verbindung mit dem Schimmelmann'schen Hause aufrecht. „Er kann uns nicht verkennen, konnte erst es einst“, ruft sie am 23. Sept. 1800 aus, „und so wird er auch nie an unsern Gefinnungen zweifeln“ (ebd. S. 387). „Ach,“ schreibt sie am 15. August 1805, „hätte er (der Graf) Schiller nur einmal im Leben begegnen können, wie hätten sich solche hohe Geister verstanden! — Welcher Einklang, welche Harmonie wäre entstanden, selbst bei der Verschiedenheit mancher Ansicht vielleicht!“ (S. 418). Aber beide Wohlthäter schrieben nicht mehr, der Herzog kam nicht zur Vorlesung des Wallenstein am 20. Mai 1799 (S. 376. 383); er erhielt kein Exemplar des Werks. Die Xenien hatten ihn und den Dichter geschieden.

# 1.

Kopenhagen den 29. November 1791.

Verzeihen Sie, tiefverehrter und innigstgeliebter Herr Hofrath! daß auch ich es wage, Ihnen mit der heutigen Post einige Zeilen zu schicken.

Sie werden einen Brief empfangen, oder schon empfangen haben, von einem, wo nicht fremdenden, doch gewiß sehr unerwarteten Inhalt. Zwei Ihnen ganz unbekannte Weltbürger,

*) Auch Ged. 2, 192 greift Baggesen Goethe an. Später hat er eine förmliche Palinodie verfaßt (Heideblumen S. 197). Reinhold schätzte Sch. als Philosophen nicht hoch (an Körner 4. Oct. 1793. 4. Juli 1794). Doch lud er ihn wie Baggesen zur Theilnahme an den Horen ein. Dann stockte der Verkehr. Nach acht Jahren am 30. April 1802 erhielt Sch. einen freundlichen Brief von Reinhold, den er am 24. Mai beantwortete; er betraf die Angelegenheiten eines Theaterdirectors. Eine Entzweiung hat also nicht stattgefunden, wol aber eine Entfremdung.

die der Schutzengel meines Vaterlandes in Copenhagen zusammengebracht hat, deren Geister-Rang über ihren Titeln: Prinz und Graf eben so erhaben ist als der Ihrige über den Titel Hofrath, vereinigen Ihre für die Menschheit brennende Herzen, Sie um Erlaubniß zu bitten, Ihr oeconomicches Schicksal Ihren Verdiensten, unserm Jahrhundert und der veredelten Menschheit um etwas gemäßer machen zu dürfen.

Ihre Beweggründe zu dieser Bitte sind Kenntniß Ihrer Werke, und die daraus entspringende Bewunderung Ihres Geistes, Hochachtung für Ihren Charakter als Mensch, und Ueberzeugung von der Wichtigkeit Ihres fortwährenden Wirkens — ihr Zweck ist das Heil der Menschheit, der deswegen nicht weniger rein, nicht weniger bestimmt ist, wenn auch ihre Herzen dabei eine freundschaftliche Nebenrücksicht auf Ihre individuelle Lage nehmen.

Ich schätze Sie zu sehr, edler Schiller! um diese schwüchterne Bitte jemals unterstützen zu wagen, wenn ich nicht von diesen Beweggrund und diesen Zweck gänzlich überzeugt wäre. Ich weiß, daß nicht die geringste Eitelkeit, nichts selbst von jenem edleren Stolz, gern geben zu wollen — nichts von allen dem, was man bey weniger seltenen Menschen zu vermuthen berechtigt ist, sich in dieser Handlung mischt. Ich weiß, daß die beide Bittende durch Ihre Genehmigung mehr — unendlich viel mehr, als Sie, gewinnen; und daß sie beide dies fühlen, und immer fühlen werden. Ich kenne beyde diese schöne Seelen genau, nach mehrjährigen vertrauten Umgang; und wenn meine Ueberzeugung, was jene Gesinnungen betrifft, nicht unerschütterlich wäre — ich wiederhole es, so sehr ich beyden auch verbunden*) und ergeben bin, ich würde Redlichkeit genug besitzen, um einen Mann von dem Charakter, den ich Ihnen zutraue, dessen innere Ruhe mir unendlich theurer als seine äußere ist, von der Genehmigung einer solchen Bitte abzurathen — wenn Er meinen Rath brauchte, oder ich berechtigt wäre Ihn einen solchen zu geben. Ich bin schon im voraus so überzeugt, daß Unabhängigkeit einem Geiste wie dem Ihrigen das non plus ultra irrdischer Vortheile sein muß, daß ich, — wenn auch nur die geringste Verbindlichkeit mehr, als die, welche die bloße Anerbietung einem fühlenden Herzen notwendig macht, Ihnen mit der Annahme derselben aufgelegt wurde — lieber Ihren Tod noch einmal beweinen möchte, als nur mit einer Sylbe dazu beitragen, Ihr Leben zu verlängern. Aber im obliegenden Falle hält es meine ruhige, nach reifer Ueberlegung immer gleich urtheilende Vernunft für strenge Pflicht, Ihnen als Mensch, als Bürger, und (meinerseits) als Freund, dies Annehmen anzurathen. Und wenn ich nicht zu dem Ende meine ganze Verehrbarkeit anbiete, so ist es nicht bloß, weil die immer gegenwärtige Vorstellung der Ihrigen mich schwächern macht, sondern weil ich weiß, daß ich keine andere besitze, als die des Schweigens.

Möchte dies Schweigen mit den einzigen Ausdruck der höchsten Empfindung Ihnen alles dasjenige sagen, was meine Seele der Ihrigen bey dieser Gelegenheit zuflüstert! möchten Sie darin lesen, edler Schiller! wie glücklich Sie nicht nur den Prinzen Friedrich Christian, und den Grafen Ernst Schimmelmann durch Ihre Annahme — sondern wie selig Sie mich, meine Frau, und viele andere, die wenigstens dadurch, daß sie Sie ganz zu schätzen wissen, verdienen von Ihnen gekannt zu werden, durch Ihre Hieserkunft machen würden!

Erlauben Sie mir indeffen die ziemlich ruhige Hoffnung einer uns beglückenden Entscheidung! Sie ist auf Schätzung der Höhe, die ich Ihrer Seele zutraue, gegründet. Edel ist bisweilen der Stolz, von niemanden etwas, das man nicht gleich mit gleicher Münze bezahlen kann, anzunehmen; aber noch edler ist das Selbstbewußtsein, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, jenes sich erlauben zu können! Wenn der Mensch sich jemals ganz zum göttlichen Gipfel seines moralischen Vermögens hinaufschwingt, so ist es sicherlich nicht, wenn er sichtbar giebt und unsichtbar nimmt; sondern wenn er sichtbar nimmt und unsichtbar giebt. In jenem Falle handelt er eigennützig, weil er nur auf sich selbst — in diesem großmütig, weil er nur auf andere Rücksicht nimmt. Aber ich schäme mich, Ihnen etwas zu sagen, was Sie sich selber sicher und unendlich besser sagen werden.

Soeben erhalte ich ein Willket von den Grafen Schimmelmann, worin er mir aufträgt, Sie inständigst zu bitten, seinen Namen in dieser Sache geheim zu halten. Ich unterstütze diese

*) Baggejen hatte die Reise, welche das sadwizige Buch à la Sterne „das Labyrinth“ beschreibt, mit der Unterstützung des Prinzen gemacht. Im October war er erst zurückgekehrt.

Bitte, da ich weiß, wie sehr er das scheinen mehr als alles haßt, und überzeugt bin, daß das einzige, was ihm diese Handlung konnte bereuen lassen, öffentliche Bekanntmachung wäre. Das nehmlische gilt von den Prinzen. Er äußert übrigens einige Furcht, daß ein Ausdruck in dem Briefe (den der Prinz aufgesetzt und geschrieben hat, und worin er aus Höflichkeit keine Veränderung hat machen wollen) Ihnen anstößig sein könnte. Er appellirt auch gegen das „wir“ wo der Prinz von Ansetzung hier spricht, weil dies nicht von Ihm; sondern bloß vom Prinzen, als Protector der Universität, abhängt — — Doch ich will Ihnen lieber das ganze Billet schicken. Sie können zum Theil die Delicateffe seines Kopfs und seines Herzens daraus sehen. Nur dies muß ich hinzufügen: Wenn Sie diesen Mann kannten, würden Sie ihn gewiß nicht, als jemand, den man abgewiesen hat, auch nur sich selbst, erscheinen lassen.

Kommen Sie, tiefgeschätzter, innigstgeliebter Mann! Sie werden den Nordpol näher rücken; aber warme Herzen schlagen Ihnen entgegen. Kommen Sie zu uns! Bald wird unser Reinhold Ihnen nachfolgen. Sie werden doch etwas hier in Coppenhagen finden, das man nicht überall antrifft: Muffe, Freyheit und Freunde! Auch Ihrer liebenswürdigen Gemahlin (der ich meine Empfehlungen zu Füßen lege) wird es nicht an liebenden Schwestern fehlen.

Ich will es nicht anfangen, Ihnen für alle die seligen Stunden, die Sie mir unsichtbar — und für die unvergeßliche Momente die Sie mir sichtbar geschenkt haben, zu danken — denn ich würde nie endigen.

Grüßen Sie durch Ihren eigenen Genius meinen unaussprechlich theuren Reinhold — und sagen Sie ihm von Schimmelmann, dem Prinzen und mir alles was Hochachtung und Liebe ausdrücken möchten.

Ich bin mit jenen Gefühlen, die Sie hieher rufen, ewig  
Ihr ergebenster

J. Vaggesen.

## 2.

[27. November 1791.]

Zwey Freunde, durch Weltbürgerinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekant,¹⁾ aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius²⁾ der verschiedene Ihrer neuern³⁾ Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken⁴⁾ stempeln konnte.⁵⁾ Sie finden⁶⁾ in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnnten sich bey ihrer Lesung⁷⁾ an die Idee⁸⁾ den Verfasser derselben als Mitglied ihres⁹⁾ freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bey¹⁰⁾ der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen¹¹⁾ Zahl von¹²⁾ guten Menschen¹³⁾ die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafteste Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann¹⁴⁾ vertheilige uns bey¹⁵⁾ Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens!¹⁶⁾ Wir fassen¹⁷⁾ es ab,¹⁸⁾ mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delicateffe¹⁹⁾ Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen,²⁰⁾ ein gewisses Maaß²¹⁾ vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung²²⁾ der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre durch alzuhäufige²³⁾ Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit,²⁴⁾ bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen²⁵⁾ Ruhe, wenn sie wiederhergestellt,²⁶⁾ und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgemindert werden soll.²⁷⁾ Allein Ihre Verhältnisse²⁸⁾ Ihre Glücks-

¹⁾ unbekant A B — ²⁾ Genius, A B — ³⁾ neueren B — ⁴⁾ Werken B — ⁵⁾ konnte. A — ⁶⁾ fanden B — ⁷⁾ bei ihrer Lesung A — sich sehr bald B — ⁸⁾ Idee, A B — ⁹⁾ Ihres B — ¹⁰⁾ bei A B — ¹¹⁾ großen A B — ¹²⁾ der B — ¹³⁾ Menschen, A B — ¹⁴⁾ Mann, A B — ¹⁵⁾ bei A — ¹⁶⁾ Schreibens; A Schreibens. B — ¹⁷⁾ fassen A — ¹⁸⁾ ab A — ¹⁹⁾ Delicateffe A B — ²⁰⁾ in der Tugend edlern und gebild. Seelen A — ²¹⁾ Maaß A — ²²⁾ Mißbilligung A B — ²³⁾ alzuhäufige B — ²⁴⁾ zerrüttete B — ²⁵⁾ großen A einer großen B — ²⁶⁾ wiederherge-  
— ²⁷⁾ soll, alle — ²⁸⁾ Ver-

umstände verhindern Sie, sich²⁰⁾ dieser Ruhe zu überlassen. Wollen²¹⁾ Sie uns wohl²¹⁾ die Freude gönnen Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern?²²⁾ Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei²³⁾ Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern²⁴⁾ an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an²⁵⁾ edler Mann! Der Anblick unsrer²⁶⁾ Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir²⁷⁾ wissen diese²⁸⁾ zu schätzen.²⁹⁾ Wir kennen keinen Stolz als nur den,⁴⁰⁾ Menschen zu seyn, Bürger in der großen⁴¹⁾ Republik,⁴²⁾ deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen,⁴³⁾ mehr als die Grenzen eines⁴⁴⁾ Erbballs⁴⁵⁾ umfassen. Sie haben hier⁴⁶⁾ nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Große,⁴⁷⁾ die durch einen solchen⁴⁸⁾ Gebrauch Ihrer⁴⁹⁾ Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth⁵⁰⁾ fröhnen.

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe⁵¹⁾ genießen⁵²⁾ wollen. Hier bey⁵³⁾ uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen⁵⁴⁾ für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt⁵⁵⁾ die der Sitz⁵⁶⁾ einer Regierung, zugleich ein großer Handlungsplatz⁵⁷⁾ ist, und⁵⁸⁾ sehr schätzbare⁵⁹⁾ Büchersammlungen⁶⁰⁾ enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren⁶¹⁾ Seiten wetteifern⁶²⁾ Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen,⁶³⁾ denn wir sind hier nicht⁶⁴⁾ die einzigen welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter⁶⁵⁾ Gesundheit wünschen sollten⁶⁶⁾ im Dienste des Staats⁶⁷⁾ angestellt zu werden,⁶⁸⁾ so würde es uns nicht schwer fallen⁶⁹⁾ diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennützig⁷⁰⁾ diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung⁷¹⁾ zu⁷²⁾ machen. Wir überlassen dies⁷³⁾ Ihrer eignen⁷⁴⁾ freien⁷⁵⁾ Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer⁷⁶⁾ Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche⁷⁷⁾ muß jede andre⁷⁸⁾ Betrachtung nachstehen.

Copenhagen den 27. November 1791.

Friedrich Christian P. v. S. Holstein.

Ernst Schimmelmann.⁷⁹⁾

### 3.

[7. Januar 1792.]

Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeige, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte. Nichts kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblick mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können.

### 4.

[März 1793.]

Ihr Schreiben vom 9. Februar, mein wehrtester Herr Hofrath, ist mir, den interessanten Inhalt desselben abgerechnet, schon durch die Versicherung von der Zurückkehr Ihrer verlohrnen Gesundheit überaus erfreulich gewesen. Es ist also jetzt Hoffnung da, daß Ihr fruchtbarer Genius,

hältnisse, A B — ²⁰⁾ Sie, sich A Sie sich B — ²⁰⁾ Wollen A B — ²¹⁾ uns B — ²²⁾ erleichtern. B — ²³⁾ drei A B — ²⁴⁾ 1000 Rthlr. B — ²⁵⁾ an, A B — ²⁶⁾ unsrer A B — ²⁷⁾ abzulehnen; wir A — ²⁸⁾ dieß B — ²⁹⁾ schätzen A B — ⁴⁰⁾ den, B — ⁴¹⁾ großen A B — ⁴²⁾ Republik A — ⁴³⁾ Generationen B — ⁴⁴⁾ eines A — ⁴⁵⁾ Erbballs A („des Weltalls“ gibt Müller falsch als Variante — ⁴⁶⁾ hier B („haben nun“ gibt Müller falsch als Variante an) — ⁴⁷⁾ Große A B — ⁴⁸⁾ durch solchen A — ⁴⁹⁾ ihrer A B — ⁵⁰⁾ Stolz A — ⁵¹⁾ Ruhe Ihres Geistes A — ⁵²⁾ genießen A B — ⁵³⁾ bei A — ⁵⁴⁾ Befriedigung A — ⁵⁵⁾ Hauptstadt, A — ⁵⁶⁾ Sitz A B — ⁵⁷⁾ eine große Handelsstadt A ein großer Handelsplatz B — ⁵⁸⁾ ist und B — ⁵⁹⁾ schätzbare A B — ⁶⁰⁾ Büchersammlungen A B — ⁶¹⁾ mehreren A B — ⁶²⁾ wetteifern, A B — Dänemark A B — ⁶³⁾ machen; A — ⁶⁴⁾ sind nicht B — ⁶⁵⁾ wiederhergestellter A B — ⁶⁶⁾ sollten, A B — ⁶⁷⁾ unsers Staates B — ⁶⁸⁾ angestellt zu seyn A — ⁶⁹⁾ fallen, A B — ⁷⁰⁾ klein eigennützig, A kleineigennützig B — ⁷¹⁾ Hauptbedingung A — ⁷²⁾ zum B — ⁷³⁾ dieses A B — ⁷⁴⁾ eigenen A B — ⁷⁵⁾ freien B — ⁷⁶⁾ Ihrer B — ⁷⁷⁾ Wunsch B — ⁷⁸⁾ andere A B — ⁷⁹⁾ Datum und Unterschrift fehlen in A B. —

von dem der Freund der Menschheit, der Liebhaber der Wissenschaft und Kunst noch so vieles zu erwarten berechtigt ist, nicht so balde, als wir es bisher befürchten mußten, der Erde wird entrissen werden. Es ist keine übertriebene Schmeichelei, wenn ich Ihnen sage, daß wenig Nachrichten mir angenehmer seyn könnten als diese.

Ich nehme mit vielem Vergnügen den von Ihnen angebotenen Briefwechsel an. Die Aussicht, welche mir dieses Anerbieten gewährt, schmeichelt meiner Eigenliebe und Wißbegierde. Ihre Briefe werden mir eben so viel Belehrung als Unterhaltung darbieten, und ich werde, dies verspreche ich Ihnen, ein aufmerksamer und dankbarer Schüler seyn.

Aber ob ich Sie immer verstehen werde? Wenn nur Philosophie überhaupt und nicht Kenntniß einer Art von Philosophie insbesondere dazu erfordert wird, so glaube ich, ja. Verwundern Sie Sich nicht über diese Frage! Sie sind, wie ich merke, ein eifriger Verehrer der kantischen Philosophie, und ich gestehe Ihnen, daß ich von dieser Philosophie sehr wenig weiß, also auch die kantische Kunstsprache nicht verstehe. Ich bin deshalb hinlänglich entschuldigt. Zur Zeit, da ich theoretische Philosophie studirte, war Kants Kritik der reinen Vernunft neulich erschienen, und erregte noch keine auffallende allgemeine Aufmerksamkeit. Unmittelbar nachher auf einen geräuschvollen Schauplatz versetzt, habe ich bisher weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, mich in Kants Schule einführen zu lassen. Ich kenne ihn nur aus den Erzählungen meiner Freunde, und den Zänkereien, zu denen er so oft in geselligen Unterhaltungen Gelegenheit schafft; und warum soll ich es verschweigen? ich bin, in so fern man ein solches Urtheil bey einer so hürftigen Kenntniß als die meinige, wagen darf, eher gegen, als für seine Philosophie eingenommen. Manches seiner Resultate scheint mir überspannt; ich habe überhaupt kein sonderliches Zutrauen zu großen, alles erschütternden Revolutionen; vielleicht hat mich der übertriebene und unduldsame Eifer vieler unter seinen Verehrern aus meiner Bekanntschaft, die, indem sie mit verächtlicher Herabwürdigung alles nichtkantische oder antikantische behandelten, auch zugleich durch ein undeutliches unbestimmtes Geschwätz, oder durch die Aengstlichkeit, mit welcher sie sich selbst ihre Begriffe deutlich zu machen suchten, einen Beweis ablegten, daß sie selbst noch unausgebildete Schüler, und also nicht im Stande waren ein entscheidendes Urtheil über den Wehrt philosophischer Systeme zu fällen — vielleicht hat dieser unduldsame Eifer auch etwas Einfluß auf meine Abneigung gegen das ernstliche Studium von Kants Schriften gehabt, welches überhaupt mehr Zeit und Anstrengung erfordert, als ich darauf verwenden kann. Vielleicht bin ich auch durch Freunde, die Kanten nicht ohne etwas Feindseligkeit beurtheilen, zu sehr mit Vorurtheilen gegen ihn erfüllt worden.

Dieses Geständniß würde mir theuer zu stehen kommen, wenn Sie Sich durch dasselbe bewegen finden sollten, Ihren Briefwechsel über den erwähnten Gegenstand aufzugeben. Aber lassen Sie durch dies Geständniß nicht abhalten, denselben anzufangen. Ich bin kein System Mann kein philosophischer Gelehrter von Handwerk. Meine Brust ist nicht mit dreifachem Erz gepanzert. Sie ist, dies kann ich dreist sagen, offen für jede Wahrheit, in welchem Gewande diese auch erscheinen möge, und in demjenigen, in welchem der Liebling der Muten und Grazien, ein Mann, den ich so vorzüglich schätze und liebe, sie darstellen wird, wird sie doppelt Eingang bey mir finden.

Friedrich Christian.

5.

Augustenburg den 2. September 1793.

Daß ich Ihren Brief vom 18 Julius nicht früher beantwortet habe, daran ist nicht Mangel irgend einer derjenigen Gefinnungen Schuld, welche der vortreffliche Inhalt desselben mir aufs neue gegen den Verfasser einflößen mußten. Allein jeder meiner hiesigen Freunde wollte diesen Brief lesen, endlich mußte ich ihn auch meinem Freunde Schimmelmann nach Copenhagen schicken, und erst vor wenig Tagen erhielt ich ihn von dort zurück.

Sie haben den gewählten Gegenstand in diesem Briefe auf eine Art abgehandelt, welche mich nach der versprochenen Fortsetzung lüstern macht. Daß diese nicht lange zögern möge, darum bitte ich Sie! Ihre Briefe schaffen uns eben so viele Festtage, und diese können nicht zu oft wiederkommen nicht zu schnell auf einander folgen.

Es ist ein schweres Unternehmen welches Sie wagen, und Ihr Ruhm wird unsterblich seyn, wenn es Ihnen gelingt. Das Gebiet der Schönheit, der Herrschaft der Laune entziehen, es der Vernunft unterwerfen, — ich ahnde die Möglichkeit, aber ich staune wenn ich an die Geisteskraft denke, die hier nicht unterliegen muß.

Willig trete ich Ihrer Meinung bey, daß das Reich der politischen Freiheit noch zu frühzeitig ist. Es fehlt an Priestern dieser Gottheit würdig. Nur Freygebohrne können ihren Dienst versehen und die Menschen unsers Zeitalters sind nicht einmahl Freygelassene. Ich bin völlig überzeugt daß jeder Versuch ohne politische Ketten einherzuwandeln uns mißlingen wird. Die eblern Menschen, die bessern Köpfe müssen daher, nach wie vor, mit großmüthiger Entsagung des selbsteigenen Genußes, sich begnügen Saamen auszustreuen, vorzubereiten, einzelne in das lichtvolle Reich der Vernunft und Freyheit einzuführen, dessen Bürger sie sind, und dem keine Verfolgungen, kein Despotismus sie entreißen kann. Es wird noch lange dauern, bis Staaten und Völker in dieses Himmelreich eingehen werden.

Nur bey einer Stelle Ihres Briefes trefflicher Mann habe ich etwas zu erinnern. Ich glaube daß es unsern Zeitgenossen auch an theoretischer Cultur, daß es ihrem Verstande eben so wohl an Licht als ihrem Herzen an Wärme fehlt. Kenntnisse sind zwar einzeln in großer Menge vorhanden, aber großer Gott! wie unzusammenhängend! wie schlechtgeordnet und unvollständig! Es blizt in den Köpfen, bleibendes Licht ist selten anzutreffen. Begierig alles zu wissen, läßt man sich nicht die Zeit gehörig zu lernen. Auch die Anordnung unsrer Studien ist daran Schuld. Diese trägt entweder das Gepråg untwissender Willkühr oder des barbarischen Zeitalters. Man führt in den Köpfen der jungen Leute wissenschaftliche Gebäude auf, ohne einen festen Grund zu haben, und zu dem Fundamente nimt man Materialien die nie in feste Verbindung mit einander gebracht werden, nie das Gebäude tragen können. Hier muß vor allen Dingen reformirt werden, und ich für meinen Theil arbeite dazu aus allen Kräften.

Baggeseu hat nach allem was ich höre eine viel zu vortheilhafte Beschreibung von mir gemacht. Er ist Dichter und mein Freund. Dies erklärt alles, und muß gegen das Lob welches er ertheilt mißtrauisch machen. Man erzeigt mir zu viel Ehre, wenn man mich in Ansehung der Fähigkeiten, der Talente, der Kenntnisse für mehr als einen Menschen vom gewöhnlichen Schlage hält. Alles was man vielleicht mit einigem Grunde von mir sagen kann, ist, daß ich nicht ein Fürst von gewöhnlichem Schlage bin. Und daher haben auch meine Empfindungen einen andern Maasstab, und meine Gesinnungen mehr Aufrichtigkeit, und zumal mehr Lebhaftigkeit, als bey den häufigen Automaten meines Standes angetroffen wird. Geist, Talent und eble Humanität können bey mir mit Gewißheit auf den ihnen schuldigen Tribut von Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe rechnen. Dies sind also natürlich meine Gesinnungen gegen den Verfasser jenes mir so angenehmen Briefes, und diese Gesinnungen sind eben so lebhaft als meinem Herzen theuer.

Fried. Christian.

6.

[10. Juli 1795.]

Beß der Ankündigung der Horen konnte man von der Verbindung einer solchen Anzahl solcher Männer gewiß alles erwarten. Jetzt liegen die 5 ersten Stücke dieser Zeitschrift vor mir, und ich finde, daß die Verfasser schon beym Auftreten nicht Wort gehalten haben.

In der Ankündigung wurde versprochen: die Resultate der Wissenschaft wollte man von ihrer scholastischen Form zu befreyn, und in einer reizenden wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinfinn verständlich zu machen suchen, das heißt doch wohl: für gebildete Nichtgelehrte zu schreiben, und billig muß denn die Sprache auch gemeinverständlich und aller Kunstworte entladen seyn. Die Verf. des N. 2 und 4 im 1ten und 4ten Stück, des N. 5 im 2ten Stück haben gewiß die Ankündigung nicht gelesen, sonst würden sie nicht sogleich die Deutsche gebildete Nichtgelehrten auf einmahl von den Horen zurückgeschreckt haben. Es wäre leicht aus diesen Aufsätzen ein kleines Wörterbuch von solchen Worten und Ausdrücken zu samlen, die zwar, wenn Gelehrte für Gelehrte schreiben, ihren vollen Werth haben mögen, die aber in eine Zeitschrift wie die Horen, nicht gehören, und keineswegs eine Deutsche Prosa musterhaft machen. Ich meine auch, daß der Verf. des Aufsazes im Berl. Archiv über Prosa und Beredsamkeit der

Deutschen die harte Züchtigung im 5ten Stücke der Horen, nicht so ganz verdient, denn es ist doch wohl Wahrheit, daß eine reine dem gebildeten Nichtgelehrten faßliche und zum Fortlesen hinreißende Prosa etwas so ganz gewöhnliches nicht ist. Entweder ist die Perioden Verkettung so lang, daß ein übermenschlicher Athem dazu gehört, eine Periode mit der richtigen Stimmbiegung laut auszulesen, oder der Vortrag ist so mit Bilder beladen, daß der Leser immer nur ratzen muß oder der Vortrag ist in eine solche scholastische Form gehüllt, daß das Lesen ermüdet, oder der Inhalt kann nur dem Verfasser wichtig seyn, und daher ohne Reiz für Leser x. x. Ich will an die Prosa im Engl. Zuschauer nicht erinnern, aber unter uns Deutschen sind Wieland z. B. in den Beiträgen, Mendelssohn in den Briefen über die Empfindungen und im Phädon, und die Verf. des Philosophen für die Welt Muster, wie man gebildeten Nichtgelehrten Philosophie vortragen muß. Wer diese freilich etwas schwere Kunst nicht versteht, der sollte an keiner Zeitschrift, die: Wahrheiten wenigstens in einer einfachen Hülle dem Gemeinfinn verständlich machen will, nicht arbeiten, besonders der Verf. der Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen nicht, der in der Fortsetzung immer mehr den Cathederton mit dem Ton für gebildete Weltleute verwechselt, und — nicht gelesen wird.

Die Horen hätten für Deutschlands Prosa und Geschmack wichtig werden können, wenn die Männer die daran arbeiten nur ihren Zweck in der Ankündigung vor Augen behalten hätten. Was sich Gelehrte untereinander zu sagen haben, gehört in Akademische Schriften. Die schon genannte Aufsätze besonders sind zum Debüt der Horen nicht gut gewählt, die Abnahme wirds lehren. Leser die den Phädon gelesen und mit Lust wieder gelesen haben fluchen, wenn sie bey ungleich minder wichtigen und noch öfters schwankenden Materien so angestrengt nachdenken sollen. Ein talentvoller junger gebildeter Nichtgelehrte las den N. 4 im 1ten Stück, wie er aber an die Worte kam: Die Wahrheit an sich ist nur formal, so hörte er auf, mit dem Ausruf: Das ist für einen Prof. der alles zermalgenden Philosophie, nicht für den Leser der Horen.

Um Verzeihung bitte ich wegen dieses Schreibens nicht: der Wahrheitsfreund braucht keiner, wenn ihn seine reine und uneigennützige Absicht entschuldigt.

Grefeld den 10 July 95.

Im 5ten Stück, des H. v. Dalbergs Aufsatz: über Kunstschulen, welche Klarheit, Bestimmtheit und doch Energie des Ausdrucks, hingegen über das Spiel u. s. w. wer soll diesen Aufsatz lesen. Bei einer Materie die durchaus Laune, Munterkeit und Klarheit erfordert hätte, welche Dürre, und welcher Ton!*)

---

*) In einem kaufmännischen Siegel die Buchstaben F H V L D. Herr Dr. Vollmer, der in seinem so eben erschienenen vortreflichen Buche „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“ diesen Brief ebenfalls abdruckt, ist geneigt, den Ort für fingirt zu halten; er denkt an Berlin, Breslau oder Leipzig. Das Wasserzeichen einer holländischen Papierfabrik D u. C Blanco habe ich ohne Wappen, wie hier, auf ganzen Vogen nur viermal gefunden, darunter zweimal aus Nürnberg und Altorf (1795 und 96), einmal aus Eisenach (1800) und Berlin (1802). — Einen ähnlichen groben Brief von anderer Hand erhielt Sch. nach der Aufführung von Turandot.



# Eduard von Hartmann und seine neuesten Schriften.*)

~~~~~  
Von

Prof. Adolf Rassin in Berlin.
~~~~~

## I.

Wer den gegenwärtigen Zustand der philosophischen Forschung in Deutschland schildern wollte, würde nicht ungewöhnlich verfahren, wenn er an die Schriften Eduard von Hartmann's anknüpfend von diesem Gesichtspunkte aus die demselben befreundeten und die gegnerischen Richtungen einer Musterung unterwürfe. Denn bei aller Verschiedenheit der Meinungen über den echten Werth und bleibenden Gehalt der von Hartmann vertretenen Ansichten: die Nothwendigkeit, sich mit der „Philosophie des Unbewußten“ kritisch auseinanderzusetzen, haben fast Alle empfunden, die in der philosophischen Wissenschaft gegenwärtig eine bestimmte Stellung einnehmen, und auch Manche, die zwar eine solche Stellung nicht einnehmen, aber doch den Reiz verspüren, in dieser viele Gemüthlicher beschäftigenden Frage sich auch hören zu lassen. Das ergibt denn ein reiches Concert von Stimmen, und was etwa an philosophischen Ansichten und Bestrebungen heute überhaupt vorhanden ist, kommt dabei in der wünschenswerthesten Vollständigkeit an den Tag. Es ist immer gut, wenn wenigstens Einer da ist, der sich Gehör zu erzwingen versteht.

Zudem die Thatsache, daß Hartmann's Hauptwerk einen ganz außergewöhnlichen äußeren Erfolg errungen hat und nun seit Jahren eine Stellung im Vordergrunde der wissenschaftlichen Literatur behauptet, — diese Thatsache ist auch den entschiedensten Gegnern der Hartmann'schen Doctrin unbestreitbar. Und ein solcher Erfolg muß doch wol, wie jede Erscheinung in der Welt, ihren zu-

---

*) 1. E. von Hartmann, Kritische Grundlegung des transscendentalen Realismus. Zweite, erweiterte Auflage von „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit“. Berlin, Karl Dunder. 1875. (12 Bgn. gr. 8.)

2. — —, Wahrheit und Irrthum im Darwinismus. Eine kritische Darstellung der organischen Entwicklungstheorie. Ebb (12 Bgn. gr. 8.)

3. — —, Die Selbstzersehung des Christenthums und die Religion der Zukunft. 2. Aufl. Ebb. (9 Bgn. gr. 8.)

reichenden Grund haben. Enge Gemüther reichen allerdings mit allerlei äußerlichen Erklärungsgründen aus; eine pragmatifirende Reflexion leitet am liebsten die größten Wirkungen aus den kleinsten Ursachen her und gefällt sich außerordentlich in diesen ausgeklügelten Zusammenhängen der Dinge. Wer einigermaßen gründlicher angelegt und an die Erwägung literarischer Thatfachen gewöhnt ist, wird es vorziehen, den ungemeinen Erfolg eines Buches, welcher Art es auch sei, und nun gar eines Buches von hochspeculativem Gehalte, das dem Interesse größerer Massen so weit entrückt scheint, einfach darauf zurückzuführen, daß es in der Form der Darstellung, oder in seinem Gehalte an Gedanken und Anschauungen, oder endlich in beiden Beziehungen den Bedürfnissen und Stimmungen einer Mehrzahl von Zeitgenossen in außergewöhnlicher Weise entgegenkommt und von den Bestrebungen und Strömungen, die jetzt gerade mit mehr oder minder deutlichem Bewußtsein in den Herzen und Köpfen der Menschen lebendig sind, ein sprechendes Spiegelbild entwirft.

Damit ist freilich noch gar nicht gesagt, daß ein solches Buch, welches Jahre lang die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen fesselt, nun auch eine ebenso hervorragende Bedeutung für alle Zeiten besitzen und einen Ehrenplatz in der Literatur des Faches für immer verdienen müsse. Nicht selten ist auch in der philosophischen Literatur die Bemerkung zu machen, daß das, was glänzt, für den Augenblick — der ja auch eine längere Dauer haben kann — geboren ist, während die Echtheit des Echten erst dadurch ihre volle Bewährung erlangt, daß es auch der Nachwelt unverloren bleibt. Aber zum Bilde der Gegenwart gehört es immer als ein nicht unwesentlicher Zug, daß in dieser Zeit gerade dies mit Vorliebe gelesen, mit Eifer besprochen, mit Leidenschaft bestritten oder bekräftigt wird. R. Büchner's „Kraft und Stoff“ würde man kaum nach irgend einer Beziehung ein sehr hervorragendes Buch nennen können. Aber zum Gesamtbilde des wissenschaftlichen Treibens, der Stimmungen und Strebungen in Deutschland seit 1858 gehört das Buch in hervorragender Weise, und die Beobachtung ist doch nicht ohne Bedeutung, daß das Interesse an dem in mehr als 12 Auflagen erschienenen Hauptlehrbuche des — wie man wol gesagt hat — vulgären Materialismus sich mehr und mehr erschöpft hat und von dem Interesse für die auf so wesentlich verschiedene Ziele hinarbeitende „Philosophie des Unbewußten“ abgelöst worden ist.

Unter den philosophischen Schriftstellern der Gegenwart ist von Hartmann entschieden der allmodernste; er ist es auch dann, wenn man von dem Gehalte seines Philosophirens und von den Resultaten seines Denkens für eine in sich einheitliche Weltanschauung zunächst absieht. Denn auch die Philosophie hat, wie andere Wissenschaften und wie die belletristische Literatur, ihre Moden. Einem einigermaßen feineren Stilgeföhle tritt in der Gesamtheit der Productionen verschiedener Jahrgänge, zuweilen selbst wenn der zwischen ihnen liegende Zeitraum ein relativ geringer ist, eine Verschiedenheit des Habitus, des Tones, der ganzen Formengebung entgegen, die durchaus nicht auf Rechnung zufälliger Individualitäten zu setzen ist, schon deshalb nicht, weil dieses der Wahrnehmung des Sinnigen sich aufdrängende geistige Parfüm den Vertretern sich befehender Richtungen, den verschiedensten gleichzeitigen Individualitäten gemeinschaftlich

anhängt. In der philosophischen Literatur aber, wie sie noch in den vierziger und fünfziger Jahren sich darstellte, und wie sie gegenwärtig zu uns spricht, den tiefgreifenden Unterschied von Ton und Haltung wahrzunehmen, dazu gehört nicht einmal ein ausgebildeteres Stilgefühl; diesen Unterschied fühlt so zu sagen ein Blinder mit dem Stock in seiner Hand.

Nicht unsere Philosopheme sind heute wesentlich andere als vor einigen Jahrzehnten, — denn wirklich neue und doch gesunde Gedanken vorzubringen ist schwerer, als Derjenige sich denkt, der mit der Geschichte der Wissenschaft nicht hinlänglich bekannt ist, und wer auf deutschem Boden und innerhalb der dem deutschen nationalen Geiste eigenthümlichen Formen des Denkens verharret, der kann sich, auch wenn er's wollte, von dem Gedankenkreise der classischen Vertreter deutscher Philosophie nicht gar weit entfernen. Aber in dem Vortrag unserer Gedanken sind wir himmelweit von einem früheren Geschlechte verschieden. Die Philosophen, auch diejenigen, welche in strenger Form philosophiren und nicht bloß auf das Bedürfniß weiterer Kreise der Gebildeten sich einrichten, schreiben heute deutlicher, allgemein verständlicher als die Vorfahren, die großen Baumeister und die kleinen Rärner, es zu thun pflegten. Das heißt nicht etwa, diese letzteren hätten, wie der Vorwurf der Unverständigen lautet, Schwierigkeiten und Dunkelheiten muthwillig gehäuft, etwa um nur den Auserlesenen den Zugang zu eröffnen oder gar um hinter solchem Nebel ihren Unwerth zu verbergen: sondern sie sind gerade so deutlich gewesen, wie es bei ihrer Art die Untersuchung zu führen möglich war. Der Unterschied zwischen Früher und Jetzt liegt vielmehr darin, daß die Altvorderen Begriff aus Begriff zu entwickeln trachteten und sich sorgfältig im Aether möglichst weit getriebener Abstraction tummelten, wir vielmehr an der Hand der concreten Thatfachen uns möglichst schrittweise weitertasten und der Anschauung auch in eigentlich speculativer Untersuchung einen weiten Spielraum gestatten, bis ihr am letzten Ende denn freilich der Boden unter den Füßen fehlt und der Athem ausgeht.

Man sagt wol, die Reihe der deutschen Philosophen von Kant an und am meisten Hegel und seine Schule hätten zu ausschließlich der deductiven Methode, oder, wie es mit entschiedenerem Vorwurf lautet, der aprioristischen Construction gefröhnt; die Zeitgenossen gingen besonnener zu Wege, indem sie von gesicherten Thatfachen aus inductiv zu allgemeineren Sätzen schrittweise und mühsam emporstiegen. Aber dieser Unterschied will — auf philosophischem Gebiete nämlich — nicht viel bedeuten, wenigstens dann nicht, wenn er nicht auf die Form der Darlegung, sondern auf die Gewinnung der Theoreme selber bezogen wird. Denn Induction und Deduction, das ist innerhalb des Denkens als solchem, welches ja nicht Thatfachen, sondern Gedanken erzielt, — ein ganz relativer Unterschied; im wirklichen Denken sind immer beide vereinigt, und nur durch Abstraction vermag man sie in dem einheitlichen Denkproceß als gesonderte Momente aufzuweisen. Man hat nichts Einzelnes in der Vorstellung, wobei man nicht das Allgemeine, den Begriff, voraus dächte, und man kann das Allgemeine nicht denken, ohne daß das Einzelne schon darin enthalten wäre. Diejenigen, welche a priori construirten, oder zu construiren vorgaben, ordneten doch damit nur erfahrungsmäßige Thatfachen in ein begriffliches Schema ein,

und Diejenigen, welche aus dem Einzelnen vermittelt der Induction zu allgemeinen Gesetzen aufsteigen, bringen zum Einzelnen, das sie uns aufzählen, oder auf welches ihre Aufmerksamkeit gerichtet ist, schon vormeg das Allgemeine mit, auf welches sie hinaus wollen. Der Unterschied liegt also weit weniger in einer verschiedenartigen Grundrichtung des Denkprocesses, als vielmehr in dem Maße des guten Willens, sich durch die Thatfachen belehren zu lassen und danach die allgemeinen Begriffe zu corrigiren, sowie in der Sicherheit, mit welcher gerade die geeignetsten Fälle gesammelt werden, um zu dem gesuchten Allgemeinen zu gelangen. Es gibt ebenso wenig „inductive“, als es „deductive“ Wissenschaften gibt. Sondern alle Wissenschaft ist Beides in Einem.

Aber allerdings, in der Form der Darlegung offenbart sich ein wesentlicher Unterschied, und dieser beruht auf dem seit den letzten Jahrzehnten mächtig gestiegenen Respect vor der Empirie, einem Respect, der auch seine guten Gründe hat. Denn vor etwa fünfzig Jahren hätte noch kein Mensch ahnen können, welche Resultate eine methodisch fortschreitende Empirie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu erreichen im Stande sein würde. Nur sollte man Empirie nicht mit Induction verwechseln. Jene hat zum Ziele, neue Thatfachen zu finden und sicher zu stellen, diese will auf Grundlage solcher Thatfachen über gewisse vorläufig abgegrenzte Kreise von Erscheinungen zu einer leidlich gesicherten Meinung gelangen. Empirisch gesicherte Thatfachen verdienen in der That den höchsten Respect des Denkers, einen Respect, welcher den Resultaten bloßer Induction, sobald sie mit den Ergebnissen kritischer Erörterung der Begriffe in unlösbaren Conflict gerathen, billig vorenthalten wird.

E. von Hartmann ist in seinen Grundtendenzen von Denkern wie Schelling oder Hegel nicht wesentlich verschieden. Tritt man aber in dasjenige Buch ein, in welchem er auf einem breiten Unterbau die bis zur dünnsten monistischen Spitze sich verzüngende Pyramide seiner speculativen Weltanschauung errichtet, so hört man zunächst allerlei von Hunden und Vögeln, Ameisenarten und geköpften Fröschen, Reflexbewegungen und Instincten, was alles sehr unterhaltend und kurzweilig ist, und wobei man im Anfang noch gar nicht ahnen kann, worauf es mit dieser bunten Mannigfaltigkeit von Thatfachen denn eigentlich hinaus soll. Erst ganz allmählig und eigentlich erst ganz am Schlusse, in einem Capitel, das die höchsten Höhen früherer Speculation noch zu überfliegen unternimmt, sehen wir, wie behutsam und wie absichtsvoll, wie listig und freundlich zugleich der gedankenmächtige und kenntnißreiche Denker uns unvermerkt an das Ziel geführt hat, zu dem er uns hat haben wollen. Dennoch bleibt uns das Gefühl, diese Fülle von Thatfachen sei eigentlich überflüssig. Die speculativen Resultate hat er selber in seinem Denken anders gewonnen, und er hätte sie uns auf eine allerdings weniger anschauliche Weise, doch mit wenigstens gleich strenger Ueberzeugungskraft auch ohne dieses reiche, zum Theil verwirrende Material durch streng begriffliche Entwicklung vermitteln können. Denn alle diese Thatfachen, die vorgebracht werden, sind vieldeutig und lassen viele Erklärungsgründe zu. Daß der Philosoph gerade diese Deutung vorzieht, auf welche die anderen, denen sie doch auch bekannt waren, und die über dieselben ebenso eifrig nachgedacht haben, nicht verfallen sind, das beweist doch nur, daß

sein Denken schon vorher diese bestimmte Richtung genommen hatte, und daß er uns die Resultate seines Denkens auf diese Weise nur plausibler vorzutragen sucht.

„Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode,“ das ist die Losung, die am Frontispice der „Philosophie des Unbewußten“ steht. Vielleicht ist darin doch mehr ein der Zeitströmung abgetragener Tribut, als ein inneres Moment der Sache zu finden. Weder ist die inductive Methode die naturwissenschaftliche, noch würden sich, wenn sie es wirklich wäre, speculative Resultate durch sie erzielen lassen. Wir können den Gegnern Hartmann's, die vom empiristischen oder vom naturwissenschaftlichen oder auch vom Standpunkte des sogenannten gefunden Menschenverstandes aus, der gar kein wissenschaftlicher Standpunkt ist, seine speculativen Resultate bekämpfen, wenigstens darin so unrecht nicht geben, daß sie ihm die Berechtigung bestreiten, seine Methode „inductiv“ zu nennen. Die Art, wie Hartmann eine Fülle von Anschauungen sammelt und ordnet, um an ihnen einen abstracten Begriff zu illustriren, und dann diese Begriffe kritisch bearbeitet, ist allerdings von dem was man sonst Induction nennt himmelweit verschieden. Aber daß eine Methode wie die von Hartmann angewendete an Werth gegen das, was man landläufig Induction nennt, zurückstände, das ist entschieden zu bestreiten. Vielmehr ist sie denselben trotz der äußerlichen Ähnlichkeit der Vortragsweise außerordentlich überlegen, so überlegen, wie eine den systematischen Zusammenhang der Begriffe gründlich durchdenkende Untersuchung es derjenigen gegenüber ist, welche sich begnügt, Worte von ungefährer Bedeutung aus der gemeinen Vorstellung herüberzunehmen und damit nach Belieben zu operiren, indem sie an erfahrungsmäßige Thatsachen als Maßstab angelegt werden.

Das Problem indessen, wie es sich Hartmann scheinbar stellt, die Zweckmäßigkeit in der Natur als die Manifestation einer hellsehenden unbewußten Vernunft durch Inductionsreihen aus der Erfahrung nachzuweisen, ist ein völlig unlösbares und hoffnungsloses. Der Begriff dieser Zweckmäßigkeit selber ist von höchstem Werth, die Betrachtung aller Gebiete der Erscheinung unter diesem Gesichtspunkt gerade in dieser Zeit ein äußerst verdienstliches Unternehmen. Aber daß die Zweckmäßigkeit erfahren werden könne, ist auf's entschiedenste zu bestreiten. Wir nehmen gewöhnlich dort Zweckmäßigkeit an, wo ein auffallendes Zusammenstimmen der verschiedenartigsten Bedingungen für eine zum Gesamtbilde des erscheinenden Daseins wesentlich gehörende Wirkung sich beobachten läßt. Aber jeder Thatsache eines solchen Zusammenstimmens läßt sich eine Thatsache von ebenso auffälliger Disharmonie gegenüberstellen; dem Leben steht der Tod, der Schönheit die Häßlichkeit, der Vervollkommenung die Verschlechterung entgegen. Beide Seiten sind in der Erfahrung gleichmäßig gegeben; vom Standpunkte der Erfahrung aus hat man ungehindert die Wahl, welche von beiden Erscheinungsreihen man als die natürliche, regelmäßige und wesentliche Form des Werdens betrachten will. Einer scheinbar überlegten Ausparung der Mittel bis zu höchster Einfachheit steht anderswo die äußerste Verschwendung gegenüber, der leichten Uebersichtlichkeit auf dem einen Gebiete die größtmögliche Verwicklung, ja Verworrenheit auf dem anderen Gebiete. Demnach erscheint es in der That vom Standpunkte der Erfahrung aus gerathener, jenes Zusammenstimmen

der Bedingungen, welches man Zweckmäßigkeit zu nennen so leicht versucht ist, für einen bloßen Specialfall zu halten, der dann und wann, hier und da, vereinzelt und zufällig eintritt, aber kaum den Anspruch erheben dürfte, für die Regel oder auch nur für das der Zahl der Fälle nach Uebertwiegende angesehen zu werden.

Wer die Zweckmäßigkeit als herrschende Form in der Welt nachweisen will, dem bietet sich für solchen Nachweis keine andere mögliche Basis, als das Denken selber. Wer sich auf die Thatfachen stützt, hat immer den nicht zu widerlegenden Einwurf zu gewärtigen, daß es ja gerade die erste und wichtigste, die bisher mit stetig steigendem Erfolge gelöste Aufgabe der empirischen Wissenschaft ist, die rein mechanische Vermittlung jeder gegebenen Wirkung nachzuweisen und den Zweckbegriff, welcher nichts erklärt, zu eliminiren. Für die „Philosophie des Unbewußten“ hat das scheinbar inductive Verfahren denn auch in der That den Nachtheil mit sich geführt, daß der eigentlichen Intention des Philosophen zuwider das Zweckmäßige mehr als eine Reihe einzelner Vorgänge und Erscheinungen auftritt, während doch im Ernste die Zweckmäßigkeit, falls sie wirklich die Welt der Erscheinungen durchwaltet, nicht in einer Reihe von Einzelheiten gefunden werden kann, sondern nur in der innigen Beziehung aller einzelnen Erscheinungen auf das lebendig bewegte, innerlich zu einer geschlossenen Ganzheit von Dingen und Processen sich gliedernde und zur Einheit sich wieder ergänzende Universum.

Indessen gerade in dieser Beziehung macht die „Philosophie des Unbewußten“ den Eindruck des im eminenten Sinne Modernen. Es ist ja geradezu die Atmosphäre, in der wir seit geraumer Zeit leben, diese Fülle von naturhistorischem, physikalischem Detail, das in breiten Strömen sich über uns ergießt und von dem uns, um einen wenig gewählten, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, die Köpfe brummen. An sich wäre es gewiß nicht zu tadeln, dieses Bestreben, das durch exacte empirische Forschung gefundene Material von Thatfachen in möglichst populärer Form darzustellen und zu möglichst weit verbreitetem Gemeinbesitz zu machen: wenn nur an diesem Geschäfte sich nicht so viele absolut leichte Köpfe und so viele völlig unberufene Hände betheiligten, wenn nur nicht in Folge dessen das wissenschaftliche Material im Dienste völlig fremdartiger Tendenzen mißbraucht würde, nämlich zu frivoler, voreiliger, unüberlegter Polemik gegen allen idealen Besitz der Menschheit in Sitten und Ueberzeugungen; und wenn nur nicht windige Speculationen, die sich mit sehr wenig Aufwand von Denkkraft und Kenntnissen auf vereinzeltten Beobachtungen und Wahrnehmungen aufbauen, die Miene annähmen, sie wären in demselben Sinne das gesicherte Ergebnis exacter empirischer Forschung, wie es von dem außerordentlich reichen Schätze in jüngster Zeit entdeckter und gesicherter Thatfachen mit Recht ausgesagt werden darf.

In der „Philosophie des Unbewußten“ steht allerdings die verschwenderisch beigebrachte Fülle naturwissenschaftlichen Materials, wie man bei der Lectüre allmählig mehr und mehr einsieht, im Dienste einer strengen begrifflichen Erörterung. Aber daß die speculativen Resultate mit innerer Nothwendigkeit sich aus jenem Material ergäben, das ließe sich nicht sagen. Uns schiene es für den Beweisgang bei Weitem ersprißlicher, wenn der Schein einer „inductiven“

Beweisführung nicht angenommen worden wäre, wenn die innere Bewegung der Begriffe, so wie sie sich wirklich im Kopfe des Denkers vollzogen und seine Weltanschauung bedingt hat, und nicht fast zufällige Observationen über einige Erscheinungen der äußeren Welt den Gang des Beweisens und Darstellens bestimmten, und wäre es selbst auf Kosten der Popularität. Wir wünschten mindestens in dieser Beziehung den Denker weit weniger „modern“.

Es ist gar keine Frage, daß der Denker damit einem hervorragenden Zuge im Charakterbilde der Gegenwart entspricht. Wir sind der Romantiker, insbesondere sofern sie auf die Gestaltung des praktischen Lebens und die Auffassung der realen Thatfachen Einfluß zu gewinnen sucht, herzlich satt, wir wollen uns nicht in Illusionen wiegen. Das grelle Tageslicht ist uns entschieden lieber als der dämmernde Mondenschein. Es sind die großen praktischen Aufgaben, die Ordnung unserer staatlichen, gesellschaftlichen, kirchlichen Verhältnisse, die uns vorwiegend beschäftigen, und an denen sich unsere Sinnesart ausbildet; commercielle, industrielle Interessen bewegen unsere Zeitgenossen ungleich tiefer als frühere Geschlechter. Ein Geschlecht, das Staaten gründet und Armeen organisiert, das Maschinen baut und in immer neuen Erfindungen den Kampf mit den Naturgewalten führt, muß sich ganz anders in die realen Thatfachen einlassen, als ein solches, für dessen geistiges Leben etwa das Theater und die ästhetische Cultur im Vordergrunde stehen. Durch solchen aller Sentimentalität und romantischen Phantasterei gründlich abgewendeten Realismus hat das gegenwärtige Geschlecht seine größten Erfolge errungen. Ueberall, in der Wissenschaft wie in der Politik, haben wir gelernt, den Thatfachen klar in's Auge zu sehen. Unsere Politik ist unter den Händen jenes nie genug zu bewundernden Meisters der Staatskunst, der uns das deutsche Reich geschaffen, in vollstem Sinne eine Realpolitik geworden. Das System unserer Gesetzgebung, die Form unserer Geselligkeit — Alles trägt denselben Charakter unromantischer, verständiger Klarheit. So falsch es ist, von der Herrschaft der materiellen Interessen in unserer Gegenwart zu sprechen, so richtig ist es, das Vorwiegen der realen Gesichtspunkte in unserem Denken und Thun anzuerkennen.

Solcher Realismus schließt den Idealismus keineswegs aus, oder doch nur den Idealismus in untergeordneter und wenig berechtigter Form. Im Gegentheil, mit der nüchternen Beobachtung der Thatfachen verträgt sich sehr wohl das wärmste Pathos, die echteste Begeisterung für hohe praktische Zwecke, und wer nicht in der Betrachtung jener niederen Bedingungen stecken bleibt, wer sich zu erheben vermag zu der Anschauung, wie alles jenes Endliche, Sinnliche, in so miserabler Form es sich uns ausdrängt, schließlich doch nur das Mittel ist, dessen sich die Idee bedient, um sich zu verwirklichen: der mag eben in diesem Siege der Idee über das Gemeine, das uns alle händigt, das Element eines nur um so reicheren, tieferen und auch das Gefühl nur mächtiger beseelenden Idealismus finden. Das kann man schon bei Hegel bestätigt sehen, dessen Gegensatz zu aller Romantik, aller Phantasterei und Schönfärberei die gegenwärtige Epoche im tiefsten vorbereitet hat. Ganz fremd ist dieser Idealismus auch Hartmann nicht. Aber er ist doch durch ein fremdartiges Element wesentlich beeinträchtigt, — wir meinen durch seinen Pessimismus.

Der Pessimismus ist für unser Gefühl eine niedrige, störende Beigabe des Hartmann'schen Gedanktrefses. Mit allem Anderen bei ihm könnten wir uns vielleicht versöhnen, mit dem Pessimismus nicht. Es läßt sich ja wol begreifen, aus welchen Elementen seines eigenthümlichen Gedankenganges ihm diese Anschauung zugewachsen und wie er mit ihr allmählig so fest verwachsen ist, daß er sich nicht mehr daraus zu lösen vermag und auf die Sache einen Werth legt, den sie in keiner Weise verdient. Denn ob er nun mehr oder minder eng mit den obersten Principien zusammenhänge, der Pessimismus bleibt auch im besten Falle doch nur eine zufällige Anschauung, eine willkürliche Annahme. Aber diese Anschauung ist zugleich lebenswidrig und todtenhaft, diese Annahme empört das Gefühl und reizt jede gesunde Faser zum Widerspruch.

Hartmann hat dieses leidige Ingrediens seiner Denkweise von Schopenhauer überkommen. Er hat die Schopenhauer'sche Form des Pessimismus in seiner Weise umzubilden, zu veredeln gesucht; vergebens, die Sache bleibt so widrig wie zuvor. Wir halten das Bekenntniß nicht zurück, daß unter allen Gestalten, die die Geschichte der Philosophie umschließt, keine uns weniger sympathisch, keine peinlicher und unheimlicher berührt, als die des schwarzgalligten Einsiedlers von Frankfurt. In der That ist auch das, was bei Hartmann an seinen Ausgangspunkt von der Schopenhauer'schen Richtung erinnert, bei weitem das Störendste und Unbefriedigendste. In diesem oder jenem Punkte hat sich Hartmann, seitdem er sich vor den Augen des Publicums weiter entwickelt, von Schopenhauer mehr und mehr entfernt, nicht zum Nachtheil für seine Leistung. Daß er der pessimistischen Paradoxie ganz entlagen werde, dazu ist keine Hoffnung vorhanden.

Und doch hängt sie mit den Grundlagen seines Philosophirens gar nicht wesentlich zusammen. Die ganze Sache läuft schließlich auf eine durch das Gefühl bedingte Werthschätzung hinaus und hat mit Philosophie so wenig wie möglich zu thun. Bei Hartmann, der nur von „eudämonistischem Pessimismus“ spricht, während er vermöge seines „evolutionistischen Optimismus“ die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit in der Entwicklung der Dinge anerkennt, dreht es sich allein um den Satz, daß die Summe des Leides für alle empfindenden Wesen größer ist als die Summe der Lust. Deshalb soll es besser sein, die Welt wäre überhaupt nicht; deshalb soll die Welt gesetzt sein durch den ganz zufälligen Entschluß eines blinden und dummen Willens.

Der Satz von dem Ueberwiegen des Leides aber läßt sich nun und nimmermehr erweisen. Die Lust wie die Unlust ist das schlechtthin Fließende, sie besteht nur im Entstehen und Vergehen; sie hat ferner keine Größe, mit der sich rechnen ließe; sie verbleibt schlechtthin in der Sphäre des empfindenden Subjects, sie ist unendlich modificirt nach der unendlichen Individualität der empfindenden Wesen, und Keiner kann sie einem Anderen nachempfinden. Hier fehlt jede gesicherte Grundlage für den Ansatz einer Rechnung, und wenn Einer behaupten wollte: der Genuß des Schönen, die Freude am Wahren und Guten allein entschädigt so überreichlich für allen Schmerz des Lebens, körperlichen und geistigen, daß dieser dagegen gar nicht in Betracht kommen kann, so gäbe es kein Mittel, ihn zu widerlegen.



Gesetzt aber, das quantitative Uebergewicht der Unlust wäre wirklich erweisbar und erwiesen: was würde daraus für den Charakter der Welt folgen? Was berechtigt, den Werth der Welt abzuschätzen nach der Summe der Lust oder Unlust der empfindenden Wesen? Jedenfalls müßte, ehe man die Welt aus diesem Grunde für schlecht erklärt, zuvor erwiesen sein, daß diese Welt keinen anderen Zweck habe, als die Lustempfindung, ein Erweis, der nimmer zu führen ist.

Und wäre die Welt wirklich schlecht in diesem Sinne, daß sie ihren Zweck, das Glück der empfindenden Wesen, nicht erfüllte, so wäre doch auch diese Erkenntniß ohne Erheblichkeit für den Nachweis, daß die Welt ihren Ursprung aus einem blinden, vernunftlosen Willen genommen hat. Wird nur sonst die vernünftige Beschaffenheit der Weltprocesse zugegeben, so kann das Vorhandensein des Leides, und wäre es selbst überwiegend, auf den Urheber oder den Ursprung eben dieser Welt keinerlei nachtheiliges Licht werfen. Wie Schönheit, bestimmte Form, Erhaltung des Geordneten und Fortbildung zu höheren Formen in dieser „besten“ Welt nur so weit vorkommen kann, als die in eben dieser Welt gegebenen Bedingungen der Vielheit und Endlichkeit es zulassen, so ist auch die Lust und das Glück, selbst wenn sie zu den Zwecken der Welt gehörten, immer nur als Endliches und Unvollkommenes möglich, weil sie unter denselben Bedingungen stehen, wie die oben genannten Güter. Das objectiv Gute und das subjective Wohlbefinden sind nur theilweise erreichbar; gehört das Häßliche, Formlose und Zweckwidrige, Tod und Zerstörung mit zum Gesamtbilde der Welt, ohne daß an der Herrschaft einer zweckmäßig verfahrenen Vernunft gezweifelt werden dürfte, so wird man auch Unlust und Leiden nicht gegen die Vernünftigkeit ihres Ursprungs zeugen lassen dürfen. Es ist leicht einzusehen, daß, wenn es einmal eine Welt geben sollte, das Häßliche und die Unlust in ihr vorkommen mußte. Gegen die Vernünftigkeit eines Urhebers würde also z. B. die Häßlichkeit mit gleichem Rechte als Instanz vorgebracht werden können, wie der Schmerz, und es bedarf des Pessimismus nicht, um den Hartmann'schen Satz von der Abstammung alles Realen aus einem blinden, grundlosen Willen zu erweisen. Es genügte zu sagen, die Welt besteht aus endlichen, unvollkommenen Dingen; das Unvollkommene aber kann nicht aus dem Vollkommenen stammen.

Der Pessimismus ist also nicht einmal für Hartmann nöthig, um seine Grundanschauung genügend zu motiviren. Aber auch diese Grundanschauung wird man nicht leicht theilen mögen. Die Hypothese, daß es ebenso gut möglich wäre, die Welt wäre nicht, als daß sie da ist, ist nicht haltbar. Denn das Sein des Nichts schlechthin entzieht sich jedem Gedanken. Das Dasein der Welt wird auf den grundlosen, rein zufälligen Entschluß des leeren Willens geschoben; aber das heißt nichts Anderes als daß auf die Erklärung überhaupt verzichtet wird. Etwas aus dem Zufall ableiten, heißt, es gar nicht ableiten. Wenn die Sache darauf hinauslaufen sollte, so konnte mit gleichem Rechte schon früher Halt gemacht und der Zufall als Erklärungsgrund schon früher eingeschoben werden. Das Problem, die Welt des Unvollkommenen aus dem Vollkommenen zu erklären, hat sich Hartmann selber unmöglich gemacht durch die Einseitigkeit, mit der er den „Willen“ der „Vorstellung“ als das schlechthin von ihr Getrennte

gegenüberstellt. In der That sind beide mit einander und in einander, zwei Richtungen an der einen obersten Vernunft, und wenn aus ihrem Zusammenwirken die Welt des Endlichen hervorgehen sollte, so wird der „Wille“ dabei den vernünftigen Zweck, die „Vorstellung“ das System der Mittel, d. h. von anderm Gesichtspunkte aus angesehen, der Ursachen geliefert haben. Ein positiver Zweck wird aber trotz Hartmann in der Herausbildung des Unendlichen aus dem Endlichen durch Freiheit, also in dem Sittlichen zu finden sein. Es wird der Entfaltung des absoluten Wesens zu einer sich vernünftig entwickelnden Welt des Endlichen, deren Grund es ist, ein höherer Werth beizulegen sein, als wenn dieses Wesen ewig lieblos in sich verschlossen bliebe. Die Möglichkeit dieser Ansichten scheint uns durch die von Hartmann erhobenen Einwände nicht befestigt.

Doch wir wollten den Denker charakterisiren, nicht ihn widerlegen. Wir lehren zu seinem Pessimismus zurück. Mit diesem hängt zusammen, was bei Hartmann am paradoxesten und unangenehmsten sich geltend macht: die sonderbare Ansicht von dem rein negativen Ziele der so gründlich positiven Weltentwicklung, von einer Gesamterlösung durch die universelle Verneinung des Lebens, von einer stetig wachsenden Macht des bewußten Seins, bis dahin, wo es sich von dem blinden, unvernünftigen Willen zu leben schlechtthin losmachen und die Welt in ihr Nichts zurückschleudern kann.

Das Alles ist Traum, und kein holder Traum, Hirnspinnst, aber mehr barock und seltsam, als anmuthend und phantasienvoll. Man sieht wol, wie der Philosoph von Einem zum Andern gekommen ist, am deutlichsten in den „Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten“ (Berlin, C. Duncker, 1873, S. 33—35). Aber das Resultat, bei dem er anlangt, zeugt genügend gegen die Basis, von der er ausging. Nicht bloß ein gesundes Gefühl, sondern auch ein klares Denken wird sich dagegen sträuben, Principien anzunehmen, die zu solchen Consequenzen führen. Die „Philosophie des Unbewußten“ wird durch die Fülle von Geist, die sich in ihr bethätigt, eine höchst interessante und fesselnde Bereicherung unserer philosophischen Literatur, durch manchen vortrefflich und mit ausgezeichnete Beredsamkeit geschriebenen Abschnitt eine Bereicherung unserer Literatur überhaupt bilden: aber Schüler und Anhänger wird sie sich kaum in größerem Umfang gewinnen. Das Werk wird allseitig anregend zu wirken fortfahren; es wird vielen in althergebrachten Sätzen Eingerosteten den Zwang auferlegen, eine Reihe von Problemen neu zu durchdenken; aber es wird sehr wenigen einen Schatz eigener philosophischer Ueberzeugungen zu vermitteln und eine einheitliche Weltanschauung zur Aneignung darzubieten im Stande sein. —

Man kann auch den Pessimismus, als einen Auswuchs des oben charakterisirten nüchternen Realismus, und wenigstens insofern als ein modernes Element bezeichnen. Aber so modern Hartmann sonst auch sein mag, man muß doch nicht glauben, daß er die Weise der Früheren ganz verlassen und verleugnet hätte. Im Gegentheil, er sucht die historische Anlehnung und betont sie. Schopenhauer, Hegel, Schelling: das sind die Drei, an welche als die großen Meister im Reiche des Denkens Hartmann anknüpft. Dabei nun, scheint es, hat er Schopenhauer entschieden zu viel Ehre erwiesen, wenn er ihn mit den

beiden anderen auf gleiche Linie stellt. Schopenhauer hat es zu einer Reihe von aphoristischen Gedanken gebracht, in welchen sich sehr deutlich seine eigene Gemüthsverfassung ausdrückt; irgend etwas, was einem systematischen Ausbau ähnlich wäre, hat er nicht erreicht, und seine Stellung in der Geschichte der Philosophie kann man doch nur mit einem von Schelling viel gebrauchten Ausdruck als eine „episodische“ bezeichnen. In den fünfziger Jahren hat die Schopenhauer'sche Weise des Philosophirens eine Gemeinde um sich versammelt, die mehr ausgezeichnet war durch die Ausdauer und Energie, mit der sie sich geltend zu machen suchte, als durch reiche Gedankenproduction; es war eine Zeit stagnirenden Lebens draußen in der Politik und drinnen in der Wissenschaft, und die Verbitterung des Gemüthes, die aus Schopenhauer spricht, fand damals ihre Gläubigen und ihre Priester. Vor dem schärfern Windzug einer großen Epoche, die ein thatenfreudiges Geschlecht zu einer reich und tief bewegten Thätigkeit emportrieb, sind jene verdrießlichen Stimmungen mehr und mehr zerflohen, und die eigenthümlichen Gedankencombinationen Schopenhauer's sind mehr und mehr in das Dunkel zurückgetreten, aus dem sie gewissermaßen nur der Zufall herausgezogen hat.

Niemand hat an Schopenhauer eine unbarmherzigere Kritik geübt als Hartmann selber, Niemand die auf der Hand liegende Zusammenhangslosigkeit dieses Denkers, die innere Inconsistenz dieser Principien kräftiger nachgewiesen als er. Nichts desto weniger hält Hartmann daran fest, daß Schopenhauer in der Geschichte der Philosophie eine Hegel coordinirte Stellung einnehme und zwar als dessen polarischer Gegensatz. Wir können Schopenhauer solche Ehre nicht erweisen. Als polarischen Gegensatz zu Hegel fassen wir ihn auf, aber nicht als dessen durch die wissenschaftliche Spannung der Principien geforderte Ergänzung. Wie viel oder wie wenig Hegel zu leisten gelungen sein mag, — das wird dem Manne Jeder zugestehen, daß es rein und ausschließlich das Pathos der wissenschaftlichen Erkenntniß gewesen ist, was ihn getrieben hat. Gerade dieses rein theoretische Interesse müssen wir Schopenhauer absprechen. Der Trieb zu allseitiger Durchbildung theoretischer Erkenntniß war in ihm nicht mächtig genug; darum ist er bei widerspruchsvollen Sätzen stehen geblieben, die doch mehr als blendende, effectvolle Einfälle, weit weniger als solide Erkenntnisse, wirken und sich bei einiger Kritik als völlig unzulänglich erweisen, um eine in sich geschlossene Weltanschauung zu tragen und zu begründen.

In der That hat Hartmann von Schopenhauer sehr Weniges in seine Gedankenwelt hinübergenommen. Die Anhänger Schopenhauer's wollten in Hartmann zuerst blos einen talentvollen Interpreten ihres Meisters erkennen; später wiesen sie ihn als einen anmaßenden Verderber und Verfälscher der echten Lehre zurück, und beides mit ungefähr gleichem Unrecht. Daß Hartmann von Schopenhauer beeinflusst worden ist, das ist freilich leicht zu merken; aber die Aehnlichkeit besteht doch mehr in der äußerlichen Manier, als in den wesentlichen Principien. Jene Durchsichtigkeit des Ausdrucks, das entschiedene, ja crasse Colorit der Rede, die auch das Barocke und Absonderliche nicht scheut, die ungenirte Dreistigkeit und derbe Natürlichkeit der Wendung: das Alles ist bei Schopenhauer vorgebildet. Selbst die Anlehnung an das reiche Material naturwissen-

schaftlicher Thatfachen ist bei Hartmann nur viel weiter entwickelt. Dagegen würde es zu weit gegangen sein, wenn man auch nur den Hartmann'schen Pessimismus ausschließlich aus Schopenhauer'schen Anregungen ableiten wollte. Allerdings, das eudämonistische Princip in der Beurtheilung der Welt; die Abmessung von Lust und Unlust, um danach den Werth des Daseins zu bestimmen; die Respectlosigkeit gegenüber der Religion, die bei einem Denker, der ein so großes Gewicht auf das Historische legt, doppelt auffällig ist; die breit ausgeführte Darlegung des metaphysischen Hintergrundes der Geschlechtsliebe: das findet bei Schopenhauer seine Anknüpfungspunkte. Doch das Alles betrifft nicht eigentlich das Wesentliche der Anschauung; dieses stammt anderswoher. Der tiefere Grund, insbesondere jener ganzen trostlosen Lehre, daß das Nichtsein der Welt besser wäre als ihr Sein, und die bis zur übertriebensten Schärfe gesteigerte Gegenfährlichkeit von Wille und Vorstellung ist doch bei weitem mehr aus einer anderen, und man kann ja wol auch sagen, aus einer besseren Quelle abzuleiten, aus der späteren Schelling'schen Lehre, der sogenannten „positiven Philosophie“.

Hartmann selber hat dessen gar kein Geheim. Er hat sich und dem Publicum hinlänglich klar gemacht, wo die tieferen historischen Quellen seiner Anschauungsweise zu finden sind. In der höchst interessanten kleinen Schrift: Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer (Berlin, E. Staude, 1869), hat er mit wünschenswerthester Deutlichkeit sich über sein Verhältniß zu Schelling ausgesprochen, wie denn überhaupt Hartmann's kleinere Schriften, ohne zugleich das, was in dem großen Hauptwerke störend sich heimischt, mit herüberzunehmen, alle Vorzüge des Denkers in hervorragendem Maße an sich tragen und als eine Art von Commentar zu diesem Hauptwerke über das, was Hartmann eigentlich will und anstrebt, das hellste Licht verbreiten. Dort nun setzt Hartmann geschickt und klar auseinander, in welchen Ansichten Schelling und Schopenhauer sich berühren, in welchen sie auseinandergehen, und es findet sich, daß Hartmann an Schopenhauer'schem nur da festhält, wo es auch Schelling zugehört, in jedem Falle der Discrepanz aber zwischen den beiden Vorgängern — nur die Nuganwendungen in Bezug auf religiöse Fragen ausgenommen — sich Schelling anschließt. Kein Zweifel daher, daß nicht Schopenhauer, sondern Schelling derjenige Denker ist, als dessen Fortsetzer man Hartmann betrachten muß.

Dabei ergibt sich nun ein höchst interessanter Contrast, der die Vieldeutigkeit philosophischer Principien, wenn sie auf die praktischen Lebensbeziehungen angewandt werden, in ein auffälliges Licht setzt. Man erinnert sich, — und bei der Säcularfeier Schelling's, die jüngst (den 27. Januar 1875) an mehreren Orten Deutschlands begangen worden, hat man mehrfach daran erinnert, — daß bereinst Schelling gerade vermöge seiner „positiven Philosophie“ als der Erneuerer einer in politischer und namentlich in religiöser Hinsicht conservativen Weltanschauung galt, daß Friedrich Wilhelm IV. ihn eben deshalb nach Berlin zog, um den berühmten Philosophen als Vorkämpfer im Streite gegen die „leere Begriffsdialektik“ der Hegel'schen Schule zu verwenden, die eben in den heftigsten Angriffen einiger ihrer Anhänger auf alles Geltende in Staat und Kirche zu allgemeinem Schrecken gezeigt zu haben schien, was ihre eigentliche und wahre

Consequenz sei und worauf wirklich und schließlich die durch Hegel und einige seiner Schüler behauptete Versöhnung des Denkens mit der Wirklichkeit hinauslaufe. Daß Schelling, der mit der entschiedensten Absicht, dem negirenden Zeitgeiste in dem Mittelpunkte seiner Herrschaft ein Paroli zu bieten, und mit den größten Verheißungen nach Berlin kam, kaum etwas Wesentliches erreichte, ändert an der Thatfache nichts, daß seine „positive Philosophie“ darauf angelegt war, nicht nur die Wissenschaft von den falschen Wegen, die sie eingeschlagen hatte, auf richtige Bahnen zurückzulenken, sondern auch dem gegebenen Staate und dem religiösen Glauben eine neue Stütze zu bieten. Eben diese Principien nun, die damals als die Rückkehr zu einer wahrhaft christlichen und conservativen Philosophie, als eine Macht des Heiles für die zerrüttete Welt gepriesen wurden, eben diese bilden das Fundament der Hartmann'schen Denkweise, aber freilich mit ganz entgegengesetzter Tendenz und ganz anders geartetem Effect. Christlich wenigstens ist die Hartmann'sche Philosophie sicherlich nicht und will es nicht sein; vielmehr, wenn sie sich gegen irgend etwas mit entschiedener Feindseligkeit richtet, so ist es das Christenthum.

Was ist nun das Richtige? Sind die Principien der „positiven Philosophie“ christlich, wie sie bei Schelling, oder unchristlich, wie sie bei Hartmann erscheinen? Wir meinen, sie sind keines von beiden. Schelling hat gewiß Niemanden zu täuschen versucht, aber er hat sich selbst getäuscht, wenn er durch philosophische Speculation dem Christenthume neue Stützen zu geben verheißt, und wenn Hartmann ein Gegner des Christenthums ist, so kommt das nicht von seiner Philosophie. Es ist ein alter Irrthum, man könne Religion auf philosophischen Speculationen aufbauen. Das ist nicht der Fall. Die Welt der religiösen Ueberzeugungen und die Welt der philosophischen Theorien liegen völlig auseinander und berühren sich nicht. Religion ist nicht eine Summe von Lehren, sondern ein Princip des Lebens und Seins. Man kann in der Wissenschaft einer mechanistischen Auffassung huldigen und doch an Wunder glauben; man kann in seinem Denken auf ein Unbewußtes, sei es als Materie oder als Geist gefaßt, als auf den Grund der Erscheinungen recurriren, und doch in der Innerlichkeit des eignen Lebens sich in einem höchst persönlichen Verhältniß zu dem Gotte des religiösen Glaubens finden. Der dogmatische Hintergrund des religiösen Lebens wird durch Wissenschaft weder widerlegt noch bekräftigt; denn die Wurzeln der Religion liegen auf anderem Gebiete, in der sittlichen Welt.

Schelling, der eigentliche Romantiker unter den Philosophen, ist zu den speculativen Theorien seiner späteren Epoche durch rein innerliche Fortbewegung seines Gedankens, gewiß nicht durch irgend eine Tendenz gekommen, und da er Hegel überlebte, so ist es ganz natürlich und wohl begreiflich, daß er zwar theils, was er in seiner Jugend mit Hegel gelehrt hatte, festzuhalten suchte, theils aber auch in seiner späteren Entwicklung den Gegensatz zu dem was Hegel, „dem Spätergekommenen“, eigenthümlich war, möglichst entschieden herausbildete. Der Romantiker hat sich aber von phantastischer Mystik auch dabei nicht frei zu erhalten gewußt, und wie sich ihm das romantische Philosophem von dem Werden Gottes im menschlichen Bewußtsein aus seiner abstracten Lehre von

den Potenzen im Absoluten ergeben hatte, so mußte er sich wol versucht fühlen, der Stimmung der Zeit entsprechend, es zur Ausdeutung christlicher Glaubensbegriffe zu verwenden. Von den gleichen Grundlagen ausgehend wie der Romantiker, wendet der nüchterne Sohn einer späteren Epoche dieselben Principien gegen das Christenthum, und folgt darin eben so sehr dem Zuge einer in ihrer Grundstimmung wesentlich veränderten Zeit.

Das ist ja gewiß: in der politischen Denkungsweise der Zeitgenossen ist eine wesentliche Beruhigung eingetreten. Wir betrachten nicht mehr den Herrschenden als solchen als einen Tyrannen, und sehen nicht mehr in der souveränen Kritik gegen alles Bestehende das höchste Verdienst. Für die Gebildeten handelt es sich in allem Politischen nur noch um ein Mehr oder Minder der individuellen Gebundenheit; die Auflehnung gegen das Princip der vorhandenen Ordnungen ist nur noch bei den Ungebildeten vorhanden und beruht auf sehr wenig idealen Tendenzen. Dagegen ist die Opposition gegen Religion und Kirche ganz allgemein verbreitet, und gerade im Interesse einer höheren idealen Wahrhaftigkeit lehnt sich das Bewußtsein der Gebildeten auf gegen religiöse Lehre und religiösen Brauch. Auch in dieser Beziehung ist Hartmann's Philosophie der Ausdruck der in der Gegenwart vortwaltenden Strömungen des Bewußtseins, und ein Theil des Beifalls, der ihr zu Theil wird, rührt grade daher. Jedenfalls ist seine Opposition gegen das Christenthum einflußreicher als sein Pessimismus.

Eine Zeit, die so frisch und schaffensfroh die vorliegenden praktischen Aufgaben angreift, ist einer vortwiegend pessimistischen Stimmung nicht verdächtig und bietet ihr keinen leichten Zugang. Denn immer ist es das bewußte oder unbewußte Vertrauen auf die Erreichbarkeit eines höheren Maßes von Befriedigung und Wohlfsein, was die Hand des Thätigen leitet, und das Grübeln über das Elend des Daseins ist nur mit thatloser Ruhe vereinbar. Aber wohl entspricht es der Stimmung der Zeit, bei allem praktischen Idealismus und bei der echtesten Begeisterung für hohe Ziele mit realistischer Nüchternheit die Schattenseiten des Lebens zu erwägen, die Abgründe des Daseins auszumessen und über die Schwierigkeiten, die überall lauern, vollkommen klar zu werden. Nur der Widerspruch, den der Pessimismus gegen eine gedankenlose Schönmalerei und gefühlseelige Illusion erhebt, gehört zum Bilde der Zeit, und nur dadurch besitzt er eine Art von anziehender Kraft.

Alles in Allem genommen, können wir in das Urtheil Derjenigen nicht einstimmen, welche die Hartmann'sche Philosophie als eine durchaus unerfreuliche Erscheinung der Zeit bezeichnen möchten. Man muß eine Philosophie nicht nach ihrer möglichen Ruhanwendung auf das Leben beurtheilen; das ist immer tendenziös. Das wissenschaftliche Interesse heftet sich nicht so sehr an den Satz, wie an die Art, in der er gewonnen worden, an den Gang der Untersuchung, an den Beweis. Gewiß sind wir gern bereit, Vieles an Hartmann's Philosophiren völlig preiszugeben, insbesondere das, was ohne eigentlichen tieferen wissenschaftlichen Gehalt mehr dem Gebiete einer allgemeineren Weltweisheit angehört. Gewiß liegt zum Theile gerade hierin Dasjenige, wodurch Hartmann am entschiedensten auf eine größere Masse von Lesern wirkt; aber diese

Leser sind doch nicht die, denen es um wissenschaftliche Erkenntniß zu thun ist, und die Hauptsache ist, daß auch ernstere Leser ihre volle Rechnung finden. An scharfem Gewürz für Solche, die das Piquante und Effectvolle lieben, fehlt es in dem Hartmann'schen Hauptwerke allerdings nicht, und er übertrifft darin vielleicht noch seinen Meister Schopenhauer. Doch das ist bei Hartmann keineswegs ebenso sehr das Wesentliche, wie es das zuerst in die Augen Fallende ist.

Bei Hartmann's Leistung ist sicher der Werth nicht zu legen auf die Consequenzen, die die pessimistische Weltanschauung in ihrem Gefolge hat, insbesondere auf die Ausführung der drei Stadien der Illusion und was damit zusammenhängt. Glücklicherweise ist sehr viel Anderes hervorzuheben, was als dauernder Gewinn betrachtet werden kann. Zunächst: Hartmann's Streben ist ein wahrhaft speculatives. Er scheut sich weder vor den Höhen des Gedankens, noch vor den Tiefen des Daseins; er fühlt sich da am wohlsten, wo den Meisten der Athem ausgeht, im untwägbaren Aether des reinen Begriffes; er dringt auf eine streng einheitliche Weltanschauung, und findet eigentliches Wissen erst in dem hergestellten Zusammenhange des Einzelnen mit dem obersten Princip. Darin schließt sich Hartmann den großen deutschen Denkern an, und in der That ist seine Geistesrichtung eine wesentlich deutsche in allen den Zügen, welche deutsche Philosophie von derjenigen des Auslandes unterscheiden. In einer Zeit, wo so Viele, der deutschen Metaphysiker überdrüssig, sich an die Manieren der Franzosen und Engländer anschließen, und etwa Männer wie Auguste Comte oder Stuart Mill auf den Thron erheben, ist es doch werthvoll, daß die deutsche Metaphysik in einem Denker wie Hartmann einen ebenso originellen, wie energischen und berebten Vertreter findet.

Hartmann's Anschauung ist ferner eine wesentlich idealistische und bildet einen höchst kräftigen Gegensatz zu jedem Realismus, der in dem, was den Sinnen zugänglich ist, oder in einer nach Analogie der sinnlich wahrgenommenen Dinge vorgestellten Materie und in ihren mechanischen Bewegungen das wahre Wesen der Welt finden möchte. Ein wahrhaft kindlicher Irrthum ist es, bei Hartmann Materialismus oder auch nur materialistische Elemente suchen zu wollen. Die Bedingtheit alles geistigen Lebens durch mechanische Vorgänge, wie er sie lehrt, wird kein Mensch mit gesunden Sinnen und klarer Reflexion bestreiten. Nicht darin liegt der Materialismus, daß diese Bedingtheit hervorgehoben, sondern darin, daß der Mechanismus bewegter Materie als das Letzte und Höchste angesehen, und der Geist nur als das mehr oder minder zufällige Product solches blinden Materialismus aufgefaßt wird. Hartmann kennt die „Materie“ der gemeinen Vorstellung, wie sie sich von dieser aus in die materialistischen Doctrinen eingeschlichen hat, überhaupt nicht. In seinem dynamischen Atomismus ist die „Materie“ in der That nichts als Wille und Vorstellung; das eine Grundwesen, das er mit wenig glücklichem, nur durch den Gang der Untersuchung zufällig nahe gelegtem Namen das „Unbewußte“ nennt, ist wesentlich Geist, und Materie nur seine niedere Erscheinungsform. Sehen wir von dem ab, was nach Hartmann der Grund dafür ist, daß es eine Welt gibt, und fragen wir, was nach ihm den Inhalt, das Was der Welt, bildet: so findet sich, daß Hartmann diesen Weltinhalt in Allem und Jedem als voller

Vernunft, voller Weisheit, voller Zweckthätigkeit und Zweckmäßigkeit nachzuweisen sich bemüht. Dabei ist nicht bloß die Tendenz werthvoll, sondern die Art der Durchführung ist nicht minder zu loben. Von einem rein wissenschaftlichen Standpunkt aus mag man die Methode der Beweisführung als nicht vollkommen stringent ansehen; für den Zweck der Belehrung des gewöhnlichen Bewußtseins ist die Sorgfalt, mit der Hartmann die Ergebnisse der Physiologie, der Naturwissenschaften überhaupt in den Dienst seiner Demonstration gezogen hat, höchst verdienstlich.

So viel ist doch als das zwingende Ergebnis seiner Untersuchungen anzuerkennen, daß keine Erscheinung der Wirklichkeit überhaupt denkbar wird, wenn man von allen idealen Factoren absehen wollte, daß vermittelt des reinen Mechanismus das durch Empirie in exactester Form gewonnene Weltbild schlechthin unbegreiflich bleibt. Hartmann ist bei weitem nicht der Einzige, der in unserer Zeit, ohne irgendwie die Berechtigung der auf der Grundvoraussetzung eines durchgängigen Mechanismus beruhenden Forschungsmethode und ihrer Resultate zu bezweifeln, den Standpunkt einer teleologischen Weltanschauung vertritt; aber er hat den Nachweis mit größter Sorgfalt und Consequenz durch alle Gebiete des Daseins hindurchgeführt, und sein Widerspruch gegen den öden und begriffslosen, mit bloßen ungefähren Vorstellungen operirenden Materialismus des heutigen gesunden Menschenverstandes ist der allerkräftigste und wirkungsvollste geworden. Das aber ist für jede wissenschaftliche Untersuchung immer die erste Aufgabe, den leidigen gesunden Menschenverstand aus dem Concept zu bringen; denn dieser Menschenverstand ist weiter nichts, als die Unfreiheit der jedesmal die mittlere Bildungsschicht einer Periode beherrschenden Vorstellung gegenüber. Heutzutage erhebt der gesunde Menschenverstand seine Schmerzensschrei, wenn Jemand wie Hartmann Zwecke in der Natur behauptet; vor hundert Jahren erhob er denselben Schmerzensschrei, wenn Jemand demonstrieren wollte, die Welt und ihre Ordnungen könnten ohne eine höchst zweckmäßig ordnende Weisheit bestehen. Wenn es doch einmal gilt, die gemeine Vorstellung aus ihrem „dogmatischen Schlummer“ zu erwecken, die Tiefen der Probleme gründlich aufzudecken und zu kritischer Selbstcontrolle des Denkens zu zwingen: so konnte es kaum in förderlicherer Weise geschehen, als es Hartmann gethan hat. Gerade die theilweise bis zum Extrem gehende bizarre Paradoxie seiner schließlichen Resultate mag Diejenigen, die Alles als selbstverständlich ansehen, auf die tiefe Abgründlichkeit des Daseins aufmerksam machen und zeigen, daß mit jenem Denken so wie man geht und steht trotz alles Reichthums naturwissenschaftlicher Ergebnisse gar nichts erreicht werden kann. In allen diesen Beziehungen muß Demjenigen, der eine kräftige Neubelebung des metaphysischen Interesses für wünschenswerth hält, die weite Verbreitung und die Theilnahme, die sich Hartmann's Hauptwerk in weiten Schichten der Nation und über die Grenzen Deutschlands hinaus zu gewinnen vermocht hat, eher als eine erfreuliche Thatsache erscheinen.

Hartmann besitzt eine ungewöhnliche Reichtigkeit des Denkens und Darstellens, die sich dort am glänzendsten bewährt, wo er sich in den höchsten, anschauungslosesten Regionen der Abstraction bewegt. So dient er zum Beweise,



daß die Kraft speculativer Gedankenerzeugung unter uns keineswegs erloschen ist. Die wesentlichsten Resultate der deutschen Metaphysik aus ihrem Blüthealter hat er conservirt und in einen einheitlichen, originell entworfenen und durchgeführten Gedankenbau als Material aufgenommen. Der Versuch, die Grundanschauungen der positiven Philosophie Schelling's systematisch durchzuführen, mußte wol einmal gemacht werden, da Schelling selbst es nicht gethan hat. Damit ist Hartmann seine Stellung in der Geschichte der Wissenschaft angewiesen. Es wäre eine Thorheit, annehmen zu wollen, Schelling habe sich seine Einsprache gegen die Hegel'sche Philosophie bloß aus den Fingern gezogen. Er hat vielmehr auf ganz ernsthafte Schwierigkeiten in jenem Bau eines Meisters hingewiesen, die gründlicher durchdacht sein wollen, und sein Versuch, etwas Besseres an die Stelle zu setzen, ist in dem oder jenem Punkte wol berechtigt. Hartmann hat solchen Versuch gründlicher durchgeführt. Gewiß wird Hegel's Philosophie mit Unrecht als „Panlogismus“ bezeichnet; aber der Schein panlogistischer Ueberschwenglichkeit ist vorhanden und muß energischer getilgt werden. Was beim entschiedenen Gegensatze zum Panlogismus herauskommt, das zeigt Hartmann, und zeigt es wegen der Anerkennung eines idealen Weltinhalts gründlicher als Schopenhauer. Es ist für Jeden, auch für den, der auf entgegengesetztem Standpunkte steht, interessant zu sehen, wie sich das Bild der Welt ausnimmt, wenn es unter der Voraussetzung entworfen wird, daß zwar der Inhalt des Daseins die Verwirklichung der Idee, der Grund des Daseins aber ein vollkommen begriffsloser, dummer und von innerer Unseligkeit gequälter Wille, die Form des Daseins, die Realität als solche, abgesehen von ihrer inhaltlichen Bestimmtheit, das rein und durchaus Ideenlose, ein brutales Factum ist, welches besser nicht wäre. Dabei kommt denn im Gegensatze zu Schopenhauer auch der Standpunkt Hegel's zu seinem Rechte, der historische „Evolutionismus“, wie es Hartmann nennt, wonach das Werden und der Proceß als die successive Verwirklichung der Idee nach den in ihr enthaltenen Momenten aufgefaßt wird.

Für die Ethik endlich ist zugleich damit die metaphysische Grundlage gewonnen. Sie muß sich auf diesem Standpunkte, der die Jagd nach dem Glück für Danaidenarbeit erklärt, aller eudämonistischen Gesichtspunkte entschlagen; es wird die Pflicht des Individuums, mit Selbstverleugnung und unter Absehen von dem eignen, doch nicht erreichbaren Glück sich an das Ganze hinzugeben, sich mitten in den Proceß hineinzustellen und durch rastloses Schaffen an der geistigen Culturarbeit seine Stellung als Glied des Ganzen auszufüllen. Mag immerhin das Ziel dieses Processes als ein rein negatives, als Verneinung der Welt und ihre Auflösung in das Nichts, aus dem sie stammt, aufgefaßt werden: das betrifft zunächst etwas rein Formelles, was nicht weiter auf die Ethik einzuwirken vermag. Der Proceß steht im Dienste und unter der Macht der Idee; Hingebung an den Proceß bedeutet damit praktischen Idealismus, und darauf läuft in der That das ethische Princip Hartmann's hinaus. Die peinliche Berechnung von Lust und Unlust trübt wol seine Metaphysik, aber nicht seine Ethik, und so stark wie irgend Jemand betont Hartmann die Autonomie des Willens als oberste Grundlage der Sittlichkeit, die auch trotz seinem aus-

gesprochenen Determinismus und der Auffassung aller Individualisation als bloßen vergänglichen Phänomens, als Erscheinung des All-Einen, ihren relativen Werth behält.

Jedenfalls muß es Hartmann's erste und nächste Aufgabe sein, die knappen Andeutungen über seine ethischen Principien, die in der „Philosophie des Unbewußten“ vorliegen, in ausführlicher Darstellung zu erweitern. Dann erst wird man ermessen können, wie weit seine metaphysischen Anschauungen reichen, und welchen Werth sie für eine consequente Lebensanschauung zu erlangen vermögen.

## II.

Die neuesten Hartmann'schen Schriften, die wir an der Spitze unserer Charakteristik genannt haben, betreffen alle drei solche Gegenstände, die man „brennende Fragen“ nennen kann, und stellen sich mitten in die Gedankenbewegung des gegenwärtigen Augenblicks. Keine von ihnen ist ohne ihr besonderes Interesse, und alle sind sie wol geeignet, bedeutsam in die lebhaften Discussionen der Gegenwart einzugreifen.

Man kann doch wol sagen, daß die neueren Entwicklungen des philosophischen Gedankens ihre bestimmte Färbung erhalten durch den Gegensatz zu demjenigen System, welches lange mit so vorwiegender Macht die deutsche Bildung beherrscht hat, zur Hegel'schen Philosophie. Seit den vierziger Jahren hat diese Philosophie ihre Herrschaft mehr und mehr eingebüßt, und die seitdem aufgetretenen Tendenzen heben naturgemäß gerade das am kräftigsten hervor, was den Gegensatz zu Hegel bezeichnet. Der Identität von Denken und Sein gegenüber erhebt sich nun auf's Neue der subjective Idealismus, der das Sein vom Denken durch eine unausfüllbare Kluft trennt; Kant's Kriticismus tritt wieder in den Vordergrund, und die Vorliebe für Schopenhauer beruht großentheils auf dem, was er mit dem Kriticismus gemein hat. Das stärkste Widerstreben aber erzeugt die Methode, die alle Erscheinung in das Netz des Begriffes einfangen will und durch apriorische Construction sich der Wahrheit auf allen Gebieten des Daseins bemächtigen zu können glaubt. Die Empirie tritt wieder in ihr Recht und behandelt jene begriffliche Construction als phantastische Thorheit. Statt der Macht der Idee, die alle Erscheinung zweckthätig nach der in ihr gegebenen Form gestaltet, ist es fortan der begriffslose, blinde Mechanismus, der sich als die bestimmende Macht in allem Daseienden erweist. Endlich, wenn Hegel es unternahm, die Vernünftigkeit des Wirklichen zu erweisen, wenn er speciell in seinen Formeln die endgültige Versöhnung der Wissenschaft mit dem religiösen Glauben gefunden zu haben glaubte und die christlichen Dogmen als vorstellungsmäßigen Ausdruck der absoluten Wahrheit rechtfertigte: so warf sich jetzt mit erneuter Kraft die Kritik auf das Geltende und Bestehende, vor Allem auf die Religion; sie hielt an ihr ausschließlich das Endliche und Unvollkommene ihrer historischen Erscheinungsform fest und betonte den Gegensatz gegen die gedankenmäßig erfaßte Wahrheit.

In diesen Entwicklungen stecken wir noch jetzt. Der subjective Idealismus hat als erneuter Kantianismus die Gunst nicht nur der Philosophen

von Fach, sondern auch der Naturforscher sich erworben, soweit sie irgend als Physiker und Physiologen sich veranlaßt sehen, über die zunächst vorliegende Thatsache auf den tieferen Grund der Erscheinungen vorzudringen. Die mechanistische Weltanschauung hat in der Lehre Darwin's und Haeckel's, die aus mechanischen Processen auch die Formen des Organischen ableiten zu können glauben, einen Höhepunkt erreicht. Der Streit gegen die religiöse Wahrheit hat in D. F. Strauß' letzter Schrift einen schließlichen und die Gebildeten der Nation in lebhaftem Für und Wider beschäftigenden Ausdruck gewonnen. Diese drei Tendenzen der Zeit sind es, die Hartmann's Feder zuletzt in Bewegung gesetzt haben. Allen dreien gegenüber fixirt er seinen eigenthümlichen Standpunkt, welcher durchaus modern und doch zugleich der älteren Metaphysik in eben der Form, in der sie von der Gegenwart meist mit größerer oder geringerer Entschiedenheit abgelehnt wird, näher verwandt ist.

Gegen den erneuerten Kantianismus wendet sich die „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus“. In der ersten Auflage trug die Schrift den Titel: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit“. Durch den veränderten Titel wird der eigentliche Inhalt und die Abzweckung der Schrift deutlicher bezeichnet; eine wesentliche Aenderung des Gedankenganges und des Standpunktes ist nicht eingetreten. Manches ist Mißverständnissen gegenüber deutlicher erörtert, einige Ausführungen sind behufs der Ablehnung erhobener Einwürfe hinzugekommen: im Ganzen ist es der Inhalt der ersten Auflage, der uns zum zweiten Mal, nur theilweise in durchgearbeiteterer Form, entgegentritt.

Die hier behandelte Frage ist die Grundfrage der gesamten neueren Philosophie; ihr gegenüber Stellung zu nehmen, ist die unerläßliche Aufgabe jedes Versuches einer Welterklärung. Hartmann hatte früher die Frage nur gewissermaßen implicite behandelt. Indem er sich jetzt ausdrücklich auf sie einläßt, gewinnt er auch auf diesem Wege eine neue Bestätigung für seine Weltanschauung; aber die Untersuchung selber ist auch für Diejenigen wichtig und interessant, die dieser Weltanschauung nicht huldigen.

Dem unbefangenen Sinn und im Grunde auch der gesamten Philosophie der älteren Zeiten gilt Himmel und Erde, die ganze räumlich-zeitliche Welt, die wir durch unsere Empfindung, durch die sinnliche Wahrnehmung und die Erfahrung kennen, als etwas selbstverständlich draußen, d. h. außerhalb unseres Vorstellens und unabhängig von demselben Vorhandenes. Diese Anschauungsweise — der naive Realismus — ist seit Descartes, dem eigentlichen Urheber der neueren Epoche der Philosophie, stetig mehr und mehr erschüttert worden. Tiefere Reflexion bewies, daß wir von Dingen außer uns, die jenseits unseres Vorstellens liegen, schlechterdings nichts wissen können; was wir wissen, muß immer in unserem Bewußtsein vorhanden sein, und aus unserem Bewußtsein kommen wir auf keine Weise heraus. Der Baum, das Haus, welche der naive Realismus draußen vorhanden glaubt, weil ich sie sehe, sind offenbar wie das Sehen selber Bestimmungen meines Bewußtseins; ein Recht, diese innere Welt der Bestimmungen meines Bewußtseins auf eine äußere Welt von Dingen zu deuten, die von meiner Vorstellung unabhängig wären, ist unmittelbar nicht zu erkennen. Im Gegentheil, bei näherer

Betrachtung unserer Wahrnehmungs- und Denktacte findet man, daß dieselben sich in ganz bestimmten, allem Denken als solchem eigenthümlichen Formen vollziehen, die aller Erfahrung vorangehen; daß durch diese Formen erst die Möglichkeit, überhaupt etwas wahrzunehmen, zu erfahren, zu erkennen, bedingt wird, daß sie also offenbar nicht von den Dingen außer uns stammen und so ohne Weiteres auch nicht den Dingen draußen zugeschrieben werden können. Dahin gehören die Formen aller Anschauung, Raum und Zeit, wie die Formen der Verstandesfunction, vor Allem die wichtigste und herrschende unter denselben, die Causalität. Wir freilich, die Denkenden, sind durch die Einrichtung unseres Geistes gezwungen, alle unsere Wahrnehmungen in das Schema des Raumes und der Zeit einzuordnen, sie als Ursachen und Wirkungen, als Allgemeines und Einzelnes unter einander zu verknüpfen: aber sehr bestrittbar ist es, ob auch die Dinge draußen, die Dinge an sich, die unabhängig von unserem Denken existiren, diese Formen oder etwas Analoges an sich tragen; und so viel ist ganz sicher, daß wir unmittelbar immer nur von uns und von Zuständen in unserem Bewußtsein, schlechterdings nichts von Dingen und einer Welt außer uns wissen. Diejenige Anschauungsweise nun, die auf solchen Betrachtungen fußend behauptet: das Denken kann nirgends an die Dinge heranreichen; die Formen, in denen sich das Denken vollzieht, sind nicht auch die Formen, in denen die Dinge existiren; die Welt, in der wir leben und von der wir wissen, ist nichts Anderes als die Welt unseres denkenden Bewußtseins: diese Anschauungsweise heißt, weil sie unsere Welt durch die Formen unseres Denkens bestimmt sein läßt, Idealismus, und weil danach das denkende Subject gewissermaßen zum Schöpfer und Träger seiner Welt gemacht wird, die von der Welt der realen Dinge völlig verschieden sein mag, so heißt sie subjectiver Idealismus.

Dem subjectiven Idealismus gegenüber und zwar derjenigen Form desselben, in der er heute unter uns verbreitet ist, und die von Kant, theilweise auch von Schopenhauer stammt, sucht Hartmann seinen eigenen Standpunkt zu rechtfertigen. Er nennt ihn Realismus, weil er eine Welt der Dinge, unabhängig von unserem Vorstellen und doch in ähnlichen Formen wie unser Denken selbst sich bewegend, als wirklich existirend zu erweisen sucht. Auf diese ganz außerhalb unseres Bewußtseins liegende, d. h. transcendente Welt gibt es aber nach Hartmann in unserem Denken deutliche Beziehungen, die wir nur zu verfolgen brauchen, um mit relativer Sicherheit das Vorhandensein des Transcendenten und seine Beschaffenheit zu erschließen; wegen dieser inneren Beziehungen unseres Denkens auf die Welt der Dinge an sich nennt Hartmann seinen Standpunkt einen transcendentalen Realismus. Derselbe ist am nächsten verwandt dem sogenannten absoluten Idealismus der Schelling-Hegel'schen Schule, welche ebenfalls einen unausgleichbaren Unterschied von Denken und Ding nicht gelten ließ und von der Wesenseinheit des Denkens und der Dinge ausging, oder zu der vollendeten Identität des Subjects und des Objects, d. h. der Formen des Denkens und derjenigen des Seins, hinstrebte. Allerdings, die tiefen und wesentlichen Unterschiede zwischen der Hartmann'schen und der

Hegel'schen, sowie der älteren Schelling'schen Lehre können nicht wol übersehen werden.

An der Untersuchung Hartmann's ist von vorn herein die Sorgfalt zu rühmen, mit welcher er die Bedeutung der Termini feststellt, deren er sich bedient. Er hat sie geschickt gewählt im Anschluß an die in diesen Untersuchungen herkömmlichen Ausdrücke; sehr zu wünschen wäre es, daß sie in ihrer hier fixirten Bedeutung allgemeine Gültigkeit erlangten. Denn bisher hat die Vieldeutigkeit der Worte und das Schwanken des Sprachgebrauchs die ohnehin so großen Schwierigkeiten auf diesem Gebiete der Untersuchung noch vermehrt. Hartmann erreicht auch hier eine Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, die für die Behandlung solcher Fragen geradezu musterhaft genannt werden kann.

Aber auch der Gang der Demonstration selber darf gerühmt werden. Es entspricht der Natur der Sache, daß Hartmann's Untersuchung an die Kantische „Kritik der Reinen Vernunft“ anknüpft — denn in der von Kant begründeten Form ist der subjective Idealismus noch heute eine Macht — und daß er seinen Standpunkt durch eine Widerlegung Kant's und auch Schopenhauer's zu gewinnen sucht. Zugleich ist anzuerkennen, daß das Verständniß der Kantischen Gedanken durch Hartmann gefördert worden ist. Insbesondere führt derselbe treffend aus, wie Kant stetig sich bemühte, zu einem Realismus zu gelangen, ohne daß sein einmal gewonnener Ausgangspunkt ein Gelingen dieses Strebens möglich macht. Im Uebrigen hätten wir es für zweckmäßiger gehalten, wenn die Widerlegung Kant's als eine Arbeit für sich herausgegeben wäre und die eigentliche philosophische Untersuchung nicht so am Faden historisch-polemischer Ausführungen sich hinzöge. Auch möchten nicht alle Einwendungen gegen Kant stichhaltig, nicht immer die Auffassung seiner Gedanken völlig gerechtfertigt sein. Doch das auszuführen bleibt uns hier versagt.

Hartmann's Schrift zerfällt in zwei hauptsächliche Theile. In dem ersten wird der Beweis geführt, daß der Standpunkt des subjectiven Idealismus nicht haltbar ist; der zweite sucht auf dem dadurch frei gewordenen Boden den transcendentalen Realismus zu begründen als denjenigen Standpunkt, der die Thatsache des Erkennens begreiflich macht. Der erste Theil bedient sich des indirecten Beweisverfahrens. Hartmann stellt sich mitten in denjenigen Gedankenzusammenhang hinein, nach welchem den Formen der Anschauung und den Kategorien des Verstandes nur subjective Gültigkeit zugeschrieben und die Uebertragbarkeit auf die Dinge abgesprochen wird. Er zeigt, wie unter dieser Voraussetzung ein Unterschied zwischen Wahrnehmungen von objectiver Gültigkeit und bloßen Phantasiegebilden, die doch in ganz gleicher Weise im Bewußtsein vorkommen, sich nicht angeben läßt; er zeigt ferner, daß die Annahme von etwas, was jenseits des Denkens läge, hier jeden Sinn verliert und selbst die Annahme eines vorstellenden Subjects als Trägers seiner Vorstellungen unmöglich wird, ja daß endlich gar die Realität der Vorstellungsfunction selber von jener Voraussetzung aus sich als Täuschung erweist. Demnach führt jene Theorie rettungslos zum absoluten Illusionismus. Nicht nur unsere gesammte Vorstellungswelt wird zum Traum: zu diesem Traume findet sich nicht einmal ein Träumer, der ihn träumen könnte, und der Schein endlich,

daß dieser Traum sich fortspinne, ist selbst nicht einmal ein wirklich vorhandener Schein, sondern scheint nur zu scheinen. Damit aber ist die Thatsache der gesetzmäßigen Verknüpfung innerhalb unseres Vorstellungsverlaufs schlechthin unbegreiflich geworden, während doch sie zu begreifen gerade das Problem war. Mithin ist die Voraussetzung von der bloß subjectiven Gültigkeit der Anschauungs- und Denkformen als ganz unmöglich erwiesen und völlig widerlegt.

Es gilt zweitens, von dem Verhältniß des Denkens zu den Dingen eine angemessene Vorstellung zu gewinnen. Hartmann versucht es in der Form der Hypothese. Er nimmt an, es gebe eine an sich seiende Welt transcendenter, von unserer Vorstellung unabhängiger Dinge, und die Formen unseres Denkens seien auf diese Dinge übertragbar, und zeigt, daß unter dieser Voraussetzung und nur unter dieser Voraussetzung das Erkennen und die Welt begreiflich wird.

Daß, wenn es eine transcendente Welt gibt, die Kategorien auf sie müssen angewendet werden können, ist offenbar. Denn die Annahme ihrer Nichtanwendbarkeit hatte sich dadurch als unmöglich erwiesen, daß sie in ihrer Consequenz zum absoluten Illusionismus führten. Aber ist die Annahme einer transcendenten Welt gestattet? Die fascinirende Gewalt des subjectiven Idealismus für jedes von seinem Denken sich Rechenschaft ablegenden Nachdenken liegt in der unzweifelhaften Thatsache, daß ich schlechterdings nichts denken kann als meinen Gedanken, daß jedes Transcendente, sobald es in meinen Gedanken eintreten soll, aufhört transcendent zu sein, daß also das Ding niemals mein Gedanke oder Inhalt meines Gedankens, daß es niemals gewußt werden kann und daher, selbst wenn es real existirt, niemals in meinen Gesichtskreis tritt. Damit würde allerdings das etwaige Transcendente, selbst wenn es vorhanden wäre, jede Bedeutung für das Denken verlieren. Hartmann erklärt deshalb: jener Satz kann nicht unbedingt gelten, denn er machte jedes Erkennen unmöglich. Es muß ein Transcendentes geben, welches dem Denken zugänglich ist; aber wenn ich es doch soll denken können, so muß es selbst wieder Gedanke sein, nur nicht mein Gedanke, sondern ein Vorgedachtes, welches vom Bewußtsein nur reproducirt wird. Es kann nicht bewußter Gedanke sein — denn ein solcher würde unmittelbar nur von demselben Bewußtsein reproducirt werden können, welches ihn zuerst gedacht hat; — also ist das Transcendente zu fassen als intuitive, unbewußte Idee, ein unbewußt-ideales Geschehen, und da die Idee in sich keinen Trieb zur Verwirklichung hat, dieses Ideale aber doch real existiren soll, so muß es der Inhalt eines Willens sein, der es realisirt.

So sind wir denn auch auf diesem Wege wieder bei den Grundlehren der Hartmann'schen Metaphysik angelangt. Da ist ein transcendentes, in sich vielfaches Wesen, in welchem die gleiche logische Verknüpfung alles Einzelnen gefunden wird, wie in unserem Denken, ein zeitlich und räumlich bestimmtes Continuum, in welchem die Formen unserer Anschauung wenigstens in naher Analogie wiederkehren. Dieses Transcendente hat eine causale Einwirkung auf unsere Empfindung, und indem wir erfahrungsmäßig den uns in den Thatsachen der Empfindungen gegebenen Stoff denkend bearbeiten, finden wir in

unserm Bewußtsein diejenigen Beziehungen vor, die auf die Einwirkung und die Beschaffenheit des Transcendenten hinleiten, also transcendental sind. Indem der „transcendentale Realismus“ die Thatsache des Erkennens, die gesetzmäßige Verknüpfung unserer Vorstellungen begreiflich macht, was keine andere Hypothese vermag, so ist er damit zur „bestbegründeten Hypothese“ geworden. Weiter reicht die erkenntnistheoretische Untersuchung nicht. Metaphysische Betrachtung hingegen lehrt, daß wir über jener transcendenten Welt des Vielfachen ein einfaches Grundwesen anzunehmen haben, das All-Eine, Unbewußte, dessen objective, d. h. nicht bloß für unser Bewußtsein, sondern an sich gesetzte Erscheinung jene Welt ist, indem der Wille des all-einen Wesens die Form der Realität setzt, die Vorstellung aber die Fülle der Ideen als Inhalt der Realität liefert.

Eine Kritik dieses Gedankenganges ist hier schon durch die Rücksicht auf den Raum ausgeschlossen. Wir beschränken uns auf Folgendes. So weit Hartmann auf die Begründung eines Realismus ausgeht, der nicht derjenige des unbefangenen Bewußtseins ist, sondern die demselben entgegengesetzten Gesichtspunkte des subjectiven Idealismus in sich verarbeitet und aufgehoben hat, gebührt ihm vollste Zustimmung. Aber so weit er sich von dem absoluten Idealismus unterscheidet, so weit bleibt er unseres Erachtens auch hinter der Wahrheit zurück und so weit stellt er sich auf einen in der neueren Philosophie bereits überwundenen Standpunkt. Mit aller Entschiedenheit, scheint es uns, muß man Hartmann gegenüber an Hegel's Auffassung des Problems festhalten. Hartmann schreibt Hegel mit Unrecht „eine ziemlich unklare Zwischenstellung zwischen idealistischer und realistischer Erkenntnistheorie“ zu, und mit noch größerem Unrecht beschuldigt er ihn eines tumultuarischen Verfahrens; derselbe, sagt er, habe „die Deiche durchstoßen und tummele sich nun lustig auf der Ueberschwemmung herum“. Das Gegentheil ist der Fall. Nicht tumultuarisch, sondern mit größter Sorgfalt haben die großen Meister des deutschen Gedankens ihre erkenntnistheoretischen Grundsätze sich mühsam gewonnen und umständlich demonstriert. Genau dieselbe Untersuchung wie Hartmann, mit mindestens demselben Aufwand von Geisteskraft und Scharfsinn, wenn auch mit verschiedenem Resultat, haben Fichte in der Wissenschaftslehre, Schelling im System des transcendentalen Idealismus, Hegel in der Phänomenologie des Geistes geführt, und zwar letzterer im größten Umfange und mit der sorgfältigsten Durchbildung. Hegel hat in der That das von Kant am energischsten erfaßte Problem endgültig gelöst. Mit schlagender Beweiskraft führt er aus, daß die Entgegensetzung zwischen dem Denken und einem für dasselbe Transcendenten nichts als eine Erschleichung, daß es eine bloße falsche Voraussetzung sei, uns als von unserm Erkennen verschieden, das Transcendente auf der einen, das Erkennen auf der anderen Seite stehend zu denken, wobei dann jedes an sich ein Reales sein soll, und das Erkennen, wenn es auch das Transcendente nicht ergreife, doch andere Wahrheit soll ergreifen können, indem es z. B. wie bei Kant mit objectiver Gültigkeit sich seine Grenze setzt. Hegel weist sorgfältig nach, wie der ursprüngliche Gegensatz des Wissens und des Unsihnsichenden sich im Fortschritt des denkenden Bewußtseins von der sinnlichen Gewißheit an zu

vollkommener Identität des Wissens und des Ansich aufhebt, bis das Bewußtsein den Schein ablegt, mit Fremdartigem behaftet zu sein. Nach Hegel ist eben das die objective Erscheinung des Absoluten: das Bewußtsein und die ihm auf seinen verschiedenen Standpunkten erscheinende Welt, beide in untrennbarer Zusammengehörigkeit. Hartmann bleibt bei der Annahme des Gegensatzes von Denken und Ding stehen, als sei er unabänderlich und nur äußerlich zu vermitteln; bei ihm ist das Bewußtsein nicht zum Wesen der Welt gehörig, sondern gewissermaßen nur eine zufällige Erscheinung, nur um des Zwecks der Weltverneinung willen gesetzt. Er hat ferner außer der idealen Welt noch etwas schlechthin Ideenloses, den Willen, der die Realität setzt, und der, weil schlechthin ideenlos, auch schlechthin undenkbar ist und niemals in unser Denken eingehen kann, mithin genau denselben Einwürfen unterliegt, wie das Kantische Ding-an-sich. Hartmann bleibt daher in seiner Untersuchung nothgedrungen im Abstracten stehen. Wie das Bewußtsein von der Empfindung aus zur Wahrnehmung, von dieser zum Wissen der Gesetze und Kräfte fortschreitet u., das zeigt er nicht, und doch ist das der einzig gebotene Weg, um zu einem wahren Idealrealismus zu kommen. Die wissenschaftliche Naturbetrachtung zeigt uns eben, wie ein Ansichseiendes — nenne man es etwa die Atome und ihre Bewegungen oder wie sonst — und die geistige Organisation zusammenwirken, um die Welt der Farben, der Töne, der Gestalten hervorzubringen. Beides ist für einander und beides ist gleich wesentlich. Wie das Bewußtsein von Stufe zu Stufe sich erhebt, so mit ihm die Welt; diese Stufen denkend zu erleben, das ist die rechte Erfahrung, die das Bewußtsein von sich und seiner Welt hat. Aber wie dem auch sei, so viel müssen wir Hartmann zugestehen: Denjenigen, die in den Schlingen des subjectiven Idealismus gefangen sind, kann seine Reflexion zu einer befreienden That werden. Hartmann's transcendentaler Realismus, der ja selber Idealismus zu heißen verdient, sofern er die Idee wenigstens als Inhalt der transcendenten, an sich seienden Welt anerkennt, ist eine besonders in dieser Zeit höchst werthvolle Hinweisung von dem neu aufgewärmten Kantianismus und von der Gefolgschaft Schopenhauer's hinweg auf die Philosophie des Absoluten, die für das, was bei Hartmann noch trübe und verworren bleibt, allein die klare, reine, völlig befriedigende Lösung bietet.

Nur Weniges bleibt uns über die beiden anderen, oben bezeichneten Schriften Hartmann's zu sagen. Die Schrift über „die Selbstzersehung des Christenthums“ ist überdies schon einmal in dieser Zeitschrift charakterisirt worden.*)

Die genannte Schrift hat die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise erregt. Nach wenigen Wochen war eine zweite Auflage nöthig geworden. Cardinale und Bischöfe haben aus der Schrift Argumente entnommen, zahlreiche Broschüren und Abhandlungen beschäftigen sich mit ihr, apologetische Vorträge über und wider dieselbe sind hier in der Hauptstadt und anderswo zu Duzenden gehalten worden, jede der streitenden Parteien nimmt sich aus ihr, was zu ihren Tendenzen paßt. Der letzten Schrift Hartmann's über „Wahrheit und Irthum

*) Man vergleiche: Reuschle, Die Philosophie des Unbewußten und die Religion, in Band I, 461—464 der „Deutschen Rundschau“.



im Darwinismus“ darf man wol, was lebhafteste Parteinahme und vielfache Erörterung anbetrifft, ein ähnliches Schicksal prophezeien.

Mit kühner und geschickter Hand, muthig und umsichtig zugleich, greift Hartmann hier in diejenige Debatte ein, die das Tagesinteresse am lebhaftesten beschäftigt. Der Gedanke, der Darwin's epochemachende Arbeiten durchdringt, ist ursprünglich ein höchst einfacher und vollkommen berechtigter. Die frühere Anschauung von der Beständigkeit der Arten des Organischen, von denen jede von jeder anderen durch eine unausfüllbare Kluft getrennt sein sollte, ist in solcher Strenge den thatsächlichen Erfahrungen und Beobachtungen gegenüber nicht mehr haltbar. Da nun die vorhandene Thatsache der Vielheit von Gestalten und Formen ihre Erklärung aus Naturursachen dringend verlangt, so hat sich die Annahme, die höher organisirten Arten könnten sich wol durch natürliche Kräfte aus den niedriger organisirten im Laufe der Zeit entwickelt haben, seit lange als eine einfache und probable Erklärung für eine sonst völlig unbegreifliche Thatsache ergeben. Dieser Theorie der Descendenz der Arten aus einfacheren Grundformen hat nun Darwin mit der außerordentlichen Fülle seiner Kenntnisse und mit scharfsinnig combinirendem Geiste eine neue und bessere Begründung gegeben, indem er die Kräfte und Prozesse, welche in einer solchen Entwicklung wirksam gewesen sein mögen, näher definirte und seine Annahme mit einer großen Anzahl von Analogieen aus der thatsächlichen Erfahrung belegte.

Die Hypothese Darwin's kam der Strömung der Zeit außerordentlich zu statten und ward besonders in Deutschland weitergeführt; die materialistische Schule sammelte sich um das Banner des großen Biologen, und Männer wie Haeckel, denen Niemand Genie oder Gelehrsamkeit bestreiten wird, zogen aus der Darwinischen Hypothese die äußersten Consequenzen, denen dann Darwin selber mehr und mehr beitrug. Der Darwinismus in diesem Sinne füllt heute den Vordergrund des Interesses im wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Publicum, und Termini der Schule wie „Kampf um's Dasein“ und „natürliche Zuchtwahl“ hallen als vielgebrauchte Schlagwörter auf der Straße wie auf dem Ratheder wider.

Wenn Hartmann sich in die Streitfrage einmischt, so geschieht es selbstverständlich nicht, um das Streben zu bekämpfen, die Vielheit der organischen Arten durch Naturcausalität erklärlich zu machen, sondern um den materialistischen Uebertreibungen gegenüber, welche mit dieser Naturcausalität Alles abgemacht zu haben und keiner ordnenden Vernunft zu bedürfen glauben, das Recht des Idealismus zu behaupten, der in den mechanischen Kräften nur die Mittel sieht, deren sich die weltordnende Weisheit für ihre Zwecke bedient. Die Descendenztheorie als solche, führt Hartmann mit vollem Rechte aus, verträgt sich gleich gut mit mechanischer und organischer, materialistischer, pantheistischer und theistischer Weltanschauung. Erst die Tendenz, an die Stelle innerer, planvoller, organischer Entwicklung eine Summe äußerlicher, zufälliger, mechanischer Einwirkungen zu setzen, gibt der Descendenztheorie der Darwinisten ihren specifischen Charakter.

Wir gehen in die Kritik, die Hartmann an den einzelnen Principien übt, durch welche der Darwinismus die Entstehung der Arten erklärlich zu machen

sucht, nicht weiter ein. Vielsach stützt er sich auf das bekannte Buch von Wigan d: „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's“ (1. Bd. Braunschweig, Vieweg u. S. 1874), dessen Verdienst aber ausschließlich in den erhobenen Einreden, nicht in den eigenen Gedanken des Verfassers liegt. Hartmann ergänzt das Buch durch seine tiefere, philosophische Gedankenbildung. Er zeigt, daß alle Erklärungsprincipien des Darwinismus nur eine secundäre Bedeutung haben, daß sie alle nur gelten unter der stillschweigend gemachten Voraussetzung, daß ein inneres organisches Entwicklungsgeſetz alle diese Proceſſe der Vervielfältigung, der Anpassung u. ſ. w. beherrscht, daß nur die Herausbildung nebensächlicher Organe und Eigenschaften, schlechterdings nicht die morphologischen Charaktere und die Grundverhältnisse der Structur durch die Theorie der allmäligen Transmutation erklärlich sind. Die rechte Erklärung findet Hartmann in einer organischen Entwicklungstheorie, welche alle von den Darwinianern angewandten Erklärungsgründe in sich aufzunehmen vermag, indem sie dieselben als bloße mechanische Hilfsmittel dem Entwicklungsgeſetze unterordnet, welche aber zugleich gerade solche ideellen Bildungsprincipien für die mächtigsten und entscheidenden anerkennt, denen der Darwinismus seine Anerkennung überhaupt versagen möchte. In diesem Sinne führt Hartmann aus, daß es eine ideelle Verwandtschaft der organischen Wesen gibt, die keine genealogische Verwandtschaft ist, sondern auf Analogien der geſetzmäßigen Entwicklung beruht, wie ja auch bei verwandten Crystallformen Niemand an genealogische Verwandtschaft denken wird; ſetzt er ferner neben und über die schrittweise Transmutation der fertigen Organismen, die für sich allein gar nichts zu erklären vermöge, die sprungweise Umbildung im Reime, die heterogene Zeugung durch Keimmetamorphose unter der Einwirkung des planvoll wirkenden organischen Entwicklungsgeſetzes.

Besonders interessant ist im letzten Abschnitt seiner Schrift, welcher „Mechanismus und Teleologie“ überschrieben ist, der Nachweis, daß seine Hypothese über das organische Entwicklungsgeſetz wesentlich mit Kant's Ausführungen über denselben Gegenstand in der „Kritik der Urtheilskraft“ übereinstimmt, und daß er Kant nach Hegel's Vorgang unter Aufnahme der berechtigten Elemente aus dem Darwinismus ergänzt und fortgebildet hat. Damit ist Hartmann's Stellung überhaupt ein- für allemal bezeichnet, und darin liegt seine Bedeutung. Streichen wir ab, was bloß zufälliges Außentwerk, bloß subjective Stimmung und Laune ist, halten wir uns an den Kern seiner Gedanken: so finden wir, daß Hartmann in seiner gesamten Persönlichkeit ein rechter Ausdruck für die Tendenzen der jüngsten Epoche, die Traditionen der classischen deutschen Metaphysik mit den seitdem hinzugekommenen Bildungselementen, Erfahrungen und Kenntnissen zu versöhnen und jene vermittelt der neu gewonnenen Hilfsmittel in eigenthümlicher Weise fortzubilden sucht. Das — neben vielem mehr Aeußerlichen — erklärt auch seinen Erfolg.

In Hartmann's Persönlichkeit sind sehr entschiedene Gegensätze auf eine merkwürdige Weise verbunden. Von erfahrungsmäßiger Sammlung und inductiver Behandlung der Thatſachen geht er aus, und langt schließlich bei den vertwegen-

sten Höhen metaphysischer Speculation an. So nüchtern und praktisch ist seine Lebensanschauung, daß er sich sorgfältige Tabellen über Lust- und Unlustgefühle und deren Quellen anlegt; dann aber fordert er wieder von Jedem absolute Selbstverleugnung und Aufopferung für den Weltproceß. Ein reiches Detail naturwissenschaftlicher Erfahrungssätze dient ihm zuletzt zum Aufbau einer seltsam mythologisch-gnostisch gefärbten Theorie von der Weltentstehung und dem Weltende. Der Metaphysiker gönnt an entscheidenden Punkten den Vortritt dem Naturalisten. Die Stimme ist Jacob's Stimme, aber die Hände sind Esau's Hände. Und wie in Hartmann's Philosophie der Optimismus neben dem Pessimismus, das Vertrauen auf die Vernunft neben dem Aerger über die Unvernunft mit fast gleicher Berechtigung steht, so liegt in der Darstellung ein schwingungvolles Pathos neben der crassesten Derbheit, und dunkle Gedankenspinnsäte legen sich in durchsichtiger Klarheit auseinander. Zu sagen, alle diese Gegensätze lägen äußerlich und unvermittelt beisammen, wäre ungerecht; aber sie sind doch auch nicht zu so inniger und untrennbarer Einheit verschmolzen, daß nicht der Denker selber, dessen lebensvolle und energische Persönlichkeit jetzt allein die Gegensätze bindet, die Nothwendigkeit einer strengeren Harmonie und eines einheitlicheren Aufbaus empfinden sollte. Wir wollen Hartmann's bisherige Leistungen keinesweges unterschätzen. Aber wie er bisher gleichsam unter den Augen des Publicums sich stetig entwickelt hat, so glauben wir von der zukünftigen Thätigkeit des unermüdblich thätigen und fruchtbaren Schriftstellers noch Befriedigenderes hoffen zu dürfen.

---

## Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.  
Dr. Heinrich von Brandt.

### IV.

Während wir in Szroda der Pacification harrten, die General v. Willisen anzubahnen versprochen, und er selbst einige Lager bereiste, lief die Versetzung mehrerer Generale und Stabsofficiere ein, wodurch zugleich eine ganz andere Einteilung der Truppen herbeigeführt ward. Ich selbst ging bei dieser Gelegenheit aus der Stellung eines Militär-Vertrauten, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die eines Truppenführers über und ward mit dem Oberbefehl der Operationstruppen des 5. Corps auf dem linken Warthe-Ufer betraut, während mir mein Hauptquartier in Szrem angewiesen ward. General v. Blumen erhielt den Befehl über die Operationstruppen auf dem andern Flußufer. Das Erste, was ich mir zu thun machte, war, mir eine gründliche Kenntniß der mir anvertrauten Truppen zu erwerben. Es waren Landwehrbataillone dabei, die kein sonderliches Vertrauen einflößen konnten. Der Befehl zum Ausmarsche hatte sie gerade im Umarbeiten ihrer Geberzeugstücke zc. getroffen, und somit war an eine Einheit in der Ausrüstung nicht zu denken. Dergleichen hat weniger bei guten Truppen zu sagen, bei schlechten aber ist es ein sehr wesentlicher Umstand. Von Disciplin war bei denselben nur so lange die Rede, als sie etwa in Reih und Glied standen; den Augen ihrer Officiere entrückte glichen sie einer undisciplinirten Bande, die sich zu Unordnungen, Raub und Plünderung berechtigt glaubte, wovon sie überall, wo sie nur gewesen, Beweise abgelegt hatten. Mit Ausnahme derjenigen Officiere, die von der Linie zu ihr abcom-mandirt waren, konnten auch ihre Officiere nur wenig Zutrauen erwecken, und nicht einmal alle ihre Bataillons-Commandeure machten hiervon eine Ausnahme. Es war ein ewiges Rücksichtnehmen, ein Beachten von Verhältnissen, ein unnützes Schönthun mit den Leuten, die sie von einer energischen Handhabung der Disciplin abhielten. Hierzu kam freilich die ganz eigene Lage der Verhältnisse, die oft Veranlassung gab, Rücksicht in Dingen zu üben, die wol auf das

stärkste hätten verpönt werden müssen. Aus unklugen Ersparungsrücksichten hatte das Kriegsministerium die Truppen nicht mobilisirt. Da gab es denn tausend Scherereien und Unbequemlichkeiten, wie z. B. das Auffuchen von Lebensmitteln, von Schlachtvieh zc., wodurch die Disciplin bei den Truppen untergraben und die Unzufriedenheit bei den Einwohnern genährt wurde. Nebenbei ward der Soldat durch stete Märsche angestrengt, ohne in einer bessern Verpflegung die Mittel zu finden, sich wieder zu stärken. Die Officiere, die von den Divouaks nicht herunter kamen und, eben weil es ihrer wenige gab, in steter dienstlicher Beschäftigung waren, brauchten mehr Sachen als sonst und erschöpften sich der Theuerung wegen in finanzieller Hinsicht. Uebrigens wurden auch die Linientruppen nach und nach durch Indisciplin angegriffen, und es bedurfte der größten Sorgsamkeit, sie davor zu bewahren. Nur die Truppen, die in der Hand entschlossener Officiere waren, erhielten sich in ungeschwächter Ordnung. Bei alledem blieb es unmöglich, einzelnen Ueberschreitungen zu wehren. In Szrem hatte früher und zwar mit Erlaubniß der Behörden eine polnische Fahne vom Thurne geweht. Eine hübsche polnische Dame hatte sie gearbeitet. Auf Anrathen des Probstes war sie bei veränderten Umständen wieder herabgenommen und der schönen Anfertigerin zurückgegeben worden. Da wird mir eines Tages gemeldet, Soldaten hätten die Fahne geraubt und wären damit weggelaufen. Bei näherer Erkundigung über den Vorfall erfuhr ich Folgendes: Mehrere Jäger der 5. Jäger-Abtheilung waren über den Hergang der Sache unterrichtet worden, zugleich hatten sie in Erfahrung gebracht, daß jene Fahne im Schlafgemach der jungen Patriotin, wahrscheinlich bis auf bessere Zeiten, aufbewahrt werde. Es gingen nun einige Jäger, von denen einer französisch sprach, und baten um Ueberlieferung der Fahne. Als ihnen die Dame sagte, daß sie von keiner Fahne wüßte, und als sie sich entschlossen weigerte, sie aus dem Schlafgemache zu holen, trat ein Jäger in dasselbe und nahm die Fahne, die hinter dem Bette stand, ohne Weiteres weg. Ebenso ruhig, wie sie gekommen, zogen die Leute auch wieder ab, und als die Klage darüber einlief, war von keinem Jäger mehr Etwas zu hören noch zu sehen. Wie sich später ergab, hatten sie die Fahne in eine Tabagie mitgenommen, hier in Stücke zerschnitten und sie unter Gesang und Klang in eine Pfütze auf dem Hofe versenkt. Ein andermal hatten Landwehrmänner einen unglücklichen Reisenden, der mit einer polnischen Cocarde am Hute erschienen war, angehalten, vom Wagen in eine Aneipe genöthigt und ihn dort unter allerhand Demonstrationen gezwungen, seine Cocarde aufzueissen und einen Schnaps dazu auf die Gesundheit des Königs von Preußen zu trinken. — Dergleichen Excesse kamen aber immer erst zu Ohren der Vorgesetzten, wenn es zu spät war, ihnen vorzubeugen. Sie hinterher ex officio zu bestrafen, war der steten Märsche und Bewegungen wegen unthunlich; nebenbei erschien es fast unmöglich, dergleichen Excedenten zu bestrafen, indem die Soldaten eine Ehre daren setzten, solche Excesse zu begehen, und hierbei der Verschwiegenheit ihrer Kameraden gewiß sein konnten. Hat man die Leidenschaften der Masse wachgerufen, ohne sie zugleich zu beschäftigen, so muß man darauf verzichten, dieselben, ich möchte sagen, unter der Schere zu behalten.

Uebrigens benutzte ich die Zeit der Ruhe zur Befestigung der Disciplin bei den Truppen und Herstellung der innern Ordnung im Bereiche der Cantonnirungen. Ich ließ die Pärkstangen, welche die insurrectionellen Behörden überall hatten errichten lassen und welche nebsttägig das Land durchzogen, besettigen, setzte mich mit unsern Behörden in Rapport, entsandte Detachements und machte selbst kleine Expeditionen nach den Gegenden, die das Theater der nächsten Ereignisse zu werden drohten. Das General-Commando selbst ordnete größere Expeditionen nach entfernteren Gegenden, wie Rozmin und Gostyn, an. In Dolzig hatte man einem Detachement von uns früher den Zutritt verweigert. Man hatte die Adler abgerissen, die preußischen Beamten insultirt und sich sonst allerhand Unfug zu Schulden kommen lassen. Das polnische Comité, das sich daselbst gebildet, schrieb Diefierungen aus und hatte sich durch seine Exaltation vor allen andern bemerkbar gemacht. Ich hatte ihm daher eine kleine Richtigung zugebracht. Mit einem Bataillon Infanterie, zwei Geschützen, einer Compagnie Jäger und einer Escadron Husaren machte ich am 19. April einen Zug dahin. Es lag dabei zugleich in meiner Absicht, die ganze Gegend, die etwas unruhig war, gründlich „abzuflappern“. Durch Husaren ließ ich mir während des Marsches einige mir als besonders unruhig bezeichnete Gutsbesitzer oder Verwalter aus den Dörfern holen, fragte sie nach Neuigkeiten und entließ sie dann nach kurzem Aufenthalt mit der Bitte, mir meine Indiscretion zu verzeihen, aber ihren Freunden und Nachbarn zu rathen, sich doch bei den Insurrectionsversuchen ja nicht zu betheiligen, weil die Regierung durchaus nicht gewillt sei, auch nur die mindeste Unordnung zu dulden, eine Maßregel, die sich immer bewährte. Ich wollte auf solche Art die Regierung von dem Verdachte reinigen, sich zu Verfolgungen zu erniedrigen und brutale Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes hervorzurufen, ich wollte meinen Untergebenen zugleich ein Beispiel geben, wie man das Feuer zu löschen habe, statt es durch Nachsuchungen und verzweifelte Maßregeln zu schüren.

In Dolzig fand ich Alles so ruhig, als wenn es im Lande des ewigen Friedens läge. Die Communalmitglieder erschienen mit einer Art Unbefangenheit vor mir, als wäre nicht das Mindeste vorgefallen. Als ich ihnen ihr Betragen, ihr Vergehen vorrückte, fanden sie dafür unendliche Entschuldigungen und bezeichneten für die Insultirungen der königlichen Embleme natürlich nur Leute, die sich seit längerer Zeit bereits entfernt hatten. Nachdem ich mich, mehr zur Uebung der Truppen, als aus Anlaß irgend welcher Befürchtung, ganz militärisch gesichert, ließ ich meine Leute einquartieren. Leider erlaubten sich auch hier die Jäger einige Excesse, die ich jedoch sofort hart bestrafte. Gewöhnlich war der Verdacht, daß irgendwo Waffen verborgen sein könnten, hinreichend, ihnen Besorgnisse zu erregen. Oesters hatten die Anzeigen hierüber so viel Wahrscheinliches, daß man dergleichen Recherchen zugeben mußte, und erst, nachdem sich wiederholt herausgestellt hatte, daß dies nur eitel Vorspiegelungen seien, wurden die Leute von diesen albernen Vermuthungen, zu denen meistens perisbe Insinuationen Veranlassung gaben, geheilt.

Um mich zu überzeugen, ob die Wachen ihre Schuldigkeit thaten, machte ich um Mitternacht eine Runde durch die Stadt. Es fiel mir auf, in den

meisten Häusern noch Licht zu sehen. Ich trat daher an einzelne Fenster und gewahrte, daß überall Leute um die Tische saßen, Crucifixe und Gebetbücher vor sich. Da ich mir dies nicht erklären konnte, trat ich endlich in eines der Häuser, um zu fragen, was dies zu bedeuten habe. Sobald ich eintrat, fiel mir Alles zu Füßen und bat um Schonung des Lebens. Da ich den Leuten sagte, daß ich ja eben nur die Runde mache, um zu wachen, daß ihnen Niemand Leides zufügte, fasten sie wieder Muth und sagten mir, daß, wie ihnen mitgetheilt, gegen Morgen die Soldaten über sie herfallen, sie erwürgen und dann die Stadt anzünden würden. Erst nachdem ich mich auf das freundlichste mit ihnen unterhalten und ihnen die heiligsten und bündigsten Versicherungen gegeben, daß ich lieber selbst mein Leben aufopfern würde, ehe ich zugäbe, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt werde, fasten sie wieder Muth. Ich begab mich jedoch sofort in die Behausungen einiger Einwohner, die ich im Laufe des Tages kennen gelernt und die mir als ziemlich vernünftig erschienen waren, um mit ihnen hierüber zu sprechen. Aber wer schildert mein Erstaunen, als auch hier sich dieselben Scenen wiederholten. Diesmal jedoch nahm ich die Sache etwas ernstlicher, verwies den Leuten ihr Betragen und befahl ihnen, sogleich durch die ganze Stadt zu eilen und ihre Mitbürger zu beruhigen. Wie ich später gehört, hat dies auch einen guten Erfolg gehabt. Erst gegen 2 Uhr nach Mitternacht kam ich in mein Quartier, den Pfarrhof, zurück.

Es mochte vielleicht 3 Uhr sein, als heftig an meine Thür geklopft ward. Es war ein Kürassier-Unterofficier, der an der Spitze eines Commandos von zwölf Mann mir mit einem Briefe aus Szrem nachgeschickt war. Er brachte mir die Meldung von dem Gefecht bei Gostyn, das am 19. Morgens stattgefunden. Der Bericht darüber war der Art abgefaßt, daß ich wol vermuthen durfte, es könne dort Hilfe ganz willkommen sein. Meine Disposition für den folgenden Tag mußte also geändert, es mußten Boten in einige entlegenere Cantonnements geschickt werden. Um diese zu erlangen, sollte der Pächter der Probstei, der in der Aufstandsangelegenheit nur zu sehr verwickelt war, herausgetrieben werden. Er wohnte in einem Hause ganz nahe der Probstei, und während die Befehle an die Truppen expedirt wurden, trat ich vor die Thür, um ihm, da er nur polnisch verstand, meine Intention mitzutheilen. Aber der Mann hatte sich in seinem Hause so fest verriegelt und verschlossen, daß es eine ganze Weile währte, ehe man ihn heraustrommelte. Er war von seiner Frau begleitet, als er endlich hervortrat. Als diese die Kürassiere sah, fiel sie mit einem lauten Schrei in Ohnmacht. Da sie nie aus Dolzig herausgekommen war, hatte sie auch nie einen Kürassier gesehen, und als sie nun diese riesigen eisernen Männer, die das schönste Mondlicht beschien, gewahrte, glaubte sie, da sie gewiß auch von dem Märchen der Ermordung gehört, ihr letztes Stündlein sei bereits gekommen. Die tragi-komische Scene führte aber eine Verzögerung in unserer Botenangelegenheit herbei. Mit dem ersten Grauen des Tages ließ ich Generalmarsch schlagen, und dann mußten sich der Magistrat und die vornehmen Bürger bei mir versammeln. Der Präsident des polnischen Comité's mußte den abgenommenen preußischen Adler unter dem Präsentiren des Gewehrs und lauten Vivat-Rufen wieder anschlagen lassen. Ich hielt darauf eine kleine

Anrede in beiden Sprachen an die Versammelten, stellte die alten Autoritäten wieder her und schärfte der Bürgerschaft sehr eindringlich Gehorsam und Nachachtung aller Regierungserlasse ein. Die am meisten Betheiligten wurden vorzugsweise dafür verantwortlich gemacht mit der Versicherung, daß die Strafe für jeden Ungehorsam sie rasch, wie der Blitz, ereilen werde. Dann brach ich mit meiner Colonne gegen Gostyn auf.

Als wir an den sumpfigen Obra-Abchnitt gekommen waren, gewahrten wir auf dem Felde eine Menge bewaffneter Bauern. In einer weiten Entfernung von einigen Husaren gefolgt, ritt ich auf den Haufen los und fragte, was sie hier machten, worauf ich zur Antwort erhielt, ihr Herr wolle, daß sie sich bewaffneten und auszögen. Mit meiner Bemerkung, daß hierzu kein Mensch weder das Recht noch die Befugniß habe, am wenigsten aber ihr Herr, schienen sie zwar ganz zufrieden, blieben aber doch, gleichsam erwartungsvoll, stehen. Ich ermahnte sie daher, ruhig nach Hause zu gehen, ihren Herrn zu grüßen und ihm zu sagen, ich würde wieder kommen und mich erkundigen, ob sie auch alle zu Hause wären, und wenn mir auch nur ein Einziger fehle, so würde ich eine starke Einquartierung nach dem Edelhofe senden, ihren Herrn arretiren lassen und nach dem Fort Winiary in's Gefängniß schicken. Das half, und wir schieden als gute Freunde. Als wir nun im Begriff standen, nach einem kurzen Halt unsern Marsch fortzusetzen, meldete die Avantgarde, daß man in der Ferne eine große Anzahl Wagen, von Infanterie und Cavallerie begleitet, gewahre. Unmittelbar darauf traf auch schon die Meldung ein, daß dies ein Transport Gefangener sei, die man in Gostyn gemacht habe und die man nach Szrem bringen wolle. Ich ritt der Colonne entgegen. Auf dem ersten Wagen fand ich einen Herrn v. Bork, einen Landwehr-Officier, dessen Brüder ehrenvoll in unserer Armee dienten, die Hände fest zusammen gebunden, ferner einen Weltgeistlichen und mehrere Mönche von dem Philippiner-Orden, dann folgten ca. 70 Gefangene, theils zu Wagen, theils zu Fuß. Ich war kaum mit einer oberflächlichen Besichtigung dieser Leute fertig und hatte den Rapport des Officiers entgegengenommen, als ein blutjunger Soldat, das Gesicht von Pulver geschwärzt, der den Wagen mit den Mönchen unter seiner Aufsicht hatte, zu mir sagte: „Herr Oberst, Sie erlauben uns wol, die Pfaffen aufzuhängen!“ Seine Kameraden fanden dies ganz plausibel. Als ich ihn sanft auf seine blutdürstige Forderung aufmerksam machte und darauf hinwies, daß kein tapferer Soldat einen Gefangenen umbringe, ließ er zwar von seinem Ansinnen, sie alle aufhängen zu wollen, ab, bat aber darum, ihnen wenigstens einen derselben Preis zu geben. Da ich ihn auch hierüber zurecht wies, sagte er ganz laut, gleichsam um sich zu trösten: „Na, das schadet auch nichts, aber zwei habe ich doch kalt gesetzt!“ — So tief war der Haß in wenigen Tagen eingewurzelt, und es bedurfte aller Sorgfalt und Mühe, um die Grausamkeiten, welche einen Racenkrieg stets begleiten, zu verhindern.

Da nach den mir zugegangenen Berichten meine Gegenwart in Gostyn nicht weiter nöthig war, so lehnte ich mit meinem Detachement in Gostyn nach Szrem zurück. Ich ließ es mir hier besonders gelegen sein, die Ursachen des Blutvergießens, das in Gostyn stattgefunden, zu untersuchen; denn die Ursache



den spanischen Kriegen her noch die Ueberzeugung, daß nur eine gründliche Kenntniß der Verhältnisse, gepaart mit einer weisen Energie, die einzigen zuverlässigen Mittel bleiben, die Gemüther in Schranken zu halten und Blutvergießen zu verhüten. Bei meinen Nachforschungen stellte sich als unzweifelhaft Folgendes heraus: Gostyn hatte wie jeder Ort sein Comité, zu dessen hervorragenden Mitgliedern auch der schon genannte Lieutenant von Bork gehörte. Diesem ging Abends vor dem Gesecht ein Handbillet von einer vornehmen Dame der Umgegend zu, worin sie ihm rieth, mit seiner Familie auf der Hut zu sein, weil Deserteurs von der pommerschen und schlesischen Landwehr in Banden das Land durchzögen und der Stadt zu morgen einen Besuch zugebacht hätten. Die bössartigen Gerüchte über Excesse der Landwehr, die vergrößert ihren Weg durch die ganze Provinz gefunden hatten, gaben dieser Mittheilung eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Man versammelte sich also eiligst in dem Städtchen, berieth, wie man sich gegen diesen Besuch zu schützen habe, und kam überein, die Waffen zu ergreifen und eventuell Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Ruhigen, die durch die erwähnte Anzeige ihr Hab' und Gut beeinträchtigt glaubten, sowie die Unruhfister, denen es nur um Widerstand gegen die Autorität zu thun war und die aus den Ereignissen Vortheil ziehen zu können glaubten, waren hiermit gleich einverstanden. Als man daher die Annäherung der Truppen erfuhr, eilte Alles zu den Waffen, man besetzte die Communicationen zum Orte und schickte sich zur Vertheidigung an. Sobald die Truppen sich im Bereiche des Gewehrfeuers befanden, ritt Lieutenant von Bork denselben entgegen, angeblich um sie zu befragen, ob sie als Freunde oder als Feinde kämen. Doch kaum war man so nahe gekommen, daß man sich mit einander verständigen konnte, so fing man an, aus der Stadt auf die Ulanen, die die Spitze bildeten, zu schießen, worauf denn die Truppen auch sofort zum Angriff übergingen. — Wären jedoch die Angaben der Polen begründet, so hätten die Ulanen Hand an den Herrn von Bork gelegt, noch ehe er zu ihnen gesprochen, und erst hierauf hätten die Polen geseuert, weil sie nun geglaubt, daß die Mittheilungen, die sie Abends erhalten, begründet seien. Wer nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen ist, wird wissen, wo er die Mißverständnisse zu suchen hat. Sie liegen in dem übertriebenen Eifer beider Theile, in dem Mißtrauen zu einander, in der Ungeschicklichkeit, das Rechte zu finden, und in dem Mangel an Muth, es zu handhaben; im Allgemeinen aber in der Niederträchtigkeit der Route, die von den Zeitereignissen profitieren wollen. Wäre es dem Herrn von Bork Ernst gewesen, die Ruhe aufrecht zu erhalten, so war es ihm eine Kleinigkeit, den Anmarsch der Truppen zu erfahren und den Commandeur derselben durch einen Vertrauten von der Lage der Dinge zu unterrichten. Dieser würde alsdann nicht verfehlt haben, seinerseits den Herrn von Bork zu orientiren, und so wäre ohne Zweifel jener Zusammenstoß vermieden worden. Der Bataillons-Commandeur, ein Major von Müller, ein unterrichteter Officier, würde sich aus der französischen Revolution erinnert haben, daß es ganz ähnliche Kunstgriffe waren, wodurch man die Gemeinden damals in Aufregung erhielt und in Unruhe versetzte, und er würde in seiner Umsicht ein Auskunftsmittel gefunden haben, dem Ausbruche einer Reihe von Mißverständnissen vorzubeugen. Die Lehre von den Agitationen ist heutzutage jedem Schüler bekannt; es läßt sich

Niemand mehr dadurch fangen, nur die Armen an Geist können dadurch beunruhigt werden. Uebrigens wurden die Gefangenen sofort ihrer Fesseln entledigt und der größere Theil derselben, namentlich die Geistlichen, bald wieder entlassen. Nach meiner Rückkunft nach Szrem sollten die Sachen bald eine ernstlichere Wendung nehmen. Man hat die Ursache hiervon bald den Deutschen, bald den Polen, bald dem General von Colomb und endlich dem General von Willisen zuschreiben wollen. Aber *intra muros peccatur et extra*. Sie tragen alle gleiche Schuld. Nachdem die Sache einmal so weit gediehen war, gab es keinen andern Weg, sie zu schlichten als den der Gewalt. Schon unter dem 4. April hatte General von Wrangel dem General von Willisen gerathen, die Comités-Mitglieder festzunehmen, am 7. hatte er den Rath gegeben, zur Ehre der preussischen Waffen vorwärts zu gehen. General von Weprach hatte bei Ueberweisung einiger seiner Truppen am 17. April geäußert, daß die beste Art, mit Rebellen zu unterhandeln, Rartättschen seien, und wie er aufrichtig bedauere, daß man von diesem trefflichen Mittel noch nicht Gebrauch gemacht habe; aber dann kamen eine Menge Mittheilungen über die Verhältnisse in Breslau und Berlin, die zur Vorsicht trieben. So hieß es in einer derselben vom 9. April, angeblich von sehr zuverlässiger Seite, daß es mit dem Beginn des Kampfes im Posen'schen erst recht toll in Berlin und Breslau losgehen sollte, daß man das Schloß in Berlin abbrennen und den König zum Teufel jagen werde. Ja von Berlin selbst her sollen aus höheren Regionen Weisungen zur Vorsicht und Schonung gemahnt haben. Meine Mannschaften fuhrten einstweilen fort, als mobile Colonnen die Ruhe zu sichern. Die einzelnen Comités wurden aufgelöst, den Befehlen der Regierung Gehorsam verschafft, die Autorität wieder hergestellt. Es ward dem sich allerdings mehr breit machenden als Frucht bringenden Einfluß der Polen ein Ziel gesetzt; die Lieferungen und Zugänge zu den Lagern wurden unterbrochen, namentlich ward das überall verbreitete Gerücht, als sei es mit der Macht des Königs vorbei, als habe er gar nichts mehr zu sagen, thatsächlich dementirt.

Inzwischen war nach der Uebereinkunft von Jaroslawice ein größerer Theil polnischer Edelleute von der Bewegungspartei, welche den offenen Widerstand wollte, abgetreten. Ob sie vielleicht jetzt begriffen, daß ein der Aristokratie ausschließlich angehörendes Land nicht geeignet sei, eine Revolution zu unterstützen, die der socialen Elemente so viel schon enthielt, lasse ich dahingestellt. So hatte auch der Oberst v. Budziszewski, ein alter versuchter Soldat, der schon in den napoleonischen Kriegen eine Schwadron mit Auszeichnung geführt, das Commando des Lagers von Rziódz aufgegeben. Er machte mir auf dem Wege von Kurnil nach Szrem, als ich von einer Conferenz mit dem commandirenden General zurückkam, seinen Rücktritt bekannt und lehrte mit einem Paß vom General-Commando in seine Heimath zurück. Der Oberst äußerte nichts über den Zustand des Lagers von Rziódz; aber aus allen Berichten geht hervor, daß es das entragirteste war und daß dort Excesse mancher Art vorgefallen sein müssen. — Moraszewski selbst gesteht ein, daß die Lager ein böser Hauch durchweht habe, der vorzugsweise gegen einige höhere Officiere gerichtet gewesen sei. — Budziszewski's Nachfolger sollte ein Officier des 4. polnischen Infanterieregiments, Oberst Bognński, werden; aber Verhältnisse mancher Art verhinderten

seine Ankunft von Tag zu Tag und so ging das Commando in die Hände eines Obersten Florjan Debrowski über, eines alten Soldaten aus der Emigration, den sich Mieroslawski besonders für diesen Posten ausersehen hatte. Mit ihm zugleich waren mehrere Officiere aus der Emigration angekommen, alle entschiedene Enragés, die bald eine große Thätigkeit entwickelten. Ein junger Geistlicher, ein gewisser Koszulski, der in Berlin studirt und sich mancher Unterstützung behufs Reisen vom Gouvernement zu erfreuen gehabt hatte, fanatisirte zugleich die Soldaten, hielt Predigten und politische Vorträge, las bei den Versammlungen die Zeitungen und Erlasse des Comités vor und machte mit einem Worte den Thyräus des Heeres. Jung, leidenschaftlich, nicht ohne Bildung, ein guter Redner, heftig und unbesonnen, Opfer einer unglücklichen Täuschung und von dem Wahn befangen, der Aufruf zur Unabhängigkeit werde das Volk, in dem aber auch das Andenken der alten Abelskyrannei lebte, sofort in die Waffen bringen, ließ er dem Lager in Rziódz seinen Eifer und Thatendurst und nahm mit dem der Demokratie eigenen Ungeßüm Besitz von der Popularität.

Die Uebergriffe, die sich der neue Befehlshaber erlaubte, sollten ihn bald mit dem preussischen Commandanten von Szrem in Berührung bringen. Es liefen täglich Klagen über Gewaltthätigkeiten jeder Art ein. Bald waren es willkürliche Einquartierung und exorbitante Vertreibung von Lebensmitteln, bald Mißhandlung einzelner Reisender, Juden und Deutscher, über die geklagt wurde. Man hatte versucht, die Pferde in der evangelischen Kirche unterzubringen und war hiervon nur durch des Predigers Muth abgebracht worden. Ich nahm hierbei Gelegenheit, dem General-Commando sehr entschieden zu schreiben und dasselbe dringend aufzufordern, endlich der Unordnung ein Ende zu machen, indem es unter den Umständen, wie sie nun einmal wären, der preussischen Ehre zuwiderliefe, noch länger zu zögern. Vom Prediger Flóter ward mir am 27. April die Nachricht, daß man beabsichtige, am 29. noch 2000 Senfemänner heranzuziehen. Als endlich mehrere Deutsche, die in Rziódz gewesen, als der Spionage verdächtig eingezogen, unter ein Kriegsgericht gestellt und mit Todesstrafe bedroht wurden, ließ ich den Herrn v. Raczyński, einen preussischen Domänen-Pächter und Gutsbesitzer, den General v. Willisen ad latus des Landraths hier ernannt hatte und der in dieser Function von dem Ministerium bestätigt worden war, zu mir entbieten und trug ihm auf, dem Obersten v. Debrowski zu erklären, daß der mindeste Schritt gegen jene Unglücklichen die sofortige Kündigung der Convention von Jaroslawice zur Folge haben und daß ich ihn ohne Weiteres angreifen würde. Herr von Raczyński unterzog sich seinem Auftrage mit Gewissenhaftigkeit und brachte mir vom Obersten v. Debrowski einen Brief mit, in dem dieser unumwunden erklärte, er werde jene Leute, im Falle das Kriegsgericht sie für schuldig erkenne, nach den Gesetzen bestrafen; übrigens werde er, wenn man ihn angriffe, den nur mit Mühe zurückgehaltenen Eifer seiner Leute zur Abwehr des Angriffs zu benutzen wissen.

Hiermit war das Signal zum Beginn der Feindseligkeiten gegeben.

# Die deutsche Kunst- und Kunstindustrie-Ausstellung in München.

~~~~~  
Von
Professor Dr. Alfred Woltmann.
~~~~~

„Öffne deine hohen Pforten,  
Thu' dich auf kry stall'ner Dom!  
Freudig wogt von allen Orten  
Nun heran der Völkerstrom. —“

So beginnt die Hymne am Eingang der Festschrift zum Jubiläum des Münchener Kunstgewerbevereins, der zur Feier seines fünfundsiebenzigjährigen Bestehens den schönen Gedanken einer deutschen Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung gefaßt hat. Mit dem Völkerstrom hat es seine Richtigkeit. Der Ausdruck „kry stall'ner Dom“ ist allerdings eine Hyperbel. Und doch kann München seines Glaspalastes froh sein, der, so lange er eben aushält, ein geeignetes Local für Ausstellungen von bestimmter Zeitdauer gewährt, einer höchst mannigfaltigen Verwerthung und inneren Raumeintheilung fähig ist und es auch diesmal möglich gemacht hat, zu einer vaterländischen Schauausstellung alle Welt zu Gäste zu laden. Die Industrie-Ausstellung von 1854, für die er errichtet ward, bezeichnete gewissermaßen den Beginn einer mehr großstädtischen Entwicklung Münchens. Die historische Kunstausstellung im Jahre 1858 rief dann die enthusiastische Theilnahme aller künstlerischen Kreise in Deutschland hervor. Die zwei letzten größeren Ausstellungen in diesem Glashause stehen ferner unter einander in einem inneren Zusammenhang und zugleich in einem Gegensatz. Im Jahr 1869 eine internationale Ausstellung der Malerei, Plastik und Baukunst, diesmal jedoch eine Ausstellung, welche sich auf die deutsche Production beschränkt und das gesammte Kunstgewerbe in gleicher Berechtigung mit den bildenden Künsten umfaßt. Im Grunde wurde jedesmal auf die vaterländische Kunstthätigkeit der Gegenwart das Hauptgewicht gelegt, sie sollte sich zeigen und auf die Probe gestellt werden. Aber in beiden Fällen war für einen Maßstab gesorgt worden, an dem sie gemessen werden konnte. Diesen bildete

im Jahre 1869 die französische Malerei, die in wahrhaft glänzender Weise vertreten war. Der Wettstreit zwischen Deutschland und Frankreich trat in dem Gesamteindruck jener Ausstellung klar zu Tage und gab ihr gewissermaßen eine dramatische Bewegtheit. Die Entscheidung war im Großen und Ganzen kaum zweifelhaft, der Vortheil war nicht auf derjenigen Seite, die ein Jahr später durch die Waffen und die Gesamtkraft der Nation den Sieg davontrug.

Diesmal tritt die deutsche Kunst allein auf, der Wettstreit besteht nur zwischen den Einzelnen, je nach ihrer Begabung und nach dem, was sie gelernt haben; ferner zwischen den verschiedenen Richtungen und localen Gruppen. Als Maßstab aber ist die eigene künstlerische Vergangenheit vorhanden, die sich hier, wenigstens für den kunstindustriellen Theil, in stolzer Herrlichkeit entfaltet. Ihr ebenbürtig zu sein, wird die Production des Tages nicht behaupten; daß sie um den Preis mit ihr ringen könne, wird sie sich nicht einbilden. Aber schon darin liegt ein Fortschritt, daß sie gern und mit Bewußtsein auf die Schöpfungen der eigenen Vorzeit zurückblickt, daß sie ernst gewillt ist, den Zusammenhang mit ihr zu gewinnen und zu bewahren, die Kraft und die Lehre zu schätzen weiß, die ihr von jener zufließen können. So ist uns denn drei Jahre nach einer Weltausstellung größten Umfangs diese Specialausstellung willkommen; man benützt sie, im Vergleich mit jener, mit ihrer riesenhaften Ausdehnung, ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit und ihrem überwältigenden Glanze, in weit größerem Behagen. Zu der Specialisirung in nationaler Beziehung kommt diejenige in sachlicher. Keine Maschinenhalle, kein Riesengeschütz von Krupp, keine Schulapparate für naturwissenschaftlichen Unterricht. Dafür sind allerdings die aufbringlichsten Objecte allgemeiner Ausstellungen nicht fern geblieben, die Claviere, und sie machen sich auch in der That mitunter vernehmbar. Aber das thun sie, — was freilich ein schlechter Trost ist — ohne hierzu auch nur den Schein eines Rechtes zu besitzen; denn nicht ihres Klanges wegen, nur ihres Aussehens wegen sind sie da, als künstlerisch durchgebildete Möbel. Nur diejenigen gewerblichen Producte haben ein Recht hier zu erscheinen, die in irgend einer Beziehung künstlerischen Werth besitzen. Die Neuheit an sich, das Originelle der technischen Herstellung, die Verwendbarkeit des Materials, die praktische Bedeutung sind kein Grund zu ihrer Ausstellung. Diesmal hat die bildende Hand der Maschine den Vorrang abgewonnen. Die kunstgewerbliche Frage ist aber zur Zeit für das Schicksal unserer Production die entscheidende; nach dieser Seite hin hatten wir von unseren nationalen Ueberlieferungen am meisten eingebüßt, an fremden Anstrengungen neuester Zeit am wenigsten theilgenommen. Die Schönheit ist auf diesem Gebiete mehr als ein gefälliger Schein, als ein Luxus, welcher dem gesteigerten Wohlstand und der feineren Geschmacksbildung zukommt. Sie ist zugleich eine ganz bestimmte Probe für den sachlichen Werth, für die Solidität der Production, weil sie eben als Ergebniß geistiger Beherrschung des Stoffes dasteht. Heute zweifelt kaum Jemand mehr an dem, was man vor einem Jahrzehnt Verwunderten, die nicht recht glauben wollten, immer wiederholen mußte: daß die Förderung der Kunst im Gewerbe, vor Allem durch Unterricht und Vorbilder, auch von hervorragender wirtschaftlicher Bedeutung für das nationale Leben und eine wesentliche Seite der allgemeinen Volkserziehung

sei. Ein Umstand gerade beweist, daß die Veranstalter der Münchener Ausstellung die wahren Bedürfnisse der modernen deutschen Production und den Werth der neueren Bestrebungen zu ihrer Hebung zu würdigen wußten: daß sie jene Perspective auf Vorbilder und Unterricht in wirkungsvoller und ausreichender Weise erschlossen, auf die Vorbilder durch die Ausstellung älterer Werke, auf den Unterricht durch die umfassende und höchst instructive Ausstellung künstlerischer und kunstgewerblicher Schulen.

Das Vestibul, welches den Eintretenden empfängt, öffnet sich in Arcaden, welche von Doppelsäulen getragen werden, gegen den Mittelraum, die Festhalle. Hier ist der behagliche Ruhepunkt des Ganzen, von dem man ausgeht und zu dem man stets wieder zurückkehrt. Sessel laden zum Verweilen ein, an heißen Tagen selbst, bei welchen der längere Aufenthalt unter dem Glasdach kein Vergnügen ist, findet man hier Frische und Kühlung. Der große monumentale Springbrunnen für Cincinnati, mit Sculpturen, die von A. v. Kreling und Ferdinand v. Miller dem Jüngeren modellirt sind, nimmt die Mitte ein, umgeben von einem Garten mit tropischen Gewächsen und von Mastbäumen, an denen die Wappen der betheiligten Staaten angebracht sind, der österreichische Doppeladler wie der Adler des deutschen Reiches. Die Ausstellungsgegenstände drängen sich an dieser Stelle nicht, sie erscheinen nur als Schmuck der Anlage; zwischen dem Grünen, auf den Balustraden, eine Reihe von Sculpturen, dem Eingange gegenüber die Kolossalbüste König Ludwig's II. von Bayern, des hohen Protector's der Ausstellung. Wendet der Eintretende den Blick zurück, so zeigt sich ihm Anton von Werner's großes Gemälde für die Siegessäule in Berlin mit seinen lebendigen und wirkungsvollen Darstellungen der letzten großen Schicksale des Volkes, der Abwehr, des Sieges und der Gründung des Reiches. Zur Linken und zur Rechten beginnen die Räumlichkeiten der modernen Ausstellung, zunächst in zwei freien, unmittelbar mit der Festhalle zusammenhängenden Vorplätzen, in denen das Deutsche Reich und Oesterreich einander entsprechen. Dem Eingang gegenüber öffnet sich dann ein stolzes Portal mit der Aufschrift: „Unserer Väter Werke“. Es ist eine prächtige Leistung des Barockstils, aber in den Formen noch gemäßiget, ein Nachklang der deutschen Renaissance, in Eichenholz und mit Vergoldungen, einst in einer Kirche zu Reichenhall. Sehr glücklich sind mit ihm die Eisengitter von den Chor'schranken der Augustinerkirche in München verbunden worden. Durch die Oeffnung des Thores erblickt man schon vom Mittelraum den von Eisen hergestellten Kleinodienschrank mit seinen hohen Glastafeln, auf einer erhöhten Estrade, welche Prachtrüstungen zu Fuß und zu Roß in malerischer Gruppierung umgeben. Die ausgedehnten unteren Räumlichkeiten werden dann durch zwei umlaufende Galerien ergänzt, auf welchen namentlich die Schulausstellungen und die Architektur in zusammenhängenden Gruppen Platz gefunden haben. Leider ist der Aufenthalt auf ihnen der Hitze wegen fast unerträglich, höchstens mit Ausnahme der früheren Morgenstunden.

Es ist bekannt, daß für die Anordnung der neueren Werke ein anderes Princip als das bisher übliche gewählt worden war. Man wollte keine Gliederung nach den Gattungen der Gegenstände und der Technik, sondern man stellte den Grundsatz auf, daß allen Producten der Kunst und des Kunstgewerbes solche

Stellen anzutweisen seien, welche ihrer Verwendung im Leben entsprechen, man ließ Alles in Verbindung und Mischung miteinander auftreten. Man glaubte auf diese Weise das Bazarmäßige, welches bei früheren Ausstellungen unvermeidlich war, überwinden, in jedem einzelnen Raume, dem größeren Saal wie dem Cabinet, eine harmonische und malerische Gesamtwirkung erreichen zu können. — Das klingt recht gut, aber man wird kaum zugeben, daß in Wirklichkeit diese Intention zu genügender und durchweg erfreulicher Geltung gekommen. Bei ihrer Anwendung auf eine Ausstellung wie diese, geht die Möglichkeit einer consequenten Durchführung verloren, und es werden zugleich andere Rücksichten außer Acht gelassen, die ebenfalls mitzusprechen haben. Das hier aufgestellte Princip läßt sich vielleicht am besten in kleineren Sammlungen für ältere Kunst und Kunstindustrie zur Anschauung bringen, und wir haben es beispielsweise in dem kleinen Museum zu Salzburg, bei welchem freilich auch die Beschränkung auf eine bestimmte locale Gruppe günstig war, geschmackvoll und eigenthümlich verwirklicht gesehen. Die einzelnen Räume werden da zum Wohnzimmer, zum Speisezimmer, zur Küche, zur Capelle, zum Zimmer des Gelehrten; sie enthalten nur Möbel, Geräthe, Kunstgegenstände, welche diesem Charakter entsprechen, der Eindruck einer bestimmten Epoche überwiegt und ist für die Stimmung des Ganzen maßgebend, die eine ungemein malerische ist. Bei einer mäßigen Anzahl von Räumen und Objecten, und bei fortgesetztem Probiren mit dem gegebenen Material läßt sich das erreichen. Schon bei einem größeren Museum ist das schwieriger und minder empfehlenswerth. Man hatte anfangs etwas Aehnliches in der umfangreichsten Sammlung ähnlicher Art, dem bayerischen Nationalmuseum, versucht: bei streng chronologischer Folge sollte jeder Raum ein Stimmungsbild der Zeit geben; alle Zweige der Kunst und des Kunstgewerbes traten dabei gemischt auf. Aber als ein kundiger Fachmann, Herr von Hefner-Alteneck, Director des Museums ward, konnte er diese Anordnung nicht ganz bestehen lassen; er sah das Einzelne oft zu sehr von dem Ganzen gedrückt, die Ueberfüllung war unvermeidlich gewesen, eine reizvolle Gesamtwirkung war oft nur auf Kosten des lehrreichen Eindruckes erreicht. So mußte ein großer Theil der Gegenstände aus der bisherigen Einordnung herausgenommen und in dem Hauptstockwerk, das einst, zum Genuß (falls solcher möglich) der Fresken aus der Bayerischen Geschichte ganz leer hatte bleiben sollen, so aufgestellt werden, daß der Besucher die einzelnen Zweige kunstgewerblicher Technik und ihre Entwicklung studiren kann. Was bei dem großen Museum nicht möglich war, ist bei der großen Ausstellung um so weniger angebracht. Schnell, ohne eine auf eingehendes Studium begründete Uebersicht des mannigfachen Materials hat die Aufstellung zu geschehen, sie muß halb improvisirt werden. Der Anhalt für malerische Zusammenstellung, den bei einem Museum die historische Beziehung gewährt, fällt hier fort. Ich möchte es allerdings für möglich halten, daß Männer mit künstlerischem Blick, wenn sie eine höchst zeitraubende und mühsame Arbeit, ein fortwährendes Experimentiren und Corrigiren nicht scheuen, ein paar Monate nach der Eröffnung der Ausstellung, sobald sie alle Objecte in derselben gründlich kennen, eine neue Anordnung des Ganzen von jenem Gesichtspunkt aus, der hier von Anfang an maßgebend hätte sein sollen, vornehmen könnten. Bei

der ersten Anordnung aber war das neue Princip, das man aufstellte, vielfach hinderlich. Das Bazarmäßige, das man vermeiden wollte, tritt hier noch störender hervor, namentlich da man auch die eigentlichen Kunstwerke in dieses bunte Durcheinander eingestreut hat. Man vergleiche dagegen die Ausstellung der älteren Werke. Sie stehen vielleicht gedrängter, und doch sieht Alles ruhiger und harmonischer aus. Die Zusammenstellung nach dem Charakter der Objecte selbst, nach ihrer Technik und deren Entwicklung liegt zu Grunde, ein gewisses decoratives Geschick macht sich ebenfalls geltend; aber es wird nicht vorlaut, reißt die Sachen nicht aus ihrem natürlichen Zusammenhang. Diese Anordnung ist lehrreich und zugleich genussreich, weil sie eben die Anschauung auf Verständniß begründet, die einzelnen Werke gleich so vorführt, wie sie betrachtet, studirt, durch Vergleichung gewürdigt werden wollen!

Eine Einzelheit freilich tritt in der modernen Abtheilung sehr wirkungsvoll und glücklich hervor: die zahlreichen kleineren Cabinette, welche ein Gesamtbild der Hauseinrichtung und Zimmerausstattung gewähren. Aber man würde fehlgreifen, wenn man hierin gerade ein glückliches Resultat des gewählten Principis für die Anordnung erkennen wollte. Solche Bilder der Zimmereinrichtung wurden bereits auf früheren Weltausstellungen gewährt, theils in den Ausstellungsräumen selbst, theils in den Annexe. In Wien waren sie namentlich in der französischen Abtheilung, sodann im großartigsten Maße in dem ägyptischen Hause, in dem Kaiserpavillon zu finden, wir werden sie sicherlich auf allen späteren Ausstellungen wieder antreffen. Die Harmonie des Eindruckes, das eigentlich Künstlerische, kommt hier aber wahrlich nicht erst durch die Bemühungen des Münchener Anordnungs- und Aufhänge-Comité's und durch die Principien, in welchen jenes sattelfest ist, hinein. Die Vereinigung verschiedener Techniken zur zusammenhängenden Wirkung ist hier Sache der Production selbst, der freiwilligen Verbindung zur Arbeit nach künstlerischem Plan. Solche einheitlichen Zimmereinrichtungen müssen dem Ausstellungscomité eben doch auch fertig und als für sich bestehende, in sich abgeschlossene Ausstellungsobjecte eingesandt werden; man kann sie nicht erst im Ausstellungspalaste selbst aus Material verschiedener Art und beliebigen Ursprungs improvisiren. Hängen dann die Anordnenden in solche an sich fertige und abgeschlossene Gemächer noch ein paar Bilder an die Wand, lassen sie noch ein passendes Prachtgeräth auf einem Tische Platz finden, so wird das ja bei richtiger Wahl nicht viel schaden. Stellt man hier in einem reich möblirten Salon einige Aquarellen von Adolf Menzel auf die Staffeleien, so können wir damit zufrieden sein, sobald nur das Licht ausreicht. Wer fähig ist, sie zu genießen, wird sie schon zu finden wissen, mag auch immerhin das große Publicum an ihnen vorübergehen und für einen gelegentlichen Schmuck des vom Architekten, Tischler und Tapezier hergestellten Ganzen halten, was zu dem, in wahrhaft künstlerischer Hinsicht, Werthvollsten und Selbständigsten auf der Ausstellung gehört.

Bei dem gewählten Princip kommt natürlich die Malerei am meisten zu kurz. Man hätte immerhin eine ganze Anzahl von Bildern als Wanddecoration solcher Räume verwenden können, die mit kunstindustriellen Producten gefüllt sind; aber man durfte das nicht ausschließlich thun, man hätte wenigstens einige



ruhige Räume gewinnen sollen, die für Werke der Malerei allein bestimmt waren. Ein reicher Privatmann, welcher auf geschmackvolle Einrichtung seiner Wohnung bedacht ist, jeden Luxus sich gestatten kann und zugleich moderne Bilder sammelt, wird sicherlich manche Bilder in den Wohnräumen anbringen, aber sie in diesen kaum zu sehr häufen, sondern, wenn er wirklich Liebhaber ist, das Beste und Werthvollste in einem besonderen Gemäldeaal bewahren, in welchem die Bilder die Hauptsache sind, jede sonstige Ueberfüllung vermieden ist und die Einrichtung völlig diesem Zweck sich fügt. In dem Münchner Glaspalast kann man höchstens in dem einen Raum, der Piloty's Wallenstein enthält, solche Anforderungen befriedigt finden. Man könnte eher, wenn Platzmangel da ist, die Gemälde viel näher zusammenhängen; aber es ist unerträglich, sie durch umfangreiche Möbel, durch hohe Glaskästen, die verschiedene Objecte zur Schau stellen, unterbrochen zu sehen. Einer Wand mit Teppichen von Haas gegenüber sind die Bilder verloren. Gelegentlich eine Büste in der Ecke, ein kunstvoller Tisch, das läßt man sich gefallen, und das kann sogar glücklich wirken. Aber hierin muß ein feines Tactgefühl zur rechten Zeit das Maß finden.

Unsere Künstler scheinen denn auch die Ungunst, die ihrer hier wartete, geahnt zu haben; sie ließen der Kunstindustrie willig das Feld. Für Plastik, Malerei und Architektur kann das hier Vereinigte nicht auf den Namen einer allgemeinen deutschen Ausstellung Anspruch machen. Gar viele der besten Meister fehlen. Das Neue und Durchschlagende wird für andere und günstigere Gelegenheiten, vielleicht für die Herbstausstellung in Berlin aufbehalten; das Beste, was wir sehen, kennen wir großentheils schon, vielleicht bereits seit der Wiener Weltausstellung, nur wenige unserer berühmten Maler kommen mit Ueberraschungen.

Auch daran ist kaum gedacht worden, die historische Entwicklung der deutschen Kunst während unseres Jahrhunderts zu zeigen, wie das einst in der berühmten Ausstellung des Jahres 1858 hier geschah. Ein paar ältere Werke sind angelangt, aus Berlin, aus Stuttgart, und nehmen sich nun ziemlich vereinzelt aus. Wer beachtet die paar Reliefs von Schefffhauer aus dem Jahre 1796 oder eine der feinsten Landschaften von Joseph Anton Koch, Eigenthum der Stuttgarter Galerie? Nur Krüger's große Parade (1837) aus dem Besitz des deutschen Kaisers, macht allgemeinen Eindruck. Diese solide Malerei, die sich trefflich erhalten hatte, die durchgehende Klarheit des Tons, die uns gern auf das, was man heut unter malerischer Haltung versteht, verzichten läßt, diese gewissenhafte Treue in dem Festhalten der gegebenen Erscheinungen, die zugleich das Werk, als Document einer uns schon fernstehenden Periode, mehr und mehr historischen Werth gewinnen läßt, sind künstlerische Eigenthümlichkeiten von wahrhaft deutschem Gepräge.

Wir finden dann ein paar liebenswürdige Bilder des verstorbenen Friedrich Eduard Meyerheim, eins der feinsten Cabinetstücke des Wienerers Waldmüller, Kinder von bezaubernder Naivetät in einer Märzlandschaft, die mit vollendeter Beobachtung und trefflicher Zeichnung aufgefaßt ist. An Moritz von Schwind erinnern uns ein paar gemalte Einfälle aus der Galerie Schack, gewiß aber nicht die besten, die man dort hätte auswählen können. Im Uebrigen

ist auch jene Richtung der modernen Malerei, welche sich an die großen Italiener lehnte, auf idealen und monumentalen Stil ausging, in Cornelius ihre Höhe, in Paulbach ihr Ende fand, kaum vertreten. An einer etwas verlorenen Stelle ist nur eins von Paulbachs letzten Werken, der Nero-Carton zu sehen. Die Richtung, welche in München herrscht, jetzt das Gebiet, auf welchem zuletzt auch Paulbach nur noch vereinzelt dastand, ganz inne hat, ist die realistische und coloristische von Piloty, auch an anderen Orten geben verwandte Bestrebungen den Ton an. Piloty tritt hier mit dem Anspruch auf, historisch aufgefaßt zu werden. Nicht durch ein neues Werk, sondern durch seinen Seni an der Leiche Wallenstein's ist er vertreten, jenes Gemälde aus der neuen Pinakothek, das in der That seine Eigenthümlichkeit in Auffassung und Technik ganz auf ihrer Höhe zeigt. Nur war vielleicht nicht angemessen, daß ihn die Jury für diese Schöpfung einer früheren Periode von Neuem prämiirte.

In der Schule, die er begründet hat, ist mitunter auch der Zug zum Seelenvollen und Poetischen vertreten; Gabriel Max, oft träumerisch bis zum Krankhaften, läßt ihn diesmal rein und schön in dem zugleich vortrefflich gemalten Bilde „der Wirthin Töchterlein“ zur Geltung kommen, die Jury aber nahm von ihm nicht Notiz. Besseren äußeren Erfolg hatte Linden Schmidt, der seinen malerischen Sinn und seine originelle Auffassung bisher an geschichtlichen Episoden bewährt hatte. Hier tritt er mit einem Versuch ganz anderer Art auf. Venus und Adonis, ein Experiment, auf das wir kein sonderliches Gewicht legen möchten, unter dem Einfluß decorativer Malereien der Barockzeit, mit deren coloristischem Reiz er zu wetten sucht, doch flau, ohne Idealität der Formen und der Charaktere. Noch gibt es Künstler, welche aus der coloristischen Bahn heraus den Weg zu idealer Gestaltung zu finden wissen, wie Anselm Feuerbach; aber seine Amazonenschlacht und sein Symposion in zweiter Redaction hängen im Mittelraum zu hoch. Das Gastmahl, in Umrahmung und Farbe teppichartig behandelt, kann das allenfalls aushalten; der Amazonenschlacht, auf die der Künstler unendliche Mühe wandte, ohne sein Ziel zu erreichen, wird man weiter nicht nachfragen. Geflissentlich hat man ihn auch nicht wegen dieser großen Bilder, sondern wegen eines in der That classisch edlen Studentkopfes prämiirt. Wie die ganz moderne Richtung sich idealen Aufgaben gegenüber zu fassen weiß, kann das Siegesbild von Anton von Werner lehren. Mit seinem letzten Griff hatte er durchschlagenden Erfolg. Daß alle früheren modernen Bestrebungen nach Idealität und monumentaler Strenge eitel Thorheit gewesen, daß erst Werner dann gezeigt habe, wie dergleichen anzugreifen sei, daß der Charakter seines Bildes der Einfügung in den Organismus eines Monumentalbaues vollkommen entspreche, würden wir kaum behaupten mögen; aber man kann dieser Frage hier am Ende aus dem Wege gehen, wo das Bild, losgelöst aus dem strengen architektonischen Verbande, als Riesenteppich im Ausstellungsraum erscheint. Den Stil kühner Improvisation, den Werner bei seiner Bela für den Einzug der siegreichen Truppen in Berlin erfunden, hielt er auch hier fest. Froh und bewußt greift er mitten in die Wirklichkeit. Wendert er ihre Erscheinungsformen, etwa im Costüm, aus malerischen Gründen, so geschieht dies wie in übermüthiger Masterade, die auch

offen eingestanden wird. Aber bei diesem Verfahren, das hart an die Grenze des Zulässigen streift, verläßt ihn dann doch der Tact nicht; er ist nicht nur in der malerischen Kraft, in der Bewältigung der Massen, sondern auch durch Schöpfung und Geist bis in jeden einzelnen Zug überraschend.

Ein andrer unserer gepriesensten Maler, Hans Makart, erscheint diesmal weniger zu seinem Vortheil: ein paar überlegensgroße Studien aus Aegypten, von denen eine prämiirt ward, dann ein aus solchen ägyptischen Studien hervorgegangenes Bild, das man nicht gut mit einem Preise krönen konnte. Das ist eine Schilderung altägyptischen Lebens, zu welcher die Anschauung des modernen Aegyptens den Künstler inspirirt hatte, „die Nilfahrt“. Da finden wir großes Geschick des Aufbaues, doch nirgend etwas Unabsichtliches in den Motiven, die anspruchsvoll und doch in der Form nie durchgearbeitet sind. Dabei freilich eine merkwürdige Lichtführung; Schimmer und Glut links und rechts in der Ferne, die Mittelgruppe vorn ganz beschattet, und selbst inmitten dieser Dämpfung coloristische Gegensätze, die bis zum Magischen gesteigert sind. Aber das Ganze erscheint wie ein Traumbild, das zu zerfließen droht, geistig lahm, ohne sachlichen Gehalt.

Die Schlachtenmalerei ist durch ein großes Gemälde von Faber du Faur; die Schlacht von Champigny, auf das würdigste vertreten. Das Bild ist wahrhaft malerisch in der Conception, energisch in der Farbe und vortrefflich angeordnet. Dann sind einige Bilder von Bleibtreu nicht zu übersehen. Die vortreffliche Kriegsepisode vom Grafen Harrach, Vorposten am Mont Valerien, durch frühere Ausstellungen längst bekannt, geht durch ihren Platz verloren.

Im Bildniß gewinnt diesmal offenbar Canon in Wien den Preis durch die ganze Figur einer Dame von großer Feinheit der Auffassung, gewähltem Geschmack in der Durchbildung und malerischer Kraft. Einige Bildnisse von Lenbach gehören zu dem Wirkungsvollsten, das wir von ihm gesehen haben, sind dabei überraschend fest und scharf in der Auffassung, so zwar, daß der Weg bis zur Caricatur nicht mehr weit ist. Die Gestalt des bekannten Kunstfreundes und Kenners Baron Eiphard in Florenz, eine Erscheinung, die ganz in Beobachtung, sanguinischer Lebhaftigkeit und Discussion aufgeht, dann der sitzende Döllinger, bei dem Stand und Vergangenhait unverkennbar hervortreten, aber die Fähigkeit der Opposition gegen geistlichen Druck nicht so leicht in den Zügen zu lesen wäre, prägen sich dem Gedächtniß unauslöschlich ein. Wir werden ferner durch einige wohlgelungene Portraits von F. A. Raulbach, Graef, Reibl und Biermann gefesselt, von diesem ist eine schon mehrmals ausgestellte Dame in Grün hier zu sehen. Ganz köstlich sind endlich die drei Kinder von Gustav Richter, die der Meister auf einen Ofenschirm gemalt hat. Seine geniale Sicherheit des Vortrags und der Auffassung kann man nicht leicht besser kennen lernen, als in dieser Improvisation, die sich schlicht bei der größten Kraft der Farbe gibt und bezaubernd naiv im Ausdruck ist.

Von den Genremalern ist Knauts ferngeblieben; Bautier's Scene vor der Sitzung ist an Feinheit der Charakteristik und leise anklingendem Humor unererschöpflich, wird aber weniger beachtet, als das Bild verdiente; das, wodurch Bautier sein Publicum vorzugsweise zu gewinnen vermag, die tiefe Innigkeit

mitten im Humor, war hier durch den Gegenstand ausgeschlossen. Desregger hat wieder ein großes Sittenbild aus der Geschichte seines Heimathlandes gebracht: siegreiche Schaaren aus dem Tyroler Feldzug von 1809, bei ihrem Einzug in das heimathliche Dorf. In Haltung, Farbe, Beherrschung der Massen wie in der Einzelcharakteristik kann es sich neben seinen besten Arbeiten sehen lassen. Bereits bekannte Bilder von Paul Meyerheim, W. Genz, R. Becker, Theodor Schük, Alois Schönn wollen wir nicht aufzählen. Demnächst sind unter den Genremalern namentlich A. von Hagn, Albert Keller, Ossow, Meißel, Gysis, Amberg, A. Gabl hervorzuheben. Auch diesmal treten ein paar polnische Maler in München mit fein beobachteten Schilderungen ihres heimathlichen Lebens auf: L. von Kurella und Anton Rozakiewicz. Im geschichtlichen Sittenbilde zeichnen sich Ludwig von Langenmantel, mit einer Scene der französischen Revolution, Verhaftung Robespier's, und Hermann Kaulbach, Friedrich der Große, welcher dem Orgelspiel Bach's zuhört, aus. Stimmungsbilder von seinem psychologischen Ausdruck sind der orgelspielende Cardinal von L. Koeßß, streng und fein in der Durchführung, und die drei Frauen in der Kirche von Elis Peterßen; diesen Letzteren fehlt nur vielleicht das Ungefundene. Von den Thiermalern seien namentlich der Schweizer Koller, der freilich nichts Neues gebracht hat, und Braith erwähnt. Die Producte der Landschaftsmalerei sind auch diesmal zahlreich, fast zum Ueberdruß, aber neben den bekannten „schönen Gegenden“ von den Alpen bis zum Strande, wie sie sich der Philister gewöhnlich in seine Zimmer hängt, kommen denn doch auch künstlerische Leistungen vor. Von A. Achenbach ist eine Landschaft aus der Gegend von Antwerpen hervorzuheben, von Gude ein norwegisches Küstenbild, von Bier eine hochpoetische Mondscheinslandschaft, Burnitz in Frankfurt fesselt durch seine Stimmungsbilder, die wahrhaft als „paysages intimes“ gelten können, im Gegenstande das Einfachste aufsuchen, in der Tonwirkung den Bestrebungen der modernen Franzosen nahe kommen. Das nordische Strandbild von Eugen Dürer, die große Waldlandschaft von Willroder, die italienischen Ansichten von Berninger und Hertel gehören zu dem Stattlichsten. Der Norweger Sinding betritt in der Schilderung seines Vaterlandes mit Glück die Bahn seines Meisters Gude, räumt aber der Staffage eine noch größere Bedeutung ein. Böcklin's südliche Villa am Meeresstrande ist den Besuchern der Galerie Schäd seit Jahren als eins der edelsten Werke dieses originellen Malers bekannt. Als Architekturmaler bewährt Wilberg große Anschauung und malerische Kraft. Dann muß man aber diese Gattung vorzugsweise unter den Aquarellen aufsuchen, da sind R. Werner und der unübertroffene Rudolf Alt in Wien vertreten. S. Marco in Venedig und St. Peter in Rom, die Pracht des Marmors und der Vergoldung, die Wirkung altherwürdiger Denkmäler in der Glut des südlichen Lichtes, die stoffliche Wahrheit wie der stimmungsvolle Reiz dieser Gegenstände lassen sich nicht vollendeter darstellen. Daß auch von Adolf Menzel einige Aquarelle da sind, ward schon berichtet, neben mehreren Genrescenen von wunderbarer Kraft der Farbe auch zwei berühmte Blätter, durch welche er sich als der Meister legitimirt, der wie keiner heutzutage die Malerei in Verbindung mit

calligraphischer Ornamentik zu handhaben weiß: die Adresse an den König bei dem Siegeszuge in Berlin 1866 und das Heilmann'sche Jubiläumsblatt.

Hier ist die Stelle, ein Wort von der Illustration zu sagen, der ja schon diese Arbeiten von Menzel ihrem Charakter nach angehören. Für diesen Zweig der Kunst besitzt Deutschland von jeher vorzugsweise begabte Kräfte. Was wir jetzt auf der Ausstellung an neuen Erscheinungen aus diesem Gebiete sehen, ist zwar nicht eben zahlreich. Außer denjenigen Publicationen, die längst in unseren Häusern Bürgerrecht gewonnen, und deren wir an dieser Stelle nicht nochmals zu gedenken brauchen, sind namentlich zwei neue großartige Cyklen von Compositionen zu Goethe's Faust hervorzuheben, der eine von dem jüngst verstorbenen Kreling, der andere von Liezen Mayer. Beide offenbaren Schöpfung und lebhaftes Phantasie. Liezen Mayer wird vielleicht in der Ausbildung der Hauptcharaktere am wenigsten genügen, aber die reiche Einbildungskraft und der malerische Sinn kommen am besten in solchen Episoden, die der Künstler zwischen den Zeilen zu lesen hatte, zur Geltung. Seinen großen, kühn hingeworfenen Zeichnungen weiß der Holzschnitt von Hecht in München zu entsprechen. In den Stichen dagegen geht bei kleinlicher Behandlung zuviel verloren.

Interessant ist es, die Fülle der Techniken zu übersehen, welche die Illustration, die künstlerische und wissenschaftliche Reproduction in ihre Dienste nimmt, außer dem Holzschnitt und den verschiedenen Gattungen des Stiches treten die mechanischen Vervielfältigungsmethoden in den Vordergrund. Die Copien älterer Stiche und Radirungen in Lichtdruck von Obernetter in München, von der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin, zum Beispiel Wessely's neues Ornamentwerk, geben die Originale in aller irgend denkbaren Treue. In ihrer Anwendung auf Architektur tritt diese Technik in den Publicationen von Gilberts in Dresden, dem Prachtwerk über den Zwinger, den sächsischen Denkmälern des Mittelalters und der Renaissance auf. Unter den Leistungen der Photographie zeichnen sich auch hier wieder die großen Reproductionen der Dresdner Galerie von der Photographischen Gesellschaft in Berlin aus. Die Chromolithographie wird nirgend besser als in Deutschland ausgeübt. Storch und Kramer in Berlin können mit Stolz die Blätter nach altitalienischen Fresken und Tafelbildern ausstellen, welche die englische Arundelsociety bei ihnen anfertigen ließ. Köhler's Prachtwerk über polychrome Denkmäler der Renaissance ist von Coillot in Berlin farbig reproducirt worden. Das in München erscheinende chromolithographische Prachtwerk über die Kunstwerke der reichen Capelle bewältigt die größten sächlichen Schwierigkeiten.

Da wir hier von den zeichnenden Künsten in ihrem Zusammenhange mit der Bücherausrüstung gesprochen haben, sei dieser auch noch in anderer Beziehung ein Wort gewidmet, es ist ein Thema, auf das man immer wieder mit Nachdruck zurückkommen muß. Lange war es bei uns so bestellt, daß wir in den verschiedenen technischen Zweigen, auf die es hier ankommt, die trefflichsten Kräfte besaßen, daß dies oder jenes nirgend besser als in Deutschland herzustellen war, daß auch das Ausland unsere Producenten benutzte. Kam es dann aber auf die einheitliche, in allen Beziehungen genügende künstlerische Gesamtwirkung eines

Druckwerks an, bei der Papier und Druck, Form der Lettern, Raumvertheilung, Ausführung der Illustrationen und Einband in gleicher Weise theilhaftig sind, so fehlte fast immer die volle Harmonie; nach irgend einer Seite hin zum mindesten war die Geschmacksbildung zu vermissen. Darüber sind wir noch nicht ganz hinausgekommen, aber die Anfänge zum Besseren sind wahrzunehmen. Ein großes Hinderniß sind zunächst unsere Lettern. Eine Reform in der deutschen Orthographie, wie man sie neuerdings von Staatswegen in Angriff zu nehmen sucht, ist nicht entfernt so wichtig wie die Reform im Stil der Schrift. Lettern, die uns andern Nationen gegenüber isoliren, haben wir beibehalten, wir nennen sie deutsche Lettern, obwohl diese Bezeichnung grundfalsch ist und von einer nationalen Eigenthümlichkeit hier nicht die Rede sein kann. Ein übrig gebliebenes Erzeugniß des Mittelalters sind sie, aber keineswegs ein besonderes Buchstabensystem, sondern eine corumpirte lateinische Schrift. Bis zum 12. Jahrhundert hatte die römische Schrift sich in ziemlicher Reinheit erhalten, dann begannen erst leise, hernach durchgreifend, Modificationen, die mit der allgemeinen Geschmacksrichtung der Zeit, mit dem Formensinn, welcher den gothischen Stil in der Baukunst hervorrief, zusammenhängen und dann auch gleichzeitig mit dessen Anfängen auftreten; statt der harmonischen Abrundung hatte man an dem Eckigen, Zugespitzten Gefallen. Die Anfänge der Renaissance riefen eine neue Wandlung hervor. Die Wiederbelebung der antiken Schrift war ein nothwendiges Ergebnis der gesammten Geistesrichtung, die Buchdrucker und die gelehrten Kräfte, die ihnen zur Verfügung standen, unternahmen solche mit voller Consequenz, mit Berücksichtigung der besten Vorbilder und unter dem Streben, die Buchstabenformen auf bestimmte normale Maßverhältnisse zurückzuführen. In Deutschland nahm der größte nationale Künstler, Dürer, an diesen Bestrebungen maßgebend Theil. In den meisten europäischen Ländern aber vollzog sich der Umschwung so, daß die wieder belebten antiken Lettern zunächst in der humanistischen Literatur, im Latein durchdrangen, während man in der Literatur der Volkssprachen noch länger bei den Lettern, die das Volk gewohnt war, blieb. In Deutschland hielt diese Trennung nur länger vor als in andern Ländern, offenbar größtentheils deshalb, weil eine Blüte unserer Literatur unter Herrschaft des modernen Geistes hier ungleich später auftrat. Deutsch ist diese Schrift darum nicht, man könnte sie eher französisch nennen, weil der Ursprung der ganzen gothischen Geschmacksrichtung in Frankreich zu finden ist, und in der That haben wir sie in italienischen Schreibebüchern als „lettere francesche“ bezeichnet gefunden. Wäre dabei diese gothische Schrift wenigstens noch eine echte, stilgemäße! Aber was in unsern Druckwerken herrscht, sind nur ganz corumpirte, charakterlos abgeschliffene gothische Formen, die durch die Hände von Generationen gegangen sind, welche die Schriftformen des 13. und 14. Jahrhunderts in ihrem Wesen nicht mehr verstehen konnten. Es ist recht erfreulich, daß Verlagsbuchhandlungen, wie die von Velhagen und Klasing, für Bücherliebhaber neuerdings Ausgaben in alterthümlichem Charakter veranstalten mit einer wirklich gothischen Schrift, der gegenüber dann unsere Druckchrift, auch die, in welcher die gegenwärtigen Zeilen dem Leser vor Augen kommen werden, einfach barbarisch ist. Zeitungen und Zeitschriften, sowie die

ganze schöne Literatur, werden voraussichtlich aber noch am längsten auf Seiten des alten Schlendrians eine Macht bilden; die wissenschaftliche Literatur strebt immer nachdrücklicher nach Emancipation. Seit einigen Jahren werden in der Wiederbelebung echter Aldinen- und Elzevir-Settern erfreuliche Fortschritte gemacht, wofür unter andern auch manche bei Seemann in Leipzig erscheinenden Werke der Kunsliteratur ein Beispiel gewähren. Aber kommt man in dieser Beziehung in der Ausführung der Illustrationen, in dem Druck derselben auch weiter, so bleibt immer noch eine gefährliche Klippe, der Einband. In Leipzig, in Wien und an einigen andern Orten gibt es allenfalls Buchbinder, welche von den alten Mustern, von modernen Franzosen zu lernen wissen; ihre Zahl aber ist klein. Manche Verleger lassen für ihre Werke Einbände nach stilgemäßer und künstlerischer Zeichnung herstellen; mit welchem Glück dies auch bei einfacher Ausführung geschehen kann, zeigt die bei Spermann in Stuttgart erscheinende „Geschichte der technischen Künste“. Aber im Großen und Ganzen herrscht noch die äußerste Geschmacklosigkeit und Zerkahrenheit. Was soll man sagen, wenn eins der besten illustrierten Werke der Neuzeit, Rugler's Geschichte Friedrichs des Großen mit den Holzschnitten nach Menzel, auch heut wieder in einem Einbände auf dem Tische liegt, dessen sich der Aussteller schämen sollte. Was noth thut, und wo Rath zu holen ist, kann man aber gerade diesmal in München lernen, da, wie wir noch sehen werden, die alte Abtheilung der Ausstellung gerade für Buchausstattungen und Einband eine überraschend glückliche und in sich abgerundete Uebersicht mustergültiger Leistungen der Vorzeit enthält.

Wir wollen zunächst zu den bildenden Künsten zurückkehren. Die Malerei mag hier fragmentarisch vertreten sein, aber sie bietet wenigstens genug Treffliches und Interessantes. Die Plastik dagegen nimmt sich am spärlichsten aus. Zwei anmuthige Genrewerke, das Mädchen mit dem Kinde von Wagnmüller, die Wasserprobe von Schaper, sind seit mehreren Jahren bekannt, Otto's Gruppe, der Centaur, der mit der Nymphe kauft, ist ein nicht eben durchgeführtes, aber im Wurf glückliches Werk. Manger's Colossalstatue des Fürsten Bismarck zieht wesentlich um der dargestellten Persönlichkeit willen die Aufmerksamkeit an. Originell und bedeutend sind dagegen verschiedene Portraitbüsten, in denen sich eine neue Richtung ankündigt und zwar gleichzeitig an verschiedenen Orten, in Berlin, München, Wien. Die Künstler, die sie verfolgen, scheinen von einander unabhängig zu sein; aber was sie wollen, ist das Gleiche. Der classischen Richtung in der modernen Sculptur stellen sie eine scharf realistische gegenüber, und wenden solche bei derjenigen Gattung an, bei der sie am meisten berechtigt ist, dem Bildniß. Die Plastik des Barockstils, namentlich des französischen, haben die Künstler auf sich wirken lassen. Auf Virtuosität der Behandlung, breiten skizzirenden Vortrag, scharfe, auf die Spitze getriebene Lebendigkeit gehen sie aus. Mit solchen Mitteln verstand es Reinhold Wegas, der als einer der originellsten Neuerer im plastischen Stile dasteht, die Erscheinung Adolf Menzel's in erstaunlicher Wahrheit und in feinstem Durchdringen des geistigen Lebens festzuhalten. Verwandte Vorzüge zeigen Wagnmüller's Büsten von J. Liebig und von Paul Heyse. Noch einen Schritt weiter in Reckheit und Bravour geht Tilgner in Wien, von dem die Büsten der Schauspielerin

Volter, der Mediciner Gebra und Rodicansky zu sehen sind. Versagt ein modernes Vorurtheil der Plastik die Färbung, so sucht er dies durch malerische Behandlung, durch gesteigerte Schattentwirkung zu ersetzen, die Augen sind gebohrt und gewinnen Leben, die Behandlung des Costüms ist wirkungsvoll und läßt das Stoffliche zur Geltung kommen, dabei besser, als dies gewöhnlich in den Modeproducten der modernen Italiener vorkommt, und in richtiger Unterordnung unter die Gesamtwirkung.

Ruhiger und abgeschlossener kommen die architektonischen Werke zur Geltung. Unter den modernen Schöpfungen sieht man oben noch zwei alte; die holzgeschnitzten Modelle zu dem Rathhaus in Augsburg von Elias Holl, beide der echt italienischen Renaissance noch näher stehend, als das ausgeführte Gebäude, das sich eben doch den nordischen Bedingungen anzubequemen hatte. Ein Gesamtbild des architektonischen Schaffens in Deutschland erhalten wir freilich nicht. Wien, zur Zeit die glänzendste Stätte monumentaler Bauthätigkeit, ist nur durch ein paar Entwürfe für den Privathau vertreten. Berlin weist, außer manchen derartigen Leistungen, noch die Pläne für das deutsche Gewerbemuseum von Gropius und Schmieden auf, in classisch-strengen Formen, aber im heimischen Backsteinmaterial. In größerer Anzahl sind die Entwürfe für das deutsche Parlamentshaus, und zwar nicht nur die preisgekrönten, vorhanden. Immer wieder bei erneuerter Anschauung imponirt L. Bohnstedt's großartiger Plan, bei welchem die Disposition und Gestaltung der Haupträume dem genialen Hauptmotiv in der äußeren Architektur ebenbürtig ist. Von neuem bedauert man, daß nach der Concurrenz nicht geschah, was das einzig Richtige gewesen wäre: daß ihm nicht die Ausarbeitung eines definitiven Plans übertragen ward, mochten Einzelheiten des ursprünglichen Planes auch noch der Umarbeitung bedürfen. Die Architekten in der Jury gaben damals größtentheils dem Entwurf von Rayser und Großheim den Vorzug, und in diesem kündigt in der That eine eminente künstlerische Kraft sich an; in bestimmten Beziehungen ist er unübertroffen. Die nicht überwundene Schwierigkeit bestand wesentlich darin, daß die Architekten, durch den Platz veranlaßt, die Hauptfacade und die Eingangsfacade trennen wollten, und nun zu keiner organischen Ausbildung beider gelangten. Rayser und von Großheim sind ohne Zweifel die begabtesten jungen Architekten in Berlin. Ihr Rathhausproject für Essen, im Stil deutscher Renaissance, ist ebenso charaktervoll wie anmuthig, ihr Entwurf für eine Börse in Frankfurt am Main wird an künstlerischem Werth und an Originalität durch das zur Ausführung bestimmte Project von Burnitz und Sommer nicht übertroffen, mag dieses immerhin gewisse Vorzüge in der inneren Disposition besitzen.

Die Städte zweiten Ranges geben von ihrem Schaffen eine weit vollständigere Anschauung. Im Ganzen kann man wahrnehmen, daß die früheren starken Verschiedenheiten der Localen Schulen in Deutschland mehr und mehr zurücktreten, das Streben und die Ausbildung der Architekten an den verschiedenen Orten haben sich einander genähert. Auch einer Einheit des Stiles ist man nahe gekommen; es überwiegt eine durch classisches Studium vorbereitete Renaissance, die den besten Mustern Italiens nachstrebt, mitunter auch an die



französische oder an die erst wiederentdeckte deutsche Renaissance sich anlehnt, wie das namentlich Raschdorf in Köln mit Feinheit, mit malerischem Gefühl und auf Grund tiefen Studiums thut. Auch an Stellen, welche sich früher der Renaissance geflissentlich widersetzten, ist sie durchgedrungen, so in Baden, ferner in München, welches den wichtigsten Monumentalbau, der bevorsteht, die Kunstakademie von Neureuther, in Entwürfen und Modell sehen läßt und dafür Bürgschaft gewährt, daß man die Mißgeburt des „neu erfundenen Baustiles“ endgültig verworfen. Durch Frische, Compositionstalent und Farbensinn ragt unter den jüngeren Kräften Gnauth in Stuttgart hervor, besonders in seiner mit genialer Benützung des Terrains angelegten Villa Sigle. Die Verwerthung mittelalterlicher Baukunst für die Gegenwart hat entschieden an Boden verloren; als herrschend tritt sie nur noch in Einer localen Gruppe, in Hannover, auf, wo Oppler den Ton angibt. Als das einzige gothische Profangebäude von Bedeutung stellt sich Hauberrisser's Münchener Rathshaus dar. Von Franz Schmitz in Köln sehen wir, außer seinem trefflichen Werke über den Kölner Dom und den Concurrenzentwürfen für dessen innere Ausstattung, nur ein Project für das Denkmal auf dem Niedertwalde, welches aber der Gothik nicht treu bleibt und außerdem durch einen verwandten Versuch von Hermann Eggert in Straßburg übertroffen wird. Sonst beschränkt sich die Gothik auf den Kirchenbau, und die besten Entwürfe für diesen rühren nicht von Gothikern strenger Observanz, sondern von Egle und von Leins in Stuttgart her, die für bestimmte Zwecke solche Versuche gemacht haben, sich aber im gewöhnlichen Leben zur Renaissance bekennen. Nur ein unglücklicher Düsseldorf'scher Architect, Abbema, hat sich an Erfindung eines neuen Baustiles auf mittelalterlicher Grundlage gewagt, den er „gothisch-romanischen Krystallstil“ betitelt.

Da wir einmal oben sind, zunächst ein Wort von den Schulen, die sich ebenfalls auf den Galerien ausbreiten. Sie zeigen am klarsten, welch ein Umschwung in unserem Verhältniß zu Kunst und Kunstgewerbe sich während des letzten Jahrzehntes vollzogen hat. Da gibt es kein Land und keinen wichtigen Platz in Deutschland, wo nicht Gelegenheit zu gründlicher künstlerischer Ausbildung geboten wäre. Diejenige des Kunsthandwerkers ist von der des Künstlers nicht mehr entschieden getrennt, der Unterricht für beide hat an Methode gewonnen, die technische und mechanische Abrichtung genügt nicht mehr, die Schulung des gesammten Formenfinnes muß die Grundlage bilden. Sehr ansehnlich nehmen sich die Leistungen der Kunstgewerbeschule zu München aus, sie werden durch die Nürnberger Schule nicht mehr übertroffen. Beachtenswerth sind die Leistungen der Akademie in Leipzig, dann die Fortschritte der Schule an der Landesgewerbehalle zu Karlsruhe. Um so kümmerlicher sieht es freilich in den zahlreichen gewerblichen Fortbildungsschulen in Württemberg aus. Zu dem Raume, den sie einnehmen, zu den Ansprüchen, mit denen sie auftreten, stehen ihre wirklichen Resultate in keinem Verhältniß. Das künstlerische Verständniß ist mäßig, man sieht wenig Wahl und Methode in der Benützung der Vorbilder, keine hinreichende Schärfe und Genauigkeit in ihrer Wiedergabe. Die Zahl von Köpfen nach der Antike, die auch nur einigermaßen charakteristisch

und verstanden sind, ist gering. Die künstlerische Rathlosigkeit tritt dann vollends zu Tage, wenn es sich um das Eingreifen in die Praxis handelt. Auch in Preußen stehen gewerbliche Zeichenschulen, wie die zu Breslau, auf keiner hohen Stufe. Günstiger ist es oft in den neuen Provinzen, zum Beispiel in Cassel, bestellt. Ernste Bestrebungen in theoretischer wie in praktischer Beziehung kommen dann im deutschen Gewerbemuseum zu Berlin zur Geltung. Doch erwecken dessen Leistungen noch nach zwei Seiten hin Bedenken. Bei den Zeichnungen nach Gyps aus dem Abendunterricht glaubt man oft zu spüren, daß auf die Schnelligkeit der Auffassung, also auf die Routine, ein größeres Gewicht als auf das feinere Verständniß gelegt wird. Der architektonische und ornamentale Unterricht ist sodann rein auf die wissenschaftlich bereits überholten Bötticher'schen Principien basirt, die Kenntniß der Formwelt, wie sie in der Kunst der Vergangenheit vorliegt, wird unnöthig eingeengt, die wesentlich grammatische Auffassung der Formen läßt die freie künstlerische Empfindung oft nicht genug zum Ausdruck kommen.

Raum wird ein Zweifel darin bestehen, daß das gesammte künstlerische Unterrichtswesen in Deutschland denn doch von dem österreichischen weit überboten wird. Der Umschwung ist eben hier schon etwas früher eingetreten, und der neue Aufschwung der gewerblichen Production, wie namentlich der Architektur, in der österreichischen Hauptstadt kam diesen Bestrebungen zur Reform des Kunstunterrichts glücklich entgegen. Um dieser ihre Hand zu leihen, fanden sich die trefflichsten Kräfte; nicht auf vereinzelte Versuche war es abgesehen, sondern auf eine einheitliche Organisation, welche das ganze Land umfaßte. Den Centralpunkt bildet die Schule des österreichischen Museums, mit ihr stehen die kunstgewerblichen Fachschulen des Handelsministeriums an den verschiedensten Orten der Monarchie in Beziehung. Die Schulen selbst sehen als ihre Aufgabe an, den Uebergang aus der theoretischen Ausbildung in die praktische Thätigkeit zu erschließen. Treffliche Schulung der Hand, sichere Bildung des Formgefühls bilden die Grundlage; vom Zeichnen und Modelliren aus wird aber dem Schüler zugleich der Weg zur Werthung seiner künstlerischen Fähigkeiten in verschiedenen Gewerben, zum Ausführen unter der Leitung bewährter Meister, dann auch zur freien eigenen Erfindung erschlossen. Die Belege hierfür sind vortrefflich gewählt. Man beachte die Pflanzenstudien aus der Schule des Museums, die Aufnahme des Schlosses Belthurns mit seiner gesammten inneren Einrichtung, die Porzellanmalerei nach Entwürfen von Lausberger, den vom Professor Stord entworfenen Magnatensäbel in Taucharbeit, den von dem Schüler Bühlmeyer erfundenen und ausgeführten Spiegelrahmen, dann aber auch die Flachstidereien und Rothstidereien aus der 1874 eröffneten Kunststidereischule in Wien, die Bucheinbände und kleineren Gefäße aus der Prager Schule für Goldschmiedekunst und verwandte Gewerbe.

Die Resultate dessen, was wir in den Schulausstellungen erstrebt sehen, finden wir dann unten in den kunstgewerblichen Theilen der Ausstellung. Wir haben nicht die Absicht, auf diese irgend ausführlicher einzugehen. Der schließliche Eindruck ist ein ähnlicher, wie bei der Wiener Weltausstellung von 1873, über welche ja eine höchst umfassende Literatur vorhanden ist: die Bücher von

Julius Lessing, von Jacob Falke, das von C. von Lützow herausgegebene Prachtwerk. Nur ist hier die Ausstellung auf Grund strengerer Wahl erfolgt, die Masse des wirklich Geschmacklosen und Stilwidrigen ist ziemlich fern geblieben; was wir sehen, erhebt wenigstens den Anspruch, als etwas künstlerisch Durchgebildetes zu erscheinen. Die Teppiche mit den brutalen naturalistisch aufgesetzten Blumen sind fast verschwunden, die Schmucksachen, welche nur durch den Stoff wirken und jeder plastischen Gestaltung unfähig sind, treten zurück, und man kann zugeben, daß die Juwelierarbeiten einiger Wiener Häuser oder von Hugo Schaper in Berlin sich neben den besten französischen und italienischen Arbeiten sehen lassen dürfen. Der mit unverstandener Spätgothik verquickte Naturalismus ist bei prächtigen Schaugefäßen seltener geworden. In Silberarbeiten zeigt gerade München unverkennbare Fortschritte. Mögen einige Arbeiten von Sch und Wagner in Berlin, Ehrenschilder, Gefäße u. s. w. bei aller Trefflichkeit doch noch zum Theil ein zu geflissentliches Ueberwiegen des Figürlichen zeigen, so gehören sie doch eigentlich schon einer überwundenen Epoche an. Dagegen macht die königliche Porzellan-Manufactur von ihren großen Vasen und Schaugefäßen in steif-classischer Form und mit Malerei, die anderswo besser am Platze wären, nicht mehr so viel Aufhebens, wie ehemals. Diese Anstalt, sowie die sächsische Porzellan-Manufactur bewegt sich wieder vorzugsweise, in Servicen, plastischen Figürchen und Biergefäßen, in dem Stile des vorigen Jahrhunderts, der für dies Material der wahrhaft classische ist. In den mannigfaltigsten Zweigen der Production nehmen wir die Theilnahme echter Künstlerkräfte wahr, vor Allem der Architekten, die sich naturgemäß nicht nur um den Bau, sondern um die ganze Ausstattung zu kümmern haben, geistesverwandte künstlerische Genossen heranzuziehen, die Handwerker in der Praxis zu schulen wissen. Daher sind jene Leistungen möglich, welche diesmal den größten Reiz der modernen Ausstellung bilden, die in sich abgeschlossenen Zimmer, unter denen die mannigfaltigsten Richtungen vertreten sind. Im streng mittelalterlichen Stil steht Oppler in Hannover ziemlich allein; er beschränkt sich auf das heimische Material, Eichen- und Tannenholz, Schmiedeeisen u. s. w., ist der mitwirkenden Kräfte vollkommen sicher und bringt eine stilgemäße Wirkung hervor. Wohlthuender und vertrauter, obwohl gleichfalls alterthümlich im Charakter, wirkt das Cabinet von Seidl in München. Die Formen deutscher Renaissance bequemen sich unseren Lebensbedingungen ungezwungener, als diejenigen der Gothik, an. Aber in den meisten Fällen wird nicht sowol die einfachere bürgerliche Behaglichkeit betont, als ein gebiegener, repräsentirender Luxus, und da entsprechen dann spätere Renaissanceformen, die sich oft schon dem Barocken nähern, besser. Das Speisezimmer von Steinmetz in München mit Tafelung, sowie mit Fries und Deckenbildern von Wagner gewährt ein charakteristisches Beispiel. Einige der besten Zimmereinrichtungen findet man in der österreichischen Abtheilung, so das Herrenzimmer von Schenzel. Das köstlichste aber sind zwei jener Zimmer, welche die Wiener Industriellen für den Kaiserpavillon der Weltausstellung einrichteten und den Majestäten zur Verfügung stellten. Die besten Kräfte haben hier nach den Entwürfen von Stord

gearbeitet und das Vorzüglichste, was sie konnten, geleistet. Sie gewähren ein Bild im Kleinen von der Ausbildung des Kunstgewerbes in Wien.

Daß keine Partie einen so wohlthuenden, harmonischen und künstlerischen Eindruck macht, wie die österreichische Ausstellung, ist erklärlich; die Gründe haben wir schon früher erwähnt. Nicht nur das entwickelte großstädtische Leben der österreichischen Hauptstadt, nicht nur der heilsame Einfluß des Museums für Kunst und Industrie, das so schnell verstanden hat, feste Wurzel zu fassen und zur praktischen Gewerbethätigkeit in ein unmittelbares Verhältniß zu treten, war dafür maßgebend, sondern auch die musterhafte Organisation, die uns hier gegenübertritt, wie wir sie schon bei dem kunstgewerblichen Schulwesen bemerkt haben. Das österreichische Museum hatte bei der Ausstellung alle Fäden in der Hand. Von diesem Mittelpunkt aus wurde Alles einheitlich dirigirt, nichts blieb dem Zufall überlassen; und so zeigt man wirklich das Beste, was man vermag, bei aller Knappheit doch ziemlich vollständig. Mag der letzten Weltausstellung gegenüber auch in dieser Abtheilung des Neuen und Ueber-raschenden nicht eben viel sein, so können wir doch das Gebotene hier ruhiger genießen, weil es gesammelt, nicht zu massenhaft, in glücklichster Auswahl vor uns steht. Gleich im ersten Raume breitet sich die Ausstellung der Glaswaaren-fabrik von Lobmeyer aus, sie füllt ihn fast ganz, und doch läßt sich nicht behaupten, daß etwas in ihr überflüssig wäre. Unter den Luxusgegenständen finden wir das von der Weltausstellung her berühmte Tafelservice des Kaisers von Oesterreich wieder. Neben dieser classisch-reinen Renaissance tritt eine musterhaft behandelte Gothik in der von Friedrich Schmidt erfundenen Kanne nebst Becher für das neue Rathhaus auf. Daneben finden wir auch einfachere Geräthe für den täglichen Gebrauch. Es folgen die Teppiche von Philipp Haas, die Spitzen von Stramizer, die Tapezierarbeiten von Fix, die monumentalen Eisenarbeiten von Waagner, die Möbel, unter ihnen auch der köstliche in Amarant- und Ebenholz eingelegte Bösendorfer'sche Flügel, der dem österreichischen Museum gehört. — Doch auf weiteres Aufzählen wollen wir uns nicht einlassen.

Erfreuliches findet man in allen Abtheilungen bis auf eine: die der kirchlichen Kunst. Alle ihre Heiligen können ihr nicht helfen, sie ist durchaus öde und unerquicklich. Das Einzige, was eines Blickes werth ist, sind wenige unter den ausgestellten Messgewändern. Dabei ist alles irgend Mögliche für sie geschehen, das westliche Ende des Glaspalastes ist in eine Art romanische Capelle verwandelt, deren Chor die Mayer'sche Kunstanstalt in München mit ihren Erzeugnissen allein füllt. Einige höher gelegene Seitenabtheilungen schließen sich an. Die Mehrzahl der Arbeiten ist im mittelalterlichen, besonders im gothischen Stil gehalten; aber die Fortschritte, welche die jüngste Zeit in gründlicher wissenschaftlicher Kenntniß der mittelalterlichen Formen gemacht hat, ist an diesen Erzeugnissen spurlos vorübergegangen. In den kirchlichen Geräthen und Möbeln finden wir Trockenheit und Schablone, der Schwung erfinderischer Phantasie fehlt, aber ebenso die Vertrautheit mit den besten Vorbildern, mit der reichen Mannigfaltigkeit der Formenwelt, die dem Mittelalter zu Gebote stand. Die kirchliche Plastik aber ist das Schlimmste. Zu dem rein

Schematischen in Motiv und Bewegung, dem dabei doch der Ernst und die Würde des Typischen mangeln, kommt die kraftlose, unwahre Süßlichkeit des Ausdrucks und endlich eine Polychromie, der die einfachsten Grundbegriffe abgehen. Weil man eben nicht den Muth hat, wirklich in die Farbe zu gehen, und ebenso sehr realistische Lebendigkeit wie stilvolle Abwägung der Töne scheut, verfällt man in diese matte, unkräftige, gerade dadurch bunte Farbe, die sich krankhaft ausnimmt und Ueberdruß erregt. Auch unsere neueste Glasmalerei, die man dann noch auf der zweiten Galerie auffuchen muß, hat immer noch nichts gelernt. Benutzt sie die gothischen Vorbilder, so hält sie sich gewöhnlich an diejenigen der spätesten, entarteten Zeit. Die Bedingungen des Wirkens in der architektonischen Gesamtheit, die völlige Verschiedenheit der Aufgaben, welche der durchscheinenden Malerei und dem Staffeleibilde zufallen, hat sie nicht eingesehen. Sie hätte sich klar machen müssen, daß von Hause aus das Glasbild auf den Teppichstil angewiesen ist, daß die Muster des rein gothischen Stils im 13., höchstens bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts die einzig maßgebenden sein dürfen. Die Franzosen verstehen sich heutzutage auf kirchliche Kunst unendlich viel besser, weil sie eben von der eigenen Vergangenheit mehr gelernt haben, und da, wo das unumgänglich ist, streng nach ihren Gesetzen verfahren. Auch bei uns hätte man das bequem, wenn man nur die Augen offen hielte, oder nur genug Bildung besäße, um das zu thun. Für wie viele Zweige der kirchlichen Kunst bietet gerade die jetzige Ausstellung unübertreffliche Vorbilder! Es kommt nur auf den empfänglichen Sinn an und auf das geschulte Verstandniß, das sich Rechenschaft gibt, wo der strenge Anschluß unumgänglich sei und wo man sich Modificationen und freiere Bewegung gestatten dürfe.

Und nun treten wir ein durch jenes prächtige Portal zu den „Werken der Väter“. Sie sind doch das Werthvollste und Lehrreichste, was hier ausgestellt ist. Schon bei dem ersten Besuch lockt diese Pforte den Kommenden am meisten, zu ihr kehrt man stets am liebsten zurück. Es ist gelungen, hier eine Reihe der größten Kostbarkeiten zusammenzubringen; aller Orten in Deutschland, von der Ostsee bis zu den Alpen, und noch von weiterher hat man beige-steuert. Und dabei war eine starke Concurrenz zu bestehen mit der kunstgewerblichen Ausstellung in Köln, welche diesmal die Rheinlande mit Beschlag belegte. Die Kirchenschätze von Cammin, Paderborn, Danzig, Zehdenik, Limburg an der Lahn, Romburg in Württemberg, Augsburg, die reichen österreichischen Klöster, Romberg und St. Peter in Salzburg, Kremsmünster, St. Paul, Rain in Steiermark, Wilten in Tyrol u. s. w. haben ihr Bestes gesendet. Der deutsche Kaiser, Prinz Karl von Preußen, die Großherzöge von Sachsen und von Baden, der Herzog von Coburg, die Fürsten von Hohenzollern, von Fugger-Babenhausen, die Magistrate vieler Städte haben beige-steuert. Oeffentliche Sammlungen haben ihre Schätze hergegeben, vielleicht im größten Maßstabe das königliche Museum und das Gewerbemuseum in Berlin, dann das historische Museum in Dresden, die Museen von Cassel und Braunschweig, die Bibliotheken von Bamberg und Fulda. Das South Kensington-Museum in London hat deutsche Arbeiten aus seinem Besitze in vier besonderen Schränken aufgestellt. Dazu kommt eine reiche Auswahl dessen, was München

selbst bietet, besonders aus den Schätzen der Residenz, den sonst nicht leicht sichtbaren Kostbarkeiten der Schatzkammer und der Reichen Capelle.

Malerei und Plastik im Großen muß man hier weniger suchen. Unter den Gemälden, meist aus Privatbesitz, ist nicht viel von erheblicher Bedeutung, eine Stifterfamilie von Martin Schaffner mag das Wichtigste sein. Die Blütezeit der deutschen Plastik im Mittelalter ist repräsentirt durch drei vom Frauenhause in Straßburg gesandte Abgüsse der erhaltenen Sculpturen am Südquerhaus-Portal des Münsters, dem Relief mit dem Tod Maria's und den schlanken, anmuthig-hoheitsvollen Gestalten des Christenthums und des Judenthums, Schöpfungen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die es mit dem Schönsten der damaligen französischen Sculptur aufnehmen können. Dazu kommt dann noch der alte Hochaltar der Kirche zu Oehringen in Württemberg mit fünf lebensgroßen geschnittenen Heiligenfiguren, welche den ausdrucksvollen Realismus vom Ende des 15. Jahrhunderts auf seiner Höhe zeigen. Das deutsche Kunsthandwerk dagegen kann man wirklich in seiner Geschichte verfolgen und zwar in den verschiedensten Zweigen. Das Comité hat sich außerdem Mühe gegeben, den Katalog so zu verfassen, daß er wirklich Dienste leisten kann, und die nothwendigsten Kunstgeschichtlichen Notizen sowie die Maße mittheilt. Solche Arbeit geht natürlich nicht schnell von statten und das letzte Drittel des Verzeichnisses ist daher jetzt erst im Druck.

Einzig in seiner Art nach Stil und Alter ist das große Reliquiar aus rothem Wein, aus der Domkirche zu Cammin, mit nordischen Verzierungen, die jedem Einfluß antiker Vorbilder, wie ihn die karolingische Kunst hervorrief, vorangehen, Bandverschlingungen, die gelegentlich zu monströsen Thieren gerinnen. Ein berühmtes Werk, dessen Epoche feststeht, ist der tauschirte und nielirte Kelch des Herzogs Thassilo von Bayern, aus dem achten Jahrhundert (Stift Kremsmünster). Der Ciborium-Altar des Königs Arnulf aus dem 9. Jahrhundert (Reiche Capelle) ist im Schatzkasten zu sehen. Der frühesten Periode des romanischen Stils (11. Jahrhundert) gehört der hölzerne Faltstuhl aus dem Stift Nonnberg in Salzburg an, mit Eisenbeinreliefs und später hinzugefügten Malereien. Da sehen wir unter den Kleinodien die Krone der Königin Kunigunde (bairische Schatzkammer); alt ist der untere Reif mit Edelsteinen in Goldfiligran, der obere Theil ist gothische Zuthat. Die angebliche Krone ihres Gemahls, Königs Heinrich II., gehört freilich ganz dem 14. Jahrhundert an. Ein echtes Werk seiner Epoche, von ihm um 1010 dem Baseler Münster geschenkt, das bekanntlich durch die Theilung des Cantons in neuerer Zeit seiner Kirchenschätze beraubt wurde, ist sodann das große Vortragekreuz aus der Sammlung des Prinzen Karl von Preußen.

Während der Periode des romanischen Stils liegt der eigentliche Schwerpunkt des künstlerischen Schaffens neben der Architektur in der Kleinkunst. Sie steht wesentlich im Dienste des kirchlichen Lebens, der geistliche Stand liefert außerdem größtentheils die ausübenden Meister und die Werkstätten. Hat auf Grund neuerer Forschungen die hergebrachte Annahme, auch die romanische Baukunst sei wesentlich in geistlichen Händen gewesen, zwar keine Widerlegung, wol aber eine Einschränkung erfahren, so gilt dies doch nicht von der

Kleinkunst, den meisten Zweigen des Kunstgewerbes. Ihr Sitz war wesentlich in den Klöstern, welche als die Heimstätten der technischen Ueberlieferung, der classischen Reminiscenzen, des Wissens wie der Kunstfertigkeit dastanden. Interessant ist während dieser ganzen Periode das Schwanken zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen. Bald stärkere Einflüsse von Byzanz her, bald unabhängiger eigene Bestrebungen. Byzanz war der Hauptsitz der fortlebenden classischen Bildung, die, auch in Verfall und Erstarrung, noch immer imponirend genug wirkte. Der Handelsverkehr, die politischen Beziehungen brachten unausgesetzt Werke des dortigen Gewerbesleißes nach dem Abendlande, und diesen gegenüber konnte man sich nur bewundernd, aufnehmend, lernend verhalten. Zu gewissen Zeiten, so in der Epoche König Heinrich's II., sind diese Einwirkungen stärker und zusammenhängender. In anderen Epochen treten sie wieder mehr zurück. Der Anschluß war ohnehin selten ein consequenter. Was man einfach übernahm, was man nachzuahmen suchte, war erstens das Technische, zweitens das Typische. Doch in eigentlich geistiger Beziehung konnten diese starren Vorbilder nicht befriedigen; man war darauf angewiesen, sobald man selbst etwas zu sagen und zu geben wußte, eigene Wege zu gehen. Daß gerade die deutsche Kunst dies verstand, gibt ihr während der romanischen Periode ein bestimmtes Uebergewicht im Abendlande, sie steht damals ebenso entschieden in erster Linie, wie die französische Kunst während des gothischen Stils. Unbeholfen, kindlich, selbst roh, besonders in figürlichen Gestaltungen, weiß sie doch geistige Intentionen voll Kraft und Kühnheit inmitten dieser Gebundenheit zur Geltung zu bringen; und, was auch bei unentwickeltem Sinn für die Auffassung der wirklichen Welt durchaus bewundernswerth bleibt, ist die Herrschaft über die tectonischen Formen, sowie die technische Vollenbung. Das waren keine Arbeiten der Speculation, unternommen im Getriebe der Concurrenz, im Kampf um's Dasein, sondern Leistungen einer um Aeußeres unbekümmerten Hingabe an die Sache, der es zugleich als ein Werk des Gottesdienstes erschien, das Höchste und Beste zu leisten. Die verschiedenen technischen Zweige waren nicht geschieden, die Künstlermönche verstanden sich auf alle; Metalltechnik, Goldschmiedekunst, Email, Malerei, Illuminirungskunst, Glasfabrication, Glasmalerei, Schnitzerei in Holz und Elfenbein wurden in denselben Werkstätten betrieben.

Ein Bild dieser Zustände gibt das wichtigste kunsttechnische Lehrwerk des Mittelalters: „Theophilus, diversarum artium schedula.“ Nach der durchaus einleuchtenden Conjectur des neuesten Herausgebers, A. Mq, ist der Name Theophilus pseudonym und der kunstbewanderte Autor des Werkes ist wahrscheinlich der Bruder Roggerus im Kloster Helmershausen an der Dimele. Hier war eine Hauptstätte künstlerischen Betriebes in Sachsen, hier lebte zum Beispiel auch der Mönch Heriman, welcher das Evangeliar für Heinrich den Löwen gefertigt, das die vollkommensten Miniaturen, die wir aus dem 12. Jahrhundert kennen, enthält, jetzt im Besitze des ehemaligen Königs von Hannover. Es ist besonders interessant, daß sich auf der Ausstellung jenes Werk befindet, als dessen Urheber der obengenannte Roggerus beglaubigt ist: ein Tragaltdärchen aus dem Dom zu Paderborn, mit Gravirung, Niello, Email, Goldfiligran, mit edlen Typen und guten Bewegungen in den gedrungenen Heiligengestalten sowie

mit trefflicher Architektur. Unter den Reliquiarien ist dann namentlich der große Schrein aus Beckum in Westphalen, schon im Uebergangsstil, hervorzuheben. Die Ausbildung des Emails, wie sie damals in den Rheinlanden erreicht wurde, tritt besonders schön in einem Trugaltar des Berliner Gewerbemuseums (Katalog 24) hervor. Der Gothik des 14. Jahrhunderts gehören der große, berühmte Schrein des heiligen Petroclus aus Soest (Berliner Kunstammer) und das kostliche Reliquiar in Tafelform mit der Krönung Maria's aus St. Paul in Kärnten an. Unter großen Metallwerken rein romanischen Stils ragen ein Antependium und die berühmte Krone aus Romburg in Schwaben hervor. Wie solche großen Deckenleuchter in Kranzform gewöhnlich, so zeigt auch diese ein Bild des himmlischen Jerusalem, einer Stadt mit Mauern und Thürmen. Auf den Zinnen können Kerzen aufgestellt werden, die Thüren sind Laternen, mit Heiligengestalten decorirt.

Die Kelche gehören größtentheils der gothischen Periode an, bis auf den schon an das Ende des 12. Jahrhunderts zu setzenden Kelch aus Stift Witten in Tyrol, mit Patene und zwei Saugröhrchen für den damals noch üblichen Weingenuß der Laien bei der Communion. Aus dem 13. Jahrhundert stammen diejenigen aus St. Peter in Salzburg, Cammin, dem adeligen Convent zu Preetz, dieser mit zarter Filigranarbeit, ebenso der schönste von allen, aus der Nicolaiskirche in Berlin, eine Stiftung des Markgrafen Johann I. und Otto III. von Brandenburg, wie die übrigen in vergoldetem Silber, mit plastischen Heiligenfiguren, Edelsteinen und Perlen und wundervoll gearbeitetem Snauf. Die spielende Eleganz der späteren Zeit, gegen 1500, könnte nicht anmuthiger repräsentirt werden, als durch einen Kelch des Braunschweiger Museums mit den kleinen biblischen und symbolischen Reliefs in entzückender Laubwerkumrahmung.

Diese späte Periode, die Verfallszeit des gothischen Stils, versteigt sich in ihren kunstindustriellen Producten oft zu den abenteuerlichsten Gestaltungen, die dann doch eigenthümlichen Reiz besitzen. Walteten ehemals in der klösterlichen Kunst ernste Feierlichkeit und typische Strenge vor, so gehen die künftigen Meister jetzt darauf aus, im fröhlichen Behagen ihre technische Bravour und ihre unererschöpflichen Einfälle zur Schau zu stellen. Hatte die Baukunst während der gothischen Epoche so sehr die Alleinherrschaft an sich gerissen, daß sie auch der ganzen Geräthbildnerei eine architektonische Schablone aufnöthigte, so suchen die Meister jene Fesseln, die sie nicht sprengen können, sich leicht zu machen. Sie lösen die Architekturformen in vegetabilisches Gewächse auf, setzen üppigen Naturalismus an Stelle tektonischer Strenge, sind auch in der Verwilderung so lustig und keck, daß man ihnen nicht böse sein kann. Bezeichnend dafür sind die große Monstranz, die Ende des 15. Jahrhunderts zu Augsburg für den Bischof Friedrich von Zollern gefertigt ward, dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gehörig; dann ein Kleinodienschrank, der monstranzförmige Kreuzportikel, den Meister Lucas von Antwerpen zu Donauwörth für Kaiser Maximilian gearbeitet (Fürst R. F. von Dettingen-Wallenstein), und das Hauptstück des Lüneburger Silberschatzes im Berliner Gewerbemuseum, der riesige Elephantenzahn als Trinkhorn. Ihn zu stützen, tragen zwei silberne Elephanten



Thürme auf dem Rücken, die in lustigen Pyramiden in die Höhe wachsen um sich dann zu einer Ehrenpforte zu verschlechten.

Aber auch die besten Werke dieser Zeit lassen erkennen, wie sehr der deutschen Kunst damals das Einmünden in die Renaissance nothwendig war, welche der architektonischen Verwilderung Einhalt that, indem sie neue Formgesetze aufstellte, dem fröhlichen Realismus, zu dem die deutsche Kunst aus sich selbst heraus gekommen war, dadurch Lebensfähigkeit verlieh, daß sie ihn auf bewußte Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur begründete. Die größten Künstlergeister der Nation, Dürer und Holbein an der Spitze, sind jetzt die Vorkämpfer dieser Bestrebungen. Sie wenden dabei ihr Auge unausgesetzt dem Kunsthandwerk zu, für welches sie Vorbilder entwerfen und das ihnen viel von ihrem erneuerten Aufschwung dankt, durch sie zu der schon vorhandenen technischen Ausbildung nun auch stilistischen Halt und freies, geisterfülltes Kunstgefühl gewann. Werke, welche direct auf Dürer's oder Holbein's zahlreich vorhandene Entwürfe zurückgehen, lassen sich hier, sowie meistens, nicht nachweisen. Wol aber zeigen die Schöpfungen der folgenden Jahrzehnte indirect ihren Einfluß. Jene zarten und phantasievollen ornamentalen Erfindungen dagegen, welche die Kleinmeister, Hans Sebalb und Barthel Beham, Aldegrevier und Andre, durch ihre Kupferstiche in die Welt sandten, findet man da oder dort an den Producten des Handwerks nachgeahmt oder verwerthet. Ganz im Geiste der Beham sind zum Beispiel die feinen Reliefs an dem Wandwinkerrahmen aus dem Berliner Gewerbemuseum, einem der elegantesten Nürnberger Erzeugnisse aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Waren Anfangs die freien Städte für die Kunst der deutschen Renaissance maßgebend, so begannen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die fürstlichen Residenzen mit ihnen zu wetteifern. Durch Kunstliebe und Glanz nahm bald, seit Albrecht V., der Bayerische Hof eine hervorragende Stellung ein. Die herrschende Richtung hier war vielleicht minder volksthümlich, hatte aber noch voller aus der Quelle italienischer Renaissance geschöpft. Hans Mielich, der Maler des Hofes, im Bildniß ein tüchtiger Fortsetzer der alten schlicht-realistischen Richtung, war im kunstgewerblichen Geschmac vollständig vom Süden her bestimmt. Für Erfindungen dieser Art vorzugsweise begabt, wußte er eine ganz neue Richtung, namentlich der Goldschmiedekunst, zu begründen. Seine farbigen Entwürfe zu solchen, theils der Hofbibliothek in München, theils Herrn von Hefner-Alteneß gehörig, sind an verschiedenen Stellen der Ausstellung zu sehen. Im Kleinodienschrank sieht man eine Fülle von Werken, die nach ihnen oder in ihrem Geiste geschaffen wurden. Besseres hat damals Italien selbst nicht hervorgebracht. Vieles, was einst die Michaelskirche, das Kloster Andechs, der bayerische Hof von solchen Werken besaßen, ist durch Wechselfälle des Schicksals zerstreut worden. Aber noch immer liefern die Schatzkammer und die Reichs Capelle Kostbarkeiten, wie sie wol kaum wieder vorkommen: Reliquarium, Altarkreuz, zwei Rußtäfchen, Pokale, Prachtgefäße aller Art, Waffen, Halsketten, allerlei Schmucksachen. Hans Mielich begründete in diesen Arbeiten einen neuen Stil. Das Eigenthümliche besteht erstens in der vollendeten Plastik der Formen, bei der dann doch das Figürliche sich wunderbar den Hauptformen

des Geräthes fügt. Zweitens in der vollendeten und harmonischen Farbwirkung, zu welcher die kunstreich combinirten Stoffe, Gold, Silber, Email, kostliche Edelsteine sich selbst zur Geltung bringen. Auch Prinz Karl von Preußen und der preussische Krontrésor haben kleinere Schmuckgegenstände der gleichen Schule ausgestellt, der dann ebenfalls ein Schwert mit emailirtem Goldgriffe aus dem Museum zu Cassel angehört. Auf andere Kostbarkeiten ersten Ranges in diesem Schatzkasten wollen wir nur kurz hindeuten. Da ist ein kleines Büchlein aus dem Herzoglich Sachsen-Coburgischen Schatz, 5 zu 6 Centimeter groß, mit einem Deckel von Goldschmiedsarbeit, figürlichen Darstellungen, Email und Juwelen. Da finden wir Schützenkleinodien aus deutschen Städten, große Gefäße, Pokale, Brautbecher u. dgl. aus vergoldetem Silber, Nautilusbecher, Straußeneier als Pokale gefaßt, den Tafelaufsatz in Form eines Elephanten aus dem Berliner Gewerbemuseum, eine prächtige Kanne aus dem Casseler Museum, Taufkanne mit Schüssel aus der Hofcapelle in Gotha, eine Trinkschale als Schiff, Geschenk der englischen Kaufleute an den Rath der Stadt Emden, Augsburger Arbeit, ferner große Pokale aus dem Lüneburger Schatz und aus dem Besitze des deutschen Kaisers, so den berühmten hohen Pokal von Wenzel Jamnitzer in Nürnberg, umgeben von den Kurfürsten und mit Kaiser Max auf dem Deckel. Die Zeit, welche solche Werke schuf, war dieselbe, in welcher Meister wie Mieliß und Christoph Schwarz die Entwürfe zu den Prachtrüstungen französischer Könige fertigten, und die Ausführung dieser Arbeiten dann auch in den Werkstätten deutscher Waffenschmiede geschah. Diese herrlichen Zeichnungen, breit, im großen Maßstabe, mit ihrer Fülle figürlicher Motive wurden durch Hefner-Alteneß vor vierzehn Jahren im Auschuß des Münchener Kupferstichcabinet's aufgefunden und sind in einem Nebenraum der Ausstellung zu sehen.

Die gewebten Stoffe, die Stickereien beginnen verhältnißmäßig spät. Das frühere Mittelalter war mit dem Import von Byzanz und vom Orient zufrieden. Eine frühe Arbeit ist der Kaisermantel Otto's IV., den er der Regidientkirche zu Braunschweig im Jahre 1218 vermacht hatte (Braunschweiger Museum). Sonst überwiegt das 14. Jahrhundert. Außer liturgischen Gewändern finden wir denn auch Gobelins mit Darstellungen aller Art, so mit der oft vorkommenden Erstürmung der Minneburg. Von glänzender decorativer Wirkung sind sodann die großen Gobelins aus der Münchener Fabrik vom Anfang des 17. Jahrhunderts nach Zeichnungen von Peter Candid, mit Szenen aus dem Leben von Otto von Wittelsbach. Noch größere Serien von solchen findet man im bayerischen Nationalmuseum. Unter den Möbeln sehen wir Kunstschreine aus diesem wie aus dem Berliner Gewerbemuseum, aus letzterem auch das 1554 von Christoph Müller gearbeitete Schreibpult des Herzogs August zu Sachsen, in einem ganz architektonischen Stil. Eine Reihe großer Schränke, mit trefflichen Schnitzereien, über denen Messinggeschüsseln funkeln, und vor denen sich eine wohlgeordnete Spitzenausstellung ausbreitet, ist in jenen Nebenräumen zu sehen, bis zu welchen die Katalogisirung noch nicht vorgebrungen. Von fürstlicher Meublierung des Barockstils gibt eine Serie von Einrichtungsgegenständen der Münchener Residenz ein glänzendes Bild; die

Rococo-Periode ist durch Schreibtisch, Notenpult und Sessel Friedrichs des Großen, der Sessel verfilbert mit blauem Atlasüberzug, vertreten. Eine bemalte und vergoldete Porte-Chaise des sächsischen Hofes ist ein elegantes Werk derselben Zeit. Ein vergoldeter Schlitten aus dem Besitze des deutschen Kaisers, in Gestalt eines Löwen, welchen Hercules bezwingt, läßt die von Schlüter künstlerisch bestimmte Zeit Friedrich's I. erkennen.

Dies Alles belebt die Umgebung des Kleinodienstrandes, und näher an diesem haben dann die vollständigen Rüstungen Platz gefunden, eine stattliche, gepanzerte Schaar, die hier, ohne Ablösung, Wache hält. Zwei Rüstungen von Mann und Roß fallen am meisten in die Augen, diejenige Kaiser Karl's V., aus der Sammlung des Prinzen Karl, und die Kurfürst Christian's II. von Sachsen, gearbeitet 1599 vom Plattner Colmann in Augsburg, aus dem historischen Museum in Dresden. Bei jener gewählter Adel, bei dieser stolzen Reichthum. Im Uebrigen hat die Waffenausstellung im langen südlichen Saale Platz gefunden, wo sie in schmalen Glasschränken gut zu sehen ist: Schwerter, Helme, Gewehre, Pistolen, Pulverhörner u. s. w., von welchen Prinz Karl und sodann die Dresdener Sammlungen das Beste beigezeichnet haben.

Hier finden wir außerdem die Schnitzerei in Holz und Elfenbein. Nichts Anderes erreicht an künstlerischem Werthe die altchristliche Hostienbüchse aus dem Berliner Museum mit dem Opfer Abraham's und dem von den Jüngern umgebenen thronenden Christus, bartlos, im Typus der frühesten Mosaiken. Sie kann kaum später als aus dem 6. Jahrhundert sein, ist eins der schönsten Ueberbleibsel dieses Stils und zeigt noch ein ungebrochenes Nachleben classischen Geistes. Viele der besten späteren Arbeiten im gleichen Material kommen ebenfalls aus der Berliner Kunstammer, kleine Triptychen mit Reliefs, eine runde Gruppe der Krönung Maria's, vortrefflich in der Polychromie, aber neben den kirchlichen Arbeiten insbesondere Reliefs von profanem Inhalt, namentlich Minneszenen. So jenes durchbrochene Tafelchen mit dem Jüngling und der Dame von feinsten höfischer Sitte, die im Gespräch auf der Bank sitzen und auf welche Frau Minne von oben ihre Pfeile richtet. Dies Alles Arbeiten des 14. Jahrhunderts. In der Holzplastik überwiegt die Renaissance. Da haben wir die trefflichen Medaillons aus dem Berliner Museum, berühmte Augsburger und Nürnberger Persönlichkeiten darstellend, dann eine Jünglingsbüste von sprühender Lebendigkeit, der eine Frauenbüste aus dem Bayerischen Nationalmuseum und zwei Köpfe, die man unter den Schätzen des South Kensington Museums auffuchen muß, nur wenig nachstehen. Betwundernswerth, der besten Zeit des 16. Jahrhunderts angehörig, erscheinen zwei Statuetten von Adam und Eva, dem Herzog von Sachsen-Coburg gehörig; aus Birnbaumholz, mit leiser Farbenandeutung an Augen und Lippen, trefflich im Nacken, bei aller Natürlichkeit von den besten Proportionen. Die Holzschnitzerei in großem Maßstabe ist dann durch die zwei männlichen Büsten aus dem Nationalmuseum repräsentirt, bei denen der in jedem Zuge charaktervolle Realismus, der am Kleinsten nicht vorübergeht, doch so ruhig und imposant wirkt, aber eine ganz eigene, dabei sympathisch berührende Schwermuth über das Antlitz der

beiden vornehmen Herren, des stattlichen Mannes mit dem Vollbart und des bartlosen Kahlkopfes, gebreitet liegt.

Es folgen Abtheilungen für Eisenarbeit, Glaswaaren, Thon, Porzellan, sämmtlich noch nicht katalogisirt, so daß wir das Studium derselben aufgeschoben haben. Sehr lehrreich ist eine umfassende Ausstellung von Zeichnungen, Originalen der besten Meister, von Holzschnitten u. s. w., welche die Kunst im Dienst des Gewerbes, der Heraldik, der Spielkartenfabrikation vorführen. Wir haben hier vielfach den Schlüssel zu dem, was die ausgeführten Werke zeigen. Ganz besonders wichtig, sehr gut geordnet, übersichtlich und in Vorführung einer bestimmten Entwicklungsreihe nahezu vollständig ist die Ausstellung, welche auf Schrift, Druck, Buchwesen Bezug hat. Einige Proben frühesten Zeit muß man noch unter den älteren Werken kirchlicher Kunst auffuchen: Die Bamberger Gebetbücher von Heinrich und Kunigunde in Form antiker Diptychen, ein Evangelarium aus Fulda mit Miniaturen, die für das 11. Jahrhundert von erstem Range sind, dann verschiedene Prachteinbände mit plastischer Verzierung in Elfenbein und Metall. Von der gothischen Periode an beginnt dann die fortlaufende Ausstellung. Wir empfangen eine Uebersicht des bildlichen Schmuckes der Handschriften von der einfachen Federzeichnung bis zum sorgsam durchgeführten Gemälde. Aber Bücher haben ihre zwei Seiten, so dienen sie dann von der andern zugleich als Proben der Buchbinderkunst, und da ist denn auch viel ganz Vortreffliches aus deutschen Bibliotheken zusammengekommen. Die Pracht der Ausstattung gipfelt in den Bußpsalmen des Orlando di Lasso mit Mielich's verzierender Malerei und Einbänden von stattlichster Gebiegenheit, aus der Münchener Bibliothek. Gegenüber beginnt die Geschichte der Druckkunst mit den xylographischen Büchern, Armenbibeln, Ars moriendi, Apokalypse mit Bildern und Schrift in Holztafeldruck, den Vorläufern des Drucks mit beweglichen Lettern. Dann kommt Gutenberg's Mainzer Bibel von 1452, das erste gedruckte Buch, es folgen wohlgewählte Incunabeln aus den verschiedenen deutschen Städten, gedruckte Bücher mit Miniaturen, Bücher mit Holzschnittillustration, Erzeugnisse deutscher Buchdrucker in Italien, Spanien u. s. w. Musikalische Drucke füllen einen besondern Kasten. Hat man sich in diese Abtheilung versenkt, so kann man aus der Münchener Ausstellung vollends mit jener gefunden und wohlthuenenden Freude an der eigenen Vorzeit, an den ererbten Gütern der Nation scheiden, die hier an allen Stellen erweckt und belebt wird.

Und nun habe der Leser Nachsicht mit diesem Bericht. Um zur Zeit zu kommen, mußte er eilig abgeschlossen werden, noch ehe das Studium selbst beendet war. Keine erschöpfende Darstellung konnte gegeben werden, nur das Gesamtbild wollte ich in wenigen Zügen skizziren.

München, 8. August 1876.

## Literarische Rundschau.

### Die Ideale unsrer Zeit.

Die Ideale unsrer Zeit. Roman in vier Büchern von Sacher-Masoch. Bern, B. F. Haller. 1876.

Am Ufer des vom Hochwasser geschwellten, Flusses gehört der erste, bewundernde Blick des Wanderers naturgemäß der mächtigen Mittelfströmung; aber der zweite und dritte zeigt ihm, daß jene gewaltige Bewegung diese Wasserwelt zwar beherrscht, jedoch nicht ausfüllt. Gegenströmungen haben nicht nur Platz neben ihr, sondern werden durch ihre Gewalt nothwendig bedingt. Nur den Kurzsichtigen können sie über die Gesamtrichtung täuschen. Aber dem geübten Auge gibt ihr krauses Gewirbel Auskunft über die Natur des Bodens und die Gestaltung der Ufer. Wenn das beladene Schiff sie meidet, so gestatten sie, geschickt benützt, dem Rachen das Landen. Und manches seltsame und lehrreiche Gewächs und Gethier führen sie dem Forscher zu, was ihm in der Hauptströmung entgangen wäre.

Auf eine Rundgebung solcher Gegen- oder Nebenströmungen unsers neudeutschen Geistes möchten wir hier die Aufmerksamkeit lenken. Sie gehört jenem wichtigsten Theile unseres deutschen „Auslandes“ an, der sich seit einem Jahrzehnt in dem Maße geistig, menschlich, gesellschaftlich uns genähert hat, als seine politische, längst tatsächliche Trennung von uns zu ehrlichem, offenem Ausdruck gelangte. Sie trägt den Stempel dieses Ursprungs, und knüpft sich an einen Namen, welchen man immerhin angreifen, aber nicht ignoriren darf.

Noch in Aller Erinnerung ist die Wirkung, mit welcher, es sind darüber etwa zehn Jahre vergangen, Sacher-Masoch's erstes Auftreten durchschlug; als in rascher Folge nacheinander der „Don Juan von Kolomea“, die „Mondnacht“, „der Capitulant“ erschienen. Verdienten Beifall empfing das neue Talent, welches diese Bilder uns zeigte. Da war Frische, da war Anschaulichkeit, da waren wirkliche Menschen, wirkliche Natur, wirkliches Leben. Das duftete wie Waldgeruch, wie der würzige Athem der Wiese, wie der frische Hauch des Stromes. Was war nicht von dem Dichter zu hoffen, der in quellendster, erster Jugendkraft, noch kaum zum Manne gereift, mit so frischem, glücklichem Wurf den Kampfplatz betrat.*)

*) S. M. wurde am 27. Januar 1836 zu Lemberg geboren, als Sohn des dortigen Polizeichefs, und verlebte dann das erste Jahrzehnt seiner Jugend, theils dort, theils auf einem jener galizischen Edelsitze, deren schlichte Romantik ihm die unübertrefflichen Localfarben seiner galizischen Geschichten zu liefern pflegte. Seine wissenschaftliche (deutsche) Erziehung empfing er in Prag, die ersten poetischen Eindrücke und Stoffe aber von den Erzählungen seiner kleinrussischen Amme. Er arbeitete dann auf dem Archiv in Wien (1856), wurde später Professor der Geschichte in Graz und führte seitdem für Oesterreich und seine nicht polnische Slavenwelt die Feder, welche er 1866 auch mit dem Schwerte vertauschte.

Aber von Anfang an zeigten sich im Wesen und Schaffen desselben zwei Richtungen, welche zum Glück in dieser Weise sich selten vereinigt finden; und nach, ja nebeneinander empfingen wir Werke gänzlich ungleicher Art, von denen die einen, die von uns genannten und einige spätere galizische Geschichten ihrem Dichter einen Ehrenplatz unter den Meistern der zeitgenössischen realistischen Kunst sichern, während die andern mit Recht von der Kritik und besseren Lesewelt verhorrescirt worden sind. In den ersteren, welche Farben, welche Gestalten! Frinko Balaban, der Capitulant; Magaß, der Hajdamak; die hünenhafte Huguin, seine Geliebte; Albona, die blasierte Edelbame, im Schlitten in der Winternacht, von den Wölfen verfolgt; die Barina Olga im gespenstigen Schimmer der „Mondnacht“; dann der verliebte „verwandelte“ Pfarrer im Bärenfell, unter den Schlägen der braven Bauerweiber, oder der kleinrussische Gutsbesitzer, beim Erntefest unter seinen „Nachbarn und Brüdern“, den Bauern, oder auf der Jagd, oder beim Becher mit dem Nachbarn, den Genossen seines einfachen, natürlichen Lebens! Selbst wo ein Schatten des Pessimismus in die Schilderung fällt, werden wir durch die ächt künstlerische Darstellung und die gesunde Grundstimmung entschädigt. Frinko Balaban, der einfache Feldhüter, weiß seiner herzlosen Geliebten gegenüber männliche Würde und menschliche Milde denn doch besser zu wahren, als die halbtollen Wollüstlinge aus der „guten Gesellschaft“ in so vielen andern Werken des Dichters. Der Don Juan von Kolomea gar, dieses Prachtstück realistischer Schilderung, weiß selbst mit einer für unser Gefühl ziemlich unmöglichen Situation durch gute Form und lebensvolle Farbengebung beinahe zu versöhnen. Wer hätte die drastische Schlußform vergessen? In der einsamen Judenschente, wo das Mißtrauen der lokalen Bauern wider Willen ihn festhält, beim Glase Tokayer hat der Märtyrer der schönen Sinnlichkeit dem Fremden sein Herz ausgeschüttet: die Geschichte seiner verstandlosen Jugendliebe, seines kurzen ehelichen Glücks, seiner Thorheiten und Fehltritte. Der dunke Naturtrieb führte zwei anerfahrene, unerzogene Wesen zusammen. Die Ehe ist Spiel, Rißel, Zerstreuung, Nahrung für Eitelkeit und Sinnlichkeit. Man küßt, kokettirt, tanzt, schmaust, betet sich an, regt sich auf. Als Amazone übt das sinnliche Slaven-Weib seine unwiderstehlichste Macht. Dann kommt das Kind, das zweite, das dritte. Die Liebespfländer schreien, sie verlangen Sorgfalt, sie beschäftigen die Mutter. Wie langweilig für den Mann! So wird er kalt, verbrießlich; und die Frau wird launisch. Er geht auf die Jagd, sie philosophirt mit dem Hausfreunde, dem „polnischen Patrioten“, dem Manne mit dem melancholischen Schnurrbart, den rothen Augen, der leeren Tasche und dem vollen, großen Herzen! Dann kommt das Schicksal. Man lernt sich kennen und — dulden. Er geht rechts, Sie geht links. Er ist bei alledem ein schmucker, lieber Bursche, tanzt prächtig Kosak, hat schöne, braune Augen, glänzende Zähne und das Herz eines Kindes. Ihm gehört die Welt. Vive la joie! Wenn man nur die Jugend und die ersten, glücklichen, schuldlosen Jahre vergessen könnte! Und als die Erzählung beendet, fährt Er seine grazioseste Tour aus, bleibt dann plötzlich stehen, die Hände auf der Brust gekreuzt, schüttelt traurig den Kopf. Dann faßt er ihn mit beiden Händen, wie um ihn abzureißen, und schreit auf „wie der Adler, wenn er zur Sonne sich aufschwingt“. Die jüdische Wirthin aber, die Frau mit den räthselhaften, sammtschwarzen Augen und den seltsam, fieberhaft gerötheten Wangen, meint für sich hin: „das ist ein gar gefährlicher Mann!“

Und in welchen Naturszenen bewegen sich diese Menschen! Wie rauscht da der Wald! Wie duftet die Wiese! Wie gespenstig großartig dehnt die endlose, glühende, weiße Schneefläche im Winter sich aus! Wie gastlich winkt das Dach des einsamen Edelhofs hinter seinen Bäumen hervor! Wahrlich, es ist ein Räthsel, wie dieselbe Hand, welche diese schönen, ächt dichterischen Lebensbilder geschaffen, uns auch die „Venus im Pelz“ und ähnliche Ausgeburten einer wilden, zügellosen, entarteten Phantasie geben konnte. Und dennoch ist dem so; fast unvermittelt steht das Eine neben dem Andern. Man glaubt unter diesem Namen Sacher-Masoch zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten vor sich zu haben, von denen die eine nach den

Regionen der Schönheit emporstrebt, die andere sich in den untersten Schichten der Häßlichkeit und Gemeinheit gefällt. Es sind geradezu asiatische Schilderungen wollüstiger Grausamkeit. Das „philosophische“ Gewürz, die beständigen Declamationen gegen die Heuchelei und die tugendhafte Verlogenheit der deutschen Belletristik konnten das erotische Product kaum annehmbarer machen. Schon die Leser des „weiblichen Sultans“ hatten sich daran ergötzen können, wie Elisabeth von Rußland ihren Liebhaber Paulow dem Fenster zu besonderer Berücksichtigung empfahl, wie sie dann mit wollüstigem Entzücken die Todesqualen des unter der Knute Verendenden belauschte. Dies gräuliche Motiv wird dann (bis in unsere „Ideale“ hinein) geradezu ein Grundton der Sacher-Masoch'schen Erotik. Seine Lieblingsgestalt wird das schöne, üppige, teuflisch-grausame Weib, das die Peitsche (buchstäblich zu nehmen) über dem zu ihren Füßen gefesselten Liebhaber schwingt. Die Bauerbirne thut es der Aristokratin gleich, die Grisetle der Czarin. Die „Hyäne der Pusta“, eine Wiener Handschuh-Näherin, die in Ungarn „Carriere gemacht“ hat, badet gar buchstäblich im Blut ihrer Opfer!

Von dem Verdicht der deutschen Kritik, welches diese und ähnliche Werke der Muse Sacher-Masoch's schonungslos und fast einstimmig getroffen, appellirte er an das französische Urtheil. Aber selbst dieses, so sehr es bereit ist, den bei dem französischen Publicum rasch in Aufnahme gekommenen Dichter in Schutz zu nehmen, hat doch nur Worte sehr zweifelhaften Lobes für seine neueste Production,*) „Die Ideale unserer Zeit“, trotzdem darin der Versuch gemacht ist, „deutsches Leben und deutsche Verhältnisse einmal weder verzerrt und verhäßlicht noch verschönert oder geschnitten darzustellen, sondern einfach wahr, vorzüglich freilich die bedenklichen Neigungen und Verirrungen, Thorheiten, Leidenschaften und Laster der Nation, welche in neuester Zeit aufgetaucht sind, ohne jene bestechende Maske zu zeigen, hinter welcher patriotische und sittliche Heuchelei sie zu verbergen sucht“.

Eines, indem wir dem Werke näher treten, welches diese Zeilen zunächst veranlaßt, müssen wir anerkennen, daß der Verfasser den Muth seiner Meinung nicht unterdrückt hat. Wo die Handlung seines Romans nicht spricht, da sprechen die Personen; wo die Personen schweigen, da nimmt Sacher-Masoch das Wort. Eine Hauptperson, eine Art von „Chorus“, hat er expreß geschaffen und angestellt, um uns den Text zu lesen. Es spaziert da ein seltsamer Kauz umher, ein gewisser Graf Riva, geheimnißvoll und interessant, mit zerrissenem Rock, tadellosem Hemde, voller Börse, blutendem Herzen und weisheitstriefendem Munde. Für gewöhnlich macht er Musik oder spielt Schach mit sich selbst. In den Pausen aber belehrt er uns, eindringlich und kräftig: „Wir sind praktischer geworden, aber das vorige Geschlecht hatte Götterbilder, Liebe, Arbeit, Wahrheit, Schönheit, Freiheit. Ueber diese wird in Deutschland heute nur gelacht; aber Genuß, Reichthum, Luxus, Glanz, Macht beten wir an! Wir wollen nicht mehr gegen die Tyrannen marschiren. Unsere Begriffe von Recht und Unrecht haben sich geändert. Wir haben die Franc tireurs todtgeschossen — das mußte ja sein — aber warum trauern wir nicht um sie, wie um Schill? Wir sprechen und fühlen, als wenn es nie einen Voltaire, einen Rousseau, Lafayette, einen — Robespierre gegeben hätte. Wir belächeln die großen Ideen des vorigen Jahrhunderts. Wir sind nicht mehr Kosmopoliten. Wir sollten unsere Literatur zu Patronenhüllen verbrauchen. Wir sind das unsittlichste Volk der Welt, denn wir haben die meisten unehelichen Kinder, kaufen den meisten Branttewein, die wenigsten Bücher und — sind vor Allem die ärgsten Heuchler, weil unsere Bücher nur ausnahmsweise Zoten enthalten“. Ist das genug? Nein! Wir müssen weiterhin auch noch erfahren, daß unsere Literatur nur einen einzigen wirklichen Roman besitzt, nämlich den Werther; daß unsere Romane durchweg phrasenhaft, abstract, geschmacklos und unwahr sind, bei gebildeten Völkern, wie Franzosen, Italienern, Russen also

*) Man vergl. *Revue des deux mondes*, 15. Déc. 1875, p. 816—837: „Un romancier galicien“ par Th. Bentzon.

mit Recht ein Gegenstand des Achselzuckens; daß ferner in Deutschland nicht mehr das Handwerk, nicht die Kunst und die Wissenschaft, sondern — nur die Schande noch einen goldenen Boden hat; daß unsere deutschthümelnenden Künstler über die classischen Meister hochmüthig hinweg sehen und heiläufig sich mit allem Andern lieber beschäftigen, als mit ihrer Kunst. Das wäre denn so weit deutlich. Aber verlegend könnte es doch nur werden, wenn Sacher-Masoch das Alles nicht nur gesagt, sondern in anschaulichen, dem Leben abgelauschten oder doch täuschend nachgebildeten Scenen deutschen Lebens auch mit einigem Scheine der Wahrheit und Wirklichkeit abgebildet hätte. Statt dessen sorgt er dafür, sich vor allen Dingen überall, so zu sagen, das poetische Alibi sicher zu stellen. Er führt uns z. B. in eine neudeutsche Residenz, voll von nachgeahmter Renaissance-Architektur und Soldaten; die Officiere dieser Residenz rühmen sich gelegentlich ihrer Heldenthaten gegen die Franzosen, oder lassen sich vielmehr von Andern rühmen; es herrscht ein greiser Monarch über sie, ein Mann von jenem kernigen, jetzt allmählig aussterbenden Geschlecht, das noch mit 70 Jahren den Tag über im Regen zu Pferde saß, ohne sich zu erkälten. Auch Kulturlampf wird da getrieben, nicht bloß Börsenspiel, und die Kirche hat viel zu leiden. Nicht wahr? Jetzt wissen wir, wo wir sind und dem „De vobis fabula narratur“ werden wir nicht enttrinnen? Doch wir lesen weiter. Wir betreten ein Bürgerhaus dieser deutschen Residenz, und bewundern mit Sacher-Masoch den altdeutschen Giebel, die Erker, das Marienbild, den Steinfig vor der Thüre, das Gärtchen auf der Stadtmauer; wir setzen uns aus Versehen in die Nähe der Officiere, und müssen es mit anhören, wie sie die Menschheit und die Welt in eine „feiche“ und in eine „nicht feiche“ Hälfte theilen; wir sehen sie später ihre „weißen Reitermäntel“ auf die Straße, in den Schmutz werfen, damit eine ungeweihte Theater-Prinzessin darauf trete. Der alte König läßt sich von einer äußerst gewöhnlichen Gräfin zur Protection eines talentlosen, deutschthümelnenden Bildhauers commandiren, den er übrigens mit Er anredet. An seinem Hofe herrscht eine schöne nordische Prinzessin, aus ächtem Slavenblut, eine „Venus im Pelz“ besten Stils. Sie lödert den Kronprinzen, prügelt den Bildhauer, der sich vom Könige als Spion in ihre nordische Heimath schicken ließ, um nach ihrem Vorleben zu forschen; dann wird sie katholisch, um den Kronprinzen zu heirathen, und später regiert sie nach dem Recept des „weiblichen Sultans“, doch mit dem Unterschiede, daß sie nicht nur zahlreiche Liebhaber „verschwinden läßt“, sondern auch betrügt und stiehlt. In den einflußreichsten Hofkreisen ist dabei der Jammer über die verfolgte Kirche groß, und ein ganz besonders diebischer Hof- und Finanzjude wird — römischer Graf! Daß Lola Montez noch lebt, kann in dieser wahrheitsgetreuen Schilderung neudeutscher Reichszustände nicht auffallen.

Es fehlt eben den Schilderungen dieses Romans, wie man sieht, alle und jede Localfarbe; es ist nirgend auch nur ein Zug von wirklicher, frischer, eigener Anschauung und Beobachtung deutschen Lebens zu merken. Nebelhaft wogen Gestalten und Dertlichkeiten durcheinander, spukhaft und schattenhaft verzerrten sich ihre Züge. Der Zauberstab, mit dem der Dichter auf seinem heimischen Boden oft so mächtig gebietet, ist seiner Hand entschwunden, und da ist es denn freilich kein Wunder, daß das „Quem Apollo negat facit indignatio versum“ sich wieder einmal, wie so oft, als eine gar bedenkliche Formel bewährt hat.

Alle schlimmsten Fehler der früheren, historischen und socialen Romane des Verfassers lehren denn auch hier, was die Composition angeht und oft genug auch in der Charakteristik, jurid. Die „Handlung“ verzettelt sich in Reihen lose an einander gefügter, ohne innere Nothwendigkeit neben und durch einander hergehender Ereignisse und Abenteuer. Von einem einheitlichen, die Stoffmassen zusammenfassenden, dramatischen Interesse ist so wenig die Rede, wie von anschaulicher Schilderung. Drei vorgeblich typisch-neudeutsche Gestalten stehen anfangs im Vordergrund: Andor, idealistischer Doctor der Philosophie, Plant, realistischer Jurist und „praktischer“ Mann, Wolfgang, der schon erwähnte, deutschthümelnende Künstler, ohne Weste und



Halstuch, mit Sammetrock, langem Haar, Barret und ungewaschenen Händen. Positiv und negativ machen sie „zeitgemäße“ Carrier. Wolfgang wird durch Damen- gunst Museums-Inspector und Hofbildhauer, und geht dann durch Damenungunst zu Grunde. Plant spielt als armer Lohnschreiber mit einer schönen Tröbderstochter einen Liebesroman im Balzac'schen Styl (freilich nur Sonntags); als er dann zu Gelde kommt, verräth er die Geliebte, und wird dafür später von ihr ruinirt und zuletzt, als der letzte „Gulden“ fort ist, als Bedienter engagirt, nicht pro forma, sondern im bittersten Ernste. Das nimmt er auch geduldig an, und bald genug ist er wieder Millionär, Vertrauter der Königin und Bankdirector. Denn so geht es in Neu-Deutschland zu! Andor endlich, mit seiner alten Mutter, dem Grafen Riva und einem journalistischen Ehepaare der einzige Ueberrest des guten, alten Deutschlands wird in seinen Hoffnungen auf Anstellung betrogen, von seiner klugen Geliebten im Stiche gelassen, von der Tagespresse beschimpft; aber als Journalist triumphirt er über alle Gegner und bewährt sich in jeder Versuchung. An ihm allein verliert jene Sirene ihre Macht, welche die ganze übrige männliche Gesellschaft an ihren Triumphwagen spannte und im „Neuen Deutschland“ Scenen aufführt, die etwa an die Zeiten des Heliogabal erinnern. — Alles das ist ganz äußerlich und lose, häufig durch einfaches Neben- und Nacheinander zusammengestellt und wird durch eine Masse ebenso lose verbundener Nebenfiguren und Nebenabenteuer gekreuzt. Es ist kaum Etwas greifbar, kaum Etwas wirklich in dieser Nebelwelt, als die Tendenz des Verfassers; und selbst der Name des Dichters des „Don Juan von Kolomea“ würde uns nicht veranlassen, an dieser Stelle von dieser Leistung zu sprechen, wenn nicht doch hier und da in einem Einzelzuge, in einer einzelnen, glücklichen Scene das Talent sich verriethe. So ist Andor's Liebeserklärung an seine Schülerin Hanna, das kluge, gebildete Geheimrathstöchterlein, sehr glücklich dem Leben abgelauscht, freilich dem allgemein menschlichen, nicht dem specifisch deutschen, und auch sonst ist in dem Charakterkopfe dieser Dame und in dem ihrer kosmopolitischen Freundin „Micheline Rosenzweig“ der feine feste Strich nicht zu verkennen, welchen die weiblichen Gestalten Sacher-Masoch's namentlich fast niemals vermiffen lassen, wenn er auf dem eigentlichen Heimathsgebiete seiner Muse sich hält. Was dabei über den herzlosen Schein-, Formen- und Geld-Cultus gewisser weit verbreiteter moderner und modernster Damentreife gesagt wird, mag ungalant sein und zunächst aus nicht-deutschen Erfahrungen stammen, aber es trifft auch bei uns den Nagel auf den Kopf; nicht weniger wahr geschaut und gezeichnet ist mancher Zug in den freilich gleichfalls eminent kosmopolitischen Silhouetten der Geldleute. Und was den Kernpunkt von Sacher-Masoch's Lebensphilosophie, das Verhältniß der Geschlechter, angeht, so finden sich auch hier, mitten unter den leidenschaftlichen Invektiven gegen Verhältnisse und Personen, die der Verfasser offenbar nicht kennt, gelegentlich Worte, die mehr an den gereiften Dichter der „Marcella“ als an die Incartaden des Malers der „Venus im Pelz“ erinnern. „Behandelt die Frauen nicht wie Puppen, sondern wie ebenbürtige Gehülfinnen und Freundinnen, muthet ihnen Etwas zu, so werden sie sich trefflich erweisen; aber auch nur da.“ „Sehen Sie eine großmüthige Frau in eine Equipage, Abend für Abend in eine Opernloge, geben Sie ihr nur die Pflicht, ihrem Manne zu gefallen, und dieser Engel wird sich in einen Dämon verwandeln, der dem Manne das Herz aus dem Leibe reißt!“ Ueberhaupt möchten wir nicht mißverstanden werden. Es fällt uns nicht ein, das neue deutsche Reich und sein Volk nun plötzlich für vollkommen, über jeden Vorwurf erhaben, selbst ernstester Satire unzugänglich zu halten. Aber Sünden gegen die Muse werden durch Feindseligkeit gegen Deutschland nicht entschuldigt. Und was Sacher-Masoch besonders angeht, so läßt uns unsere Achtung vor seinem Talente aufrichtig bedauern, ihn auf solchen Irrwegen zu finden. Der sociale Roman verlangt sehr reiche, sichere Anschauungen, und bei großer Gestaltungskraft reifstes, besonnenstes Urtheil. Er soll die Sorgen, Mühen, Leidenschaften, Interessen- und Meinungskämpfe der Gegenwart zum Kunstwerke verklären, ihren Zusammenhang mit der Volksseele, mit der Ueber-

lieferung belauschen, und der Realität gerecht werden mit fest auf das Ideal gerichtetem Blicke. Es ist doch zweierlei, Jugendeindrücke, in einfachen Verhältnissen gewonnen, poetisch verwertben, und einem fremden, mächtigen, alten Culturvolke in erregter Zeit den dichterischen Spiegel vorhalten. Sacher-Masoch's französische Gönner haben ihm selbst den Rath gegeben, die Geißel Juvenals in die Ecke zu stellen, und lieber in den Wäldern und Haiden seiner Heimath neue, würzige Sträucher zu sammeln, deren dort gewiß für ihn noch blühen. Wir können dem nur von Herzen zustimmen. Seine Natur- und Volksbilder aus dem Osten werden uns stets willkommen sein. Aber Rundgebungen, wie die „Ideale“, sind mindestens überflüssig zwischen Völkern, die so dringend und gebieterisch auf einander angewiesen sind, wie Deutschland und Oesterreich.

Fr. Kreyßig.

### Zur Geschichte der modernen Kriegsführung.

The Germans in France; by H. Sutherland Edwards. London. E. Stanford.

Der wohl unterrichtete Verfasser, während des Krieges 1870—71 Correspondent der „Times“, wie es scheint, hatte kurze Zeit nach Ausbruch der Feindseligkeiten die französische Grenze überschritten. Nicht im Stande, den Vorgängen vor den Schlachten bei Metz noch beizuwohnen, war er den deutschen Colonnen, die sich damals gegen Chalons vorbewegten, nachgeeilt. Es gelang ihm, das erste bayerische Armee-corps am Tage der Schlacht bei Beaumont einzuholen. Ohne ausreichende Legitimation wurde er nahezu als Gefangener, jedenfalls als Ueberwachter, unfreiwilliger Zeuge des Geschehns. Erst nach vielen Mühen glückte es ihm, den Besitz der nothwendigen Geleitsdocumente zu erlangen; er kam dann aber früh genug, um sich den vollen Eindruck der entscheidenden Tage von Sedan zu gewinnen. Kaum waren hier die Dinge zum Abschluß gediehen, so eilte er über Belgien nach Straßburg; er verweilte daselbst bis zur Capitulation. Nun zog es ihn nach Paris; er ist auf die viel verzögerte Fahrt längs der Eisenbahn Nancy—Ranteuil, der Hauptverbindung des deutschen Heeres, angewiesen. Sich vom Endpunkte der Bahn aus einer marschirenden Colonne Belagerungs-Artillerie anschließend, erreichte er Versailles. Doch auch hier fand er kein abschließendes Genüge; Ende December ging er nach Rouen, und traf dort zur rechten Zeit ein, um Anfangs Januar die Abweisung der französischen Versuche, sich der Stadt wieder zu bemächtigen, mit zu erleben. Endlich wandte er sich noch dem Norden zu; Amiens, Peronne und St. Quentin wurden besucht. Bei dem klaren Verständniß, das ihm innewohnte, war er vollauf im Stande, eine Menge der interessantesten Wahrnehmungen einzuernten und seinen Landsleuten zuzuführen. Was früher zu einem beträchtlichen Theile periodisch in der „Times“ abgedruckt war, das findet sich hier zusammengestellt und nach verschiedenen Richtungen hin ergänzt.

Der Berichterstatter hat es sich bei seinen Darlegungen zur besondern Aufgabe gemacht, die deutsche Invasion als solche nach den Seiten hin, die sie als eigenthümlich charakterisiren, zur Anschauung zu bringen. Mit ausgesprochener Vorliebe folgt er ihren Spuren, wie sie unsere Marschcolonnen auf französischem Boden zurückgelassen, wie er sie in den Städten vorfindet, die besetzt wurden, an den Orten, wo requirirt werden muß, auf dem Schlachtfelde und in den Divouals der Truppen. Da wird das Verfahren der Heeresleitung besprochen, wenn sie Straßburg gegenüber zum Bombardement und erst, nachdem dieses die Uebergabe nicht bewirkt hatte, zum förmlichen Angriff schreitet. Der Leser sieht sich in Mitten der verschieden gestalteten

Verhältnisse zwischen Einwohnern und Eindringenden versteht, wie sie sich in Landestheilen herausbildeten, die occupirt waren und als solche dauernd unter directer militärischer Verwaltung blieben, im Vergleich mit den entsprechenden in Districten, deren Besitz der Feind noch streitig machte, und dann wieder im Unterschiede von Zuständen, wie sie sich ergaben, wo das Land unter militärische Gewalt gestellt war, ohne einer unmittelbaren Besetzung unterworfen zu sein. Die große Lebensader der Armee, die Eisenbahnlinie, welche den innigsten Zusammenhang der Eindringenden mit der Heimath vermittelte und welche, um so empfindlicher gegen Angriffe und Betriebsstörungen, des wirksamsten Schutzes bedurfte, wird in ihrer Berechtigung auf diesen und im Genuß desselben vorgeführt. Eine Reihe von Bildern gelangen vor unsere Augen, mit wenigen Zügen, aber durchaus treffend gezeichnet, mit frischen Farben angelegt, und so treu und unmittelbar der Wirklichkeit entnommen, daß ihnen der volle fesselnde Reiz des Lebenswahren nicht fehlen konnte. Die einzelnen Figuren des deutschen Heeres und seines weit gegliederten Apparates treten uns, wo sie erscheinen, ohne alle Gespinntheit, aber in bestimmte Conturen gefaßt, greifbar und sprechend entgegen, ihre ganze gutmüthige Verbtheit leuchtet aus ihren Augen; und ebenso begegnen wir den leicht erregten, schwaghafsten, in Haß und Ueberschätzung jedem Wechsel der Stimmung zugänglichen, dabei aber dennoch so unübertroffen liebenswürdigen Franzosen und Französinen. Wir verstehen vollständig, wenn diese die Faust in der Tasche machen, und sich doch mit guter Manier ins Unvermeidliche fügen, wenn sie jeden Augenblick bereit sind, den Umschlag von der Niederlage zum Triumph für vollzogen anzusehen, die Lust an Tanz und Zerstreuung selbst Angesichts der gewaltigsten Krisen nicht verlieren, wenn sie mit überlegener List sich unfähig zu geben und zu liefern darzustellen, hinterher aber mit ausgesuchter Zuborkommenheit Aufmerksamkeiten erweisen, wo sie freundlicher und theilnehmender Rücksicht begegnet waren. Zudem spricht aus dem gesammten Gezüge der Darstellung der feinste, zugsagendste Humor, und macht, da er durchaus ungezwungen der Situation entspringt, die dargebotenen Schilderungen um so anschaulicher und belebter. —

Am wenigsten glücklich ist der Verfasser in den Angaben, welche sich auf die Zusammenstellung der eindringenden Armee beziehen. So flüchtig die Skizze ist, welche den organischen Verband derselben vorführen soll, so zahlreich sind die Andeutungen, die vermuthen lassen, daß der Verfasser die Glocken läuten hörte, ohne genau zu wissen, wo sie hingen. Wenn er zum Beispiel meint, daß die Pferde, welche im Augenblicke der Mobilmachung zum Zwecke einer Augmentirung der Cavallerie dem Lande entnommen werden sollen, nach Altersklassen im Voraus derartig bezeichnet wären, daß sämmtlichen Thieren des nämlichen Jahrgangs Namen mit demselben Anfangsbuchstaben gegeben wären, so überträgt er eine Einrichtung, die in den Regimentern der Linie weite Verbreitung gefunden hat, auf Verhältnisse, in welche sie selbst der starkste Bureaukrat nicht im Stande wäre einzuführen. Aehnlich verhält es sich mit Angaben an anderer Stelle, wo es heißt, man führe in Preußen Listen, die wie im eigenen Lande Haus für Haus, so in den angrenzenden Districten Stadt für Stadt nachwiesen, welche Einquartierungslast denselben zuzumuthen sei. Der Verfasser hätte besser gethan, wenn er sich in der angedeuteten Richtung zu Beschränkungen entschlossen hätte, und das um so mehr, als er dadurch der Erreichung des von ihm verfolgten Ziels nicht entfremdet worden wäre. —

Es kam ihm darauf an, die Grundsätze klar zu legen, nach denen die deutsche Armee in Feindes Land ihr Verhalten gegen die Verwaltung desselben sowol, wie gegen die Bevölkerung unmittelbar geregelt hatte. Da ihm die betreffenden preussischer Seits erlassenen Verordnungen (wir wollen hinzufügen vom 21. Juli 1867) und Instructionen (vom 25. Juli 1870) nicht zugänglich wurden, so fehlten ihm die Handhaben, wie er sie für seine Ermittlungen als gesetzliche Unterlagen hätte finden können; er mußte sich in den thatächlichen Ergebnissen den Anhalt für seiner Seits zu machende Abstractionen suchen. Wenn er dabei, im Gegensatz zu einer größeren Zahl widersprechender Angaben, zu dem Resultate gelangte, daß die deutsche

Invasion in einem humanern Geiste, und in einer humanern Weise geleitet und durchgeführt wurde, als alle früheren Invasionen desselben umfassenden Charakters, so ist für diesen Ausdruck jene pragmatische Methode seiner Untersuchungen von ganz besonderem Werthe. Er vergleicht das, was er als resultirendes Princip den deutschen Maßnahmen abgewonnen hat, mit der einzig bekannt gewordenen, wirklich eingehenden Instruction, welche in dieser Beziehung Gesezskraft gewonnen. Sie wurde für analoge Verhältnisse nach Ausbruch des SeceSSIONSkrieges von den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1863 erlassen (instruction for the government of armies of the United States in the field) und behandelt in umfassendster Weise (in 157 Paragraphen) alle einschlagenden Fragen. Der Verfasser vermeint, daß das Verfahren der Deutschen und die Aussprüche der amerikanischen Verfügungen durchaus auf denselben Anschauungen beruhten; nur in einer Richtung bestehe eine Differenz; amerikanischer Seits werde den in Folge eines von der Regierung ausgehenden National-Aufgebots (*levée en masse*) sich Bewaffnenden die Eigenschaft von Soldaten zuerkannt, während auf deutscher Seite von der bürgerlichen Bevölkerung, so lange sie nicht uniformirt und in Truppentheile gegliedert sei, unter allen Bedingungen verlangt werde, sich jeder kriegerischen activen Bethätigung zu enthalten. —

Es wird immer außerordentlich schwierig sein, für das besprochene Verhältniß ein durchschlagendes Princip mit immer gültiger Norm aufzustellen; in der Bestimmtheit, wie Herr Edwards es annimmt, ist dasselbe auch in der amerikanischen Instruction nicht enthalten, im Gegentheil finden sich in derselben auch Paragraphen vor, die mit den deutschen Anschauungen zusammentreffen. Wir müssen von der weiteren Verfolgung des speciell berührten Gegenstandes absehen, wollen aber ganz besonders dankbar anerkennen, daß die vorliegenden Veröffentlichungen dazu beitragen werden, die erwähnte amerikanische Instruction weitem Kreisen zugänglich zu machen. Von einem Deutsch-Amerikaner (Professor Lieber) bearbeitet, ergreift sie von vornherein den Krieg als jenen Ausnahmezustand im modernen Staatsleben, welchen auf normale Verhältnisse zurückzuführen die Anwendung auch der äußersten Mittel durch die Humanität geboten ist. (§. 29: „Peace is their [der Nationen und Staaten] normal condition; war is the exception. The ultimate object of all modern war is a renewed state of peace. The more vigorously wars are pursued, the better it is for humanity. Sharp wars are brief.“) Sie erkennt in vollstem Verständniß für die thatsächlich sich gestaltenden Zustände die Macht der „Military necessity“ an, eines Begriffs, dessen Wortfassung in der deutschen Uebersetzung „militärische Nothwendigkeit“ kaum erschöpfend gegriffen ist. Er besteht in jener zwingenden Gewalt der Umstände, welche einer Seits dem Feinde gegenüber gebietet, mit dem Aufwande jedes verfügbaren Mittels, wenn es nur auch wirksam ist, den Kriegszweck im Allgemeinen wie im Besondern durchzusetzen und zu verfolgen, und welche anderer Seits fordert, zu Gunsten der Erhaltung und Schonung der eigenen personellen und materiellen Kräfte alle sich darbietenden Hilfsmittel auszunutzen und zur Verwendung zu bringen. Ihr gegenüber unbedingt bindende Schranken durch Bestimmungen des Völkerrechts ziehen zu wollen, wie dies Bluntschli in seinem „modernen Völkerrecht“ anstrebt, und wie andere Stimmen, welche der letzte Krieg nach gerufen hat, es verlangen, heißt in der That einmal den nationalen Krieg, wie ihn die Neuzeit ausschließlich zu Tage fördert, seiner innersten Natur nach verkennen, sodann aber auch sich von den Consequenzen abwenden, die der Heeresmechanismus nach Maßgabe der colossalen Abmessungen seiner Streitkräfte unweigerlich in seinem Gefolge haben muß. Es sind nicht mehr bewaffnete Vertreter der Nation, die einseitig die Kriege führen, die Völker selbst in ihrer vollen Gemeinsamkeit ringen mit einander; wer nicht mit thatet, leidet doch mit. (§. 21 der United States instructions: „the citizen or native of a hostile country is thus an enemy, as one of the constituents of the hostile state or nation, and as such is subjected to the hardships of the war.“) Der militärischen Nothwendigkeit gegenüber vermögen bei der Wahl der Mittel, ihr

zu genügen, den Befehlenden nur sein persönliches Gewissen und seine persönliche Ehre an Grenzen zu fesseln; wie ja der Kriegszustand an die Stelle der Autorität des Gesetzes die effective Macht der befehlenden Persönlichkeit stellt.

Indessen auch der Krieg hat seinen Haushalt, und in demselben sind eine große Zahl von Regelungen erforderlich, bei denen die militärische Nothwendigkeit als solche gar nicht oder nur an untergeordneter Stelle mitzureden hat. Da finden denn das Kriegsgezet und der Kriegsgebrauch ihren Plaz und gewinnen ein Feld, auf welchem sie der Humanität und der Billigkeit volle Herrschaft überlassen dürfen. Sehr treffend sagt die amerikanische Instruction: „Das Kriegsgezet ist nicht gleichbedeutend mit militärischer Unterdrückung; die letztere ist der Mißbrauch der Gewalt, die jenes zumißt.“ Somit gehören denn hierher in erster Linie die Bestimmungen für ein festgeordnetes militärisches Gerichtsverfahren in Mitten occupirter Districte, dann aber alle die Milderungen und Einschränkungen militärischer Willkür, wie ihnen ritterlicher Sinn und Ueberlieferung nach und nach überall Eingang verschafft haben; so die Unverletzbarkeit unvernundeter, die Pflge verwundeter Gefangenen, die Achtung der Parlamentsirz-Flagge und ihrer Träger, die Neutralität des ärztlichen Personals und seiner Gehilfen, die Schonung der Bevölkerung und ihres Privatbesizes überall da, wo die erstere keinen Widerstand leistet, die Verbannung von Waffen, welche unheilbare Wunden herbeiführen, die Unantastbarkeit der Hospitäler, der öffentlichen Anstalten des Unterrichts, der Mildthätigkeit und der Wissenschaft. Auf diesem Gebiete rufen dann auch der eigene Vorthail und das Gebot der Selbsterhaltung eine Menge von Rücksichten wach, welche ihrer innersten Bedeutung nach doppelt schwer in's Gewicht fallen. Nichts wirkt verhängnißvoller auf die Disciplin und den moralischen Gehalt der eigenen Truppen, als es Ausschreitungen gegen das Eigenthum im feindlichen Lande zu Wege bringen; nichts erschwert den Unterhalt von Mann und Pferd mehr, als die schrankenlose Vergeudung dessen, was an Ort und Stelle vorgefunden wird. Hier spricht die Fürsorge für das eigene Wohl zu Gunsten des Gegners, Motive des verschiedensten Ausgangs weisen auf dieselben Maßnahmen hin. —

Der Verfasser hat es gleich im Eingang seines Werks als eine Nothwendigkeit hingestellt, daß in Mitten des modernen Culturlebens für die Regelung der Kriegsführung ein klar verständliches und allgemein anerkanntes internationales Gezet zu schaffen sei. Man kann diese Anschauung immerhin adoptiren, wenn ein solches Gezet sich die Grundsätze der amerikanischen Instruction zu eigen machen will; bei voller Anerkennung der Natur des Krieges und seines furchtbaren Ernstes, mit geschärftem Blicke für die innere Berechtigung aller Mittel, die mit der Erreichung seiner Ziele seine schleunigste Beendigung in die Wege zu leiten geeignet sind, darf es getragen sein von dem Geiste der Humanität, wie ihm kaum entsprechender und würdiger Ausdruck verliehen werden kann, als es in jener Instruction geschieht.

v. H r t.

## Orthographische Nachwehen.

Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Conferenz. Berlin, den 4. bis 15. Januar 1876. Veröffentlicht im Auftrage des königl. Preussischen Unterrichtsministers. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Die Zukunftsorthographie . . . von Gymnasialdirector Dr. Konrad Duden, Mitglied der Conferenz. Leipzig, B. G. Teubner. 1876.

Die Ergebnisse der . . . orthographischen Conferenz, beleuchtet von Prof. Dr. G. Michaelis. Berlin, Barthol u. Comp. 1876.

Ueber Rechtschreibung und Druckschrift, von Dr. Aug. Schmits. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Die Protocolle der orthographischen Conferenz sind endlich erschienen, aber das lebhafteste Interesse, welches die ersten Berichte erweckten, wird diesem umfassenderen Opus nicht mehr entgegengebracht. Die orthographische Frage wird zwar noch immer discutirt, aber zusehends matter und matter, wenige lesen diese Discussionen, oder wer sie liest, der thut es mit einem Seufzer: „Diese ewige Orthographie!“ Nach der summarischen Weise, wie sich die öffentliche Meinung bildet, hat sie auch hier schon vernehmlich gesprochen. Es scheint, daß keine Regierung den Muth hat, Schule und Leben in einen so großen Gegensatz zu bringen, wie es die Beschlüsse der Conferenz verlangten; und somit sagt man sich: „Es ist eben schätzbares Material geliefert worden; man weiß ja, wie es geht, wenn die Herren Gelehrten sich zu collegialischen Berathungen versammeln; eine Weile wird viel Staub aufgewirbelt und die allgemeine Aufmerksamkeit erregt; zuletzt bleibt Alles beim Alten!“

Das klingt nicht sehr tröstlich für die Theilnehmer der Conferenz. Aber es kommt einigen derselben nicht unerwartet. Und leider ist nicht einmal Alles beim Alten geblieben, sondern die herrschende Unsicherheit hat sich vermehrt, mit der deutschen Orthographie steht es schlechter als je: in die Barbarei schwankender Schreibung gerathen wir immer tiefer und tiefer hinein und werden nächstens bei den Zuständen des 16. Jahrhunderts glücklich wieder angelangt sein.

Aus den Protocollen und andern veröffentlichten Schriften wird es jetzt auch für die außen stehenden ganz klar, wie zerklüftet diese kleine Conferenz gewesen ist; sie barg in ihrem Schooße nicht weniger als fünf verschiedene Standpunkte: für Beibehaltung des Bestehenden war eine Stimme, für mäßige Reform (Ab Abschaffung des th) waren zwei Stimmen, für radicale aber inconsequente Reform (Ab Abschaffung der Dehnungszeichen nach dunklen Vocalen) mit Concessionen an praktische Bedenken waren sechs Stimmen, für dasselbe Maß der Reform ohne Concessionen an die Praxis waren vier Stimmen, für radicale und consequente Reform (Ab Abschaffung aller Dehnungszeichen) war eine Stimme, die des Herrn Duden.

Eine absolute Majorität hat also überhaupt kein Standpunkt gehabt, und aus Transactionen der genannten Fractionen, oft in der verschiedenartigsten Gruppierung, sind die Beschlüsse hervorgegangen. Wenn Herr Schmits in der oben bezeichneten Schrift einige Mitglieder der Majorität als „unentnuthigte Kämpfer“ feiert, so entspricht das nicht ganz der Wirklichkeit. Wenn jemand Mühe hatte, den Muth und vor allem die Geduld nicht zu verlieren, so waren es nicht die radicalen Elemente der Conferenz.

Mehr als einmal wurde diesen Herren gesagt: „Sie treiben Zukunftsorthographie“ und es war damit nichts Schönes gemeint, sondern eine Warnung beabsichtigt. Was Zukunftsmusik und Zukunftspoesie auf sich haben, das konnte man noch kürzlich im Berliner Opernhause gähnend selbst erleben. Die Zukunftsapophelie ist seit einiger Zeit nicht mehr laut geworden. Auch die Zukunftsapophelie, welche einmal für Franz v. Baader in Anspruch genommen wurde, hat sich dem

Anscheine nach beruhigt. Wie weit es die Zukunftsmedizin bringt, von der ich jüngst gelesen, und die sich unter anderm mit dem Leben des Kopfes nach der Enthauptung beschäftigt, das muß — die Zukunft lehren.

Nach allen diesen Erfahrungen, welche wir an Zukunftsdingen gemacht haben, kann ich dem Muthe meine Bewunderung nicht versagen, mit welchem Herr Director Duden den zweifelhaften Zukunftsparsüm auch der Orthographie zu verleihen sucht. Ich glaube allerdings, daß die Zukunft besieht, wer die Gegenwart zu ergreifen versteht. Aber in gewissem Sinne ist mir die Auffassung des Herrn Duden weit sympathischer, als die Beschlüsse der Mittelpartei, welchen er in der Conferenz gleichwohl beitrug, indem er sie vermuthlich als Abschlagszahlung hinnahm. Ich brauche den Lesern nicht zu wiederholen, was ich im Märzhefte der Deutschen Rundschau ausgeführt habe: die verschiedene Behandlung der dumpfen und hellen Vocale läßt sich nicht rechtfertigen. Hierin stimme ich Herrn Duden vollkommen bei; aber daß wir deshalb radical und consequent die Dehnungszeichen abschaffen müßten, folgere ich nicht daraus, sondern daß wir die Dehnungszeichen stehen lassen müssen, wie sie stehen, indem wir nur das th und sonst eingerissene Schwankungen zu beseitigen suchen.

Die Geschichte der Orthographie, zu welcher die Schrift des Herrn Michaelis interessante und zum Theil amüsante Beiträge liefert, zeigt zu allen Zeiten allmählichen und langsamen Fortschritt. Diese Natur der orthographischen Umwandlung und Entwicklung läßt sich nicht durch irgend welche Maßregeln verändern. Sie ist sozusagen das Lebensgesetz der Orthographie. Deshalb war es nothwendig, auf historischen Sinn und auf Treue gegen unsre Vergangenheit zu dringen.

Die Majorität der Conferenz hat es anders gemollt und so ist eine Gelegenheit verscherzt worden, welche vielleicht nie wiederkehrt. Ist darum die Sache hoffnungslos? Sollte es z. B. unmöglich sein durchzusetzen, daß an allen preussischen Schulen dieselbe deutsche Orthographie gelehrt würde? Und wäre das nicht ein großer Schritt vorwärts zum Bessern?

Ich denke, die Frage braucht bloß aufgeworfen zu werden, damit Jedermann von selbst die richtige Antwort finde. Es muß möglich sein; und es ist eine Ehrensache für jede deutsche Unterrichtsverwaltung, dem bestehenden von Tag zu Tag wachsenden schimpflichen Schwanken ein Ende zu machen. Die Ministerien können den Schulen befehlen; wenn sie es nicht thun, so machen sie sich mitschuldig an der heillosen Verwirrung. Am wenigsten darf davon abhalten eine etwaige Scheu, der Wissenschaft nicht vorzugreifen, oder das Bedenken, etwas wissenschaftlich tadelhaftes einzuführen.

Wissenschaftlich betrachtet ist die Orthographie eine Frage zehnten Ranges und ich verdenke es keinem Fachgenossen, wenn er sich weigert, an der unerquicklichen Debatte darüber Theil zu nehmen. Aber auch pädagogisch betrachtet, für den Unterricht im Deutschen, ist die Rechtschreibung eine Frage von secundärer Bedeutung. Ich würde mich nicht wundern, wenn ein unbefangener Beobachter den Herren von der Schule zuriefe: „Sorgen Sie doch erst, daß die Jüngens ein anständiges Deutsch schreiben, daß sie ihre Muttersprache richtig, klar und geschmackvoll zu handhaben verstehen, daß sie in Reception und Production ein wenig Stilgefühl bekommen; und wenn diese Hauptsache erreicht ist, dann mögen Sie meinethalben an die letzten Nebensachen, an das Reinigen und Putzen der Orthographie gehen. Ob das Gedächtniß der künftigen Generation noch gerade so mit der Inconsequenz unserer Schreibung belastet wird, wie es die frühere Generation über sich ergehen lassen mußte, das ist doch wol keine so heilige Staatsangelegenheit. Aber daß nicht ein Lehrer allmählich, und ein anderer allmählich, und ein dritter allmählich und ein vierter allmählich verlangt — und daß nicht jeder selbstcorrectirende Schriftsteller sich über solchen Quark mit seinen Sekern herumschlagen muß, dafür könnten Sie allerdings Sorge tragen, meine geehrten Herren Schulmeister, und mancher wäre Ihnen dankbar dafür.“

Auch ich möchte mich dem Unbefangenen im Wesentlichen anschließen und würde die Zeit glücklich preisen, in welcher man mit demselben Eifer über den besten Stil und stilistischen Unterricht discutirte, wie jetzt über die beste Orthographie und den besten orthographischen Unterricht. Einstweilen wiederhole ich: wenn nur das Princip anerkannt bleibt, wie es augenblicklich in der Praxis meist noch der Fall ist, daß die Schule sich nicht von dem bestehenden Brauche entfernen dürfe, so ist eine schlechte aber einheitliche Orthographie weit besser als eine gute und schwankende. Ich meinerseits würde mit Vergnügen auf die wenigen Reformen verzichten, die mir (wie die Abschaffung des th) am Herzen lagen, wenn ich dadurch eine orthographische Dictatur bewirken könnte, welche die ersehnte Einheit schafft. Fast möchte ich in diesen orthographischen Bedrängnissen, auf die einmal von Dubois-Reymond verlangte Akademie für deutsche Sprache zurückgreifen, welche mir damals wenig einleuchten wollte. Wie, wenn eine der bestehenden Akademien, z. B. die Berliner, von Seite des preussischen Herrn Unterrichtsministers den Auftrag erhielte, die Regelung der deutschen Schreibung in die Hand zu nehmen? Zu ihren Pflichten gehört es ohnedies nach dem Stiftungsbriege, für die „Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit“ zu sorgen. Zur Reinigkeit aber rechnen wir nicht blos die vernünftige Einschränkung der Fremdwörter: eine unsichere anarchische Orthographie ist auch ein unanständiger Schmutz.

Mit der Frage der Schreibung darf man nicht die Frage der Schrift zusammenwerfen. Wenn Herr Schmitz für die Verbannung der sogenannten deutschen Schrift eifert, so kann ich dem wol beistimmen. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, daß wir uns den übrigen europäischen Nationen endlich anschließen und unsere gebräuchlichen Frakturlettern zu einer Antiquität herabsinken lassen wie es etwa die Schwabacherschrift geworden ist. Unser Gefühl sträubt sich wol am meisten gegen die Anwendung der lateinischen Schrift in Classikerausgaben, in Gedichten. Aber wer hat nicht einmal eines jener zierlichen Blätter gesehen, auf denen Goethe irgend einen Denkpruch mit sichern schönen Zügen in lateinischen Buchstaben aufzuzeichnen liebte? Und in „Kunst und Alterthum“, worin Fraktur die Regel bildet, sind grade die Gedichte gern lateinisch gedruckt.

So wünschenswerth nun, so leicht möglich an sich die Abänderung der Schrift wäre, die Schule kann nichts dazu thun. Denn es wäre ein offenes Unrecht gegen die heranwachsende Generation, wenn wir sie ausschließlich in lateinischer Schrift erzögen und ihr so den Zugang zu der gesammten Literatur erschweren, welche bis jetzt noch mit deutschen Lettern gedruckt wird. Wenn eine solche Reform überhaupt zu Stande kommen soll, welche, wie Herr Schmitz versichert, im Auslande viele warme Freunde finden würde, so müssen die großen Zeitungen vorangehen. Herr Schmitz ist Chefredacteur der Kölnischen Zeitung; wir dürfen also wol hoffen, daß uns dieses Blatt demnächst in dem internationalen Gewande lateinischer Schriftzeichen überraschen werde.

Strasßburg.

Wilhelm Scherer.

### Zeller's Petrusſage in franzöſiſcher Uebersetzung.

La légende de Saint-Pierre, premier évêque de Rome. Par Edouard Zeller, professeur à l'université de Berlin. Traduit par Alfred Marchand. Paris, Sandoz et Fischbacher. 1876.

Unsere Leser erinnern sich der Abhandlung über „die Sage von Petrus als römischem Bischof“ von Professor Zeller, welche wir im Augusthefte (1875) der „Deutschen Rundschau“ zu veröffentlichen die Ehre hatten. Dieser Aufsatz erregte das



größte Aufsehen, nicht nur in Deutschland, sondern weit darüber hinaus; die Zeitungen in England, in Amerika, in Belgien und Holland besprachen ihn lebhaft und hier liegt eine durchaus gelungene französische Uebersetzung desselben in Buchform vor. Der Uebersetzer, Herr Alfred Marchand — ein Redaktionsmitglied des „Journal des Débats“ — leitet seine Arbeit durch ein Vorwort ein, welches sein intimes Verständniß der Sache darthut und als ein neues und charakteristisches Zeichen für die Wiederannäherung zwischen dem deutschen und dem französischen Geiste, sowie für die Reserve, welche derselben von gewisser Seite auferlegt wird, in einigen seiner Hauptstellen hier reproducirt werden möge.

„Der Verfasser, Herr Eduard Zeller“, heißt es in dem Vorwort, „ist Professor der Philosophie an der Berliner Universität, und einer der ausgezeichnetsten Vertreter der zeitgenössischen deutschen Wissenschaft. Herr Zeller hat sich zuerst bekannt gemacht durch bemerkenswerthe kritische Arbeiten über die Geschichte der ältesten Kirche und über die Sammlung der auf die Geschichte der Stiftung des Christenthums bezüglichen Urkunden, welche man übereingekommen ist, das Neue Testament zu nennen. Diese Arbeiten hatten ihn in die erste Reihe der Schüler Baur's, des Begründers der Tübinger Schule, gestellt. Als diese Schaar von Kritikern durch die triumphirende orthodoxe Reaction zerstreut worden war, widmete Herr Zeller sich ausschließlich dem Studium der Philosophie und veröffentlichte unter Anderm eine Geschichte der „Philosophie der Griechen“, welche alle ihre Nebenbuhlerinnen durch die Ausdehnung und die Gründlichkeit des Wissens übertrifft. Aber indem er die Philosophie an der Universität zu Heidelberg*) und hierauf an der von Berlin lehrte, hat er niemals aufgehört, seine religionsgeschichtlichen Arbeiten fortzusetzen, und die „Sage von Petrus als erstem Bischof von Rom“ verdankt ihren Ursprung diesen seit einer Reihe von dreißig Jahren ununterbrochenen, tiefgehenden Studien.

„Augenscheinlich ist der Kampf zwischen Kirche und Staat, dessen Schauplatz Deutschland ist, der thatsächlichen Veröffentlichung dieser Arbeit nicht fremd gewesen; aber was wir gesagt, genügt, um festzustellen, daß wir es hier nicht mit einer Gelegenheitschrift zu thun haben, welche durch die Leidenschaft eingegeben, sondern mit einem ernsten Werke, dessen Bestandtheile durch die Wissenschaft langsam gesammelt worden sind, und welches verdient, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und festzuhalten.

„Ich habe geglaubt, daß ich meinen Landsleuten einen wahrhaften Dienst leisten würde, indem ich die Arbeit des Herrn Zeller übersetzte. In Frankreich, wie in Deutschland, ist die Kirche in einen Kampf gegen den Staat eingetreten. Der Ultramontanismus, inspirirt und vorwärts gedrängt durch den Orden, welcher die römische Curie leitet, läuft Sturm auf die moderne Gesellschaft und streckt die Hand aus nach unsern theuersten Freiheiten, nach unsern heiligsten Rechten. Das beste Mittel, ihn zu bekämpfen und zu besiegen ist genau, die Wissenschaft zu Hilfe zu rufen, welche er zu unterdrücken trachtet. Die vorliegende Studie hat zum Zweck, zu zeigen, auf welcher Fiction endgültig die angemessenen Ansprüche einer Institution beruhen, welche, kraft eines vorgeblichen göttlichen Rechtes, auf nichts Geringeres hinzielt, als darauf, den modernen Geist in Vormundschaft zu nehmen und ihn aufzuhalten in seinem siegreichen Vorwärtsschreiten zur Wahrheit und Freiheit.

„Nach meinem Dafürhalten ist diese Studie die natürliche Ergänzung einer andern Arbeit, welche neuerdings veröffentlicht worden**) und bestimmt war, ein neues und

---

*) Zeller war zuvor, von 1849—1862 Professor der Philosophie in Marburg; auch schrieb er die beiden ersten Theile der „Philosophie der Griechen“ bereits in Tübingen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

**) Les Jésuites, par J. Huber, traduit par Alfred Marchand. Paris, Sandoz et Fischbacher.

vollständiges Licht auf die Grundlagen und Tendenzen des Ordens zu werfen, welcher der treueste Vertreter, das wirksamste Instrument, die furchtbarste Heeresmacht jener Institution ist, deren Ursprung in der genannten Schrift untersucht wird.

„Ich habe mich nicht abhalten lassen durch die Erwägung, daß die Waffen, welche ich anwende, einem Lande entlehnt sind, dessen Namen in uns so grausame Erinnerungen weckt, und daß diese Anleihe mich Angriffen oder wenigstens Verdächtigungen von Seiten gewisser Vertheidiger des Glaubens aussetzen könnte. Ich habe, im Gegentheil, geglaubt, daß meine Eigenschaft als ausgewandeter Elsässer mich über jeden Argwohn erheben und mehr als irgend einen Anderen berechtigen sollte, zum Nutzen des französischen Publicums, die Werke der deutschen Wissenschaft zu verdolmetschen. In der Kritik und Geschichte der Religion hat Deutschland gegenwärtig einen Vorsprung vor uns: für mein bescheidenes Theil dazu beitragen, ihm die Vortheile dieser Stellung zu entreißen, das heißt, wie ich glaube, eine eminent patriotische That vollbringen.

„Uebrigens ist der Kampf zwischen dem Ultramontanismus und dem modernen Geiste so heftig, so weit und tief, umfaßt so sehr alle Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens, daß man, indem man Theil an demselben nimmt, mehr thut, als nur von einem Rechte Gebrauch machen: man erfüllt eine Pflicht; und dieser Pflicht sollte keiner — sei er auch noch so klein — sich entziehen.“

### Abel's koptische Untersuchungen.

Koptische Untersuchungen von Karl Abel. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Eins der interessantesten und bedeutendsten Völker der Geschichte sind die Aegyptier. Wie viel danken wir ihnen nicht! Das ist ja freilich unerheblich, daß, wer heute durch die Straßen einer englischen Stadt schlendert, sich von den farbigen Gläsern der Apotheken altägyptische Zeichen entgegenscheinen sieht, daß die Planetensymbole unserer Kalender und die Namen unserer Wochentage (siehe mein Psalterium Hieronymi 159) von den Ufern des Nils stammen. Aber wenn auch nicht, wie G. de Rouge behauptete, unsere Buchstabenschrift selbst, so doch der Gedanke einer Buchstabenschrift ist den vor fünftausend Jahren das Delta bewohnenden Völkern der Phönicier durch die Priester von Memphis geschenkt worden. Der Name Chemie, das heißt ägyptische Kunst, lehrt jeden Schulbuben, wo eine der wichtigsten und nützlichsten Wissenschaften in's Leben getreten, wo sie Jahrhunderte lang vorzugsweise gepflegt worden ist. Die in regelmäßiger Wiederkehr die Landmarken zerstörenden Ueberschwemmungen zwangen die Unterthanen der Pharaonen zur Feldmessenkunst, und leiteten so zur Mathematik. Durch astronomische Beobachtungen von wunderbarer Genauigkeit legte dieses ernste Volk die Grundlagen für die Chronologie, und gab damit der Geschichtskunde das feste Gestell, an und in welchem Wichtigeres aufbewahrt werden konnte. Mehr als das: Begriffe, die uns, freilich meistens nur als Worte, ganz geläufig sind, die aber einmal durch Zusammenschauen der in scheinbar regelloser Ueppigkeit nach und nach sich darbietenden Erscheinungen, und durch Herausheben des in einer Fülle von Wirkungen sich mehr versteckenden als offenbarenden Wesentlichen des Lebens gefunden werden mußten, die Aegyptier haben sie festgestellt, von denen sie — ein werthvollerer Schatz, als die geliebten goldenen und silbernen Gefäße — den Hebräern mit auf den Weg gegeben, und dadurch in das Besizthum des halben Menschengeschlechtes und der ganzen Geschichte übergeführt worden sind. Moses war unzweifelhaft kein

Semit: der Stamm Levi, der Träger des hebräischen Cultus, gibt, wie ich schon vor 23 Jahren dargelegt, durch seinen Namen — ein Abjektiv, das einen zur Gefolgschaft Gehörigen bedeutet — den Beweis, daß das geistige Leben der nach Asien zurückwandernden Semiten in der Pflege und Leitung ägyptischer Männer gestanden hat.

Man sollte denken, diese Erwägungen müßten der Beschäftigung mit Aegypten einen festen und geehrten Platz unter uns sichern. Leider nimmt diese Beschäftigung einen solchen Platz nicht ein. Es fehlt ja nicht an Aegyptologen, allein diesen liegt das Feststellen empirischer Thatfachen der ägyptischen Geschichte und Geographie mehr am Herzen, als das Verständniß des gesammten Lebens der Aegypter: vor Allem das Studium der ägyptischen Sprache, die doch für die, welche auf die Erkenntniß des inneren Wesens der sie Lebenden ausgingen, einen hohen Werth haben müßte, wird ungebührlich vernachlässigt. Diese Vernachlässigung läßt sich wohl, abgesehen davon, daß es für's erste sich durchaus mit Recht nur um eine Orientirung in der Landschaft handelt, aus eben dem Umstande erklären, der vorzugsweise zu einer Beschäftigung mit der ägyptischen Zunge anreizt. Wo ist eine Sprache so wie die ägyptische in einer fünf Jahrtausende lang nicht unterbrochenen Reihe von authentischen und datirten Denkmälern zu studiren? Man behauptet, zu Leibnizens Zeit habe der letzte Mann gelebt, der koptisch gesprochen: doch fand ich in der Münchener Bibliothek etwa fünfzig Jahre alte — von den Behörden aufgefangene — Briefe von Zöglingen der Propaganda, welche auf koptisch nach der Heimath über ihr Loos klagten, also doch noch den Gebrauch des Idioms in der Gewalt hatten: und von diesem 1825 geht es aufwärts bis in die Anfänge der ägyptischen Geschichte hinein! Aber freilich, ein einzelner Mensch ist nicht im Stande, dieses Ueberreichtums Herr zu werden. Die sich solcher Arbeit unterwänden, wären eben dadurch, daß sie es thäten, als Dilettanten bei Seite geschoben.

Schon darum ist es ein glückliches Ereigniß, daß ein neuer Arbeiter, Herr Karl Abel, zu den wenigen auf diesem Felde Thätigen hinzutritt und eine weitere Theilung der Aufgaben möglich macht. Das Behagen wächst, wenn man sieht, daß dieser Gelehrte die Sache im Interesse an der Sache, und durch die Sache selbst erzogen, an dem Ende ansaßt, an welchem sie angefaßt werden muß — mit Menes dürfen wir nicht beginnen, sondern haben auf der uns zugewandten Seite des Aegyptischen, dem Koptischen, anzuhängen —, und daß dadurch für die älteren Gestalten der Sprache wesentlicher Gewinn in Aussicht steht. Denn, sage ich es nur frei heraus — wer wie ich den dritten Theil der koptischen Bibel abgeschrieben und herausgegeben hat, wird sich ein Urtheil erlauben dürfen —: von nicht Wenigem, was die Hieroglyphiker von den Steinen und den Papyrus gelesen haben, sehe ich keinen Weg zu dem, was in der koptischen Bibel vorliegt, wie umgekehrt mir die Annahme unmöglich scheint, daß in den Tagen der römischen Herrschaft Feinheiten in der Sprache entstanden sein sollten, welche die Ptolemäer und deren einheimische Vorgänger nicht gekannt hätten: das Koptische muß und wird für die Hieroglyphik mehr lehren, als die Bedeutung manchen Wortes und eine ungefähre Analogie der Grammatik: damit es dies könne, muß es so eindringlich durchforscht werden, wie Herr Abel es durchforscht hat, und darin, den Werth einer solchen Forschung durch die That gezeigt zu haben, liegt die Bedeutung des uns beschäftigenden Buches.

Aber noch in anderer Hinsicht ist dasselbe von Belang. Je genauer und ängstlicher ich die ältesten Sprachen der historischen Völker treibe, desto gewisser wird mir der Satz, daß am Anfange der Geschichte nicht die rohe Nothdurft gestanden hat, welche die ihr Versunkenen durch tastende Versuche allmählig in die Höhe zu streben gezwungen. Ueberall finde ich gerade im höchsten Alterthum ein schlichtes, aber sicheres Können: überall ein Wissen, das sich fast wie der stille, stumme Wiedererschein des Horizonts in einer geschliffenen Metallkugel ausnimmt: überall, um das von mir selbst so hart verpönte Wort einmal zu brauchen, eine reiche Cultur, welche die Schätze der Schöpfung und der Erfahrung nicht außerhalb des eigenen Friedens kennt, sondern wie zum Haushalte Gehöriges ständig und stetig nutzt, und in keuscher, er-

haltender Scheu genießt. Die edelsten Sprachen legen ein Veto gegen die Ansicht derer ein, welche unser Geschlecht aus der Rohheit, unsere Religion aus dem Schmutze und aus Gewitterbeobachtungen ableiten, die, in einer mit Electricität bis zum Unsinn gefüllten Atmosphäre angestellt, tantum suadere malorum nicht vermocht hätten, wenn nicht unglücklicher Weise der Blitzableiter in jenen grauen Tagen noch nicht erfunden gewesen wäre. Das Koptische zeigt noch vielfach die Art der Urzeit: höchste Kraft, die sich der geringsten Mittel bedient, feinste Beobachtung nicht des Sinnlichen, sondern des Geistigen: sollte sich nicht von ihm aus eine Bresche in die Dogmatik derer legen lassen, welche erachten, daß ohne Samenkorn, ohne Licht und Luft, der bloße Guano der Vater aller Geschichte sei? Das Buch des Herrn Abel ist sehr geeignet, wahrheitsuchende Menschen an der zur Zeit gültigen Grundanschauung des großen Publicums zweifeln zu lehren. Wenn eine uralte Sprache so tiefe Einsicht in das Wesen des Wahren und Rechten ausdrückt, wie sie Herr Abel in einem allerdings viele höchst wichtige Untersuchungen jeder Art nebenher behandelnden Bande von 456 Seiten im Koptischen nachweist — Einzelheiten zu besprechen kann dieses Ort nicht sein —, dann ist nicht die Nacht, sondern der Morgen die Wurzel des Tages. Mag man diese Abhandlung auch nur durchblättern, so wird man — und ich hätte Stoff für fünfzig ähnliche Aufsätze — staunen über die feinen Unterscheidungen, welche das Koptische macht, Unterscheidungen, welche so fest mit der ganzen Structur der Sprache verwebt sind, daß sie in deren Fundamente hinabreichen: man muß begierig sein zu erfahren, wie sich diese Theologie der Sprache zu der Mythologie der Priesterschaft und des Staats verhalten hat: ob die Mythologie Krankheit, oder ob sie Symbolik war, welche erst nach und nach, und zwar noch nicht vor vielen Jahrtausenden, mißverstanden wurde.

Wenn fraglich scheint, ob für solche Erwägungen schon die Zeit gekommen ist, Eins kann dies gute Buch gewiß sofort wirken.

Man hat bei dem, was jetzt als Linguistik gilt, meistens den Wunsch, ihren Pflegern möglichst weit aus dem Wege zu gehen, denn man ist gegen Leute mißtrauisch, welche das menschlichste Leben so durchaus nur als Kammerdiener oder Ingressoren betrachten: man kann sich denken, daß der Schreiber eines Rechtsanwalts, wenn man ihm nur einige Handgriffe gezeigt hätte, unsere vergleichenden Wörterbücher, und was diesen gleichwerthig ist, noch geschickter zusammentragen würde als die, welche sie abgefaßt: von einer Beherrschung der Sprachen, über welche und mit denen man handelt, ist unter den Linguisten fast nie die Rede, da so viel Neu-hochdeutsch, als man sich in der Kinderstube angewöhnt hat, und geschäftiges Fantasieren mit den Werkzeugen Bopp's und Grimm's, so viel Semitisch, daß es in den Wörterbüchern zu blättern befähigt, genügt, um auf dem Gebiete der Linguistik einen großen Mann zu schaffen: und wird man nicht Mezzofanti, der in siebenzig Sprachen nichts zu sagen hatte, über Grimm zu setzen gewiesen, wenn man dulden sieht, daß so Vielen mit Paradigma, Wortbildung, Wurzelwörterbuch die Sprache erschöpfend erkannt scheint, die in alten Zeiten das Spiegelbild des gesamten Denkens, Empfindens und Wollens war, und zugleich die Atmosphäre, in welcher, der Boden, auf welchem Neues wuchs? sie, die jetzt zu einem Mittel herabgesunken ist, nicht allein die Gedanken, sondern auch die Gedankenlosigkeit zu verbergen, und die von den Linguisten, ohne daß sie es ausdrücklich aussprechen, nur als solches behandelt wird.

Herr Abel hat in dem uns vorliegenden Buche durch die That gezeigt, daß die Sprache Ausdruck des Geistes ist: und er hat das so gezeigt, daß ihm nicht etwa der Vorwurf gemacht werden kann, er achte den Leib gegen die Seele gering. Es steht freilich kaum zu hoffen, daß so bald Andere dem von ihm gegebenen Beispiele nachzueifern werden — sie müßten eben ganz Andere werden, als sie sind —, aber ein heilsamer Schrecken wird doch über die linguistischen Sackträger kommen: sie werden wenigstens im Geheimen sich schämen, ihre mechanische Arbeit auch fernerhin als das allein Nützliche und als die Hauptsache anzusehen. Ich habe seit einem Vierteljahrhundert an philologischen Prolegomena zu einer Ethik und Theologie des alten

Testaments gearbeitet, und bisher die Scheu nicht überwinden können, dies allerdings auf sehr breiter Basis aufgebaute und deshalb schwer fertig zu stellende Werk vorzulegen — nur in exegetischen Vorlesungen sind Bruchstücke davon in eine gewisse Öffentlichkeit gekommen —: ich bin Herrn Abel ganz besonders dankbar, daß er mit einer meinen Bestrebungen gleich zielenden Studie das Eis gebrochen hat, und will ihn, weitere Gaben von ihm erwartend, aus Erkenntlichkeit noch ein Hilfsmittel kennen lehren, das er wunderbarer Weise nicht zur Hand zu haben scheint, und das ihm kein beschwerliches Forschen erleichtern wird. Herr Abel hat augenscheinlich alle Belegstellen für seine Sätze durch Lesen gesammelt — und sehr sorgsam hat er gelesen: nur meine salibischen Psalmen scheinen ihm völlig unbekannt geblieben zu sein —: aber wozu gibt es für die Bibel Concordanzen, als damit sie dem, der sie zu benutzen versteht, eine große Mühe abnehmen und kostbare Zeit sparen?

Und nun noch eine Bitte.

Als ich mich vor mehr als dreißig Jahren in das Koptische verliebte, das ich zunächst nur gelernt, um für die Zwecke der Kritik des Bibeltextes die koptischen Bibelübersetzungen lesen zu können, machte ich meinen Lehrer und Freund Rüdert zum Mitwisser meines Glückes. Rüdert schrieb mir, als ich stets von Neuem schwärmte, 1851, daß er das Koptische nun auch anfangen wolle. Er hat es gelernt, und wie gelernt! Lehtwillig beauftragte er mich, seinen Nachlaß, soweit dieser das Koptische betrifft, zu ordnen und wenn ich ihn dazu geeignet fände, herauszugeben. Ich habe dies zu thun aus mehr als Einem Grunde ablehnen müssen, so tief es mich schmerzte, die mühselige, in tausenden von Zetteln und Zettelchen bestehende Arbeit des greisen Dichters ungenutzt verkommen zu lassen. Herrn Abel's persönliche Verhältnisse sind mir unbekannt: die Ausstattung seines Buches und die in's Große gehende Anlage desselben erlauben zu schließen, daß er wol in der Lage sein würde, Rüdert's Studien für den Druck zu bearbeiten, was allerdings mehrere Jahre angestrengten Fleißes kosten dürfte. Ebenbürtig ist er dem Dichter auf diesem Gebiete, und wenn er mit kleiner Schrift setzen ließe, und sich vor der uns aus Noth geläufigen Knappheit des Ausdrucks und der Beweisführung nicht scheute, so würde er in einem Octavbände von fünfzig Bogen das Ergebnis der eindringlichen, durch ein Duzend Jahre fortgesetzten Forschung eines für Sprachkenntniß reich begabten Geistes vorlegen können, und die Sprachwissenschaft überhaupt, nicht bloß die Kenntniß des Aegyptischen, um ein gutes Stück vorwärts bringen. Die Hoffnung darf man unter den jetzigen Verhältnissen ja nicht hegen, daß die zumeist in Italien liegenden koptischen Texte vollständig werden herausgegeben werden. Für die Kritik der Bibel ist die Veröffentlichung der salibischen Uebersetzung unumgänglich nöthig, der wichtigste Dienst, der diesem Zweige der Wissenschaft zur Zeit geleistet werden kann: aber da auf der Theologie der Fluch lastet, wird Niemand erwarten, daß, um der Religionsgeschichte zu nützen, Jemand an diese Arbeit die Hand legen werde; möchte es Herrn Abel gelingen, das linguistische Interesse wach zu rufen, das die Sammlung jener, hauptsächlich für Stephan Borgia geretteten, Ueberreste ebenso gebieterisch fordert, wie das theologische es thut, und möchte in Folge dieses Interesses wenigstens das Eine oder Andere aus dem Museum Borbonicum und den Schränken der Propaganda an's Licht gezogen werden: sonst haben die andern Wissenschaften von der Gnade und zu Gunsten der Theologie gelebt: 1876 müssen wir Theologen schon zufrieden sein, wenn wir die Brocken bekommen, welche vom Tische der andern Wissenschaften fallen.

Göttingen.

Paul de Lagarde.

## **Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten von Amerika. *)**

~~~~~  
Von

Dr. R. Schleiden.

~~~~~

### **II.**

Die fünf folgenden Abschnitte (S. 122—192), welche die politischen und socialen Zustände im Süden behandeln, sind unbedingt die interessantesten und besten des ganzen Buchs. Eingedenk des Zurufes des Herrn v. Hellwald: „Hic Rhodus, hic salta!“ glaube ich mich jedoch, wie im Vorangehenden, so auch hier, wesentlich auf die Hervorhebung weniger allgemeiner Gesichtspunkte und die Beleuchtung einiger der auffallendsten Beweise von Kritiklosigkeit und von Uebertreibungen des Verfassers beschränken zu müssen, an denen es auch hier nicht fehlt.

Die Schauer erregenden Zustände im Süden der Union sind seit Jahren notorisch. Der von Becker gebrauchte Ausdruck, man nähere sich dort mit größter Schnelligkeit „haitisch-mexicanischen Zuständen“ ist daher völlig verständlich, wenn er auch, strenge genommen, nicht correct ist. Auch ich habe, von Anfang an, gemißbilligt, daß man die enormen Schwierigkeiten und Gefahren, welche die mit der plötzlichen Aufhebung der Sklaverei verbundene völlige Umgestaltung des bisherigen Arbeitssystems naturgemäß mit sich führen mußte, durch die sofortige politische und sociale Gleichstellung der bisherigen Sklaven mit den weißen Bürgern der Union noch unendlich vermehrt hat. Ich mache dem Verfasser auch keinen besonderen Vorwurf deshalb, daß er das in sehr viel stärkeren Ausdrücken thut, als mir gerechtfertigt erscheint. Aber ich werfe ihm als einen unverzeihlichen Fehler in seiner ganzen Darstellung vor, daß er die wichtige Principfrage, welche zu der von der Unions-Regierung dem Süden gegenüber befolgten Politik geführt hat, die Nothwendigkeit nämlich, der Theorie von den sogenannten Staatenrechten und einer doppelten Souveränität innerhalb der Union ein für allemal ein Ende zu machen, völlig mit Stillschweigen übergeht und ebenso die socialpolitischen Zustände des Südens vor dem Krieg und den in Folge der Sklaverei wirklich unvermeidlich gewordenen und ununterdrückbaren Conflict gänzlich unberücksichtigt läßt. Aufrichtig beklage ich ihn, daß er Jahre lang für eine Sache die Waffen getragen hat, welche er, falls er nicht etwa seine jetzigen Ansichten erst nach dem Kriege gewonnen hat, seinen eigenen Ausführungen nach für eine ungerechte halten mußte.

Die unglücklichen Regier, von denen er, in gewohnter Uebertreibung, „die Mehrheit“ der Rüstigen schon im letzten Kriegsjahre nach dem Norden flüchten läßt, haben

---

*) Die hundertjährige Republik. Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, von John F. Becker. Mit Einleitung von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lampart u. Comp., 1876. — (Man vergl. das Augustheft der „Deutschen Rundschau“ S. 299 ff.)

sich des Verfassers besonderes Mißfallen zugezogen. Sie sind im vollsten Sinne des Wortes für ihn „bêtes noires“ und, wenn nicht ganz, so doch beinahe „schmierige, stinkige Affen“, die sich durch Faulheit und Dieberei hervorthun und in den Städten „meist“ in Verbindung und im vertrauten Verkehr mit der Prostitution und mit der Verbrecherklasse stehen. „Je schneller sie dahin sterben, desto eher hat der Norden Aussicht auf Befreiung von einem moralischen Schmutzflack.“ Das stark ausgeprägte religiöse Element in der Negerbevölkerung übergeht er ganz. — Ich räume willig ein, daß es sehr viele bedenkliche und widerwärtige Individuen unter der farbigen Bevölkerung gibt. Die Mehrzahl von ihnen ist mir aber immer wie große, gutmüthige Kinder erschienen, deren moralische Haltung wesentlich von der Behandlung abhing, welche man ihnen angedeihen ließ. Die Zahl der intelligenten, ordentlichen, fleißigen und zuverlässigen Arbeiter unter ihnen ist nicht gering. Neger von so hervorragender Intelligenz wie der am Hofe Napoleon's III. und bei seinen Collegen sehr geachtete haitische Ministerresident Ardouin, oder der farbige Geschäftsträger jener Republik, Colonel Ernest Roumaine, mit dem ich 1863 in Washington zusammen war, mögen allerdings unter den Farbigen in den Vereinigten Staaten, und mögen überhaupt zu den seltenen Ausnahmen gehören. Aber einzelne der fünf Neger und Mullahen, welche jetzt im Repräsentantenhause auf dem Capitol sitzen, sowie der farbige Bundes-Senator aus Mississippi haben sich, wie ich höre, volle Achtung zu erwerben gewußt, und ich selbst bin mit manchen farbigen Geschäftsleuten in Verührung gekommen und habe wiederholt Neger zur Aushilfe oder als Kutscher in meinen Diensten gehabt, die in keiner Weise ihren weißen „Brüdern“ nachstanden. Herr Becker überfieht bei seiner ganzen Charakter-Schilderung völlig, daß ein guter Theil der Bundesarmee und die großen Massen im Norden den Neger während des Bürgerkrieges vielfach mit allem Unglück und Ungemach identificirten, welche derselbe mit sich brachte; daß den Negern mehr Unrecht geschah, als von denselben verübt ward; daß nicht sie, sondern ihre damaligen Herren und ihre vermeintlichen abolitionistischen Freunde die Hauptschuld am Kriege trugen. Er beachtet nicht den verderblichen Einfluß, welchen die in Detroit, Newyork, Cincinnati und anderen großen Städten gegen die geflüchteten Sklaven begangenen Gewaltthatigkeiten auf die Unglücklichen üben mußten, und daß sogar erwiesenermaßen Fälle vorgekommen sind, in welchen Weiße freie Farbige in Indiania einsingen und nach Kentucky als Sklaven verkauften, ja sogar Officiere und Soldaten an der Grenze von Nord-Carolina einen ähnlichen Menschenhandel trieben. Er würdigt gar nicht den schwer in's Gewicht fallenden Umstand, daß der Verlauf des Krieges der farbigen Bevölkerung nothwendiger Weise eine gewaltige Meinung von ihrer eigenen Bedeutung beibringen mußte, daß demnächst die Sklaven von gestern, ohne alle Vorbereitung und ohne daß auch nur für ihre künftige wirthschaftliche Existenz ausreichend Sorge getragen wäre, heute ihre eigenen Herren wurden, und daß ihnen, um das Unglück voll zu machen, vollständige politische und sociale Gleichstellung mit ihren bisherigen Herren ertheilt ward. Kein Ort war vielleicht zu jener Zeit besser geeignet, diese Verhältnisse und den Charakter der Neger zu studiren, als gerade die Bundeshauptstadt, in der ich damals lebte. Denn dort strömten alle Nachrichten zusammen, und Washington, wo die geflüchteten Sklaven unter den Augen der Regierung des vollsten Schutzes gewiß waren, war damals zugleich ihr Paradies und bot ihnen die beste Gelegenheit, ihre guten wie ihre schlechten und lächerlichen Seiten zu zeigen.

Das verbrecherische Treiben der herrschenden Partei-Politiker im Süden und das auch in meinen Augen unwürdige Verhalten der Bundesregierung diesem Treiben gegenüber will ich mit den vorstehenden Bemerkungen in keiner Weise beschönigen. Ich bin aber allerdings der Ansicht, daß Becker seiner Darstellung der traurigen Zustände im Süden einen ungleich höhern Werth für den deutschen Leser hätte geben können, wenn er etwas mehr gut belegte Thatfachen und Zahlen, dagegen etwas weniger Raisonnement geboten hätte. Wer so schwere Anklagen gegen die Regierung eines großen Landes erhebt, wie der Verfasser das thut, darf die Mühe nicht

schuen, sich die nöthigen, überdies nicht einmal schwer zu erlangenden, officiellen Daten über die früheren und jetzigen Verhältnisse zu verschaffen. Wollte er aber, wie er das fast überall gethan, lediglich aus Zeitungen schöpfen, so brauchte er nur irgend ein beliebiges Blatt aus der ersten Septemberwoche 1872 zur Hand zu nehmen, um in der Rede, welche damals Senator Sumner vor seiner Abreise nach Europa über die Präsidentenwahl veröffentlichen ließ, genaue Angaben über die Zunahme der Schulden der Südstaaten u. c. zu finden. Selbst die flüchtigen Notizen in Max v. Bersen's „transatlantischen Reisetizzen“ (Leipzig 1876) — wenn auch gleichfalls ohne ausreichende Kunde der neuesten Amerikanischen Geschichte geschrieben, — sind in dieser Beziehung lehrreicher als das vorliegende Werk.

Einen großen Theil seines politischen Raisonnements hätte Becker gar nicht schreiben können, wenn er das, 1871 bereits in 43. Auflage erschienene, classische Werk von Wm. Whiting: „War powers under the Constitution of the United States“ gekannt, oder auch nur gewußt hätte, daß der Süden niemals die verfassungsmäßige Legalität der Erwählung Lincoln's zum Präsidenten angezweifelt hat, so wie, daß dessen Amtsvorgänger, Präsident Buchanan, gleichfalls zwar die Mehrheit der Electoral-Stimmen, aber keineswegs die absolute Majorität der vom Volke abgegebenen Stimmen hatte, indem er von 4,049,204 Stimmen nur 1,843,337 erhielt. Wie kritiklos der Verfasser verfährt, ergibt sich ferner gleich aus dem ersten vermeintlichen Belegstück, das er S. 124 u. c. abdruckt. Es ist das eine, dem ohnehin als Quelle verdächtigen „New-York-Herald“ entnommene, seiner Ansicht nach „offenbar Sachkunde verrathende Schilderung einiger Magnaten der Regierung, die den Staat Süd-Carolina gegenwärtig beglückt“, welche er dann noch selbst durch einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den Gouverneur Moses und dessen Vater, den Oberrichter, vervollständigt. Ich habe dieses grauenhafte, „Columbia S. C. Octob. 13, 1874“ datirte Schreiben mit Interesse gelesen und will auch gerne glauben, daß dasselbe manches Wahre enthält; aber schon die Eingangsworte des Berichts beweisen, daß dessen Glaubwürdigkeit mehr als zweifelhaft ist. Es wird dort nämlich, ohne daß Becker auch nur ein Fragezeichen hinzufügte, die alte Fabel wiederholt: General Sherman habe am Ende des Krieges über 80 Häusergevierte und mehr als 1300 Wohnhäuser in Columbia niedergebrannt. Nun ist es aber längst durch die Entscheidungen der auf Grund des Washingtoner Vertrags vom 8. Mai 1871 eingesetzten gemischten Commission zur Aburtheilung amerikanischer und britischer Reclamationen positiv festgestellt, daß das Feuer nicht durch Handlungen der Bundesregierung oder ihrer Armee verursacht ist. Im vorigen Jahre hat außerdem General Wm. T. Sherman selbst, im zweiten Bande S. 277 u. c. seiner Aufsehen erregenden „Memoirs“ (Newyork, Appleton & Co.) nicht nur seine Ordre Nr. 26 an General Howard vom 16. Febr. 1865 über das von den Truppen während ihres Aufenthaltes in Columbia zu beobachtende Verfahren, sondern auch eine detaillirte Schilderung seines Aufenthaltes in jener Stadt und des furchtbaren Brandes vom 17. f. M. für welchen er den Rebellen-General Wade Hampton verantwortlich macht, veröffentlicht, die sich durch große Objectivität auszeichnet und auch denjenigen überzeugen wird, der die erwähnten Entscheidungen der gemischten Commission nicht kennt oder deren Tragweite nicht zu beurtheilen vermag.

Eine Vervollständigung und völlige Richtigstellung der Angaben des Verfassers über die „armen Weißen“ im Süden, die Politik des Präsidenten Johnson, die erste Wahl des Präsidenten Grant, den Kullur-Klan u. c. würde hier viel zu weit führen, und ich erwähne ihrer nur, damit nicht aus meinem Stillischweigen mein volles Einverständnis gefolgert werde. Daß das Horazische „Iliacos intra muros peccatur et extra“ auch auf die sich in den Südstaaten gegenüberstehenden Parteien Anwendung leidet, erkennt übrigens Becker selbst an.

Recht gut ließt sich die, einem nicht genannten amerikanischen Blatt entnommene Schilderung eines Neger-Meeting in Snowdown, Alabama (S. 163).



Auch der Abschnitt über die Zustände in Texas, Arkansas und Louisiana (S. 170 u.) ist interessant und, so weit ich ihn zu controliren vermag, im Wesentlichen correct. Aber auch hier finden sich wieder einzelne auffallende Proben des dem Verfasser eigenthümlichen Mangels an Schärfe der Auffassung. So nimmt er z. B. Anstoß an dem, in dem Minoritäts-Bericht eines Congress-Ausschusses über die Verhältnisse in Louisiana gebrauchten Ausdruck: „Die Tugenden der Mäßigkeit, der Ehrlichkeit u. waren ihm (sc. dem Neger) von seinen Höherstehenden nie beigebracht worden.“ Er findet in dem Worte „Höherstehend, superior“ eine „merkwürdige Logik“. „So lange von Rechten die Rede ist, sagt er (Anm. 1 zu S. 184), heißt es immer „die Menschen sind gleich, folglich müssen sie gleiche Rechte haben“. Sind aber Lasten, Bürden und Pflichten zu tragen, so sagen die Logiker: „Du, Weißer, bist höherstehend, „superior“, folglich hast Du die Pflicht, den Neger zu erziehen und ihm Dienste zu leisten!“ Daß der bekrittelte Satz des Ausschuss-Berichts sich auf, glücklicher Weise, weit hinter uns liegende Verhältnisse und die Zeit bezieht, wo die Sklaverei noch bestand, und wo der Herr unbestritten der „superior“ seines Sklaven war, daß er also mit seinem Raisonnement nur gegen Windmühlensflügel kämpft, hat Jeder in seinem „demokratischen“ Eifer, den „Republikanern“ etwas anzuhängen, gar nicht bemerkt. — Nicht minder schießt er weit über das Ziel hinaus, wenn er aus seiner Darstellung der nach den neuesten Berichten auch jetzt noch fortdauernden traurigen Verhältnisse in Louisiana S. 187 den allgemeinen Schluß zieht: „Die republikanische Partei beweist durch ihre Verwaltung des Südens schlagend, daß das Princip der Gleichheit, in der Theorie die Basis aller Freiheit und Glückseligkeit, in der Praxis zur ärgsten Despotie und Anarchie und zum vollkommenen Ruin Aller führt.“ Ich habe bereits oben bemerkt, daß die sofort nach Beendigung des Bürgerkriegs erfolgte politische und sociale Gleichstellung der bisherigen Sklaven mit den weißen Bürgern der Union auch meinen Beifall nicht hat. Aber ich bin zugleich der Ansicht, daß bestehende Gesetze, so lange sie nicht verfassungsmäßig abgeändert sind, auch beobachtet werden müssen, wie fehlerhaft sie auch sein mögen, und daß solche Gesetze, wodurch der Bevölkerung große politische Rechte eingeräumt wurden, selbst dann nicht ohne wesentliche Gefahr für das Staatswesen wieder aufgehoben werden können, wenn sie nicht vorausgesehene, verderbliche Folgen haben. Dabei macht es, meines Erachtens, gar keinen Unterschied, ob die Staatsform republikanisch und demokratisch, oder ob sie monarchisch ist. Das im Deutschen Reich eingeführte allgemeine Stimmrecht fängt z. B. auch schon an, seine bedenklichen Schatten vor sich her zu werfen und wird, wenn die großen Massen erst zur vollen Erkenntniß der ihnen damit verliehenen Macht gelangen, in immer weiteren Kreisen zur Unterdrückung der Minorität der Gebildeten und Besitzenden führen. Würde man aber diese Folgen, wenn sie eintreten sollten, der monarchischen Staatsform des Deutschen Reichs zum Vorwurf machen können? Gewiß nicht. Daß eine weise Regierung wesentlich dazu beitragen kann, die Uebelstände, welche sich in solchen Fällen bedenklicher Gesetzgebung ergeben, zu mildern, und daß die Regierung des Deutschen Reichs eine weisere ist als die augenblickliche Regierung der großen transatlantischen Republik, leidet in meinen Augen allerdings keinen Zweifel; für die Vorzüglichkeit einer Art der staatlichen Institutionen vor der andern wird dadurch aber nichts bewiesen.

Im 11., 12. und 13. Abschnitt (S. 193—232) entwickelt der Verfasser seine Ansichten und Erfahrungen über den Wahlmechanismus, sowie den Einfluß der Parteiorganisation und der Irlander bei den Wahlen. Er beginnt mit einer allgemeinen Erörterung des noch ungelösten Problems, wie die theoretische Freiheit des Bürgers, sich selbst zu regieren, seine Beamten und Vertreter zu wählen, am Besten zur Wahrheit werde, und mit der Erklärung, daß der in den Vereinigten Staaten beliebte Modus, die Candidaten auszuwählen, an sich nicht schlecht sei. Ich habe jedoch weder in diesen Ausführungen, noch in der Darstellung des eigentlichen Wahlverfahrens und der sich dabei geltend machenden Einflüsse wirklich Neues, wol aber wiederum zahlreiche Uebertreibungen gefunden. — S. 200 heißt es: die

regulären Candidaten gingen „ohne Ausnahme“ nicht aus den Reihen solcher hervor, die von den ehrsamten Bürgern ausgewählt worden wären; S. 204: in den Reden bei Wahlversammlungen würden die eigentlichen, sachlichen Punkte, auf die es in dem Wahlkampfe ankomme, zwar „gar nicht“ berührt, desto mehr aber der höhere Patriotismus; S. 205: „jeden Tag oder richtiger jeden Morgen suchen die Candidaten und Redner beider Parteien mit einem gewaltigen Rausche ihre Lagerstätte auf und eignen sich die Gewohnheit an, welche die Mehrheit aller Staatsmänner und Politiker der Nation zu unverbesserlichen Trunkenbolden macht“. Ich habe zahlreichen Wahlversammlungen in allen Theilen der Union beigewohnt, kenne Hunderte der mehr oder weniger hervorragenden amerikanischen Staatsmänner und Politiker ziemlich genau, habe aber nur in ganz vereinzelt Fällen und bei verhältnißmäßig wenigen Personen Erscheinungen beobachtet, welche dieser Schilderung entsprechen. Das Uebel des starken Trinkens, auf welches der Verfasser in einem späteren Capitel nochmals zurückkommt, und die Unsitte des sogenannten „Trietens“ (Tractirens) ist allerdings in bellagenswerthem Maße verbreitet, jedoch bei weitem nicht in dem Grade, wie hier behauptet wird; und der Satz: daß es „als unschädlich, wenn nicht gar als belebend“ gelte, einen angebotenen „Triet“ auszuschlagen, beruht in dieser allgemeinen Fassung, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auf einem Irrthum; es kommt nur darauf an, wie man es ausschlägt. Außerdem gilt es, wenn man unter besonderen Umständen die Aufforderung zum Trinken nicht wol ablehnen zu können glaubt, überall für genügend, wenn man auch nur ein Paar Tropfen in sein Glas schütten läßt. Der amerikanische Grundsatz bei diesen Gelegenheiten lautet gerade so wie der englische: „Fill what you will, but drink what you fill“, d. h. schenke dir so viel ein, wie du willst, aber trinke aus, was du eingeschenkt hast. — Daß nur diejenigen Wähler ihre Stimmen abgeben können, deren Namen in die Wählerlisten eingetragen sind; nur Candidaten, hinter denen eine Partei steht, Aussicht haben, erwählt zu werden; und daß eine Minorität ihre Candidaten durchsetzen kann, wenn die Majorität ihre Bürgerpflichten verlegt und zu Hause bleibt, sind keine Eigenthümlichkeiten Amerika's, sondern kommt fast überall, und auch bei uns vor.

Die in den Vereinigten Staaten bekanntlich sehr häufigen Wahlfälschungen sind bei uns, Gott Lob, bis jetzt noch unbekannt. Dagegen läßt sich mehr als ein deutscher Staat auführen, in welchem die Wahlkreisgeometrie eine eben so große Rolle wie drüben gespielt hat und auch heute noch spielt. Das von Beder für dieses Verhältniß als angeblich technischer Kunstausdruck gebrauchte Wort „gerrymander“ ist wol nur in einzelnen Landestheilen, jedenfalls nicht allgemein üblich, findet sich auch nicht in Webster's Dictionary, wo doch die sonstigen politisch-technischen Ausdrücke, wie „lobby-member“, „log-rolling“ etc. nicht fehlen. Wenn der Verfasser auch die Zusammensetzung des Bundes-Senats aus je zwei Vertretern jedes Staats und die bisherige Ausschließung Utah's aus der Reihe der Staaten auf die Ungleichheit der Bevölkerung in den verschiedenen Wahlkreisen und bloßen Parteeinfluß zurückführt, so zeigt er damit, daß er weder die Geschichte der Union noch die eigenthümlichen Verhältnisse des mormonischen Staatswesens kennt. Daß die Wahlkreisgeometrie, wie bei uns, so auch in den Vereinigten Staaten manchmal zum Segen des Gemeinwesens ausfallen kann, erwähnt er nicht. Das ist aber doch der Fall. So ist es z. B. mehr als zweifelhaft, ob Abraham Lincoln, dem, so vielen Stoff zu begründeten Angriffen dessen Administration auch gegeben haben mag, die Union so Grokes verdankt, jemals zum Präsidenten erwählt worden wäre, wenn er in seinem Kampf mit Douglas um die Bundes-Senator-Stelle gesiegt hätte, und doch unterlag er, trotz einer Stimmenmehrheit, nur deshalb bei dieser Wahl, weil in Folge der Theilung im Senat des Staats 14 Demokraten 11 Republikanern gegenüberstanden, the Life of Abraham Lincoln. Boston, 1872.

gewordenen  
Herb  
als  
in  
Na

Neben den Negern sind in Becker's Augen die katholisch-keltischen Irländer das schlechteste Element in den Vereinigten Staaten. Obgleich ich viele vortreffliche, ja ausgezeichnete Männer unter diesen kenne, bin ich doch geneigt, dem Verfasser in seinem scharfen Urtheil über den vielfach verderblichen Einfluß der irischen Massen auf die innere amerikanische Politik im großen Ganzen beizustimmen, doch verwahre ich mich dagegen, als ob ich auch mit solchen Uebertreibungen einverstanden sei, wie beispielsweise der folgenden, die auf S. 231 u. steht. Es heißt dort nämlich: „es dürften in der That nur wenige Verbrechen aufzufinden sein, die dem Thäter nicht die geheime und innige Sympathie der irländischen Bevölkerung einbrächten.“

In dem folgenden graufigen 14. Abschnitt „Verbrechenthum und Rechtspflege“ (S. 233 u.) zieht Becker aus seiner vorangegangenen Darstellung der Parteiverhältnisse den mehr als gewagten Schluß, daß zwischen den herrschenden Gewalten und der Verbrecherklasse in den Vereinigten Staaten eine „wirkliche Bundesgenossenschaft“ bestehe. Er verwahrt sich zwar ausdrücklich dagegen, daß er bei seiner sensationellen Schilderung übertreibe, beweist aber gleich darauf, wie sehr er das thut, indem er es als „allgemeine Regel“ bezeichnet, daß bei „jedem Mordproceß“, namentlich wenn ein geschwiegener junger Mann der Held, und die Umstände von besonders auffälliger Brutalität seien, die Damen und die Geistlichen Straflosigkeit zu erwirken verständen. Von dem weiblichen Geschlecht in Amerika hat er überhaupt — worauf ich unten zurückkommen muß, — den denkbar schlechtesten Begriff. Ich trage Bedenken, den Lesern dieser geachteten Zeitschrift weitere Einzelheiten aus diesem Capitel vorzutragen, da ich nicht umhin können würde, Dinge zu berühren, die besser ungesagt bleiben. Nur zwei kurze Bemerkungen will ich hervorheben, weil sie mir für Becker charakteristisch zu sein scheinen. Er behauptet S. 241, daß die verbreitetsten Zeitungen des Landes, der „New York Herald“ und die „Chicago-Times“ ihre große Abonnentenzahl „lediglich“ der Aufmerksamkeit verdanken, womit sie jede schmutzige Begebenheit ihren Lesern mit Aufführung aller Einzelheiten in schlüpfriger Schilderung brühwarm vorlegten; und S. 244 hält er eine Lobrede auf die Lynchjustiz als einen Act der directen Ausübung der Volkshoheit, von dem er behauert, daß er heute „viel zu selten“ in den Vereinigten Staaten vorkomme!

Vier weitere Abschnitte (S. 247—299) behandeln die Steigerung der häuslichen Bedürfnisse und Lebensansprüche, die Erziehung der Kinder, das eheliche Leben und die gegenseitige Stellung der Geschlechter, die Temperanzbewegung und das religiöse Leben in Amerika. Ich fasse dieselben ihres inneren Zusammenhangs wegen hier zusammen, denn alle bezwecken ein Bild von den sittlichen Zuständen in den Vereinigten Staaten zu geben und den Nachweis zu führen, daß das politische Princip der „Gleichheit“, aus dem das Bestreben Aller folge, gegen Niemanden zurückzutreten, die Wurzel aller Uebelstände sei. Ich muß, ehe ich wenige Einzelheiten aus dem reichen Material persönlicher, aber nicht sachlicher Auffassungen Becker's, das uns hier geboten wird, hervorhebe, zwei allgemeine Bemerkungen voranschicken.

Der Verfasser sagt uns nicht, welche Classen der Bevölkerung er bei seinen Schilderungen im Auge habe, und verfällt in den durch das ganze Buch hindurchgehenden großen Fehler, überall zu generalisiren. Denselben Vorwurf, welchen er einmal bei Besprechung der Zustände im Süden der Verfasserin von „Uncle Tom's Cabin“ macht, erdichtete Leiden der „dann und wann roh und brutal behandelten Negerklaven“ dem humanen Publicum in einem Romane mündgerecht gemacht zu haben, könnte Mrs. Beecher-Stowe ihm, wenn sie diese Abschnitte läse, in anderer Weise leicht zurückgeben. Es leidet gar keinen Zweifel, daß alle und jede in „Uncle Tom's Cabin“ geschilderten graufigen Thatfachen bis zur Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten nicht nur vorkommen konnten, sondern auch wirklich gelegentlich vorgekommen sind; daß sie sich aber niemals in solcher Art und in solchem Zusammenhange, wie sie uns gleichsam als normal vorgeführt werden, ereignet haben. Ebenso kann man sagen, daß Alles, was uns Becker hier an widerwärtigen Dingen

erzählt, gelegentlich vorgekommen ist und noch jetzt vorkommt, daß es aber nicht die Regel bildet, und daß er durch Generalisirung vereinzelter Fälle eine völlig unrichtige Vorstellung von den wirklich bestehenden Zuständen hervorruft.

Die zweite allgemeine Bemerkung, welche ich mich hier zu machen gedrungen fühle, ist der Ausdruck der durch die aufmerksame Lectüre des ganzen Beder'schen Werks gewonnenen Ueberzeugung, daß der Verfasser das Unglück gehabt hat, während seines 17jährigen Aufenthalts in Amerika sehr viel mit den schlechtesten Elementen der Gesellschaft in Berührung zu kommen, aber nur selten Gelegenheit gehabt hat, die vielen vortrefflichen, das weitverbreitete schöne Familienleben und den vorzüglichen Einfluß edler Frauen kennen zu lernen. Mag der Einfluß der Frauen, dem Henry A. Wise in seinen „Seven decades of the Union“ (Philadelphia 1872. S. 261), gewiß nicht mit Unrecht, die Größe der hervortragenden Männer der amerikanischen Revolutionszeit vorzugsweise zuschreibt, heute auch nicht mehr in gleichem Maße wie damals reinigend und fördernd wirken, gewiß ist, daß der fast trivial gewordene Satz: das weibliche Geschlecht sei die bessere Hälfte der Menschheit, sich vielleicht bei keinem Volke so sehr bewährt, wie bei dem amerikanischen. Ich spreche das nicht bloß A. de Tocqueville nach, der seine schönen Capitel über das Verhältniß der beiden Geschlechter (vol. II, p. 240 der 13. Ausgabe) mit den Worten schließt: „si on me demandait à quoi je pense qu'il faille principalement attribuer la prospérité singulière et la force croissante de ce peuple, je répondrais que c'est la supériorité de ses femmes“, sondern ich urtheile hier aus eigener Erfahrung. Nach Beder's Darstellung müßte man glauben, daß es lediglich ein glücklicher Zufall ist, wenn nicht alle amerikanischen Frauen Prostituirte sind; in Wirklichkeit aber vermag ich zu meinem Bedauern die sittlichen Zustände in den größeren und manchen mittleren und kleineren Städten der deutschen Heimath nicht als besser anzuerkennen, als jene jenseits des Oceans. Wenn es anders erscheint, so finde ich den Grund davon hauptsächlich in der an Schamlosigkeit grenzenden Rücksichtslosigkeit, womit drüben jeder Scandal an die Oeffentlichkeit gezogen wird, und in dem bei uns, glücklicherweise, noch unbekannten, in den Vereinigten Staaten weit verbreiteten Brauch, daß zahlreiche Familien Jahr aus, Jahr ein in Hôtels und öffentlichen Kosthäusern (boarding houses) leben, mit allen seinen verderblichen Folgen. Wer sich über diese Verhältnisse, und namentlich auch über die amerikanische Ehegesetzgebung in zuverlässiger Weise, als das aus Beder's „Hundertjähriger Republik“ möglich ist, näher zu unterrichten wünscht, findet in Aug. Carlier's „Le mariage aux Etats-Unis“ (Paris 1860) weitere Aufklärung. Diese Schrift beurtheilt zwar, indem auch sie zu viel generalisirt, die Zustände gleichfalls strenger als mir gerechtfertigt erscheint, aber ein ernster und wissenschaftlicher Geist läßt sich ihr nicht absprechen.

Die dunkelsten Punkte in dem amerikanischen Familienleben sind ungewisselhaft die häufig vorkommenden, durch die Gesetzgebung mehrerer Staaten ungebührlich erleichterten Ehescheidungen und die Zunahme des in den §§. 218—220 unseres deutschen Strafgesetzbuchs mit schweren Strafen bedrohten Verbrechens, das, wo, wie in der Mehrzahl der amerikanischen Staaten, noch das ältere englische commonlaw gilt, meistens straflos bleibt. Es ist übrigens völlig ungerechtfertigt, wenn Beder das auffallende Mißverhältniß der jährlichen Geburten zu der Gesamtbevölkerung in den Fabrikdistricten der Neu-England-Staaten ausschließlich auf dieses Verbrechen zurückführt. Denn es ist schon seit Jahren durch streng wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt, daß die Fruchtbarkeit, nicht nur unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren, in den östlichen Theilen der Union aus noch nicht völlig aufgeklärten Ursachen sehr viel geringer als in den übrigen, namentlich den westlichen Gebieten ist, und daß zahlreiche Paare, deren Ehe Jahre lang im Osten kinderlos geblieben war, bei ihrer Ueberfiedlung nach Kentucky oder Minnesota u. in rascher Folge mit Kindern gesegnet wurden. Ich verlasse dieses traurige Thema.

Der nicht immer geschmackvolle Luxus in der Toilette, wodurch viele Amerikanerinnen ihre natürlichen Reize noch zu erhöhen glauben, ist in Europa längst

sprachwörtlich und datirt weit zurück. Er wurde bereits im Jahr 1857 in einem allerliebsten Lehrgebieth: „Nothing to wear; an episode of City life“, das man während der damaligen großen Handelskrisis, hübsch illustriert, fast in jedem Salon liegen sah, scharf gezeichnet. Er ist so weit verbreitet, daß ich mich gar nicht wunderte, als ich einst an einem schönen Sonntag-Nachmittag im fernsten Nordwesten — wo man auch bisweilen einen echten Yankee im schwarzen Leibrock mit hohem Cylinderhut hinter dem Pfluge gehen sieht, — die schöne Bewohnerin eines Blochhauses sich im hellseidenen *Moirée-antique*-Kleide, mit einem Bande von Longfellow's Werken in der Hand, im Schatten eines prächtigen Zuckerahornbaumes, im Wippestuhl schaukeln fand. — Der ungekürzte Rock der Männer, den Becker dieser weiblichen Kleiderpracht gegenüberstellt, ist mir dagegen verhältnißmäßig selten aufgestoßen; wol aber bin ich wiederholt über die Nettigkeit, ja Eleganz der meisten amerikanischen Arbeiter erstaunt, wenn ich sie zufällig beim Schluß der Arbeitszeit aus den Fabriken und Werkstätten nach ihren Wohn- oder Speisehäusern strömen sah. Ebensovienig erinnere ich mich, außer der auch in Deutschland als Hamlet aufgetretenen Vestvali und der sehenswerthen Agnes Robertson — der Frau des bekannten Dramaturgen und Schauspielers Dion Bourcicault — jemals in Amerika eine Dame in Männerrollen gesehen zu haben, obgleich Becker S. 263 behauptet: „die Männerrollen werden fast ausnahmslos von prächtig gewachsenen Damen mit vollen gerundeten Formen in eng anliegendem Pagenkostüm gegeben.“ Daß, wie Berlin sein Orpheum und seine „*aimables rouges*“ hat, ähnliche Locale auch in den größeren Städten der Vereinigten Staaten nicht fehlen, kann nicht Wunder nehmen. Die Verhältnisse drüben müssen sich aber in den letzten vier Jahren, seit ich nicht dort war, gewaltig geändert haben, wenn Becker's Schilderung der amerikanischen Theaterzustände und Vergnügungslocale der jetzigen Wirklichkeit auch nur annähernd entspricht.

Die Darstellung des Erziehungswesens, wodurch, wie der Verfasser S. 267 sagt, die Kinder zu „gänzlich untüchtigen und nichtsnutzigen Menschen“ herangebildet werden, die ihre Mutter später meistens „verachten“, und wornach man annehmen sollte, daß jedes junge Mädchen zu einer Courtisane, jeder Knabe, wie es S. 268 heißt, zu „einer Art Schinderhannes und Raufbold“ wird, ist ein Zerrbild der wirklichen Verhältnisse und kaum für einen Bruchtheil der „upper ten thousand“ wahr. Der sittliche Einfluß, den die „unerfahrenen Fräulein“, welche gewöhnlich den Unterricht erteilen, unläugbar auf „die wilden Bengel“ üben, wird ganz übersehen; der Beweis für die allgemeine Sittlichkeit, welcher in dem, für einen Deutschen allerdings befremdlichen, völlig uncontrolirten Verkehr der jungen Mädchen mit ihren Courtmachern liegt, wird ignoriert; daß die tonangebende „Belle“ in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen eine vortreffliche Hausfrau wird und sich ohne Murren darin findet, daß zahlreiche Amerikaner den schlechten Geschmack haben, die verheiratheten Frauen in der Gesellschaft zu vernachlässigen, bleibt unerwähnt. Geradezu unerhört finde ich es aber, daß der Verfasser aus dieser Geschmacklosigkeit vieler Männer S. 283 den Schluß zu ziehen wagt: daß die Achtung, welche das weibliche Geschlecht bekanntlich bei allen Classen der Bevölkerung in ausgedehntem Maße genießt, „lediglich dem physischen geschlechtlichen Bedürfnis entspringt und deshalb nur so lange bestehen kann, als das Weib den Mann in dieser Beziehung zu reizen vermag.“ Würde es, so frage ich, wenn diese unsittliche Auffassung auch nur einen Funken von Wahrheit enthielte, möglich sein, daß jedes unschuldige junge Mädchen, ohne allen Schutz und Begleitung, von einem Ende des Continents zum andern reisen kann und gewiß ist, auch nicht einmal durch ein rohes oder unanständiges Wort beleidigt, vielmehr überall mit der zartesten Rücksicht und Aufmerksamkeit behandelt zu werden?

Man hätte erwarten sollen, daß der Verfasser in seinem Capitel über die Erziehung wenigstens den Versuch machen würde, die auffallende Erscheinung psychologisch zu erklären, daß die meisten Knaben schon im 14. und oft im 12. Jahre die

vortrefflichen Volksschulen mit den nothdürftigsten Kenntnissen verlassen, und nicht wenige von ihnen dennoch im späteren Leben nicht nur tüchtige Geschäftsmänner werden, sondern sich sogar einen, wenn auch immerhin noch sehr mangelhaften, so doch über das unmittelbar praktische Bedürfniß hinausgehenden Bildungsgrad erwerben. Er hat es vermuthlich deshalb unterlassen, weil der Grund dieser Erscheinung seiner Theorie von der Verderblichkeit republikanischer Formen zuwiderläuft. Denn derselbe besteht hauptsächlich, wenn nicht allein, darin, daß diese Institutionen ganz allgemein den Unabhängigkeitsfinn erweckt haben, auch der Knabe es schon für eine Ehrenpflicht hält, so früh wie möglich auf eigenen Füßen zu stehen und seinen Eltern nicht länger als absolut nöthig zur Last zu fallen. An ehrenhafter, gewinnbringender Beschäftigung hat es in den Vereinigten Staaten bis auf die neueste Zeit auch für aufgeweckte Knaben nicht gefehlt, und die vortrefflichen, wohlthätigen „homes for newsboys“ mit freiem Abendbrod, guter Lectüre und Unterhaltung, „debating clubs“ und ähnliche Anstalten und Vereine, die sich fast in allen größeren und kleineren Städten finden; die ganz vorzüglichen Volksbibliotheken, die in den Neu-England-Staaten häufig sogar in ganz bescheidenen Dörfern bestehen, und denen wir nichts Aehnliches an die Seite zu stellen haben; so wie die weit verbreiteten, alle Zweige des Wissens umfassenden billigen Zeitschriften bieten einem strebsamen Knaben ein reiches Bildungsmaterial. Der Unabhängigkeitsfinn, der die Meisten schon so früh aus der Schule in's praktische Leben hinausführt, äußert sich auch darin, daß die an verschiedenen höheren Lehranstalten gestifteten Stipendien von eingeborenen Amerikanern nur ungern in Anspruch genommen werden. Ich rechne es noch heute zu meinen angenehmen Reiseerlebnissen, daß ich einst am romantischen Lake Memphremagog, an der Grenze zwischen dem Staate Vermont und Canada, mit einem höchst intelligenten jungen Studierenden der Medicin von Harvard College zusammentraf, der während des Sommers den Unterricht in einer Dorfschule seines Heimathsstaates übernommen hatte, um von dem verdienten Lehrergehalt im nächsten Winter weiter studiren zu können, weil er es unter seiner Manneswürde hielt, ein angebotenes Stipendium anzunehmen. — Daß die meisten höheren Unterrichtsanstalten unseren Anforderungen an solche Institute nicht entsprechen, ist bekannt. Die Bemerkung aber, daß die Lehrer „sammt und sonders Größen unbekannten Ranges“ seien, konnte nur von einem Manne gemacht werden, der die wissenschaftlichen Leistungen mancher derselben, und überhaupt den Gegenstand, worüber er schreibt, nicht kennt. Denn auch seine Bekrittelung der Einrichtungen der amerikanischen Universitäten zeugt von seiner Unbekanntschaft mit dem Vorbilde derselben, den berühmten englischen Universitäten Oxford und Cambridge. Ob die deutschen Gelehrten sich sehr dadurch geschmeichelt fühlen werden, daß Becker S. 272 „die Achtung der Volksmasse“, welche sie genießen, wesentlich dem Umstande zuschreibt, „daß diese Classe (der Gelehrten) durch ihre Organisation den Löwenantheil der politischen Macht an sich gerissen und die Herrschaft in den Händen hat“, möchte ich bezweifeln.

Es ist eine unerfreuliche Aufgabe, bei der Besprechung eines auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machenden Buchs fast ausschließlich tabeln zu müssen. Ich würde mich daher derselben auch nicht in so eingehender Weise unterziehen, wenn ich mir nicht einbildete, wenigstens einige geringe Beiträge zum besseren Verständniß der amerikanischen Zustände liefern zu können und auch dem Autor des vorliegenden Werks insofern einen Dienst zu erweisen, daß ich seinen angeblichen Zweck, die Thatfachen richtig zu stellen, dadurch fördere, dem Leser die Beurtheilung des ihm in dem Buche gebotenen Materials erleichtere. Auch in dem letzten der hier zur Frage stehenden Abschnitte, dessen Ueberschrift: „Die Temperanz-Bewegung und das religiöse Leben in Amerika“ (S. 284 ff.) etwas anderes erwarten läßt, als er enthält, ist eine Menge von Einzelheiten zusammengetragen, die zwar manches Wahre enthalten, aber dennoch ein völlig schiefes Bild von der eigentlichen Sachlage geben. Die weit verbreitete Trunkenheit und das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander bilden den Hauptinhalt. Ueber das letztere glaube ich schon genug gesagt zu

haben. Was erstere betrifft, so möchte ich, der Behauptung gegenüber, daß der Amerikaner vorzugsweise starken Branntwein liebe, auf ein auch für deutsche Hausfrauen sehr empfehlenswerthes Buch aufmerksam machen, an das sich für mich eine angenehme Erinnerung knüpft. Ich erhielt nämlich mein Exemplar desselben von einem deutschen Freunde geschenkt, mit dem ich am Tage der letzten Präsidentenwahl (5. Novbr. 1872) in dem von dem Herausgeber des Buchs in Newyork gehaltenen, sehr beliebten und durch die von Geist und Geschmack zeugende Decoration, sowie durch die Vortrefflichkeit der verabreichten Getränke diese Beliebtheit auch verdienenden „drinking saloon“ die sich rasch folgenden Telegramme über den Ausfall der Wahl abwartete. Sein Titel ist: „How to mix drinks or the bon-vivant's companion, by Jerry Thomas“, und es enthält nebst dem im Anhang hinzugefügten „Manual for the manufacture of cordials, liquors, fancy syrups etc. by Professor Chr. Schultz“, mehr als 600, theilweise ganz vortreffliche und mit Illustrationen versehene Recepte zu allen möglichen, in Amerika üblichen erfrischenden Getränken. Branntwein spielt dabei freilich eine große Rolle; ich möchte aber doch wünschen, daß einzelne dieser Getränke auch in Deutschland eingeführt würden, um dem nicht immer gleich vorzüglichen Bier und gefälschten Wein Concurrrenz zu machen. Hätte ein solches Buch zu Hogarth's Zeit in England gleiche Verbreitung und gleichen Beifall gefunden, wie noch jetzt in Amerika, so würde er niemals sein fürchterliches Bild „Gin Lane“ entworfen haben.

Rapp's kürzlich erschienenen mehrerwähnten Buch „Aus und über Amerika“ überhebt mich der Nothwendigkeit, Becker's Bemerkungen über die Stellung der Deutschen und insbesondere die „48er“ mit irgend einem Commentar zu begleiten.

Bei seinen Auslassungen über die amerikanischen Sonntagsgesetze läßt der Verfasser den wichtigen Gesichtspunkt völlig unbeachtet, daß die Sabbathruhe in einem Lande, wo, wie in den Vereinigten Staaten und in England, die ganze Woche den Geschäften gehört, einem wirklichen Bedürfniß entspricht und eine Wohlthat ist. Damit wäre nun allerdings sehr wol vereinbar, daß die Weltausstellung in Philadelphia auch am Sonntag dem Publicum geöffnet würde, und ebensovienig wird dadurch ausgeschlossen, daß denjenigen Classen der Bevölkerung, denen die Arbeitstage keine Zeit ließen, erlaubten Vergnügungen nachzugehen, am Sonntag Gelegenheit geboten werden muß, sich in angemessener Weise anderweitig zu vergnügen und zu erholen. Er erklärt aber, in Verbindung mit den ererbten religiösen Ansichten eines großen Theils der eingeborenen Bevölkerung, weshalb diese an den manchmal mehr als lärmenden Belustigungen der Eingewanderten, und namentlich der Deutschen, vielfach Anstoß nimmt. Denn Becker wird wol selbst schwerlich glauben, sich genau ausgedrückt zu haben, wenn er S. 289 sagt, daß diese Fremden, so lange sich keine Amerikaner bei ihren Zusammenkünften betheiligten, sich „nie“ in Zank, Streit und in betrunkenen Vergnügungen verwickelt hätten. Daß er den tieferen ethischen Gedanken des Segens der Mäßigkeit, welcher den in ihrer Uebertreibung auch mir sehr verkehrt erscheinenden und häufig zu politischen Zwecken mißbrauchten Temperanz-Gesetzen zu Grunde liegt, unerwähnt läßt, kann nach der ganzen Tendenz des Buchs nicht Wunder nehmen. Wie stark sich die Temperanz-Partei auch jetzt noch fühlt, geht übrigens aus einem, in mehreren deutschen Blättern veröffentlichten Newyorker Telegramm vom 20. Mai d. J. hervor, wonach eine kürzlich versammelt gewesene „National Liquor Prohibition Convention“ — wenn auch gewiß ohne die geringste Aussicht auf Erfolg — einen eigenen Präsidentschafts-Candidaten aufzustellen beschlossen haben soll.

Von dem in Amerika herrschenden „religiösen Leben“ kann sich übrigens Niemand nach der Darstellung Becker's einen Begriff machen. Die wenigen Aeußerlichkeiten, welche er anführt und aus denen er mehrfach durchaus verkehrte Schlüsse zieht, genügen dazu nicht. Schon die große Anzahl der in den Vereinigten Staaten bestehenden christlichen Secten, von denen auch die, 1854 in Harrisburg in dritter Auflage erschienene „History of all the religious denominations in the United



States“ immerhin nur einen kleinen Theil aufführt, zeigt, wie sehr ein weitverbreitetes religiöses Bedürfniß auf oft bedauerliche Weise nach Befriedigung sucht. Mag auch bei manchen regelmäßigen Kirchenbesuchern Gewohnheit, Längeweile, vereinzelt sogar bloße Neugier, Schaulust, und selbst Heuchelei mitwirken, ich halte das für ein geringeres Uebel, als wenn, wie das leider in unserem Vaterlande nur zu sehr der Fall ist, religiöse Indifferenz die Gotteshäuser leer stehen macht. Es ist richtig, daß in einzelnen amerikanischen Städten ziemlich exklusive „fashionable“ Kirchen geschlossener Gesellschaften existiren, an denen Theil zu nehmen ein kostbarer Luxus ist; aber ich habe in den seltenen Fällen, wo mich der Wunsch, einen besonders berühmten Kanzelredner zu hören, in eine solche fashionable Kirche führte, niemals Schwierigkeit gehabt, einen guten Platz und ein Gesangbuch zu finden, und hätte ich sie gehabt, so hätte ich gewußt, daß mir viele andere Kirchen offen standen. Die „aristokratisch-“ (was hier wol für gleichbedeutend mit „plutokratisch“ genommen ist) fashionable Exklusivität solcher Kirche mag es den nicht zu den zahlenden Mitgliedern gehörigen Einzelnen unmöglich machen, gerade einen bestimmten Geistlichen zu hören, kann aber niemals, wie der Verfasser uns auf S. 295 glauben machen will, dazu führen, daß Jemand, dem es überhaupt darum zu thun ist, sich zu erbauen, sich des Kirchenbesuchs völlig entwöhne. Ich halte es deshalb auch für grundfalsch, wenn Becker z. B. die sogenannten „camp meetings“ aus dem Bestreben der protestantischen Secten zu erklären sucht, die von den fashionable Kirchen ausgeschlossenen Volksschichten vor Gleichgültigkeit gegen bestimmte Religionsformen und vor gänzlichem Abfall zu bewahren. Mir scheint der Ursprung dieser oft Tage und Wochen lang dauernden Gebetversammlungen inmitten eines Waldes auf denselben Gedanken zurückzuführen zu sein, der nach dem uns von J. G. Kohl in seinem „Kitschi-Gami“ (Bremen 1859, 2 Bde.) so anziehend geschilderten Brauch die jungen Indianer einzelner Stämme am Oberen See beim Uebergang in das reifere Alter in die Waldeinsamkeit treibt, um sich dort zu sammeln und in der Beschäftigung mit der Gottheit eine höhere Inspiration für das spätere Leben zu suchen. Als ich, vor mehr als zwanzig Jahren, zum ersten Mal einem solchen camp meeting beizuwohnte, wurde ich frappirt durch die, allem Anschein nach, aus dem innersten Herzen kommende einfache Frömmigkeit, die nicht nur aus den gehaltenen Reden, den Gebeten und Gesängen, sondern aus dem ganzen Leben und Treiben in dem improvisirten Lager hervorleuchtete, und deren Eindruck auch nicht durch die überlauten Seufzer einiger weniger Exaltirter beeinträchtigt wurde. Daß bei der Rückfahrt im dunkeln Walde auf holperigem Wege mein Wagen zerbrach, und ich meilenweit zu Fuß laufen mußte, bis ich ein anderes Fuhrwerk fand, schreckte mich deshalb auch nicht davon ab, einige Tage später noch einmal hinauszufahren. — Ich will weder den Revivals d. h. Wiedererweckungs-Versammlungen, die Becker, meines Erachtens mit Unrecht, mit den politischen Wahlkämpfen auf gleiche Linie stellt, noch den Straßenpredigern, die meistens als überspannte Köpfe erscheinen, noch auch der massenhaften Verbreitung von großentheils überschwänglichen Tractätlein auf den amerikanischen Eisenbahnen und in den Hotels das Wort reden; aber ich läugne nicht, daß mir alle diese Auswüchse des kirchlichen Lebens, und daß mir selbst die offenbarsten Irrlehren und der Uberglaube weit weniger widerwärtig sind und weniger gefährlich für das Staatswesen erscheinen, als der religiöse Indifferentismus und ein Unglaube, der nichts Höheres über dem Menschen anerkennt. — Die religiösen Eis- und Erdbeerenfeste, welche den Verfasser wieder auf sein Lieblingssthema, das sexuelle Verhältniß, zurückführen, übergehe ich. Nur die eine Bemerkung noch kann ich nicht unterdrücken, daß sein Urtheil über die Sonntagschulen, deren Zweck er in der Untergrabung der „Achtung der Kinder vor ihren Eltern und damit des Grundsteins aller ernstlichen Sittlichkeit“ zu erblicken scheint, auf mich den Eindruck macht, als ob er nur von Hören-Sagen spreche und es niemals versucht habe, selbst einen Einblick in diese vielfach segensreich wirkenden Vereinigungen zu gewinnen.



Ueber den Rest des Buches, dessen fünf folgende Abschnitte (S. 300—361) sich in der Hauptsache mit den Ursachen der Corruption beschäftigen, während der letzte (S. 362 ff.) Muthmaßungen über die Zukunft enthält, kann ich mich viel kürzer fassen; denn sie bieten verhältnißmäßig wenig Thatsächliches, sondern fast ausschließlich Raisonnements und Conjecturen. Ich kann es aber nicht für meine Aufgabe halten, diese im Einzelnen zu prüfen, und glaube der Provocation des Herrn v. Hellwald genug gethan zu haben, wenn es mir, wie ich hoffe, gelungen sein und ferner gelingen sollte, die Unrichtigkeit oder doch Zweifelhaftheit eines guten Theils der factischen Grundlagen nachzuweisen, auf welche der Verfasser seine Schlüsse baut.

Becker hält „die Vermischung verschiedener ethnischer Elemente für die erste und — ohne alle Umstände gesagt — hauptsächlich tiefgreifendste Ursache der Corruptionserscheinungen“. Dieser Gedanke, und jedenfalls die Art, wie er hier ausgeführt wird, ist, glaube ich, neu und hat etwas Bestechendes. Der Versuch, ihn zu begründen, ist nicht ohne Geist, wenn auch leider nicht immer mit völliger Klarheit des Gedankenganges gemacht. Vollständig erwiesen scheint mir dessen Richtigkeit allerdings noch keineswegs; aber es läßt sich nicht verkennen, daß etwas Wahres in der Auffassung liegt: daß beim Zusammentreffen und bei der Mischung verschiedener Nationalitäten, deren sittliche Grundzüge abweichend von einander sind, ein Schwanken entstehen muß, aus welchem sich erst allmählig eine neue sittliche Richtung entwickeln wird. Damit ist jedoch noch nicht erwiesen, daß — und gerade darauf würde es ankommen — die sittlichen Anschauungen der verschiedenen Nationalitäten, welche auf amerikanischem Boden zusammentrafen, so grundverschieden sind, daß ihre Vermischung, bis zur Ausbildung einer neuen sittlichen Richtung, nothwendiger Weise gerade zur Corruption führen müsse. Es ist dies um so problematischer, weil alle diese Nationalitäten sich, mit ganz geringfügigen Ausnahmen, zum Christenthum, wenn auch theilweise zu verschiedenen Confectionen, bekennen. Die zahlreichen, jeder Bildung ermangelnden Neger konnten nach der eigenen Darstellung des Verfassers keinen verderblichen Einfluß üben, weil sie Sklaven waren, deren Herren ihre sittlichen Verhältnisse im Zwangswege lediglich nach dem Interesse der herrschenden Classe ordneten, wovon wir — was freilich nicht hervorgehoben wird — in der Sklavengütererei und der Trennung der Familien durch Verkauf einzelner Glieder die erschreckendsten Beispiele gesehen haben.

Von den Nichtchristen fallen die Indianer und Chinesen schon deshalb nicht in's Gewicht, weil sie numerisch zu schwach sind. Daß die ziemlich zahlreichen Juden in den Vereinigten Staaten einen besonders corumpirenden Einfluß geübt haben, dürfte schwer nachzuweisen sein. Darin, daß dieselben in Amerika besonders rasch ihre Abgeschlossenheit verlieren und „isolirt wie jeder andere Mann in den Kampf Aller gegen Alle“ eintreten, hat Becker Recht. Aber er irrt, glaube ich, wenn er den Grund dieser Erscheinung in dem glaubenzerstörenden Einfluß der Ideen der Neuzeit findet. Derselbe dürfte vielmehr in der vollständigen Gleichstellung der Juden mit den Christen und in dem Wegfall alles und jeden Drucks zu suchen sein. Davon, daß der im Vaterlande leider bisweilen hervortretende und durch den Gegensatz zwischen dem im Norden vorherrschenden Protestantismus und dem Katholizismus im Süden verschärfte „tiefe ethnische Riß zwischen Nord- und Süddeutschen“ auch in Amerika „seinen trennenden Charakter“ beibehalte, habe ich drüben niemals etwas bemerkt, wie ich denn auch nicht einräumen kann, daß er im Deutschen Reiche wirklich „trennend“ wirke. Auch die bei der ganzen Behandlung dieses Gegenstands scharf hervortretende Antipathie Becker's gegen die Katholiken vermag ich nicht zu theilen; und wenn ich auch einräume, daß die Irländer das bedenklichste Element im amerikanischen Staatswesen sein dürften, so schreibe ich das doch nicht dem Umstande zu, daß sie der überwiegenden Mehrzahl nach Katholiken sind, sondern den Charakter-Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität und dem Einfluß, welchen ihr historischer Entwicklungsengang in vergangenen Zeiten darauf geübt hat.

Mit wie großem Interesse ich auch die Erörterungen über die Verhältnisse in den verschiedenen Landestheilen gelesen habe, welche zum Beweise der Richtigkeit der aufgestellten Theorie dienen sollen, zu überzeugen haben mich dieselben nicht vermocht, weil sie viele innere Widersprüche enthalten. Ich will von diesen nur einen einzigen hervorheben. Wäre die Theorie richtig, so hätte der Süden, welcher — abgesehen von den Negern, über die ich bereits gesprochen habe, — bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs eine fast völlig ungemischte Bevölkerung anglo-germanischen Stammes enthielt, damals der am wenigsten corruptirte Theil der Union sein müssen. Das wird aber Niemand behaupten wollen. Jedenfalls war es ein Südländer, der aus Virginien stammende Kriegsminister unter der Administration Buchanan's, John B. Floyd, welcher das erste Beispiel gegeben hat, daß sich die Corruption bis in das Cabinet des Präsidenten eindringen kann. — Nur beiläufig will ich bemerken, daß es auf einer ganz irrigen Vorstellung beruht, wenn der Verfasser den Unterschied zwischen den früheren Whigs und Demokraten nur darin findet, daß die ersteren Freihändler, die letzteren Schutzzöllner gewesen seien; und daß seine Darstellung der Parteigruppierungen im Kampfe um die Herrschaft zur Zeit des Ausbruchs des Bürgerkrieges ganz dazu angethan ist, diejenigen, welche die Verhältnisse nicht genauer kennen, zu verwirren. Denn die Behauptung: die Yankees hätten „die Sklavenfrage“ ausgenommen und den Sklaven als Preis der Bundesgenossenschaft (!) im Interessenkampf zwischen Norden und Süden die Freiheit in Aussicht gestellt, ruft, wenn man auch alles sonst darin enthaltene Irrige bei Seite läßt, jedenfalls den Eindruck hervor, als ob jener Interessenkampf nicht gerade in der Sklavenfrage seine Hauptursache gehabt hätte. Nicht minder ist es ein großer Irrthum, wenn S. 321 behauptet wird: „Die Wiederwahl Grant's (1872) kam bloß durch die Abneigung der republicanischen, d. h. germanischen Bevölkerung des Nordens gegen die hinter dem Banner der Demokratie sich verbergenden keltischen Tendenzen zu Stande!“ Ich war während des ganzen Wahlkampfes in den Vereinigten Staaten und habe meine abweichenden Ansichten damals in einigen, auch in andere Blätter übergegangenen „Reisebriefen“ in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ näher begründet. Doch genug davon.

Als eine zweite, jedoch geringere Ursache der Corruption bezeichnet Becker den mühelosen Vermögens-Erwerb und seine Wirkungen. Diese aber sollen seiner Ansicht nach in der Idee der Freiheit und Gleichheit wurzeln. „Gefetze,“ sagt er S. 329, „um auf die Vertheilung der natürlichen Reichthümer dergestalt einzuwirken, daß der erworbene Antheil des Einzelnen in annäherndem Verhältnisse zur aufgewandten Mühe stehe, existiren in den Vereinigten Staaten nicht.“ Ich kann darauf nur mit der Frage antworten: in welchem anderen Staate bestehen denn solche Gesetze? Wir würden mit einem Schlage unsere social-demokratische Frage los werden, wenn wir sie auch bei uns einführen könnten.

Der ganze Abschnitt, welcher diesen Gegenstand behandelt, und in welchem (S. 332 ff.) auch die schlimmen Erfahrungen aufgenommen sind, welche der Verfasser selbst nach dem großen Brand von Chicago gemacht hat, bezieht sich übrigens nur auf einzelne Gesellschaftsklassen, und deshalb sind auch die daran geknüpften Betrachtungen und die daraus gezogenen Schlüsse nicht für das ganze amerikanische Volk zutreffend. Wohin eine schwindelhafte Speculation führt, wie viele Familien dadurch unverschuldet in's Unglück gestürzt werden, haben wir ja leider auch in den letzten Jahren erfahren, und beweist uns noch heute jedes Zeitungsblatt. Auch diesseits des Oceans haben wir eine Concentrirung großer Capitalwerthe in verhältnißmäßig wenigen Händen, den Versuch der Großcapitalisten, die Gesetzgebung zu beeinflussen, und das Bemühen einzelner finanziell ruinirter Speculanten, sich in einem Staats- oder Gemeindeamt einen neuen Lebensunterhalt zu verschaffen, erlebt. Der Unterschied zwischen Europa und Amerika in dieser Beziehung ist nur ein gradueller und läßt sich, wenn auch, Gott sei Dank, die Corruption noch nicht in unseren gesetzgebenden Versammlungen Eingang gefunden hat, nicht auf den Einfluß monarchischer

oder republikanischer Formen zurückführen. Dafür, in wie hohe Kreise auch in monarchischen Staaten die Corruption hinaufreichen kann, hat, um nur dies eine Beispiel anzuführen, Frankreich unter der Herrschaft Napoleon's III. den Beweis geliefert.

Eine dritte Grundursache der Corruption soll in dem Versuche liegen, das vermeintliche Princip der Gleichberechtigung Aller durchzuführen. Beinahe zwölf Seiten lang (§. 342—52) setzt der Verfasser durch seine Phantasien über dieses Thema den Leser in Staunen. Zunächst stellt er die Behauptung auf, daß die Amerikaner — und nach der Fassung scheint er dabei alle im Sinn zu haben — aus dem Princip der „gleichen Rechte“ Aller den ihm „eminent logisch erscheinenden Schluß“ abgeben, daß „der Mensch überhaupt nicht nöthig habe, sich zum Schutz seines Lebens, seiner Freiheit und zur Erreichung seiner Glückseligkeit irgend wie zu bemühen“, und „der Staat verpflichtet, ja überhaupt nur dazu da sei, ihn, den souveränen Herrn, in den Genuß seiner Rechte einzuführen“!! — — „So kümmert sich denn unser souveräner Jüngling wenigstens möglichst um die Erwerbung von Kenntnissen oder das Erlernen eines Geschäftes:

Bei Euch lernt so ein Exquartaner  
Ein firm Geschäft, wie's Brauch und Zug,  
Hier ist er nur „Amerikaner“  
Und das ist grad' Geschäft genug!“

sagt Georgismus in seinem amerikanischen Skizzenbüchele!“

Ich habe mich nicht enthalten können, die vorstehenden Sätze wörtlich einzuschalten, weil das angeführte Citat aus einem, 1874 von einem Hessischen Ingenieur in New-York geschriebenen größeren satirischen Gedicht, das nicht ohne Humor ist, aber bei manchen treffenden Urtheilen die amerikanischen Zustände theilweise sehr stark caricirt, buchstäblich der einzige Beweis ist, der für die aufgestellten kühnen Behauptungen beigebracht wird, wie denn überhaupt dieses „Skizzenbüchele“, aus dem der Verfasser wiederholt mit Vorliebe citirt, neben Zeitungen eine Hauptquelle für seine Beurtheilung der amerikanischen Zustände zu sein scheint. Ich bezweifle nicht, daß es manchen „soveränen Jüngling“ in den Vereinigten Staaten gibt, der zu dem uns hier von den Amerikanern entworfenen Bilde hätte sitzen können. Aber ich will nicht verhehlen, daß ich, als ich diese Ausführungen zum ersten Male las, zweifelhaft darüber war, ob Becker sich nicht blos über seine unwissenden Leser habe lustig machen wollen, und daß ich mich erst bei wiederholter aufmerkamer Lectüre davon überzeugen konnte, daß er es wirklich ernsthaft meint. Wie ein Mann, der 17 Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hat, die Amerikaner, bei denen der Grundsatz von der Ehre der Arbeit mehr als eine bloße Phrase ist, und deren weit überwiegende Mehrzahl entschieden viel mehr arbeitet, als das in Deutschland geschieht, ein solches Urtheil auszusprechen wagen kann, ist mir geradezu unbegreiflich.

Ich bin, um die eigenthümliche Logik des Verfassers in das richtige Licht zu stellen, genöthigt, noch eine andere Stelle aus diesem Abschnitt (§. 344) wörtlich anzuführen. Er wiederholt nämlich die bekannte und begründete Klage, die auch neuerdings wiederum von Kapp in seinem Buche „Aus und über Amerika“ beleuchtet worden ist, daß gerade die besseren Elemente der Bevölkerung sich von jeder Theiligung an dem öffentlichen Leben beinahe ganz und gar zurückziehen, und bemerkt, daß wenn sie sich auch der organisirten Phalanx der Corruption gegenüberstellen wollten und einen augenblicklichen Sieg errängen, dieser ihnen doch bald wieder entrisen werden würde. Dann fährt er wörtlich also fort: „Warum? Seltsam wie es klingen mag, ist es doch nicht weniger wahr: die Corruption vertritt in diesem Kampfe das Princip der Gerechtigkeit, nämlich das Princip, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth sei! Die organisirte Corruption bezahlt ihre Diener im richtigen Verhältnisse zu ihren Diensten und Fähigkeiten, während der Staat die für seine besten Interessen Kämpfenden nicht nur nicht bezahlt, sondern ihnen einfach sagt, daß

sie gerade so viel Rechte hätten, und nicht ein Jota mehr als die menschlichen Brüder, die sie eben aus ihren durch Corruption besudelten Aemtern geworfen. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß Alles, was hervorragende Fähigkeit und Tüchtigkeit besitzt, seine Dienste jener Macht zu Gebote stellt, welche dieselben am besten bezahlt, nämlich der Corruption. In diesem Lichte betrachtet, ist die Corruption des Zeitalters geradezu die Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen eine alle Grundsätze der Gerechtigkeit verläugnende Theorie."

Ich überlasse es dem Leser, selbst den Versuch zu machen, ob und wie sich diese Verherrlichung der Corruption mit den sonstigen Ausführungen des Verfassers und mit dem gesunden Menschenverstande in Einklang bringen lasse.

Die letzte, unmittelbare Hauptursache der Corruption findet Becker in der „Un-erträglichkeit der in den Vereinigten Staaten herrschenden Eigenthumsverhältnisse“, die dem Grundsatz der Gleichberechtigung widerstreben und mit dem der Freiheit unvereinbar sein soll, weil „nach diesem jeder Einzelne nur zu den Ergebnissen seiner eigenen Thätigkeit berechtigt, Privateigenthum lediglich durch Leistungen erworbenlich, und jede andere Art des Erwerbes von Privateigenthum ungehörig“ sei. In Amerika seien aber fast alle Vermögen ohne Arbeit, durch das in Folge der starken Einwanderung in noch nie dagewesenen Verhältnissen eingetretene Steigen der natürlichen Bodenwerthe, durch Speculation und Monopole entstanden; schon beginne deshalb die Achtung vor der Heiligkeit des Eigenthums zu schwinden und ein Krieg aller gegen alle, dessen Form die Corruption sei! Das ist der Grundgedanke einer langen Erörterung, der ich hier in ihren Einzelheiten nicht zu folgen brauche, weil, was Wahres darin enthalten ist, ohnehin schon bekannt ist, und eine Widerlegung des Unrichtigen eine eigene Schrift über die sociale Frage und eine vollständige Geschichte der Eigenthums- und Vermögensverhältnisse in den Vereinigten Staaten erfordern würde. Die Kampfweise des Verfassers ist auch hier dieselbe wie in dem ganzen Buche. So wird, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, über den verderblichen Einfluß geklagt, den „jene moralischen Schriftlein“ geübt, „in denen die fromme Welt ihrer gläubigen Jugend die Lebensgeschichte der self-made („selbst-gemachte“ — ich glaube, der Ausdruck „durch eigene Kraft emporgekommene“ würde den Sinn von self-made richtiger wiedergeben —) Männer vorlegt, und worin in aller Ausführlichkeit erzählt wird, wie Astor, Vanderbilt, George Law, Crocker und schließlich vielleicht auch Jay Gould und Gim Fisk ihre Millionen erwarben, und dem strebsamen Jüngling empfohlen wird, in die Fußtapfen jener großen Männer zu treten“. Die Intelligenz und Tüchtigkeit, der Fleiß und die Redlichkeit, welche einzelne dieser Männer gezeigt, bleiben weislich unerwähnt. Eben so wenig fällt es Becker ein, anzuführen, daß mit „jenen moralischen Schriftlein“ andere, z. B. die weit verbreiteten „Sketches of men of Progress, by James Parton, Bayard Taylor etc.“ (New-York & Hartford 1870—71) erfolgreich concurriren, die dem „strebsamen Jüngling“ andere Muster vorführen. Es ist das um so unverzeihlicher, da er sich doch, wie oben erwähnt, an anderer Stelle selbst auf James Parton und Bayard Taylor als Autoritäten für seine ungünstige Beurtheilung der amerikanischen Zustände beruft. Erklären läßt sich dieses Verfahren nur aus der pessimistischen Auffassung, welche der Verfasser von der vermeintlich unaufhaltsamen Zunahme der Entfittlichung der Vereinigten Staaten hat. Er ruft dem Leser S. 358 ein neues „Lasciate ogni speranza“ zu, indem er sagt: „Die Wahrheit ist, daß ein helfender Rath sich überhaupt nicht geben läßt. Der vor sich gehende Proceß ist ein natürlicher, unter den obwaltenden Umständen unvermeidlicher, und ein eitles Beginnen ist's, sich ihm entgegenzustellen!“ — — „Sittenreinheit und Sittlichkeit werden erst dann wiederkehren, wenn die Corruption selbst die Corruption im mörderischen Kampfe besiegt hat!“ —

Ich komme zum letzten Abschnitt: den Muthmaßungen des Verfassers über die Zukunft der Vereinigten Staaten (362 ff.). Sie sind der Hauptsache nach auf S. 364 in dem einen Satze zusammengefaßt: „Das alte und wurmstichige Haus

kann kein neuer Anstrich mehr vor dem Zusammenbruche schützen; es muß abgerissen werden, damit Platz für den mit brauchbaren Materialien auszuführenden Neubau entstehe.“ — Zunächst sollen wir bei der im Herbst d. J. bevorstehenden Präsidentenwahl das Schauspiel erleben, daß die bisher am Ruder befindliche republikanische Partei, deren Regierung nur bei den Beamten, den Monopolisten und den Regern volle, bei den fanatisch-puritanischen Secten und bei den Schützblütern bedingte Unterstützung finde, unterliegen und die Oberherrschaft an die aus allen anderen Elementen des Landes gebildete Opposition verlieren werde, die Becker unter dem Gesamtnamen der demokratischen Seite zusammenfaßt, und zu der er offenbar auch selbst gehört. Diese oppositionellen Elemente können aber, wie er weiter auszuführen sucht, nur für den Augenblick der Wahl durch den blendenden Wahlpruch: „Freiheit und Staatenrechte, d. i. Föderung der Centralgewalt und Erweiterung der Befugnisse der Einzelstaaten“ zusammengehalten werden. Hätten sie erst bei der Wahl gesiegt, so werde sich ihre Verbindung, ihrer völlig heterogenen Interessen wegen, eben so rasch wieder auflösen, und mit der Zeit werde das ungeheuer Reich voraussichtlich in mehrere, wahrscheinlich fünf, verschiedene Staatengruppen zerfallen. Seit nicht länger werthvolle unangesiedelte Ländereien im Westen existirten, die Jedem ein unmittelbares persönliches Interesse am Bestande der Gesamtrepublik gaben, ziehe überhaupt nur noch eine Classe wirklichen Nutzen aus dem Bestehen der gegenwärtigen Union, „nämlich jene, die im Verbande mit der herrschenden Parteiorganisation die Ausbeutung der Gesamtheit systematisch betreibt“. „Die andern Theile des Volks, welche die großen Sectionen des Landes beinahe ausschließlich bevölkern, ziehen von der Bundesregierung auch nicht den geringsten Vortheil, dessen sie sich in einer unabhängigen Existenz nicht in gleichem Maße erfreuen könnten, wol aber den Nachtheil, einer hohen Steuerlast und systematischer Ausplünderung unterworfen zu sein.“ Sicher sei, daß dem Volke der Vereinigten Staaten binnen Kurzem keine andere Wahl übrig bleiben werde, als zwischen einer starken Centralgewalt unter sehr bedeutender Beschränkung der Freiheitsrechte, oder der Erhaltung dieser Freiheitsrechte, die nothwendig zur Auflösung der Union führen müsse. Aus einer hierauf folgenden längeren Erörterung der Unterschiede zwischen Republik und Monarchie und der Vorzüge resp. der einen und anderen, in der es nicht an paradoxen Sätzen fehlt, zieht der Verfasser dann noch den fernern Schluß, daß er „die allmälige, in den verschiedenen Landestheilen, je nach ihren speciellen Besonderheiten und dem Charakter ihrer Bevölkerung, schneller oder langsamer sich entwickelnde Verdrängung der republikanischen Formen durch monarchische für sicher halte.“ Diese Veränderung werde übrigens nicht ohne hartnäckigen Widerstand vor sich gehen, auch werde man nicht die gegenwärtig in Europa bestehenden monarchischen Formen copiren und auf einmal fix und fertig einführen, sondern durch allmäligen Uebergang zur Autocratie unter republikanischen Formen kommen. „Die ‚Boss‘ genannten Autocraten der großen Städte — (wie z. B. Tweed in New-York einer war) — sind das erste Beispiel dieser Entwicklung!“

Nach einigen Bemerkungen über verschiedene auf die Vereinigten Staaten bezügliche Stellen in neuerdings in Deutschland erschienenen culturhistorischen Arbeiten, — von denen jedoch nur diejenige Kolb's speciell genannt wird, — schließt der Verfasser seine Betrachtungen über die amerikanischen Zustände mit dem Ausdruck des befriedigenden Bewußtseins, die große Wahrheit enthüllt zu haben: daß der dem Menschengeschlecht als Leitstern auf der Bahn des Lebens empfohlene „Polarstern des Friedens, der Freiheit und des allgemeinen Glücks“ sich als ein „tanzendes Irlicht“ erwiesen habe!

Der gezeigte Leser wird hoffentlich nicht erwarten, daß ich diese Phantasien über die Eventualitäten der Zukunft einer weitläufigen Erörterung unterziehe. Ihren Ursprung erkläre ich mir folgendermaßen: Die Prophezeiung über den Ausfall der nächsten Präsidentenwahl scheint unter dem Eindruck der Wahlen zum Congreß im Herbst 1874 geschrieben zu sein, denen bereits im Herbst v. J. ein gewaltiger Um-

schlag gefolgt ist; und es ist bei den weiteren Conjecturen übersehen, daß die von der öffentlichen Meinung gemißbilligten cäsarischen Gelüste, welche man dem Präsidenten Grant zuschrieb, der — das erste Beispiel in der Geschichte der Union — eine dritte Wahl ambirte, bei den Wahlen von 1874 ein nicht unwichtiger Factor waren. — Die Muthmaßungen über den Zerfall der Republik in verschiedene Staaten-Gruppen werden ihren Ursprung einer Erinnerung an die gleichen Hypothesen verdanken, welche während der, dem Ausbruch des Bürgerkriegs vorangehenden politischen Krisis vielfach selbst von hervorragenden Männern, z. B. dem alten General Scott, aufgestellt wurden und in den, in einem so ungeheueren Ländergebiet naturgemäß rücksichtlich mancher Punkte vorhandenen entgegengesetzten Interessen der verschiedenen Landestheile ihre Erklärung finden. — Für die zum Theil recht wunderlichen Ansichten des Verfassers über Republik und Monarchie weiß ich keinen anderen Erklärungsgrund als dessen Idiosynkrasie gegen die erstere Staatsform, wozu dann noch mangelhafte Kunde der Geschichte und der factischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten kommt. Das tritt in wirklich amüsanten Form namentlich bei dem Versuche hervor, den Beweis zu führen, daß „für die Aufrechterhaltung freiheitlicher republikanischer Formen der Besitz einer kriegerischen Ueberlegenheit nothwendig“ sei. Daß die Vereinigten Staaten das beneidenswerthe Glück genossen, keine kriegsthätigen und erobungslustigen Nachbarn zu haben, welche sie nöthigen würden, wie das leider bei uns der Fall ist, die beste Kraft des Volks für ihre militärische Sicherheit zu verwenden, und daß gerade deshalb ihre Armee nach den neuesten Angaben (vgl. „Deutscher Reichsanzeiger“ 1875, Nr. 300, 1. Weil.) nur aus 1540 Officieren und 24,031 Mann zu bestehen braucht, fällt Herrn Becker natürlich eben so wenig ein, wie daß dieser große Vorzug bei dem Zerfall der Republik in mehrere Staatencomplexe nothwendiger Weise verloren gehen würde. Ich möchte ihm empfehlen nachzulesen, was der von ihm an einer andern Stelle mit vollem Recht als eine Autorität genannte bedeutende amerikanische Nationalöconom David A. Wells in dem, in seiner Eigenschaft als „special commissioner of the revenue“ erstatteten Jahresbericht vom Janr. 1868 (40th Congr. 2nd Sess. Ho of Repr. Ex. Doc. No. 81) über die militärischen Verhältnisse in Europa und Amerika sagt und näher begründet. Es heißt dort S. 12: „Die regelmäßigen Ausgaben für die Armee und Marine — Vorbereitungen auf den Krieg mitten im Frieden — sind die Mühlsteine, welche am Nacken der europäischen Nationen hängen, sie jährlich tiefer in Schulden hinabziehen und es der großen Masse ihrer Bevölkerungen von Jahr zu Jahr mehr erschweren, sich wieder herauszuarbeiten.“

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich mir bei dieser Besprechung des Becker'schen Buchs nicht die Aufgabe gestellt habe, die Vorzüge republikanischer und monarchischer Staatsformen gegen einander abzuwägen. Ich denke noch heute mit Stolz und Freude daran zurück, daß ein glückliches Loos mir beschieden hat, der vom Norddeutschen Reichstage im December 1870 nach Versailles entsandten Deputation anzugehören, die den ehrenvollen Auftrag hatte, Sr. Majestät dem Könige Wilhelm die Bitte zu überbringen: die ihm von den Fürsten und freien Städten des Vaterlandes angetragene Deutsche Kaiserkrone annehmen zu wollen. Aber so tief ich es beklagen würde, wenn jemals das Deutsche Reich in eine Deutsche Republik umgestaltet werden sollte, so wenig halte ich es andererseits für statthaft, den Versuch machen zu wollen, die bei einem andern großen Culturvolke geltenden republicanischen Staatsformen für alle dort obwaltenden Schäden und Auswüchse verantwortlich zu machen, die sich viel besser aus dessen socialen Verhältnissen und ihrer historischen Entwicklung erklären lassen.

Die Thatfache einer in den Vereinigten Staaten weit verbreiteten Corruption war längst notorisch. Sie, wie Becker das gethan, noch zu übertreiben, ist, meines Erachtens, milde ausgedrückt, geschmacklos; ihre Beseitigung wegen der derselben vermeintlich zu Grunde liegenden republikanischen Institutionen des Landes für hoffnungslos zu erklären, ungerecht und unerweisbar. — In meinem Vertrauen, daß es dem

Amerikanische Volke, sobald es sich nur einmal aufrafft, gelingen werde, den Augiasstall der Corruption auszuleroen und zu reineren und besseren Zuständen zurückzuführen, kann mich selbst das schlimmste Symptom der augenblicklich herrschenden Demoralisation nicht irre machen, das ich darin finde, daß selbst die Guten und Reinen gegen glänzend überlätzte Schlechtigkeit und Schmutz gleichgültig erscheinen und dem reichen Manne selbst dann, wenigstens äußere, Achtung bezeugen, wenn sie wissen, daß er seinen Reichtum durch die verwerlichsten Mittel erworben hat. In diesem Vertrauen stärkt mich die Betrachtung, daß es einst auch in Deutschland eine Zeit gegeben zu haben scheint, wo es in dieser Beziehung nicht viel besser stand. Denn wie ließe sich sonst das deutsche Sprichwort erklären: „Die kleinen Diebe hängt man, vor großen nimmt man den Hut ab“, und wie der Ausspruch Georg Christ. Lichtenberg's: „Ein Kerl, der einmal 100,000 Thaler gestohlen hat, kann hernach ehrlich durch die Welt kommen"? Die Anstrengungen, welche gerade jetzt in der transatlantischen Republik gemacht werden, um bei der bevorstehenden Präsidentenwahl die Macht der Gewerbspolitiker zu brechen, dem Verlangen des Volks nach wirklichen Reformen einen entscheidenden Einfluß durch die Wahl eines Präsidenten zu verschaffen, dessen Charakter und Fähigkeiten eine Garantie bieten, und dadurch die Wiedergeburt der Union zu erwirken, erscheinen mir keineswegs aussichtslos.

Als Kaiser Alexander I. von Rußland einst gegen Frau von Staël aussprach, daß er mit dem Gedanken umgehe, seinem Volke eine Verfassung zu geben, erwiderte sie: „Sire, votre caractère est une constitution“. Seine hübsche Replik: „mais je suis mortel“, hat mich nicht daran irre gemacht, daß die berühmte Tochter Nocher's in ihrer Antwort einer großen Wahrheit Ausdruck gab. Ich bin auch heute noch der Ansicht, daß es für das Glück und Gedeihen einer Nation viel mehr auf die Personen, welche ihre Geschicke leiten, als auf die Verfassungsformen ankommt, daß die Bedeutung der letzteren wesentlich darin liegt, Sicherheit dafür zu bieten, daß auch weniger würdige und fähige Personen wenigstens nicht schaden können. Was bedeutet ein wohlkautendes Partei-Programm, wenn die Männer, welche es auf ihre Fahne geschrieben haben, wie wir das oft genug erlebt haben, nicht darnach handeln? Was nützt die beste Verfassung, wenn ein unwürdiger Regent sich darüber hinwegsetzt, bis er sein Volk zur Revolution treibt?

Das Alles gilt eben so gut für die Vereinigten Staaten.

Gelingt es, dort die Wahl eines Mannes zum Präsidenten durchzusetzen, dem es wirklich ernstlich darum zu thun ist, der herrschenden Corruption ein Ende zu machen, so kann er, wie laut auch die Fachpolitiker über ihn schreien und wie stark sie gegen ihn intrigieren mögen, auf die Unterstützung der noch immer vorhandenen großen Majorität des Volkes rechnen, die sich schon längst nach einer ehrenhaften Regierung sehnt, die Schäden, welche die bisherige Mißwirtschaft ihr zugefügt hat, schwer empfindet, und tief beklagt, daß die Zeit, wo sie mit Recht stolz darauf sein konnte, dem Amerikanischen Staatswesen anzugehören, schon ziemlich weit zurückliegt. Die Bildung des „Centennial-Vereins“, welchen der durch seinen Charakter wie durch seine Leistungen gleich hervorragende greise Dichter W. Cullen Bryant, Carl Schurz, Horace White — der Redacteur der von Becker S. 241 schwer beschuldigten, weit verbreiteten und angesehenen „Chicago Times“, — und andere jetzt in der Ueberzeugung in's Leben gerufen haben, daß die Jubelfeier dieses Jahres nicht würdiger als durch eine Wiedergeburt der Republik begangen werden könne, und der am 15. und 16. Mai unter dem Vorsitz des nicht minder hochgeachteten früheren Präsidenten von Yale College und tüchtigen Völkerrechtslehrers, Theodore D. Woolsey, in New-York seine erste größere Versammlung gehalten hat, ist ein erster Schritt in der rechten Richtung. Ob derselbe Erfolg haben wird, steht allerdings noch dahin. Dieser wird wesentlich davon abhängen, ob die gebildeten und reichen Classen endlich aus ihrer bisherigen Enthaltung heraustreten, ihre Erfahrung und ihren nicht geringen Einfluß für eine Besserung der Zustände in die Waagschale werfen werden, und ob die ländliche Bevölkerung, die zwar unsern deutschen Bauernstand geistig bedeutend überragt,

zugleich aber mit den politischen und moralischen Anschauungen der Städter viel enger verwachsen ist als bei uns, sie dabei unterstützen wird. Als einen glücklichen Umstand, der der angestrebten Regeneration zu Statten kommen wird, betrachte ich es, daß bereits 11 Jahre seit dem Ende des Bürgerkrieges verfloßen sind, daß die bei den beiden letzten Präsidentenwahlen so stark in den Vordergrund getretene Besorgniß, der Einfluß der südlichen Urheber der Rebellion sei noch nicht ausreichend gebrochen, geschwunden ist, und daß die Ueberzeugung, der bisherigen grauenhaften Mißwirthschaft im Süden müsse ein Ende gemacht, der jetzige provisorische Zustand müsse dort durch einen bessern bleibenden ersetzt werden, in immer weiteren Kreisen verbreitet ist. Der Einfluß, welchen der Krieg und seine Folgen auf die Zunahme der Corruption geübt haben, ist in dem Becker'schen Buche überhaupt unterschätzt, und deshalb ist dort auch natürlich die Wirkung nicht in Betracht gezogen, die man sich davon versprechen kann, wenn eine versöhnende Politik gegen den Süden möglich wird, ohne daß man zu befürchten hat, dadurch die wiederhergestellte Union von Neuem in ihrem Bestande zu gefährden.

Doch ich habe mich durch diese Andeutungen über die in Amerika bereits im Gange befindliche Reform-Bewegung und ihre Aussichten vielleicht schon zu weit von meinem eigentlichen Thema entfernt, und ich will abbrechen.

Ich habe aus einem langjährigen Aufenthalt und von einem späteren Besuch in den Vereinigten Staaten ein lebhaftes Interesse für Land und Leute in die Heimath zurückgebracht. Freundschaftliche Beziehungen zu einer großen Anzahl der hervorragendsten Männer aller Parteien und Nationalitäten in Amerika konnten dasselbe nur steigern. Becker's maßlose und, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, größtentheils leichtfertige Verunglimpfung der „hundertjährigen Republik“ und ihrer Bewohner mußte es mir daher gewissermaßen auch als eine persönliche Pflicht erscheinen lassen, diesen Protest dagegen einzulegen, der mir zugleich im Interesse des Deutschen Reiches und der Deutschen Wissenschaft geboten schien. Deshalb rechne ich auf Nachsicht, wenn ich in meinen Ausführungen das Maß einer gewöhnlichen Bücher-Anzeige weit überschritten habe.